Carl, Richard

Luise, Königin von Preußen

Leipzig [1867]

Luise
Königin von Preußen.

Nach
Hudson's Life and Times of Louisa, Queen of Prussia,
unter Mitwirkung von W. Wagner
selbständig bearbeitet von
Dr. phil. R. Carl und Karl Fr. Pfau.

Rechtmäßige deutsche Ausgabe.

Mit einem Porträt der Königin Luise in Lichtdruck.

Leipzig.
Verlag von Karl Fr. Pfau.

Luise

Königin von Preußen.



Luise

Königin von Preußen.

(Nach einer Original-Kreidezeichnung in Lichtdruck ausgeführt von H. Dorn in Leipzig.)

Luise
Königin von Preußen.

Nach
Hudson's Life and Times of Louisa, Queen of Prussia,
unter Mitwirkung von W. Wagner
selbständig bearbeitet von
Dr. phil. R. Carl und Karl Fr. Pfau.

Rechtmäßige deutsche Ausgabe.

Mit einem Porträt der Königin Luise in Lichtdruck.

Leipzig.
Verlag von Karl Fr. Pfau.

Vorwort.

Die Veröffentlichung des vorliegenden Werkes über die Königin Luise bedarf keiner Rechtfertigung. Mit ehernen Lettern ist das Leben jener edlen, erhabenen Fürstin in das Herz eines jeden Deutschen geschrieben. Einem unvergänglichen Vermächtnis, dessen Segnungen sich noch in ferner Zukunft geltend machen, gleicht das Leben dieser sanften, unendlich liebenswürdigen und doch in ihrem ganzen Wesen so königlichen Frau.

Wenn immer die Schilderung eines Helden oder einer Heldin Freude und Genugthuung gewährt, so gilt dies vom vorliegenden Falle. Wie der englische Verfasser voll Liebe und Wärme, ja mit aufrichtiger Begeisterung seinem Volke unsere Luise vorführt, so haben sich auch die deutschen Herausgeber jener innern Bewegung nicht entziehen können, welche die so liebliche Gestalt der Königin Luise in unwiderstehlicher Weise erweckt.

Die vorliegende Ausgabe tritt als ein ganz neues und selbständiges Werk vor das deutsche Publikum. Zwar lehnt es sich an das englische Original im wesentlichen an; indessen ist vieles in dieser Ausgabe Enthaltene, was mehr für den Engländer von Interesse ist, ausgelassen worden, während anderes Wichtige und zur Charakteristik der Königin Notwendige, unter direkter Benutzung der Quellen, beigefügt, bezüglich verarbeitet wurde. Hierdurch bietet das vorliegende Werk eine umfassende und nahezu erschöpfende Biographie unserer Luise, und kaum ein anderes Werk über denselben Gegenstand dürfte sich hinsichtlich seiner Vollständigkeit mit dem vorliegenden messen können.

Wie die englische Ausgabe dieses Werkes den zwei Biographien deutscher Geistesgrößen, nämlich der Goethebiographie von Lewes und der Schillerbiographie von Carlyle würdig an die Seite gestellt worden

ist, so glauben die deutschen Herausgeber dies für die vorliegende Ausgabe in noch weit höherem Maße in Anspruch nehmen zu können. Reiches Quellenmaterial hat zur Vervollständigung des Werkes gedient und keine Mühe ist gescheut worden, das Lebensbild möglichst lichtvoll, dabei aber doch wahrheitsgetreu zu schildern. Ein solches Buch, so meinen wir, sollte deshalb Besitztum einer jeden deutschen Familie sein, denn die Segnungen des Lebens dieser „so himmlischen Blume" gelangen erst dann zu rechter Geltung.

Noch betrachten wir es als ernste Pflicht, der hiesigen Stadtbibliothek sowohl, wie insbesondere der Königl. Bibliothek in Berlin, unsern tiefgefühltesten Dank für die Bereitwilligkeit zum Ausdrucke zu bringen, mit welcher dieselben uns die einschlägige Litteratur zur freien Verfügung stellten. Ebenso erwähnen wir dankbar die treue Mithilfe des Herrn John E. Barker, auf dessen Anregung die deutsche Ausgabe hauptsächlich veranstaltet wurde.

Die Herausgeber begleiten die deutsche Ausgabe mit den herzlichsten Glückwünschen auf ihrem ersten Wege. Möge das Buch, das edler Begeisterung entflossen, dazu beitragen, das Nationalgefühl zu stärken und die Liebe zu unserm großen Vaterlande zu befestigen.

Das walte Gott!

Leipzig.

Die Herausgeber.

Inhaltsübersicht.

Einleitung.

Groß und herrlich tritt uns die erhabene und doch so volkstümliche Gestalt der Königin Luise in der deutschen Geschichte entgegen. Als ein leuchtendes Beispiel edler Tugend und echter Weiblichkeit begeistert sie die Herzen des Volkes, und ihr Leben und Wirken gleicht einer segensreichen Quelle, in der sich ebensosehr die edlen Züge bürgerlicher Einfachheit wie fürstlicher Hoheit widerspiegeln. Unzertrennlich ist ihre Gestalt mit dem deutschen Volke verknüpft, und wie entzückender Zauber wirken die herrlichen Thaten, die aus dem großen Wirkungskreise, in welchem sie ihre schönen Talente zu glücklicher Entfaltung zu bringen wußte, hervorgingen. Denn nicht nur in den engen Schranken ihres so lieblichen Familienkreises fand Königin Luise ihre Lebensaufgabe, auch an den politischen Ereignissen nahm sie lebhaften Anteil, und durch ihr heroisches Auftreten ist ihr Gedächtnis aufs innigste mit dem jener Helden verwoben, denen wir die Neugestaltung Deutschlands verdanken.

Diese vielseitigen Aufgaben ihres Lebens, die ihr den Ruhm der Unsterblichkeit verliehen, geben zwar dem Biographen ein wertvolles Material in die Hand, zugleich aber legen sie ihm, um ihre Persönlichkeit mit geschichtlicher Treue und Wahrheit schildern zu können, die ernste Verpflichtung auf, in seiner Darstellung der Gesamtlage dieser Zeit Rechnung zu tragen und jener Männer zu gedenken, welche als auserwählte Vertreter der Epoche betrachtet werden können. Denn nur auf diese Weise wird es möglich, über den vielen Einzelheiten eines so sturmbewegten Lebens den allgemeinen Zusammenhang nicht aus den Augen zu verlieren, und alle die Eigenschaften, welche unsere Heldin wahrhaft groß und für alle Zeiten unvergeßlich gemacht haben, völlig zu würdigen.

Eine übersichtliche Darstellung dieser so denkwürdigen Zeit fordert unwillkürlich zu einer planmäßig geordneten, nach den einzelnen Staaten gesonderten Schilderung heraus. Auch in der folgenden Lebensbeschreibung ist diese Anordnung befolgt worden, und zwar beginnen wir mit Frankreich aus dem Grunde, weil durch diesen Staat der Anstoß zu den späteren Hauptereignissen des Zeitalters gegeben wurde. Hier hatte um die Zeit, wo unsere kleine Luise jene unbewußten, aber wichtigen Eindrücke der ersten Kindheit empfing, Ludwig XVI. den Thron seiner Väter bestiegen. Seine Regentenpflichten übte er mit wohlwollendem Sinn, und gleich in seinen ersten Thaten prägte sich der aufrichtige Wunsch aus, jedermann recht zu thun. Alle Franzosen, die mit der fast hundertjährigen Mißwirtschaft der früheren Könige unzufrieden waren, sahen voll Hoffnung auf den jungen König, bei dessen Anblick die Gestalt des großen Heinrich ihnen vor Augen schwebte.

Und in der That hatte seit dem Tode des ersten Bourbon kein so liebenswürdiger und gewissenhafter Monarch den Thron Frankreichs eingenommen. Aber unglücklicherweise fehlte es Ludwig gänzlich an festen Charaktereigenschaften, zielbewußter Thatkraft und der erforderlichen Klugheit, um die außerordentlichen Schwierigkeiten der damaligen Verhältnisse zu überwinden. Er hatte den Thron eines zerrütteten Königreichs bestiegen, das aller finanziellen Hilfsquellen entbehrte, in Parteien gespalten und dem Untergange nahe war. Eine wehmütige und doch so wahre Bestätigung finden diese unglücklichen Verhältnisse in den von der ebenso jungen wie unerfahrenen Gemahlin des Königs, Marie Antoinette von Österreich, an ihre Mutter gerichteten Worten: „Wir sind zu jung zur Regierung; oh, meine Mutter, bete für uns und leite uns durch Deinen Rat!“

Auch in religiöser und sittlicher Beziehung war in Frankreich eine andere Welt erstanden, die hauptsächlich durch Voltaires[1]) Lehren begründet, von dem Geiste menschlicher Skepsis beherrscht wurde. Am 30. Mai 1778 war dieser große Philosoph verschieden, aber die Ideen, die er seinen Mitmenschen hinterlassen, starben nicht mit ihm. Von jenem Tage bis zum heutigen sind seine ernsten und seine satirischen Aussprüche, sogar seine gottlosen Scherze, von Leuten im Munde geführt worden, die zwar an Witz Gefallen finden, aber für die Zwecke, denen eigentlich Geistesblitze dieser Art dienen sollten, kein Verständnis haben. Die eifrigsten Gegner von Voltaires Grundsätzen geben seine außerordentliche natürliche Begabung zu, welche er in gewisser Beziehung gut anwendete, namentlich bei seinen erfolgreichen

Bemühungen, die Pfaffen und Mönche, die in früherer Zeit den Strom der Geschichte mit thörichten Überlieferungen trübten und die Geschichtsschreibung nahezu ausschließlich beherrschten, aus dem Sattel zu heben. Andererseits räumen die entschiedensten Anhänger des Philosophen ein, daß der große Mann von der unedlen Leidenschaft der Eitelkeit beherrscht wurde. Goethe, einer der wärmsten Bewunderer Voltaires, gestand zu, daß es ihm an Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit mangelte, obwohl er in ihm ein wunderbares, mit jeder Art Genie begabtes Wesen sah.

Dieser ungewöhnliche Geist schloß unzweifelhaft wunderbare Kräfte in sich, als deren Produkt eine außerordentliche, mehr durch schlagfertigen Witz als durch tiefen Scharfsinn gekennzeichnete Verstandeskraft erschien. Eigentümlich war ihm die Gabe der beißenden Satire. So gefährlich diese Richtung des Genies denjenigen wird, welchen sie im Übermaße verliehen ist, so ist sie doch auch eine Gabe, die oft für das Gute zu wirken vermag. Wenn die moralische Atmosphäre mehr als gewöhnlich von den Thorheiten und Ungereimtheiten der Menschen verdunkelt ist, so treibt der Aberglaube verborgene Blüten, die den Interessen religiöser Überzeugung und reiner Sittlichkeit gefährlicher sind, als der grobe Aberglaube, der in halbzivilisierten Zeitaltern herrschte. Voltaires scharfer Verstand nahm sofort Ungereimtheiten wahr, für die die meisten Menschen blind waren, und verspottete sie. Wie so mancher andere Sterbliche überschritt aber auch er seine Vollmacht und setzte gewisse Dinge dem Spott aus, die er besser unangetastet gelassen hätte, oder mit denen er ehrfurchtsvoll hätte umgehen sollen.

Der berühmte Geschichtsschreiber Menzel nennt daher Voltaire „den Affen unseres großen Luther" und seinen „Einfluß auf Frankreich eine Karikatur der Reformation, in der germanische Würde und Gedankentiefe durch französische Sophisterei und Frivolität verhöhnt wurden." Verfolgen wir die in diesen Worten ausgesprochene Idee, so gelangen wir zu dem Schlusse, daß sowohl der Reformator als der Satiriker von Natur dazu ausgerüstet waren, ungeheuren Einfluß auf die Zeit, in der sie lebten, auszuüben, und mit der zur Ausführung des notwendigen Werkes erforderlichen Geisteskraft in außergewöhnlichem Maße begabt waren. Dadurch erklärt sich auch, daß die göttlichen Absichten weder in dem einen noch im andern Falle vereitelt wurden, obwohl Voltaire sich auf seinen eigenen Verstand verließ und nicht wie Luther in gottesfürchtigem Geiste wirkte.

Ein Mann, dessen moralische Grundsätze sich nicht auf tiefe religiöse Überzeugungen gründen, kann kaum ein durchaus gleicher, mit sich selbst zufriedener Charakter sein; und so erscheint uns denn auch der Weltweise, der die Inkonsequenzen seiner Mitmenschen schonungslos verspottet hatte, entweder selbst wunderlich inkonsequent oder aber äußerst falsch: als ein Mann, der seine Glaubensäußerungen den augenblicklichen Umständen anpaßte und sich nicht einmal schämte, dies zu gestehen, wenn er mit einem Freunde sprach, der ein solches Bekenntnis vermutlich nicht mißfällig aufnahm. Als Voltaire sich schwer krank fühlte, schickte er nach dem Abbé Gaultier, der dem Sterbenden jede mögliche Aufmerksamkeit erwies und ihm, dem Brauch und Kultus der römisch-katholischen Kirche gemäß, die Sakramente darreichte. Im nächsten Augenblicke stand nicht ein Diener der Kirche, sondern einer von Voltaires jungen Schülern an seinem Bette und sprach leichtfertig von religiösen Satzungen. „Sie wissen, wie es hier ist," sagte Voltaire, „wir müssen ein wenig mit den Wölfen heulen; wäre ich an den Ufern des Ganges, so würde ich mit einem Kuhschwanze in der Hand sterben." [2])

So stand das Ende der irdischen Laufbahn dieses Mannes im Einklang mit deren Verlauf. „Die Herrschaft des Schreckens," sagt der englische Schriftsteller Alison, „ist ein ewiger Kommentar zu seinen Lehren; sie stellte die Philosophie des Zweifels auf die Probe der Erfahrung und rüttelte alle Völker um der Religion willen auf." Indessen bedurfte die Welt damals ebensosehr einer Aufrüttelung durch die erstaunliche Entfaltung jenes satirischen Genies, das Voltaire kennzeichnete, als sie später der Unterjochung durch das militärische Genie Napoleon Bonapartes bedurfte. Die von diesen beiden Männern begangenen Sünden hätten jedoch bei dem ihnen auf Erden zugewiesenen Werke vermieden werden können, denn kein Mensch braucht durch ein unheiliges oder unwahrhaftes Wort seine Lippen zu beflecken, noch einen Finger breit vom rechten Pfade abzuweichen, um Gottes Absichten auf Erden zu vollführen.[3])

Übrigens hatte Voltaire schon die aus dem Mittelalter überlieferte damals noch herrschende Ansicht, daß der Krieg das wichtigste Moment zur Aufrechterhaltung der Staaten und zur Befestigung der Verhältnisse sei, bekämpft und denselben nur als Mittel zur Erreichung sozialer Zwecke behandelt,[4]) ehe noch Napoleon Bonaparte im geringsten von sich reden machte. Vielmehr war der dunkelfarbige, schweigsame, aber heißblütige kleine Korse zu jener Zeit noch einer der jüngsten

Zöglinge auf der Kriegsschule zu Brienne, in welche ihm die Verwendung des Grafen von Marbeuf, damaligen Gouverneurs von Korsika, im Jahre 1779 Aufnahme verschafft hatte. Diese berühmte, auf Staatskosten unterhaltene Schule bereitete ihre Zöglinge auf den Dienst im Geniekorps und in der Artillerie vor. Napoleon blieb fünf Jahre in Brienne und trat dann in die Pariser Kriegsschule über. Der Knabe zeigte eine erstaunliche Neigung zum Studium der exakten Wissenschaften und außergewöhnliche Fähigkeit zu deren Anwendung auf Kriegszwecke. In einem strengen Winter baute er, den Regeln der Befestigungskunst gemäß, eine von Gräben und Bastionen beschützte Schneeburg. Die Festung wurde von den Schülern, die sich in Belagerer und Belagerte geteilt hatten, so kräftig angegriffen und verteidigt, daß der Kampf sich zu sehr erhitzte, und die Vorgesetzten es für angezeigt erachteten, einen Waffenstillstand eintreten zu lassen.

Die langen Ferien brachte der junge Napoleon in seiner an der Seeküste gelegenen Heimat Casone zu, einem seiner Mutter gehörigen Landhause in der Nähe von Ajaccio. Die Überreste dieser Sommerwohnung sind noch jetzt erhalten, und die ehrwürdige, von den üppigen Schlingpflanzen des warmen Klimas überwucherte Allee, die Wildnis, die einst ein Garten war, und der eigentümliche, vereinzelte, Napoleonsgrotte genannte Felsen, unter welchem die Reste eines Gartenhäuschens noch sichtbar sind, erinnern lebhaft an den ländlichen Aufenthalt des aufstrebenden Genies. Den Eingang in das Gartenhäuschen verwehrt fast ganz ein üppiger Feigenbaum, und wilde Oliven und Mandelbäume, der herabhängende Kaktus und die verschlungene Waldrebe haben dasselbe ganz überwachsen. In diesen Schlupfwinkel zog sich der junge Napoleon zurück, wenn er die Einsamkeit der Gesellschaft seiner Geschwister vorzog.[5])

Während so in Frankreich die alte Zeit ihrem Untergange entgegen ging und eine neue Welt gleich einem Phönix aus der Asche sich erheben sollte, waren auch in Österreich zur Zeit, wo unsere Luise ihre glückliche Kindheit verlebte, die berühmten Persönlichkeiten, die in dem großen Drama europäischer Geschichte hervorragende Rollen gespielt, ihrem Lebensende nahe. Die späteren Jahre jener berühmten Herrscherin Maria Theresia waren im allgemeinen friedlich und sehr glücklich. Die bejahrte Kaiserin-Königin widmete sich hauptsächlich den angenehmen Pflichten, welche nützliche Stiftungen ihr auferlegten, und der wohlthätigen Fürsorge für ihr geliebtes Volk, welches sich in edlem Stolze und treuer Ergebenheit ihrer rühmte und ihr silberhaariges Haupt

mit seinem Segen überschüttete. Doch störten Besorgnisse für ihre Töchter, namentlich für Marie Antoinette ihre Seelenruhe sehr.

Der bloße Name dieser Prinzessin ruft auf dem Antlitz jedes mit ihrem Schicksal Bekannten einen Schatten von Trauer hervor; aber in ihrer Kindheit war sie die beneidenswerteste von allen, voll von lebendiger Jugendfrische — eine liebliche, wilde Rose, die sich in die Mode der Zeit durchaus nicht fügen wollte, was nicht wenig dazu beitrug, daß sie gegenüber ihren Schwestern mehr in den Hintergrund gedrängt wurde. Obgleich sie ausgezeichnete Talente besaß, war ihre Erziehung dennoch eine schwierige. Ihrer Mutter wird die Vernachlässigung derselben zugeschrieben, doch wohl mit Unrecht, denn ihre ungenügenden Fortschritte scheinen mehr die Folge natürlicher Fehler gewesen zu sein, die sie trotz ihrer Begabung nicht überwinden konnte. Sie konnte weder richtig sprechen noch schreiben, aber ihre Briefe zeigen entschiedenen Geschmack für Darstellung und ein mehr als gewöhnliches Maß von Verstand und Witz. Am frühen Morgen ihres Lebens umgab sie der Sonnenschein wolkenlosen Glückes; als ein wahrhaft sorgloses Kind lebte sie dahin, ohne Stolz und falsche Eitelkeit. Ihre Mutter und älteren Schwestern bemühten sich, diese charakteristischen Eigenschaften zu untergraben und waren darin nur zu sehr vom Glück begünstigt.

Diese fröhliche Kindheit wurde plötzlich dadurch unterbrochen, daß der König von Frankreich um ihre Hand für den jungen Dauphin anhielt. Der Werbung folgte unmittelbar darauf die Eheschließung, und so wurde Marie Antoinette als unerfahrenes Kind von vierzehn Jahren aus ihrer Heimat, in der sie sorgsam behütet worden, in einen Strudel leichtsinniger Lebensauffassung gestürzt. Die liebevolle Mutter unterhielt mit ihr einen lebhaften Briefwechsel und bemühte sich, die Tochter zu leiten, sie in allen Stücken zu warnen und zu hüten. Die gefühlvollen Briefe der Kaiserin-Königin vergegenwärtigen uns lebhaft die Züge dieser Zeit und zeigen, wie ernsthaft sie riet und ermahnte und gelegentlich auch wagte, strenge Verweise zu erteilen. So z. B. machte die Pariser Mode Maria Theresia viel Verdruß. Als sie einst ein Bild der schönen Königin von Frankreich in übertriebenem Modestaate betrachtete, rief sie in kummer- und vorwurfsvollem Tone aus: „Ist das meine Tochter?" Es schnitt ihr nicht nur die Verschwendung ins Herz, sie wußte auch, daß die Tracht einer Zeit andeutet, was unter der Oberfläche liegt — sie wußte, daß wilde vulkanische Kräfte, in der Bildung und Vereinigung begriffen, bereit

waren, als verzehrendes Feuer hervorzubrechen. Schon lange hatte Maria Theresia die dunklen Wolken beobachtet, die sich über ihrem Haupte zusammenzogen, sie war sich wohl bewußt, daß es der größten Vorsicht und Klugheit bedurfte, die drohenden Gefahren abzuwenden. Welche Gefühle mögen sie also ergriffen haben, als sie ihre Tochter dem Verderben entgegengehen sah, vor dem sie ihre Warnungen nicht zu bewahren vermochten?

Die edle Kaiserin-Königin starb zu Wien am 29. November 1780, nachdem sie ihr vierundsechzigstes Lebensjahr erreicht hatte. Die verhängnisvolle Ursache ihres Todes war eine Lungenentzündung. Außer stande zu liegen, saß sie bis zum Ende auf Kissen gestützt, in einem Stuhle. Ein Diener, welcher sie das Haupt müde zurücklehnen sah, wie wenn sie schlafen wollte, ordnete die Kissen und flüsterte leise: „Wollen Ew. Majestät nicht ein wenig zu schlafen suchen?“ „Nein“, erwiderte die Kaiserin, „ich könnte schlafen, aber ich darf nicht — der Tod ist zu nahe, er darf mich nicht beschleichen. Seit fünfzehn Jahren habe ich mich auf ihn vorbereitet; wachend will ich ihn empfangen.“ Vor fünfzehn Jahren war ihr der Gemahl plötzlich entrissen worden; seitdem hatte sie die Witwentracht nie abgelegt und jeden Jahrestag seines Todes gewissenhaft gefeiert. Der Kummer über diesen Verlust hatte sie dazu geführt: Dem eifriger zu dienen, der die Auferstehung und das Leben ist und auf Ihn allein zu bauen.

Der Name der großen, dahingeschiedenen Königin muß an Luisens Ohr geklungen haben, wie sie mit ihrem Spielzeug tändelte; damals freilich hatte er noch keine Bedeutung für sie, aber in späteren Jahren erwies sie diesem Namen alle Ehre, trotz der Eifersucht, die so lange zwischen Österreich und Preußen bestand.

Maria Theresias Tod war für Österreich ein schwerer und unersetzlicher Verlust; kein anderes regierendes Oberhaupt konnte an ihre Stelle treten und das sein was sie gewesen. Denn so lange die Kaiserin-Königin lebte, war ihr Sohn Joseph II. nicht mehr als ein Spielzeug in den Händen des Grafen Kaunitz, ihres Lieblingsministers, obwohl er ein persönlich tapferer, feuriger und geistvoller Mann von hohem sittlichen Charakter war. Und als er nach dem Tode seiner Mutter die Regierung übernommen und nun endlich seinem brennenden Verlangen zu regieren, zu bessern und zu beglücken die Zügel schießen lassen konnte, da stand ihm in allen Dingen das Vorbild Friedrichs des Großen vor Augen, den er womöglich noch zu übertreffen suchte.

Aber dem jungen Monarchen fehlten sein Leben lang der praktische Sinn und die kühle Besonnenheit, welche den Meister auf dem preußischen Throne auszeichneten. Eine Menge unvorbereiteter, übereilter Reformen auf politischem und religiösem Gebiete überstürzten sich, sodaß sie notwendigerweise scheitern mußten, überall nur Unwillen und Verstimmung hervorriefen und ihm selbst nur Kummer und Sorge und einen frühen Tod bereiteten.

Während so in Frankreich und Österreich die Unzufriedenheit über die innern und äußern Verhältnisse in beständigem Wachsen begriffen war, ging auch Deutschland und besonders Preußen unbewußt einer Krisis in seiner politischen Gestaltung, einem Umschwunge aller Verhältnisse, entgegen; die wackern Helden, die sich früher bewährt und nun in der Vorderreihe die Hitze des Kampfes aushalten sollten, waren schon sämtlich auf dem Schlachtfelde des Lebens ergraut, und von der jungen Generation hatten nur wenige eine Ahnung von den Aufgaben, welche ihnen das wechselnde Geschick der Zukunft zugedacht hatte. Im Jahre 1786, zu einer Zeit also, wo unsere Luise trotz ihrer frühen Jugend schon den bittersten Schmerz des Lebens durch den Verlust ihrer Mutter hatte erfahren müssen, waren die Blicke von ganz Europa auf Preußen gerichtet, auf den erlauchten, aber jetzt hochbetagten Monarchen, der augenscheinlich seinem Lebensende sich näherte. Friedrich der Große stand im fünfundsiebenzigsten Lebensjahre; Asthma und Wassersucht beugten allmählich seine Kraft und setzten seinem thatenreichen Leben gar bald ein Ziel.

Seit jenem Tage, an welchem Friedrich der Große unter dem Jubel seines Volkes am Ende des siebenjährigen Krieges im Triumph in Berlin eingezogen, waren mehr als dreiundzwanzig Friedensjahre verflossen, die nur von dem rasch beendigten bayrischen Kriege unterbrochen wurden. Bei der anerkannten geschichtlichen Bedeutung seiner Kriegsthaten übersieht man leicht, wieviel Verdienste sich Friedrich für die Entwicklung der Hilfsquellen des Landes und den innern Ausbau des Königreichs errungen hat. Seine vielseitigen Talente wußte er mit rühmlichem Eifer auszubilden und sein thatkräftiger Geist ließ ihn eine falsche Anwendung derselben vermeiden. Die verderblichen Folgen des siebenjährigen Krieges, die schwer auf dem Lande lasteten, verstand Friedrich mit großer Energie zu beseitigen und seine hervorragenden Fähigkeiten waren von nachhaltigster Einwirkung auf die Wiederherstellung der Fruchtbarkeit des Landes und des Volkswohl=

standes, auf die Neubelebung der Landwirtschaft, sowie auf die Begründung und Befestigung der gesamten Ordnung im Königreiche.

Friedrichs Fähigkeiten als Feldherr wurden in der trefflichsten Weise durch sein Organisations- und Verwaltungstalent ergänzt, und die Früchte, die aus dieser glücklichen Verbindung hervorgingen, kennzeichneten sein Genie. Aber während sein Land unter seinem wachsamen Auge und seiner geschickten Verwaltung sich kräftigte, während Preußen im unsterblichen Ruhmesglanze seines Heldenkönigs immer heller strahlte, ging Friedrichs eigene Lebenskraft einer unaufhaltsamen Auflösung entgegen. Die große Überbürdung führte ein rasches Sinken seiner Körperkräfte herbei, doch bewahrte er sich den klaren Verstand und das wunderbare, hell leuchtende Auge bis in das späteste Alter. Der englische Biograph Friedrichs des Großen, Carlyle, schildert ihn in seiner letzten Lebenszeit in zutreffender Weise:

„Ein interessanter, magerer, nicht zu großer Greis von beweglicher, obwohl leicht gebeugter Gestalt, liebt er es, nachmittags kurze Zeit in Muße auf der Terrasse von Sanssouci zu verweilen, oder in raschem, ungezwungenen Schritt auf der offenen Landstraße, oder durch die Gehölze und Alleen in der Umgebung von Potsdam dahin zu wandeln. Das ist Friedrich der Große von Preußen, wie ihn Fremde nennen; aber daheim, inmitten seines Volkes, das ihn hochschätzt und liebt, nennt man ihn in traulichem Tone den alten „Vater Fritz." Jeder Zoll an ihm ein König, obgleich ohne den Prunk und Staat eines solchen, erscheint er in spartanisch-einfacher Kleidung; trägt keine Krone, sondern gewöhnlich einen alten Soldatenstülphut, und als Scepter einen im Walde geschnittenen Spazierstock, der auch zugleich als Reitpeitsche dient; als königliches Gewand einen alten blauen Soldatenrock mit roten Aufschlägen; der übrige Anzug ist düster und unscheinbar in Farbe und Schnitt, und endet in hohen, über die Kniee gezogenen Militärstiefeln. Die Gesichtsbildung des Mannes hat nichts Erhabenes, so wenig als Wuchs und Tracht Achtung gebieten; der Mund ist fest geschlossen und zeigt dünne Lippen; Kinnbacken und Nase treten hervor, die Stirn zurück und ist keineswegs von olympischer Höhe; das Haupt jedoch ist von langer Form und zeigt höchst ausdrucksvolle graue Augen. Er ist nicht gerade ein schöner Mann, und allem Anschein nach auch kein glücklicher. Im Gegenteil trägt sein Gesicht augenscheinliche Spuren von tiefem Kummer und vielen überwundenen schweren Lebensaufgaben."

Nie war Friedrich der Große so wahrhaft beliebt, wie in seinen

späteren Jahren, als sich das Gefühl kindlicher Liebe mit dem treugesinnten Stolze seiner Unterthanen mischte. In Kriegszeiten war die Aufmerksamkeit und Rücksicht, die er seinen Soldaten sowohl bei der Fürsorge für den einzelnen Mann, als bei der Führung großer Heerkörper schenkte, ganz erstaunlich; im Frieden zeigte er für sein ganzes Volk dieselbe rücksichtsvolle Teilnahme, eine Liebe, die jeder fühlte; in jenen ruhigen Tagen mochte er sich selbst dazu herablassen, das Herz eines Kindes zu erobern. Sein gewinnendes Wesen hatte er nicht verloren; seine Stimme war immer noch klar und angenehm moduliert, ob er in ernster Unterredung oder im leichten fließenden Tone des Scherzes sprach.

Körperliche Gebrechen hatten die nachlässigen Gewohnheiten mit sich gebracht, die dem erlauchten Monarchen ein Aussehen verliehen, welches zu demjenigen des in der Kleidung gar wählerischen, glänzenden jungen Kavaliers von Rheinsberg in so seltsamem Gegensatze stand. Aber in diesen friedlichen Tagen strebte er ja erst nach dem Ruhme, den er seitdem in so vollem Maße und mit so großen Opfern errungen hatte. Nur einmal des Jahres, am Geburtstage der Königin, ließ er es sich angelegen sein, sich so sauber zu kleiden, als es die grausamen Krankheiten, woran er litt, nur zuließen. Bei diesem Besuche, denn auf seinen Wunsch lebten sie getrennt, erschien er immer dem Friedrich vergangener Tage so sprechend ähnlich, als nur möglich. Sanssouci war sein Zufluchtsort, woselbst er, wie der Name andeutet, Ruhe und Erholung suchte von den Mühen und Sorgen seiner Regentenpflichten.

Schönhausen hingegen war der abgeschlossene Wohnsitz, den Elisabeth Christine zu ihrem Lieblingsaufenthalte erkoren hatte. Sie konnte, wie sie in einem ihrer Briefe schreibt, ihr Buch nehmen, ins Gehölz gehen und die Hofdamen eigener, um sie unbekümmerter Beschäftigung überlassen, nachdem sie alle zusammen beim Vogelgesang und Rauschen des Wassers in einem der Gartenhäuschen das Frühstück eingenommen.[6])

Die Königin befaßte sich gern mit Aufsuchen von Bedrängten, wie sie während des Krieges und einige Zeit nachher im Überfluß zu finden waren, und unterhielt sich mit Schreiben, hauptsächlich Übersetzen von Werken religiösen und moralischen Inhalts, für die auch ihr Gemahl Interesse zu zeigen schien. Sehr wahrscheinlich war es ihm damals klar geworden, daß noch etwas weit Besseres als Genie auf dieser Welt vorhanden ist. Es stieg wirklich der Gedanke in ihm auf, daß er ein

besserer und glücklicherer Mann hätte sein können, als er in Wirklichkeit war. Es ist bekannt, daß er wenigstens einmal zugestand, Unrecht gethan zu haben und hinzufügte: „Vielleicht würde ich, wenn ich früher meine jetzige Erfahrung gehabt hätte, einen andern Weg eingeschlagen haben als den, welchem ich gefolgt bin.“ Diese Worte waren an Frau von Kanneberg, eine der Hofdamen der Königin, gerichtet, welche es gewagt hatte, dem hochbetagten Könige Vorstellungen darüber zu machen, daß er nicht in die Kirche gehe.

Friedrichs Charakter war zwar in jeder andern Hinsicht fest, aber sein Glaube war stets schwach und schwankend. Durch die Jugendgenossen, die er sich gegen seines Vaters Willen gewählt hatte, war derselbe in seinen Grundfesten erschüttert worden. Sein nachmaliger Umgang mit Voltaire war daher höchst gefahrvoll, obschon der Philosoph mit dem Könige, der kein unbedingter Anhänger seiner Freidenkerei gewesen, nie zufrieden war. Friedrich war, wie aus mehreren Erzählungen hervorgeht, für religiöse Eindrücke nicht unempfänglich. Einst sprach der König in General Zietens Anwesenheit von heiligen Dingen unehrerbietig. Der tapfere alte Haudegen erhob sich, verbeugte sich vor dem Könige und sagte: „Ich habe für Ew. Majestät gekämpft und bin bereit, mein graues Haupt zu Dero Füßen zu legen; Ew. Majestät Ehre ist mir stets sehr teuer gewesen, aber meinen Erlöser will ich nicht in meiner Gegenwart verspotten hören.“ Der König erhob sich von seinem Sitze, ergriff des Generals beide Hände und sagte: „Glücklicher Zieten, ich habe allen Respekt vor Seinem Glauben; halte Er ihn fest; es soll nicht wieder geschehen.“ [7])

General Zieten hatte seine Ausbildung auf der Kriegsschule des letzten Königs Friedrich Wilhelm genossen. Die Gründer des preußischen Heeres hatten von den Tagen des Großen Kurfürsten an die Religion als Grundlage der militärischen Erziehung gemacht, und der gottesfürchtige Geist im Heere setzte Friedrich den Großen mehr als einmal in Erstaunen. Es waren ihm viele dem lutherischen Glauben aufrichtig zugethane Generäle vorgekommen, und am Anfang des siebenjährigen Krieges war unter den preußischen Soldaten der religiöse Geist vorherrschend. Als nach dem Siege von Leuthen die Truppen die ganze Nacht auf dem Schlachtfelde lagerten, stimmte ein Verwundeter das alte Lutherlied an: „Nun danket alle Gott“. Es fand Anklang, die Kapellen spielten die bekannte Melodie und wer nur Kraft hatte, stimmte ein in dieses edle Preis- und Danklied. In jenen Tagen war Friedrich darauf gefaßt, im Felde zu fallen — mehrere

seiner Briefe zeigen deutlich, daß er das für sein Schicksal hielt. Aber so plötzlich sollte er nicht dem Schauplatze seiner Thätigkeit entrissen werden, obwohl die Kraft des Mannesalters, auf die er so stolz gewesen, mit fühlbarer Raschheit sank.

In einer Beziehung unterschied sich sicherlich der alte Vater Fritz auffallend von dem großen Friedrich in der Blüte der Jahre. In seinen zehn letzten Lebensjahren, während sein teuer erkaufter Ruhm seinen Glanz auf die preußische Monarchie warf, da schliffen sich die scharfen Kanten seines Charakters wunderbar ab. Als junger Mann war er mit Zunge und Feder zu vorschneller Übereilung geneigt, im Alter dagegen nahm er zwar ungezwungen und aufgeräumt am alltäglichen Gespräche teil, äußerte aber selten seine persönlichen Gefühle und Meinungen über tiefere, geheimnisvolle Fragen und schien die Ansichten anderer höher zu achten. Aber im übrigen wurde der alte Fritz fast so wunderlich als sein Vater es gewesen; ein Zug der Ähnlichkeit, der früher, als sie einander oft feindlich gegenüberstanden, nicht zum Ausdruck gekommen, war jetzt auffallend geworden. Indessen stand die Liebhaberei seines Vaters für die größten Grenadiere in wunderlichem Gegensatze zu Friedrichs Neigung für die kleinsten Windspiele, mit deren Abrichtung er sich die Zeit vertrieb. Auch in den ausgedehnten, unter seiner Leitung angepflanzten und verschönerten Anlagen von Sanssouci fand er bis wenige Monate vor seinem Tode Muße und Erholung. Seitdem sein Schwert in der Scheide ruhte, waren Landwirtschaft und Gärtnerei seine Lieblingsbeschäftigung geworden. Nie sprach er von seinen Leiden, unterhielt sich aber gern über Zeitereignisse oder litterarische Gegenstände und ordnete sorgfältig seine Papiere, Juwelen und Schnupftabaksdosen.

Während des ganzen Verlaufs seiner letzten Krankheit zeigte Friedrich große Seelenstärke. Obwohl seine körperlichen Leiden ihm nicht einmal das Liegen im Bette gestatteten, blieb er dennoch bei heiterem Mute und zuweilen erlaubte er sich sogar einen Scherz; bis zum letzten Atemzuge bewahrte er sich eine seiner glänzendsten Eigenschaften, die Gabe schlagfertiger Erwiderung. Nach einem heißen Todeskampfe, während dessen sich die Vergangenheit seines ganzen Lebens als Phantasiegebilde widerspiegelte, verschied er in der Nacht des 16. August. Am 18. erfolgte die Überführung der Leiche in die Garnisonkirche, woselbst er neben seinem Vater beigesetzt wurde.

Das gesamte preußische Volk empfand das Hinscheiden seines Königs mit tiefem Schmerze, insbesondere ging durch sein Heer, das

ihn über alles liebte, ein Zug der aufrichtigsten Trauer. Denn trotz der strengen Mannszucht bestand zwischen ihm und seinen Soldaten stets ein gutes und fast freundliches Einvernehmen. Das preußische Heer barg die Elemente der Größe in seinen religiösen, militärischen und erzieherischen Einrichtungen, die seine Gründer für dasselbe geschaffen hatten. Gute, alte Gebräuche wurden beibehalten, und wenn diese auch von einzelnen nur lässig beobachtet oder gar verspottet wurden, so hatte doch jede Rangstufe des Heeres Männer aufzuweisen, die aus tiefstem Herzen Luthers Lieder singend in die Schlacht zogen. Überdies glaubte mancher preußische Soldat, der die lutherische Kirche seiner Vorfahren liebte, das Heer, in dem er diente, sei das Bollwerk des Protestantismus. Und das war kein leerer Wahn, denn durch Einschränkung der Macht Österreichs hatte Preußen die Pläne des Papstes und der Jesuiten, welche Maria Theresia mit all ihrer Macht und Thatkraft förderte, zu nichte gemacht. Denn noch betrachtete es Maria Theresia als ihre heiligste Pflicht, das Werk der Reformation zu zerstören und die Wiederherstellung des römischen Katholizismus in allen Staaten des deutschen Reichs — des heiligen römischen Reichs, wie sie es gerne nannte — unermüdlich anzustreben.

Aller Wahrscheinlichkeit nach wäre es ihr auch gelungen, hätte nicht Friedrich die tückischen Anschläge, bei welchen die Kaiserin im Einklange mit ihren Grundsätzen Hand in Hand mit der römischen Kirche ging, durchkreuzt. Aus den Papieren des Herzogs von Choiseul ist jüngst mit hinlänglicher Sicherheit nachgewiesen worden, daß der Hauptbeweggrund, der Ludwig XV. beim Abschluß des Bündnisses mit dem Hause Österreich gegen Preußen leitete, ein religiöser war. Der Protestantismus und seine Hauptstütze auf dem Festlande, Friedrich, sollten zugleich erdrückt werden. Choiseul erklärt ausdrücklich, daß Ludwig ihm lange nachher dieses Bekenntnis gemacht habe. So rettete Friedrichs Genie unter der leitenden Hand dessen, der die Welt regiert, ihn selbst und Deutschland in dieser Zeit äußerster Gefahr. Preußen und ganz Deutschland können daher den Ringkampf, der 1756 begann, mit demselben Rechte ihre glorreiche Revolution nennen, mit dem England die von 1688 die seinige nennt.[8])

Unglücklicherweise war Friedrichs Herz, obgleich er wie seine Vorfahren stets als Verfechter des Protestantismus auftrat, bei der Sache unbeteiligt. Seine Grundsätze waren die der Freigeisterei, nicht die der reformierten Kirche seines Landes; auch übten seine Leichtfertigkeit und Unehrerbietigkeit gegen alles Heilige einen höchst verderblichen

Einfluß auf die jungen Offiziere aus. General Zieten warnte ihn vor den unausbleiblichen Folgen: „In der Kraft des christlichen Glaubens,“ sagte er, „hat das tapfere preußische Heer mutig gekämpft und gesiegt; untergraben Ew. Majestät diesen Glauben, so untergraben Sie zugleich die Wohlfahrt des Staates. Das ist sicherlich ein wahres Wort. Mögen Ew. Majestät geruhen, die Freiheit meiner Rede zu verzeihen.“

König Friedrich überlebte fast alle die edlen Helden, die an seiner Seite gekämpft und gestritten und mit ihm zugleich das Soldatentum der alten Schule verkörperten, und noch ehe sein Auge sich schloß, war im Geiste des Heeres ein gefahrdrohender Umschwung eingetreten. Schon während der langen Friedenszeit seiner späteren Regierung hatte sich das Heer sehr wenig weiterentwickelt, ja nach dem Regierungsantritte seines unfähigen Nachfolgers ging es sogar sehr erheblich zurück, denn Friedrichs des Großen Lorbeeren schienen ihm Ruhm genug, um die Fortschritte der Kriegskunst in den benachbarten Ländern unbeachtet lassen zu können. Der Mangel an tüchtigen Staatsmännern und Heerführern trug nicht unwesentlich zu diesem Verfalle Preußens bei, denn die tapferen Helden, die es später wieder zum alten Glanze empor heben sollten, standen noch sämtlich im Jünglingsalter und besaßen infolge dessen noch nicht jene Fähigkeiten und Erfahrungen, die zu einem ersprießlichen Mitwirken an der Wiedergeburt Preußens unbedingt erforderlich waren.

So war z. B. Heinrich Karl Friedrich vom Stein, der später Napoleons mächtigster Gegner wurde, erst im Jahre 1779 ins öffentliche Leben eingetreten. Die Familie des jungen Freiherrn war eine der ältesten und achtbarsten in Nassau. Sein Vater war kurfürstlich-mainzischer Geheimrat und Mitglied der Ritterschaft des Mittelrheins; er war ein edler, aufrichtiger, feuriger Mann, der dem verweichlichenden Einflusse des Hoflebens durch seine leidenschaftliche Liebe zur Jagd entging. Er hatte zehn Kinder, von denen Heinrich Karl Friedrich das zweitjüngste war. Dieser hatte eine vorzügliche Erziehung genossen und sein Studium auf der Göttinger Hochschule fortgesetzt. Zur Vorbereitung für den diplomatischen Dienst ging er zunächst nach Wetzlar und von da nach Regensburg und Wien. Nachdem er sodann auch die Höfe von Mannheim, Darmstadt, Stuttgart und München zu demselben Zwecke besucht hatte, kehrte er in seine Heimat auf den alten Stammsitz zu Nassau an der Lahn zurück. Hier widmete er sich der Verwaltung seiner eigenen ausgedehnten Güter, die ihn samt der Für-

sorge für seine zahlreichen Untergebenen wohl vollauf hätten beschäftigen können. Aber sein mächtiger Geist ließ sich in solche immerhin enge Grenzen nicht bannen, sondern trieb ihn an, sich eine umfassendere Thätigkeit zu suchen, in der er seine vielseitigen Erfahrungen dem öffentlichen Leben widmen konnte.

Der Freiherr vom Stein stand im vierundzwanzigsten Lebensjahre, als er zum ersten Male Berlin besuchte, wo er in den acht folgenden Jahren verschiedene Ämter bekleidete. Die vielseitigen Aufgaben, welche ihm während dieser Zeit oblagen, erweiterten seinen Gesichtskreis bedeutend. Ein feingesitteter Mann, hochgeboren und hochgebildet, war er in all seinen Anschauungen und Gefühlen aristokratisch und alles Unedlen, Niedrigen oder Gemeinen unfähig. Wohl keinem Staatsmanne war es je vergönnt, eine ehrenvollere Laufbahn zurückzulegen, als die, in welche der Freiherr eben damals eingetreten war.

Wie Friedrich vom Stein auf diplomatischem Gebiete seine Zeitgenossen wesentlich überragte, so begann auch Lebrecht von Blüchers Laufbahn unter vielversprechenden Aussichten. Allein sein charaktervolles Wesen, sowie seine trotzige Unabhängigkeit vertrugen sich wenig mit einem unumschränkten Herrscher; er äußerte zu frei seine Ansichten, daß Beförderungen im Heere nach einem festbegründeten Systeme geregelt werden sollten, das allen Offizieren gleiche Gerechtigkeit zusicherte. Auch seine Gesinnung und Haltung den Polen gegenüber hatte Friedrich gereizt. Deshalb war er aus dem Heere entlassen oder wenigstens veranlaßt worden, seine Entlassung zu nehmen, welche Friedrich der Große sofort genehmigte. Blücher hatte sich darauf vollständig aus dem Wehrstande zurückgezogen; ohne die Absicht jemals wieder einzutreten, schien er vielmehr in den Interessen des Privatlebens ganz aufzugehen. Sein Wohnsitz war bei Stargard in Pommern, auf einem von ihm erworbenen Landgute, welches er bebaute und nach Kräften verbesserte. Nicht weniger als vierzehn seiner besten Jahre brachte Blücher in dieser Abgeschiedenheit zu, und die ganze Zeit hindurch nahmen ihn die Landwirtschaft, sowie die übrigen Obliegenheiten eines Landedelmannes völlig in Anspruch; aber als er sein Vaterland in Gefahr sah, konnte ihn das ruhige Leben nicht mehr befriedigen und unter Friedrich Wilhelm II. nahm er wieder Kriegsdienste.

Ebenso wie Blücher sollte auch dessen Zeitgenosse und bester Freund Neidhardt von Gneisenau in der Folge bei der Wiedergeburt Deutschlands eine große Rolle spielen. Derselbe begann seine militärische Laufbahn in österreichischen Diensten, im Lande seiner Vor-

fahren[9]), trat aber später in die Dienste des Markgrafen von Ansbach-Bayreuth, um mit einem Jägerkorps unter britischer Flagge in Nord-Amerika zu kämpfen. Bei seiner Landung zu Halifax auf Neuschottland war der Krieg schon zu Ende; er kehrte nach Europa zurück und wandte sich an Friedrich II. um eine Offiziersstelle. Dem forschenden Auge des alten Königs gefiel die schöne Gestalt und die ganze Erscheinung des jungen Mannes außerordentlich, so daß er seinen Wunsch ohne Weiteres erfüllte. Gerade zwanzig Jahre hatte Gneisenau so im preußischen Heere gedient, als sich ihm zum ersten Male Gelegenheit bot, Napoleon gegenüber zu treten und dabei Proben seiner Tüchtigkeit abzulegen. Er nahm den Kampf auf mit offenem Auge für die Gefahren und Schwierigkeiten, die er mit sich brachte, denn Keiner erkannte die Ursachen von Preußens Fall klarer als er. „Gneisenau", sagt Wilhelm Baur, der berühmte Berliner Hofprediger, „erinnert stets an Blücher, gerade wie Melanchthon die Ergänzung zu Luther ist. Christus sandte seine Jünger stets zu zweien aus, und so sendet auch der Gott der Geschichte gewöhnlich, wenn ein großes Werk vollbracht werden soll, den Mann des klugen Rats zugleich mit dem Manne der verwegenen That. Freilich fügte sich damals Jeder dem Anderen gern, wenn der Dienst fürs Vaterland es erheischte, aber Blücher und Gneisenau umschlang ein ganz besonderes Band und ihre Selbstverleugnung erstrahlt im schönsten Lichte.[10])

Aber die hervorragenden Eigenschaften, durch welche sich Gneisenau vor so vielen seiner Zeitgenossen auszeichnete, verdrängten nicht sein schlichtes und bescheidenes Wesen; oft erzählte er die merkwürdigen Wagestücke seiner Kameraden oder des Feindes, aber nie sprach er von eigenen Thaten oder eigener Weisheit. Wie hoch er dennoch von seinen Zeitgenossen geschätzt wurde, beweist das Urteil Blüchers, das wir für charakteristisch genug erachten, um es anzuführen. Dieser sagte einst scherzend zu seinen Kameraden: „Meine Freunde, ich kann etwas, was Ihr nicht könnt, ich kann meinen Kopf küssen." Um Aufklärung gebeten, küßte er Gneisenau. Von demselben Geiste wahrer Freundschaft beseelt, sprach er im Ernst, als man ihn nach seinem größten Siege schmeichelnd beglückwünschte: „Was war es denn zuletzt, das Ihr so hoch erhebet? Meine Verwegenheit, Gneisenaus Besonnenheit und des großen Gottes Barmherzigkeit."

Blücher und Gneisenau fanden in dem noch jungen David Scharnhorst einen ebenbürtigen Kampfgenossen, weshalb wir auch ihn in unserer Schilderung nicht übergehen dürfen. Schon als Jüng-

ling zeichnete er sich durch kraftvolles und energisches Wesen aus, obwohl er damals freilich noch keine Ahnung von dem hatte, was er für Preußen und Europa zu thun berufen war. In einem hannöverschen Landorte in bescheidenen Verhältnissen geboren, schien er für den Beruf eines Landmannes bestimmt; aber sein Vater kam in den Besitz eines kleinen Gutes, das ihn in den Stand setzte, den Knaben in Berücksichtigung seiner natürlichen Neigung auf eine Kriegsschule zu schicken. Vermöge seiner Fähigkeiten machte er große Fortschritte und erlangte in kurzer Zeit die Ernennung zum Fähnrich im Artillerietrain; zugleich wurde er mit der Ausbildung von Unteroffizieren betraut. Mit scharfem Verstand begabt und an ausdauernden Fleiß gewöhnt, hatte er schon brauchbare Pläne, Karten und zur Truppenzählung sehr zweckmäßige statistische Tafeln entworfen und auch einen verbesserten Feldmesser zur Rekognoscierung erfunden. Im Jahre 1780 wurde er zum Artillerie-Lieutenant und bald darauf zum Professor in diesem Dienstzweige ernannt.

Wie diese bedeutenden Staatsmänner und Heerführer zur Zeit der Geburt unserer Heldin erst in ihrer Entwicklung begriffen waren, so sehen wir auch die großen Sänger der Befreiungskriege nur langsam zu ihrem unvergänglichen Ruhme heranreifen. Der bedeutendste derselben, Ernst Moritz Arndt,[11]) lebte damals im Alter von elf Jahren in seines Vaters Hause, einem Pachthofe auf Rügen. Diese durch verschiedene Friedensschlüsse von einer Nation zur andern hin und her geworfene Insel stand damals unter schwedischer Herrschaft, aber ihre Bevölkerung war vorwiegend deutsch. Ernsts Vater, Ludwig Nikolaus Arndt, war von schwedischer Abkunft; seit mehreren Generationen hatten seine Vorfahren auf den Ländereien der Grafen von Putbus gelebt. In dieser nördlichen Gegend waren noch Spuren vom alten Feudalsystem vorhanden; der Graf übte eine gewisse Lehensgewalt über die Pächter seiner Erbgüter aus. Die thatsächliche Machtbefugnis war nahezu ganz erloschen, aber die bisherigen Bestimmungen blieben bestehen, bis endlich durch ein Gesetz eine Neugestaltung der Verhältnisse vollzogen wurde. Demzufolge zahlten diese Landpächter eine bestimmte Summe und waren fortan der persönlichen Dienstleistung für den Grundherrn enthoben, obwohl sie auch jetzt noch durch ein festeres Band mit ihm verknüpft blieben.

Auch Arndts Vater befand sich in einem ähnlichen Verhältnis, hatte dasselbe aber durch Tüchtigkeit der Gesinnung, Fleiß und ausdauernde Arbeit zu einem angenehmen zu gestalten gewußt und sich selbst ein ziemliches Vermögen erworben. Diese günstigen Umstände

waren von ebenso vorteilhaftem Einfluß auf die Erziehung seiner Kinder, wie das traute Familienleben, das er sich in dem glücklichen ländlichen Heim geschaffen hatte. Das letztere erschließt uns Ernst Moritz Arndt in seiner Selbstbiographie, worin er uns einige rührende Bilder aus seinem Jugendleben vorführt. Da erscheint uns sein Vater, der würdige Herrscher im Hause, dessen Wort Gesetz ist — ein ureigener Kopf, der seine Ansichten mit einer Festigkeit verteidigte, die diejenigen, welche andern Sinnes waren, gern Eigensinn und Härte nannten. Bei einem willensstarken, aus sich selbst heraus gebildeten Manne konnte dies auch kaum anders sein; aber er war ein gütiger und liebevoller Vater, stets besorgt um seine Kinder und nur dessen eingedenk, was ihnen frommte und sie fürs künftige Leben tüchtig machen konnte. Ernst war der zweite von vier Söhnen. Da es damals in der Nähe keine Schule gab, unterrichtete der Vater sowohl Knaben als Mädchen selbst und führte strenge Zucht und Ordnung. Er war ein nüchterner Mann, der sich nie den Sinn von irgend welcher Selbstbefriedigung bethören ließ; ein hitziges Temperament leitete bisweilen sein Urteil irre, aber seine moralischen und religiösen Grundsätze waren gut und fest.

Auch Arndts Mutter war ein kernhafter Charakter, eine thätige Hausfrau und zugleich eine sanfte Hüterin und Lehrerin der heranwachsenden Kinderschar, denn die Sorgen der Hausfrau ließen sie nicht die Pflichten der Erziehung vergessen.

Unser Ernst erfreute sich jener dichterischen Anlage, die ebensoviel von der Natur als aus Büchern lernt, und eines weichen Herzens, das von allem, was ans innerste Gefühl rührt, tiefen Eindruck erhält. Während seiner Kindheit las er mehrmals das alte und neue Testament mit seiner Mutter ganz durch, und die Kinder pflegten die lutherischen Kirchenlieder mit ihr zu singen. Ohne Zweifel war es vornehmlich das der Mutter bewahrte liebevolle Andenken, welches diese heilsamen Erinnerungen wach in ihm erhielt. Romantisch veranlagt hatte er große Freude an den phantastischen Sagen seiner Heimatinsel, welche er als kleiner Knabe zu wunderbaren Geschichten verwebte, womit er seine Geschwister und Gespielen ergötzte; manchmal deklamierte er auch ein grausiges Märchen in Knittelversen. So wurde das Kind zu dem ihm beschiedenen Berufe herangebildet — zu dem Anteil, den er am bevorstehenden Kampfe nehmen sollte. Doch wie wenig begriffen er und selbst seine Eltern diese Vorbereitung auf die verschleierte Zukunft!

Sein Vater war kein Politiker und lenkte auch seine Söhne nicht in diese Bahn. Sein innigster Wunsch war, daß gute Männer aus ihnen werden möchten, und deshalb wollte er sie nur zur Standhaftigkeit, regen Thätigkeit und zum Selbstvertrauen erziehen. Aber die Jungen hatten zwei Onkel, die öfter zu Besuch kamen. Einer von ihnen war in allen seinen Ansichten durchaus Schwede; ihm war Gustav Adolf fast ein Halbgott; der andre war ein begeisterter Preuße; Friedrich der Große war sein größter Held. Der feurige Geist des jungen Ernst entzündete sich, wenn er dem Gespräche der alten Krieger und den Vergleichen, die sie zogen, lauschte, wenn jeder zähe seinen Standpunkt verteidigte und für seinen Lieblingsheerkönig die höchste Ehre und den größten Ruhm beanspruchte. Beide brachten ihren Neffen sehr hohe Begriffe von königlicher Macht und Würde bei; auf alles Republikanische sahen sie herab und hatten die unbegrenzteste Zuversicht zu monarchischer Regierung und erblichen Herrschern. So oft man auf den amerikanischen Krieg zu sprechen kam, nahm Ernst stets für England gegen seine abtrünnigen Kolonieen so warm Partei, wie wenn er ein kleiner Engländer gewesen wäre.

Erst in seinem siebzehnten Jahre verließ Ernst das Vaterhaus, um in Stralsund in eine große gemischte Schule einzutreten. Um die Prüfungen zu begreifen, welche damals Leute jeden Alters durchzumachen hatten, muß man sich beständig die furchtbare Sittenverderbnis vergegenwärtigen, welche die ganze damalige Zeit beherrschte. Sie drang in alle Klassen ein und bemächtigte sich natürlich auch der Hochschulen und andern Bildungsstätten, in welchen die junge Generation heranwuchs. Freilich gab es Ausnahmen, aber diese bezogen sich nicht auf ganze Klassen, sondern nur auf einzelne Personen, die trotz ihrer Jugend ein außergewöhnliches Maß von Charakterfestigkeit besaßen.

Ernst Arndt kam in der Fülle seiner Jugend und in voller Gesundheit nach Stralsund. Auch hier in der Fremde übte er aus eigenem Antriebe die strenge Zucht des Vaterhauses. Früh stand er auf, denn in den Morgenstunden ging ihm die Arbeit mit den Büchern am besten von statten, und so gewann er auch Zeit zu den gewohnten Leibesübungen. Er machte sich mit der näheren Umgegend der Stadt ganz vertraut, wanderte an der Seeküste entlang und drang in die Wälder ein. Aber bald fesselten seine Aufmerksamkeit die Vorkommnisse in der neuen Welt, in die er sich versetzt fand — der kleinen geschäftigen Welt einer öffentlichen Schule, die des eifrigen Wettbewerbs und der ruhelosen Aufregung so voll ist, wie die große.

Die Schüler spotteten über Arndts ländliches Aussehen; aber dem machte er dadurch ein Ende, daß er einige von ihnen zu Boden streckte; nur einer darunter war so stark wie er, das war Ascher, der später seine Schwester heiratete. Der junge Arndt war sehr fleißig und machte in allen Fächern gute Fortschritte, außer in der Mathematik, für die er weder Talent noch Neigung zeigte. Er wohnte in des Rektors Haus, gegenüber der Bibliothek, wo er viel von seiner freien Zeit zubrachte. Bald erwarb er sich die Achtung seiner Kameraden, obwohl sie seine ungewöhnliche Selbstverleugnung und die mangels genügender Mittel ihm auferlegte Einschränkung nicht zu begreifen und zu würdigen vermochten. Diese an sich unerfreulichen Verhältnisse ließen ihn indessen auch den Wunsch zurückdrängen, der sich später sogar zum heißen Verlangen steigerte, die Welt zu sehen und Leute verschiedener Nationen, besonders die untern Klassen, miteinander zu vergleichen. Aber bei allem Mute ertrug er doch die Prüfungen und Beschränkungen des Schullebens nur mit ärgerlicher Ungeduld; da er mit unverdorbenem Herzen das Vaterhaus verlassen hatte, schreckten ihn die Bosheiten und Versuchungen seiner Jugendgenossen ab, so daß er den Studien ernste Aufmerksamkeit schenkte und die daheim zugebrachten Ferien ihm wirklich eine erfrischende Erholung wurden.

Im Herbst 1789 bestand der junge Arndt seine Prüfung, wobei sein Vater zugegen war, mit großen Ehren. Noch ein Jahr oder länger sollte er in Stralsund verweilen, aber unmittelbar nach dieser Prüfung vollzog sich in ihm eine Wandlung, deren Beweggründe zwar niemals aufgeklärt wurden, die aber sicherlich auf ihn einen plötzlichen und ungewöhnlich tiefen Eindruck machte. Wir vermuten, daß diese Wandlung die Folge des Wegganges vieler seiner Kameraden und der scheinbaren Freiheit, die den Abgehenden beschieden war, gewesen ist. Mitten in der Aufregung schrieb Arndt einen leidenschaftlichen Brief an seinen Vater, der heimgekehrt war, worin er ihm erklärte, er könne das Leben auf der Schule nicht mehr ertragen, sei entschlossen, ihr den Rücken zu kehren und sich entweder als Landwirt oder als Buchhalter zu ernähren; er wolle den Eltern nicht zur Last fallen.

Er erledigte alle seine kleinen Angelegenheiten in Stralsund, wie wenn er aus dieser Welt scheiden wollte, verließ dann heimlich die Schule und machte sich thatsächlich mit zehn oder zwölf Thalern in der Tasche und den wenigen Kleidern, die er zu einem tragbaren Bündel zusammenpacken konnte, aus dem Staube. Sein Zweck war Beschäftigung zu suchen, aber die Städte vermied er, um nicht auf bisherige

Mitschüler zu stoßen. Rasch durchschritt er Greifswald und wanderte weiter ins Land hinaus, von der Gastfreundschaft der Bauern lebend. Reiseabenteuer waren bei der Anlage des jungen Mannes gewiß ganz nach seinem Geschmacke, aber die wiederholten Mißerfolge beim Suchen von Beschäftigung um so unangenehmer. Endlich sprach er eines Nachmittags auf dem Wohnsitze des Hauptmanns von Parsenus vor, eines ältlichen Herrn, der mit Scharfblick erkannte, welche schlummernden Talente in dem jungen Fremden verborgen waren. Durch seine offenherzige Güte gewann dieser Arndts Zutrauen, hörte seine Erlebnisse an und riet ihm, sogleich nach Hause zu schreiben, er wolle, sofern sein Vater keine Einwendung mache, bei Hauptmann von Parsenus bleiben, dem er sich auf allerlei Art nützlich machen könne. Fünf Tage nach Abgang dieses Briefes kam Bescheid darauf durch das Eintreffen seines älteren Bruders Karl und seines Onkels Moritz Schumacher, die einen Brief seines Vaters überbrachten und in dessen Auftrage ihn zur Rückkehr veranlaßten.

Der gütige und verständige Vater fand sogleich eine Beschäftigung für den Sohn, die zur Wiederberuhigung und Kräftigung seines Gemüts dienlich war; und nach ein paar Wochen riet er seinem Sohne, die Bücher in Stralsund abholen zu lassen und ihnen regelmäßig einen Teil seiner Zeit zu widmen.[12]) Arndt fand, daß er die Liebe zum Studium noch nicht verloren hatte — im Gegenteil schien seine Freude am Lesen noch zugenommen zu haben; doch betrieb er es planlos und ohne Leitung von irgend einem Gebildeteren als er selbst. Die Geschichte zog er jedem anderen Fache vor, und auf den Höhen, nach vollbrachter Tagesarbeit, oder in seinem dürftig eingerichteten Zimmer, las er Schillers dreißigjährigen Krieg mit solchem Eifer, daß er dabei fast immer in Aufregung geriet und in dieser Begeisterung zuweilen mit einem unwillkürlichen Ausrufe zusammenschrak.

In seiner Selbstbiographie sagt Arndt, daß seine starke Abneigung gegen die Franzosen zuerst beim Lesen von Schillers Werk und anderen Schilderungen des dreißigjährigen Kriegs, wie der von Pufendorf, in ihm erwachte. Er sagt: „Die ehrgeizigen Ränke und Greuelthaten Ludwigs XIV. erfüllten mich mit Widerwillen, fast mit Haß gegen ihn und das von ihm beherrschte Volk, welches mit seiner Größe prahlte.“ In Bezug auf diesen Abschnitt seines Lebens bemerkt er: „Viele seltsame und einseitige Begriffe faßten damals in meinem Herzen tiefe Wurzel, die auch jetzt, da mein Haar weiß ist, noch nicht ganz umfassenderen Ansichten weichen wollen.“

Im Alter von zweiundzwanzig Jahren wagte sich unser Arndt wieder ins akademische Leben zurück; er studierte in Greifswald und später in Jena, wo er seine Studien beschloß. Johann Gottlieb Fichte war sein Lehrer, „der liebe, alte Fichte", wie er ihn zu nennen pflegte. Zwischen Lehrer und Schüler muß eine verständnisvolle Geistesverwandtschaft geherrscht haben, denn im spätern Leben trug jeder für seinen Teil zu dem großen Werke nationaler Wiedergeburt bei. Nach seinem Abgange von der Hochschule kehrte Arndt nach Rügen zurück, um seinem Vater zu helfen und seine jüngeren Brüder zu unterrichten. Eine hübsche Erinnerung an diese Zeit bilden seine eigenen Worte: „Alsdann kam, in meinen ersten Mannesjahren, die große französische Revolution, deren Verlauf zu Hause zu manchen Erörterungen Anlaß gab. Und ich konnte die Wahrheit vieler der gegen Ludwigs XVI. Regierung gerichteten Anklagen nicht leugnen, oder die Gerechtigkeit vieler der von den Leitern der Revolution verfochtenen Grundsätze bestreiten, so entheiligt und verkehrt dieselben auch im weiteren Verlaufe der Ereignisse sich gezeigt haben mögen. Aber wie sehr trauerte ich über jeden Schicksalsschlag, der die Deutschen und ihre Verbündeten traf!"

Versemachen war in Arndts kleinem Familienkreise ein Lieblingszeitvertreib, und er war der glücklichste Reimschmied darunter; aber seine poetischen Erzeugnisse waren damals nur tändelhaft, flüchtig hingeworfen und wurden nur unter seinen vertrauten Freunden gelesen. Doch bildete er sich durch diesen Zeitvertreib zum Dichter jener jetzt so berühmten Vaterlands- und Kriegslieder heran, welche die deutschen Soldatenherzen mehr als einer Generation bewegt haben, welche sie nicht nur damals zum Kampfe stählten, sondern nach Jahrhunderten noch heldenmütige Begeisterung erzeugen werden. In dieser glücklichen Verbindung, ein ebenso feuriger Patriot, wie gottbegnadeter Sänger zu sein, zeigt sich die Kraft der Arndtschen Wirksamkeit am herrlichsten. Sein Streben war, seinen Landsleuten jenen Mut einzuflößen, der sich auf völliges Gottvertrauen und auf den Glauben gründet, daß Leben und Tod in Seiner Hand allein stehen, daß Ruhm, Ehre und Sieg Sein Eigen sind.

Erstes Kapitel.

Die beiden Herzogtümer Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz nehmen unter den Staaten Deutschlands nur einen bescheidenen Rang ein; aber in diesen Ländern wohnt ein urkräftiger, begabter Volksstamm, der, einst das festeste Bollwerk des bedrängten Slaventums, mit der Zeit einer der treuesten und zähesten Hüter deutscher Eigenart und Sitte geworden ist. Aus ihm ging, gleich einer seltenen Blume auf unfruchtbarem Gefild, jene Fürstin hervor, die man in schwerer, drangvoller Zeit den „Genius Preußens" nannte, und die noch heute als Ideal einer deutschen Frau vor aller Augen steht.

Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz sind nur durch eine politische Grenze getrennt, in jeder anderen Beziehung aber als Eins zu betrachten, wie sie denn auch in alter Zeit nur ein einziges Land bildeten. Zuerst von Grafen beherrscht, die später von Karl IV. den Herzogstitel empfingen, wurde das Land um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts nach dem Tode des Herzogs Adolf Friedrich unter dessen beide Söhne geteilt, welche die noch jetzt bestehenden Linien des Hauses begründeten. Jedoch blieb nach vollzogener Teilung zwischen den beiden Herzogtümern ein starkes Einheitsband zu gegenseitigem Schutz und Beistand bestehen. Zwar besaß jedes derselben seinen eigenen Landtag, welcher jährlich zusammentrat, aber beide Körperschaften hatten die Befugnis gemeinsamer Gesetzgebung, sowie gemeinsamer Besteuerung für ganz Mecklenburg; und als 1815 auf dem Wiener Kongreß der deutsche Bund errichtet wurde, traten auch Mecklenburg-Schwerin und Strelitz, und zwar als Großherzogtümer in denselben ein. Das erstere ist bei weitem der größere Staat, da die ganze Küstenlinie an der Ostsee zu seinem Gebiete

gehört; es teilt aber seine Vorteile soviel als möglich mit dem binnenländischen Schwesterstaate.

Der sandige Boden von Mecklenburg-Strelitz wird von mehreren Flüssen, sowie von ganzen Ketten kleiner, heller Seen bewässert, welche das Land fruchtbar machen und ihm ein heiteres Aussehen verleihen. Auf den Feldern sieht man zu jeder Jahreszeit Gruppen von Landleuten mit ihrer Arbeit beschäftigt; daneben ist ihre Haupterwerbsquelle die Zucht von Rindern und Schafen, die in reichlicher Menge über die fetten Weiden am Wasserrand und über das wilde, heideartige Gemeindeland zerstreut sind. Einen eigenartigen und auch malerischen Zug der Landschaft bilden die großen herumschweifenden Gänseherden, jede von einem Mädchen der ärmeren Klasse, dem „Gänsemädchen“ gehütet.

Nicht ohne Übertreibung hat man gesagt, die Hälfte aller in Europa gebrauchten Kielfedern komme von Mecklenburg; sicherlich aber sind sonst nirgends auf dem Festlande die Gänse so wohlgenährt und zahlreich wie hier. Die Gänsebrüste werden von den Landleuten wie Speck eingesalzen und geräuchert. In ganz Deutschland nimmt bekanntlich eine mit Äpfeln oder Kastanien gestopfte Gans eine fast ebenso wichtige Stelle in der Kochkunst ein, als Roastbeef in derjenigen Altenglands. Landwirtschaftliche Erzeugnisse jeder Art bringt Mecklenburg-Strelitz in Hülle und Fülle hervor, seine Industrieprodukte dagegen sind sehr unbedeutend. Städte giebt es auch jetzt noch wenige und vor hundertundzwanzig Jahren war die einzige irgendwie bedeutende die Stadt Strelitz, woselbst auch der damals regierende Herzog Karl residierte.

Nichtsdestoweniger stand Mecklenburg in hoher Achtung bei den Nachbarstaaten, selbst bei den größeren, und diese Achtung fand ihren Ausdruck in nahen verwandtschaftlichen Verbindungen. Insbesondere scheinen die Herrscherfamilien von Hannover beziehentlich England und Mecklenburg miteinander auf gutem Fuße gestanden zu haben. So wurde Luise Anna, die Tochter des Prinzen von Wales, mit dem ältesten Sohne des Herzogs Karl von Mecklenburg, Adolf Friedrich, verlobt, einem jungen mit glänzenden und fleißig gepflegten Naturanlagen ausgestatteten Prinzen. Dieses Eheversprechen wurde jedoch nie erfüllt, denn die Prinzessin Luise Anna starb infolge ihrer schwächlichen Natur eines frühzeitigen Todes.

Wie in diesem Falle, so pflegte man zu jener Zeit allgemein die Vorbereitungen zur Vermählung zu treffen, ehe noch die Haupt-

beteiligten Gelegenheit gefunden hatten, persönlich bekannt zu werden. Dies erklärt sich in der Hauptsache durch die Verhältnisse jener Zeit selbst, in welcher das Reisen mit großen Umständen verknüpft war. Gar viele unglückliche Ehen waren die Folgen dieser Verhältnisse, indessen ein kluger Prinz fand dennoch Mittel und Wege, diese gefährliche Klippe zu umschiffen und suchte sich schon vorher Auskunft über die ihm zugedachte Gattin zu verschaffen. So erklärt es sich auch, daß ein wohlgeschriebener Brief oder ein Witz, geistreich genug um in Hofkreisen die Runde zu machen, manchmal mehr dazu angethan war, die ersten Schritte zu königlicher Liebeswerbung zu leiten, als eine anmutige Gestalt, ein bezauberndes Auge oder ein Mund wie Kupidos Bogen.

Ein deutliches Beispiel hierfür ist das Verhältnis des englischen Königs Georg III. zu seiner späteren Gemahlin Sophie Charlotte, Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz. Mit diesem auch für Deutschland und speciell für unsere Luise so wichtigen Ehebunde wollen wir uns im folgenden etwas eingehender beschäftigen. Sophie Charlotte zeigte im Alter von siebenzehn Jahren unschöne Gesichtszüge, aber im Ganzen war ihr Ausdruck sinnig und heiter. Sie war auf Schloß Mirow an der mecklenburgischen Grenze, eine halbe Tagereise von Rheinsberg, erzogen worden. Mirow war das Leibgedinge eines der jüngeren Mitglieder der herzoglichen Familie von Mecklenburg-Strelitz, und in der Jugendzeit der Prinzessin Charlotte war ihr Vater, bevor er den höheren Titel erlangte, Herzog von Mirow. Die Prinzessin liebte ihre stille Heimat und ihr Vaterland und empfand tiefe Teilnahme mit der Not des Volkes, das unter der Kriegsplage während des strengen Winters 1760—61 furchtbar zu leiden hatte.

Charlotte fühlte, daß sie berufen sei, an dem großen Kampfe des Lebens ihren Anteil zu nehmen und hatte bei aller Einfachheit ihres Gemüts doch das richtige Gefühl für die ihrer fürstlichen Geburt zukommende Würde. Die junge Prinzessin konnte die Not ihres Vaterlandes nicht mit ansehen, ohne sich selbst auch zu bemühen, Abhilfe zu schaffen. In einem an den König von Preußen gerichteten Schreiben flehte sie ihn um Gnade für Mecklenburg an. Der Brief, welcher von dem Elend und den Verwüstungen, die der Krieg angerichtet, eine lebendige Schilderung gab, war ernst gehalten und gut abgefaßt; er erscheint im Vergleich mit den pedantischen Episteln jener Zeit natürlich und ungeziert.

Friedrich der Große beantwortete den Brief, der ja ohnedies

einer Antwort nicht bedurfte, niemals, vielleicht aber schickte er ihn dem jungen Souverän, der kurz vorher den Thron von Großbritannien bestiegen hatte; denn sicherlich wurde König Georg III. irgendwie mit dem Inhalte desselben vollständig bekannt. Der König von Preußen, der seinen Charakter kannte, mochte überzeugt gewesen sein, daß dieser Brief ihm sehr gefallen würde und aus gutem Grunde wünschen, daß jener eine deutsche Prinzessin erwählen möchte, um sein glänzendes Los zu teilen. Man sprach viel von dem Schreiben, und Georg blieb immer bei der Ansicht, daß es dem Kopf und Herzen der Verfasserin viel Ehre mache.

Georg III. war zweiundzwanzig Jahre alt, als der Tod seines Großvaters ihn auf den Thron berief. Zu diesem Regierungswechsel bemerkt der englische Schriftsteller Thackeray[12]) sehr treffend: „Um einen jungen König, der selbst das musterhafteste Leben führte und ungeheuchelte Frömmigkeit zeigte, lebte eine so liederliche Hofgesellschaft, als England kaum jemals gekannt hat. Georgs II. schlechte Moral trug in der Folge ihre Früchte. Ich glaube aber, daß das Vorbild Georgs III., dieses wackeren Mannes, seine Mäßigkeit, seine nüchterne Einfachheit, sein gottesfürchtiges Leben zur Hebung der Sittlichkeit des Landes und zur Läuterung der ganzen Nation unendlich viel beitrugen."

Des Königs Mutter, die Prinzessin-Witwe von Wales, hielt seine baldige Vermählung für wünschenswert und schlug mehr als eine Prinzessin, die ihr geeignet erschien, vor; aber schließlich erwählte sich Georg selbst eine Braut. Er hatte den unbeantwortet gebliebenen Brief der Prinzessin von Mecklenburg nicht vergessen und interessierte sich für die Verfasserin, welche es gewagt hatte, sich an den stolzesten und mächtigsten Souverän zu wenden, um die Sache ihres geliebten Vaterlandes und der Unterthanen ihres Bruders zu führen.

Diese Charlotte Sophie war die jüngere Schwester des regierenden Herzogs von Mecklenburg-Strelitz Adolf Friedrich und hatte, obwohl ihr Vater früh gestorben war, eine tüchtige geistige Ausbildung und sorgfältigen Unterricht in der lutherischen Konfession genossen; ihr Verstand war in trefflichster Weise geweckt worden, ihr musikalisches Talent hatte sich vorzüglich entwickelt, im Zeichnen hatte sie es weiter gebracht als die meisten Dilettanten, und der Mode der Zeit gemäß sprach sie besser französisch als deutsch. Dabei aber blieb sie infolge ihrer trefflichen Geistesanlagen stets eine echt deutsche Prinzessin.

Charlotte Sophie war noch von dem zarten Hauch der ersten

Jugendblüte umflossen, als Lord Harcourt, der Erzieher des Königs während dessen Minderjährigkeit, im Sommer 1761 mit einem förmlichen Heiratsantrage in Strelitz eintraf. Sehr wahrscheinlich war die zarte Angelegenheit schon insgeheim ins Reine gebracht worden und bedurfte nur noch der Bestätigung und Anerkennung. Seiner Lordschaft dem Gesandten gefiel der feine Takt und die korrekte Haltung des kleinen Mecklenburger Hofes, der sein Möglichstes that, bei dieser Gelegenheit eine angemessene Rolle zu spielen.

Folgendermaßen schilderte er die Prinzessin in einem Briefe an einen Freund: „Unsere künftige Königin hat noch sehr wenig von der Welt gesehen, aber ihr gesunder Verstand, ihre Lebhaftigkeit und Heiterkeit werden dem Könige vermutlich sehr gefallen und sie bei der britischen Nation beliebt machen. Eine eigentliche Schönheit ist sie nicht, aber sie hat eine liebliche Gesichtsfarbe, sehr hübsche Augen und eine schöne Gestalt.“

Vor Ende August machte sich Prinzessin Charlotte auf den Weg, begleitet von ihren Brüdern, dem Herzoge Adolf Friedrich und Prinzen Karl Ludwig Friedrich. Die kleine Flotte, die in Cuxhafen die erwählte Braut aufnehmen sollte, war vom alten Lord Anson befehligt. Die königliche Yacht, von dem begleitenden Geschwader umgeben, mußte durch die schäumende Brandung fahren; widrige Winde und eine stürmische See verzögerten die Reise, aber die Prinzessin schien die Fahrt nicht langweilig zu finden, und jedermann an Bord war entzückt von ihrem liebenswürdigen Benehmen, ihrem heiteren Gespräch und der Bereitwilligkeit, mit der sie zur Unterhaltung der übrigen Klavier spielte.

Endlich wurde die Menschenmenge, die sich, um die Prinzessin landen zu sehen, in Harwich versammelt hatte, für ihr Harren belohnt und konnte dieselbe sogar beobachten, wie sie, Lord Harcourt zur einen, Lord Anson zur andern Seite ihres Stuhls, Erfrischungen zu sich nahm.

Die erwählte Königin wurde herzlich bewillkommnet, denn der junge König war beim Volke schon sehr beliebt. Obgleich an ihre Stellung nicht gewöhnt, zeigte Charlotte Selbstvertrauen und bewegte sich mit edlem Takt und Anstande. Walpole, ein Geschichtsschreiber jener Zeit, sagt nicht, sie sei schön gewesen, aber „auffallend fein und artig“. Ihre Brüder, die im nächsten Wagen folgten, machten ebenfalls einen sehr gewinnenden Eindruck auf das britische Volk.

Der Herzog von Mecklenburg war stattlich und würdevoll; Prinz

Karl, der spätere Vater unserer Luise, war zu klein, um ein schöner Mann genannt zu werden, aber seine Züge waren regelmäßig und seine dunklen Augen sehr lebhaft. Ein zum Lächeln stets bereiter Mund, überaus schöne Zähne und eine frische Farbe auf den Wangen verliehen dem Prinzen ein gefälliges Aussehen; das Haar trug er gewöhnlich vom Gesichte zurückgestreift und leicht gepudert; seine Manieren waren so ausnehmend fein und geschliffen, daß ein zeitgenössischer Schriftsteller sie als „sanft, schmeichelnd und einnehmend“ schildert. Die Braut trug ein weißes, goldbrokatenes Atlaskleid, auf der Brust einen Diamantschmuck und eine Haube mit Spitzenflügeln, dem vornehmsten Kopfputze jener Tage. Dieser bestand aus gesteiften und am Flügel in Schmetterlingsform ausgespannten Spitzen. Die Haube war auf dem Vorderkopf gerade über der Stirn mittelst Bogen oder Brosche befestigt.

Die Herzoginnen von Ancaster und Hamilton saßen mit der Prinzessin im Wagen; letztere erzählte nachher, daß, als sie des St. James' Palastes ansichtig wurden, die Prinzessin erblaßt sei und eine leichte Erregung verraten habe. Um sie aufzuheitern, machte die Herzogin eine spaßhafte Bemerkung, worauf Charlotte erwiderte: „Ja, meine liebe Herzogin, Sie mögen lachen, Sie sind nicht im Begriff, sich zu vermählen.“ [13])

Die feierliche Trauung fand noch am selben Abende durch Erzbischof Secker in der Hofkapelle statt. Dabei erschien die junge Königin wie bei den andern festlichen Gelegenheiten in prächtigem Schmuck und funkelnden Edelsteinen. Ihr Vergnügen, als sie sich zum ersten Male mit Juwelen geschmückt sah, war natürlich, und sie war zu harmlos, um es zu verbergen. Fünfundzwanzig Jahre später sagte sie indessen zu einer ihrer Hofdamen, Fräulein Burney: „Es war das Entzücken einer Woche. Ich dachte zuerst, ich würde gern immer Juwelen tragen, aber die Mühe und Ermüdung des Anlegens, die Sorgfalt, die sie erforderten, und die Furcht, sie zu verlieren, quälten mich; glauben Sie mir, nach vierzehn Tagen sehnte ich mich nach dem einfachen Kleide, das ich sonst zu tragen pflegte.“

So begann fröhlich die Regierungszeit derjenigen, die man in England gemeinhin „die alte Charlotte“ nennt, wobei das Adjektiv das Stichwort des Ganzen bildet, da es die Personifikation veralteter Steifheit und altmodischen Wesens andeuten soll.

Charlottens Verwandte waren sehr häufig als Gäste am englischen Hofe anwesend und König Georg behandelte sie stets mit großer

Achtung; ihre Bildnisse und die mehrerer anderer Mitglieder der Mecklenburger Familie wurden für die Königin gemalt, die sie im Speisesaale zu Frogmore House, ihrem Lieblingsaufenthalte, aufbewahren ließ, wo sie noch zu sehen sind. Auch der englische Adel bewarb sich durch Beweise großer Aufmerksamkeit gegen ihre Verwandten um der Königin Gunst. So oft einer ihrer Brüder in London erschien, wurden allerlei Empfangsfeierlichkeiten veranstaltet, deren Vielseitigkeit und glanzvolle Durchführung stets einen nachhaltigen Eindruck bei den Gästen hinterließen, sodaß die englischen Hofleute ihren Zweck vollkommen erreichten.

Diese vernünftigen und edlen Festlichkeiten standen in schroffem Gegensatze zu den mitternächtlichen Schwärmereien und schauerlichen Scenen, welche damals an den Spieltischen, dem Herde des Verderbens, vorherrschend waren. Viele Tausende Pfund Sterling gingen oft in einer Nacht verloren, wenn solch ein verblendetes Opfer dieser verderblichen Thorheit vom Morgenlichte ungestört das Spiel fortsetzte, in der eiteln Hoffnung auf eine Wendung des Glückes zu seinen Gunsten.

Unter den zahlreichen Festlichkeiten zeichnete sich besonders eine glänzende Abendgesellschaft aus, welche die Herzogin von Northumberland dem Prinzen von Mecklenburg zu Ehren gab. Nicht nur das ganze Haus, auch der Garten war beleuchtet: Es war ein ganz feenhafter Anblick. Bogen und Pyramiden von Licht glitzerten in den Bäumen, oder hingen zu anmutigen Guirlanden vereinigt daran hernieder; eine Kette von Lampen, funkelnd wie ein Diamanthalsband, glänzte am Geländer. Zerstreut über den Rasen sah man kleine Musikbanden mit Kesselpauken, Klarinetten und Querpfeifen und hoch über alle dem stand der liebliche Mond, der „ohne Visitenkarte" erschien.[14])

Diese glänzenden Lustbarkeiten waren damals sehr im Schwunge. Einige Jahre später erreichten sie in Versailles und Trianon den höchsten Grad der Vollkommenheit durch den ausgesuchten Geschmack Marie Antoinettens, die nur zu gerne ihren Neigungen die Zügel schießen ließ.

Im Gegensatze zu dieser Prachtliebe, welche die ganze Zeit beherrschte, kennzeichnete den jungen König und die Königin von Großbritannien eine große Mäßigkeit im alltäglichen Thun und Treiben, und in all ihren Gewohnheiten bewegten sie sich innerhalb streng geregelter Grenzen. Königin Charlotte ließ sich jeden Tag zwei Stunden in englischer Sprache und Litteratur unterrichten, beschäftigte sich regel=

mäßig mit Handarbeiten, ging und ritt jeden Tag mit dem Könige spazieren, und oft beschlossen sie den Abend mit einem Gesellschaftsspiele. So gestaltete sich das alltägliche, häusliche Leben, das man in einer durch Verschwendung und Ausschweifung berüchtigten Zeit in des Monarchen Privatgemächern im St. Jamespalast und auf Schloß Windsor führte. Der Gastfreundschaft zulieb wurde der schlichte Lebenswandel bisweilen unterbrochen, besonders wenn die Brüder der Königin zu ihr auf Besuch kamen.

Namentlich ihr jüngerer Bruder, Prinz Karl Ludwig Friedrich, gewöhnlich Prinz Karl genannt, folgte häufig ihren liebenswürdigen Einladungen und brachte einmal sogar einige Monate in London zu. Er war Erbprinz, doch nur mutmaßlicher Thronfolger von Mecklenburg-Strelitz, denn da sein älterer Bruder, der Herzog, noch ein junger Mann war, so schien seine Thronfolge im Herzogtum wenig wahrscheinlich. In Ansehung der Dienste dieses Prinzen in Spanien, übertrug ihm sein Schwager, König Georg, der für ihn auch persönliches Wohlwollen hegte, die oberste Befehlshaberstelle der hannöverschen Haustruppen.

In dieser Stellung vermählte sich Prinz Karl mit der Prinzessin Friederike Karoline Luise, einer Tochter des Prinzen Georg Wilhelm, zweiten Sohnes des verstorbenen Landgrafen Ludwig VIII. von Hessen-Darmstadt und der Prinzessin Marie Luise Albertine, einer geborenen Reichsgräfin von Leiningen. Diese Heirat brachte ihn in entfernte verwandtschaftliche Beziehung zu dem Königshause der Hohenzollern, da seiner Gemahlin Base, die Tochter des regierenden Landgrafen, den Kronprinzen von Preußen, Neffen und Erben Friedrichs des Großen, den nachmaligen Friedrich Wilhelm II., zum Gemahl hatte. Es ist dies wohl beachtenswert, da in der nächsten Generation das verwandtschaftliche Band um die Familien durch eine zweite, sehr wichtige Heirat noch fester geschlungen wurde.

Während der ersten Jahre, welche der Prinz von Mecklenburg in Hannover zubrachte, war seine Wohnung für eine Persönlichkeit von seinem Range klein und die Einrichtung äußerst einfach, aber in diesem anspruchslosen Heim fühlte er sich mit seiner liebenswürdigen Gemahlin glücklich. Alles, was man über diese Prinzessin erfährt, spricht durchaus zu ihren Gunsten, und die interessanten Bildnisse des fürstlichen Paares, welche in ihrem väterlichen Hause im Herrengarten zu Darmstadt zu sehen sind, machen einen wohlgefälligen Eindruck. Auf dem einen hält die junge Mutter, auf einem Sopha sitzend, ein

Bild ihres Kindchens in der Hand; indessen deutet kein Datum an, welches Glied der Familie das Gesichtchen darstellt. Das dunkelblaue, mit Falbeln besetzte Kleid und das aus dem Gesicht gestreifte Haar gleichen auffallend der heutigen Mode. Die braunen, leichtgepuderten Locken sind auf den Scheitel gezogen und so angeordnet, daß sie dem Kopfe, ohne unnatürliche Zuthat, eine gewisse Höhe und Fülle verleihen.

Die Züge, besonders die offene Stirn, deuten auf Verstand und Einbildungskraft hin. Die Augen, etwas tiefliegend, zeigen durchdringenden, obwohl noch lieblichen Ausdruck. Der Blick ist ruhig und gedankenvoll, doch ist das Antlitz im allgemeinen ein heiteres und sehr liebevolles. Die Vergleichung dieses Bildnisses mit denjenigen der Königin Luise ergiebt eine Spur von Ähnlichkeit zwischen Mutter und Tochter; doch scheint in Luisens Gemütsart mehr angeborner Frohsinn gelegen zu haben, obschon sie nachmals ihrer höheren Lebensstellung gemäß mehr Würde annahm. Die Prinzessin von Mecklenburg vererbte ihre blonde Farbe und blauen Augen auf die meisten ihrer Kinder. Das Seitenstück des schönen Bildes stellt ihren Gemahl, den Prinzen, als hübschen Mann von dunkler Farbe dar, dessen Gesicht zwar entschieden anziehend, aber ohne ein Merkmal großer geistiger Bedeutung erscheint.

Das kleine Haus, das sie mehrere Jahre nach ihrer Vermählung bewohnten, steht noch in Hannover. Es ist ein viereckiges, hölzernes Gebäude mit Flügeln, ein zierliches Landhaus von freundlichem Ansehen, wie man es in den Vororten einer deutschen Stadt oft sieht, aber niemand würde, mit der Thatsache unbekannt, das Geburtshaus einer Königin darin suchen. Es stand ursprünglich auf dem damaligen Prinzenwall und jetzigen Reitwall und war von dem General von Weihen im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts erbaut worden, weshalb es auch die „Weihen-Löve“ (Laube) hieß. Die Errichtung der großen Militärreitschule in Hannover hatte bedeutende Veränderungen zur Folge, und viele Häuser wurden damals niedergerissen. Das fragliche Haus wurde ebenfalls abgebrochen, indessen auf dem königlichen Landgute Herrenhausen wieder aufgebaut.

Wenn man die prächtige Lindenallee, die sich fast eine Stunde weit von der Stadt Hannover bis zum Herrenhausener Palaste erstreckt, hinaufgeht, so sieht man das Haus zur Rechten, jenseits des Welfenschlosses und von diesem Palaste etwas verdeckt. Doch fällt es dem Auge auf durch seine weithin sichtbare Bemalung in zwei Schattie-

rungen gelber Steinfarbe, welche zu dem hohen Dache von braunen, gerundeten Ziegeln und den Giebelfenstern einen malerischen Gegensatz bildet. Der das Haus umgebende, einfach angelegte Garten, ist von Blumenbeeten freundlich belebt. Das geschmackvolle, kleine Gebäude, das ein Veteran von 1814—15 jetzt bewohnt, wird als Sehenswürdigkeit unterhalten und alles, was mit Luisens Gedächtnis zusammenhängt, wird fast bis zur Verehrung dort gehegt und gepflegt.

Am 10. März 1776 geboren, wurde unsere Luise am 25. März auf die Namen Luise Auguste Wilhelmine Amalie getauft, und zwar in der unweit des Prinzenwalles gelegenen Heiligen-Geistkirche. Die uralte Kirche war seit 1730 Garnisonkirche von Hannover gewesen. Als dieser Stadtteil vor einigen Jahren eine vollständige Umwandlung erfuhr, wurde die sehr baufällige, alte Kirche abgetragen; ein damit zusammenhängendes Armenhaus oder Stift steht jedoch noch heute nahe dem früher von dem Gotteshause eingenommenen Platze. Die Kirchenbücher datieren sich bis zum Jahre 1690 zurück; eins davon enthält folgenden Eintrag der Taufe der Prinzessin Luise: „Anno 1776. Tauftag: Mensis Martius 25. — Namen des Kindes: Louisa Augusta Wilhelmina Amalia. — Namen der Eltern: Sr. Durchl. Prinzen Carls zu Mecklenburg-Strelitz und Friederica Carolina Louisa, Durchl. Prinzessin von Hessen-Darmstadt, junge Prinzessin, geb. am 10. Mart. Morgens 7 Uhr. — Namen der Gevattern: Die hohen Tauf-Pathen waren: 1. Prinzeß Charlotte von Hessen-Darmstadt, 2. Groß-Fürstin von Rußland, 3. Erb-Prinzessin von Braunschweig, 4. Prinzeß Royal von Engelland, 5. Erb-Prinzessin von Schwerin-Mecklenburg, 6. Mark-Gräfin von Baden-Durlach, 7. Fürstin von Oeringen. — Deren Stelle haben vertreten: 1. Prinzeß Charlotte in Hocheigener Persohn, 2. Fr. Geheimte Räthin von Bremern, 3. Fr. Ober-Kammer-Herrin v. Löwen, 4. Fr. Prämie-Ministerin v. Münchhausen, 5. Fr. v. Polenz."

Prinzessin Luise war die dritte überlebende Tochter des Prinzen Karl Ludwig Friedrich von Mecklenburg-Strelitz, das sechste Kind der Familie. Ein Mädchen und zwei Knaben waren im zarten Alter gestorben, ehe sie zur Welt kam; bei ihrer Geburt hatte sie demnach nur zwei Geschwister, die Prinzessinnen Charlotte und Therese, wovon die ältere zwischen sechs und sieben, die jüngere nahezu drei Jahre alt war.

Als Luise etwa ein halbes Jahr alt war, im Herbst des Jahres 1776, wurde ihr Vater zum Generalgouverneur von Hannover befördert und siedelte infolgedessen mit seiner Familie von dem Land-

hause über in das fürstliche Regierungsschloß in der Leinestraße, gerade gegenüber dem alten kurfürstlichen Palaste. Während der Sommermonate wohnte die Familie gewöhnlich in einem Flügel des Herrenhausener Schlosses.

Im Laufe der Zeit gesellten sich der kleinen Luise noch drei weitere Geschwister hinzu: eine Schwester, die 1778 im März geboren und Friederike getauft wurde; im August 1779 kam dann ein Bruder zur Welt, der die Namen Georg Friedrich Karl Joseph erhielt und später Großherzog von Mecklenburg-Strelitz wurde. Das letzte Kind, ein Prinz, starb, noch ehe er sein drittes Jahr erreicht hatte.

Der Statthalter von Hannover genoß fast so viel Autorität, wie wenn er regierendes Oberhaupt gewesen wäre und führte auch denselben Hofstaat, denn König Georg III., der nach seinen Neigungen und Gewohnheiten durchaus ein Engländer war, kümmerte sich, im Gegensatz zu seinem Großvater, um sein Stammland nur wenig und wollte nie in Deutschland residieren.

Von Luisens frühesten Tagen wissen wir nur, daß die sie umgebende kleine Welt eine Art Eden war, dessen natürliche Schönheit freilich die Kunst im Stil von Versailles erhöht hatte. Die ausgedehnten Gärten waren, der Mode der Zeit gemäß, mit Springbrunnen, Bildsäulen und Vasen geschmückt. Das Schloß ist ein niedriges, geschmackloses Gebäude — nur allein seinen majestätischen Baumreihen und Alleen verdankt Herrenhausen seine stolze Würde.

Das Kind war hold und schön wie eine Lilie, die sich im freundlichen Sonnenschein des ersten Frühlings entfaltet. Als der Sommer ihres Lebens entschwunden war und Herbstwinde ihr zuzuflüstern begannen, daß auf Erden alle Herrlichkeit vergehen muß, um von neuem aufzuerstehen, da wurde die Lilie gepflückt und hinweggenommen, um droben im Paradiese fortzublühen. Damals wurden viele Lobreden zu Ehren der Königin Luise geschrieben; eine der ergreifendsten darunter ist Jean Paul Richters poetische Allegorie:[15])

„Ehe sie geboren wurde, trat ihr Genius vor das Schicksal und sagte: „Ich habe vielerlei Kränze für das Kind, den Blumenkranz der Schönheit, den Myrtenkranz der Ehe, die Krone eines Königs, den Lorbeer- und Eichenkranz deutscher Vaterlandsliebe, auch eine Dornenkrone: welche von allen darf ich dem Kinde geben?“ „Gieb sie ihm alle, deine Kränze und Kronen,“ sagte das Schicksal; „aber es bleibt noch ein Kranz zurück, der alle übrigen belohnt.“ — Am Tage, wo der Totenkranz auf dem erhabenen Haupte stand, erschien der Genius

wieder, und nur seine Thränen fragten. Da antwortete eine Stimme: „Blick auf!„ — Und der Gott der Christen erschien!“

Das spätere Leben Friederikens, der kleinen Schwester und beständigen Gefährtin ihrer glücklichen Kindheit, war von wunderbaren Wechselfällen durchzogen. Sie überlebte Luise, sie sah die Triumphe, die dem sterblichen Auge der geliebten Schwester verschleiert waren, aber immer und immer wieder wurde ihr das Wesen, das ihrem Herzen am nächsten stand, ihr Schutz und Schirm und ihre Stütze, entrissen. Zum zweiten Male verwitwet, vermählte sie sich schließlich mit ihrem Vetter Ernst August, Herzog von Cumberland, fünftem Sohne König Georgs III. und der Königin Charlotte. Die Hochzeit fand am 31. Mai 1815 zu Neustrelitz statt. Friederike strahlte noch in jugendlicher Schönheit, und ihr bejahrter Vater, der Herzog von Mecklenburg-Strelitz, nahm auch an dieser dritten Hochzeit teil.

Beim Tode des Königs Wilhelm IV. von England ging dann Hannover auf den Herzog von Cumberland als nächsten männlichen Erben über. So betrat Friederike in ihrem Alter wieder die Hallen und Gärten, durch die der kindliche Fuß einst gewandelt — sie kam zurück als Königin von Hannover: Den letzten Atemzug hauchte sie aus in ihrer Kindheit Heim, und dort, in königlicher Pracht beigesetzt, fand sie ihre irdische Ruhe. Das Äußere ihrer Grabstätte zu Herrenhausen gleicht sehr dem Mausoleum zu Charlottenburg. Das Innere ist weniger erhaben geschmückt, dagegen sind die liegenden Steinbilder des Königs und der Königin, Werke des berühmten Berliner Bildhauers Rauch, ebenfalls Kunstwerke ersten Ranges.

Zweites Kapitel.

Wir verließen Prinzessin Luise in jener fröhlichen Zeit des Lebens, wo auch die einfachsten Dinge in der Welt Interesse erregen oder Freude bereiten, während der Geist zur Vorbereitung auf den späteren hohen Beruf den so geheimnisvollen Entwicklungsgang der Jugend durchläuft.

Man erzählt, daß die Prinzessin schon in früher Jugend ein ausnehmend freundliches Gemüt und viel Verstand gezeigt habe. Diese Angabe wird gewöhnlich in schmeichelhafte Worte gekleidet und mit alltäglichen Anekdoten belegt; ein besserer Beweis ihrer Wahrheit ist uns aber die rührende und dauernde Liebe, mit der sie am Andenken ihrer Mutter hing. Das Kind bewahrte der Mutter Worte mit unerschütterlicher Treue im Herzen, und im ganzen späteren Leben handelte sie nach den Grundsätzen, die sie ihr eingeprägt hatte. Aber schon im sechsten Jahre hatte sie zu ihrem Unglück den Verlust dieser Hüterin ihrer ersten Kindheit zu beklagen, und es schien, als sollte ihr junges Herz schon früh gegen die schweren Leiden der Zukunft gestählt werden.

Prinzessin Karl von Mecklenburg-Strelitz wurde den Ihrigen im Mai 1782 entrissen. Sie starb bald nachdem sie einer Tochter, die ihr in wenigen Stunden nachfolgte, das Leben gegeben; und der jüngste Sohn, damals kaum zwei Jahre alt, überlebte die Mutter nur einige Monate. Sie hinterließ sechs Kinder, wovon das älteste etwa zwölf Jahre zählte. — Die kleine Luise litt unter diesem Verluste — es war ihr erster Kummer — so sehr, daß man sie mit ihrer Erzieherin, einem Fräulein von Wolzogen, nach Darmstadt sandte, wo sie unter dem wachsamen Auge der Großmutter mütterlicherseits stand. Als sie den munteren Frohsinn der Kindheit wieder erlangt

hatte, wurde sie nach Hannover zurückgebracht, wo sie und ihre Schwestern sorgfältig gepflegt und erzogen wurden.

In ihrer frühen Kindheit scheint die Prinzessin Luise auch eine Reise nach Mecklenburg unternommen zu haben, da der folgende Vorfall vermutlich in Neustrelitz stattgefunden hat. Die beiden jüngsten Töchter des Prinzen Karl von Mecklenburg erhielten Unterricht bei einem Herrn Michaelis, dem späteren Professor der französischen Litteratur und Herausgeber des „Musen-Almanachs“. Derselbe war nicht glücklich und außerdem verriet sein Benehmen eine gewisse Ängstlichkeit, welche den beiden aufmerksamen Kindern nicht entgehen konnte. Diese vermuteten in ihrer Einfalt, daß er nur aus Mangel an Geld so verlegen sei, boten ihm daher eines Tages ein goldenes Kreuz an, wobei die kleine Luise sagte: „Wir fürchten, Sie brauchen Geld und sind bekümmert, daß wir keins haben; aber wir haben uns besprochen und sind übereingekommen, Sie zu fragen, ob Sie dieses goldene Kleinod annehmen wollen, welches der wertvollste Gegenstand ist, den wir besitzen.“ Natürlich wurde die Gabe abgelehnt, aber die Erinnerung an diesen hübschen Charakterzug wurde von dem beglückten Lehrer aufbewahrt als ein kostbarer Ersatz. Diese schöne Episode verdanken wir den Aufzeichnungen seines Neffen.

Während dieser frühen Jugendzeit traten in der Familie ihres Vaters Ereignisse ein, die ihr empfindsames Herz im Innersten ergriffen haben müssen. Am 28. September 1784 gab Prinz Karl seinen Kindern eine Stiefmutter durch seine Vermählung mit der Prinzessin Charlotte Wilhelmine Christiane, der Schwester seiner verstorbenen Gemahlin, die ihr in der äußeren Erscheinung sehr ähnlich war. Zu dieser Vermählung begleitete Luise ihren Vater nach Darmstadt, verweilte hier den ganzen Winter und wurde bald durch ihre fröhliche Heiterkeit und ihr munteres Wesen der Liebling ihrer Großmutter. Bald nach seiner zweiten Heirat verlobte Prinz Karl auch seine älteste Tochter, Prinzessin Charlotte, damals erst fünfzehnjährig, mit dem regierenden Herzog von Hildburghausen. Im Laufe des folgenden Jahres wechselte in jäher Weise Freude und Leid in Luisens Elternhause: im September 1785 vermählte der Prinz von Mecklenburg seine Tochter, und man feierte die Hochzeit mit vielem Gepränge; am 12. Dezember verlor er seine Gemahlin, die plötzlich starb und ihm ein Söhnchen hinterließ.[16])

Dieser herbe Verlust brachte den zum zweiten Male verwitweten Fürsten auf den Gedanken, Hannover zu verlassen. Er faßte den

Entschluß, seine Stellung aufzugeben und mit den Seinigen nach Darmstadt zu ziehen, damit die Kinder unter der sorgfältigen Aufsicht ihrer Großmutter erzogen würden. Demgemäß nahm er 1786 seine Entlassung als Statthalter und traf die nötigen Anstalten zum Wechsel seines Wohnsitzes, der sich noch vor dem Ende des Jahres vollzog. In demselben Jahre also, wo durch das Hinscheiden Friedrichs des Großen Preußen einen Abschnitt in seiner Geschichte beschloß und einer neuen Zeit entgegenging, begann auch für Luise durch ihre Übersiedelung nach Darmstadt eine neue Lebensperiode.

Der Prinz vertraute seine drei Töchter der Obhut ihrer Großmutter an, während er seinen eigenen Wohnsitz in einem vornehmen Landhause am Rheinthor aufschlug, das damals die Stelle der jetzigen hohen Säule einnahm, auf welcher, im Mittelpunkt des hübschen Luisenplatzes, das eherne Standbild Ludwig IX. steht. Dieser Ludwig war der letzte Landgraf und erste Großherzog von Hessen-Darmstadt. Das Haus des Prinzen Karl befindet sich gegenwärtig im Besitze der Familie Merck, der Nachkommen von Goethes vertrautem Freunde.

Seither hat sich die breite Rheinstraße zwischen dem Schlosse und dem Rheinthore beträchtlich verlängert; die schöne Allee vor dem Thore wurde dadurch verkürzt, und der dunkle Fichtenwald, welcher früher nahe an die Westseite der Stadt heranreichte, verschwand großenteils. Das Schloß war damals wie jetzt eine unregelmäßige, von einer starken, niedrigen Mauer eingeschlossene und durch einen Wassergraben geschützte Gebäudemasse; Schwäne belebten das Gewässer, wo jetzt im Gebüsch des trockenen Grabens Amseln und Drosseln singen. Wie jetzt, umgab das Schloß ein großer freier Raum, von dem die engen Gassen der alten Stadt nach allen Richtungen, zum Teil in krummem Laufe, ausgingen. Viele der alten Häuser tragen Giebel wie die Frankfurter. An Bürgersteige dachte man noch gar nicht und die Beleuchtung der Stadt erfolgte zu jener Zeit durch Laternen, welche an Ketten hingen, die von Haus zu Haus über die Straße gespannt waren.[17])

Die Großmutter der fürstlichen Kinder, die Prinzessin Georg Wilhelm, besaß in Darmstadt zwei Wohnungen, eine im Innern der Stadt in unmittelbarer Nähe des Schlosses, die andere entlegener, am Eingange des Herrengartens oder Landgrafenparks, eines ausgedehnten, dem Publikum teilweise geöffneten Lustgartens.

In früherer Zeit wohnten deutsche Fürsten inmitten ihres Volkes

und ihr Schloß stand meistens im Mittelpunkte der Hauptstadt und im verkehrsreichsten Viertel. So auch, wie noch jetzt, das Darmstädter Schloß; der Marktplatz breitet sich gerade vor dem Palaste aus und bietet stets ein Bild regen Lebens; ein buntes, heiteres Treiben muß dort geherrscht haben, als die hessische Tracht der Bauern noch die allgemein übliche war. Die merkwürdigen Giebel des altertümlichen Rathauses schauen auf den Markt, und sieht man sich von diesem belebten Mittelpunkte aus um, so gewahrt man mehrere, jetzt als Kaufläden dienende Häuser, die offenbar bessere Tage gesehen haben. Vor weniger als hundert Jahren waren dies aristokratische Herrenhäuser und eines der größten am Schlosse, Burgfreiheitspalast genannt, war die Stadtresidenz der Prinzessin Georg Wilhelm.

Die schönen, eisernen Thore seines Hofes öffneten sich auf den Markt, und hinten war ein damals ziemlich ausgedehnter Garten, der einen vorteilhaften Blick auf den Darmstädter Kirchturm bot. Unter diesem ehrwürdigen Gebäude liegen die irdischen Überreste der regierenden Fürsten, während ihre Denkmäler von Georg an, dem ersten Landgrafen von Hessen-Darmstadt, in der Kirche sich befinden. Er war ein Sohn von Martin Luthers Freund, Philipp dem Großmütigen, letzten Landgrafen von ganz Hessen. Durch Testament teilte dieser sein Gebiet unter seine vier Söhne und das Land wurde nie wieder vereinigt, sondern im Gegenteil noch weiter verteilt. Steinbilder von Philipp dem Großmütigen und Georg I., in der vollen Tracht ihrer Zeit, schmücken die Thore des Herrengartens.

Dieses zur Zeit des Lehnswesens gegründete Schloß trägt zwar bezeichnende Merkmale jenes Zeitalters an sich, zeigt aber, als zusammenhängendes Ganze aus verschiedenen Bauperioden stammend, in seinen einzelnen Gebäuden mannigfache Formen. Die ältesten Teile waren bis zur Unbewohnbarkeit verfallen gewesen, denn man hatte das ursprüngliche Schloß großenteils zur malerischen Ruine herabsinken lassen. Ephen, Geißblatt und andere Schlingpflanzen kletterten wuchernd über die zerfallenen Mauern und hingen von den steinernen Fensterrahmen und Bogen der Thorwege herab. Dieser uralte, baufällige Teil war der innerste Kern, den starke, rings um die Ruinen emporgestiegene Türme und Mauern späterer Zeit verdeckten. Die äußeren Teile waren noch fest und bewohnbar und über den Graben innerhalb der niedrigen Mauer ging eine zum Haupteingang führende Brücke.

Der Landgraf Ernst Ludwig hatte nach einem prächtigen Plane den Um- und Neubau begonnen, hinterließ aber das Werk bei seinem

1739 erfolgten Tode unvollendet, und nie wurde das Schloß seitdem nach seinem Entwurfe ausgebaut, wenn es auch später wiederholte Umänderungen und Vergrößerungen erfuhr. Zur Zeit als Prinzessin Luise nach Darmstadt kam, verliehen der frische rote Stein des Landes und der hellblaue Schiefer den massiven Gebäuden und schweren Dächern, die ohne den Farbenabstich sehr düster und schwerfällig wirkten, ein freundliches Gesamtaussehen. In der Mitte zwischen zwei größeren Türmen schaut die verhältnismäßig kleine, runde Kuppel des Glockenturms über dem Dache hervor. Sie birgt über der Uhr achtundzwanzig Glocken, ein herrliches Glockenspiel, das die Tages- und Nachtzeiten in fröhlichen Tönen verkündet.[18]) Es ist dies ein anmutendes Andenken an den Landgrafen Ludwig VI., der auf einer Reise in den Niederlanden ein ähnliches Glockenspiel zu Nymwegen sah und rasch entschlossen, sich in seiner Hauptstadt auch eins einzurichten, den Uhrmacher nach Darmstadt sandte. Demselben Fürsten sind auch die herrlichen Anlagen und geschmackvollen Pflanzungen des Herrengartens zu verdanken. Mehrere Generationen hindurch war nur ein Teil der Anlagen dem Publikum geöffnet, während ein anderer als Privatgarten des landgräflichen Hauses abgeschlossen war.

Das war das Zeitalter, in dem Grotten, Einsiedlerhäuschen und klassische Tempel der Kunstgärtnerei als bezeichnende Zierden dienten. Zugleich aber machte sich auch der damals vorherrschende Zug nach dem Empfindsamen in einer Weise bemerkbar, welche der Wechsel der Sitten als merkwürdig erscheinen läßt. Als ein charakteristisches Beispiel jener wunderlichen Zeit mag folgende Episode dienen: Einst wandelte die Erbprinzessin (Tochter des Prinzen Georg) von Freundinnen begleitet, an ihrem Geburtstagmorgen im Garten, wo ihr eine Überraschung bereitet war. Ein mit Guirlanden geschmückter, ihr zu Ehren errichteter Tempel, auf dem ihr Name in Rosen geschrieben stand, hatte sich plötzlich erhoben. Ihr Gemahl, der ihr diese Freude bereitet, brachte ihr seine Glückwünsche dar, während er sie in den zierlichen, niedlichen Bau einführte; und ihr Kind, das man unter einem Tisch versteckt hatte, sprang hervor, überreichte einen Blumenstrauß und trug ein Gedicht vor.

Der Knabe, der in dieser sinnigen Weise seine Mutter an ihrem Geburtstage beglückwünschte, war ein Jahr jünger als Prinzessin Luise. Er und seine jüngeren Geschwister waren ebenfalls Enkel der Prinzessin Georg Wilhelm. Er wurde später zweiter Großherzog von Hessen-Darmstadt, da sein Vater der erste hessische Herrscher ist, der diesen

Titel führte — derselbe Ludwig, dessen Standbild auf der Säule am Luisenplatz steht.

Landgraf Ludwig IX, der zur Zeit der Ankunft der Mecklenburger Familie in Hessen-Darmstadt regierte, stand schon in vorgerücktem Alter, denn er war ein älterer Bruder von Luisens verstorbenem Großvater. Nach dem Tode seiner Gemahlin Henriette Karoline übernahm die Prinzessin Georg Wilhelm die Leitung seines Haushalts und so erklärt es sich auch, daß unsere Luise mit ihren Geschwistern ihrer mütterlichen Fürsorge übergeben wurde.

Luisens Großmutter nahm nie den Rang einer Landgräfin ein, wie sie oft genannt wird; in Darmstadt selbst spricht man immer von ihr als Prinzessin Georg oder Georg Wilhelm. — Die verstorbene Landgräfin Henriette Karoline war eine hochberühmte Frau, die ebensoviel Weltklugheit als geistige Begabung an den Tag gelegt hatte. Ihr Leben und Wirken stand noch in lebendigem Gedächtnisse des Volkes, und in ihrem eigenen Verwandtschaftskreise waren das Beispiel, das sie gegeben, und die Beziehungen, die sie angeknüpft, noch lange das Band, welches ihre vielen Angehörigen umschlang. Sie war eine vorsorgliche Mutter gewesen, der alle wichtigen Interessen ihrer acht Kinder am Herzen lagen; und ehe sie den Ihrigen entrissen wurde, hatte sie die würdige Vermählung ihrer vier Töchter noch erlebt. Die ihr ähnlichste darunter war Herzogin von Weimar geworden, die uns später begegnen wird; eine andere hatte sich mit dem Landgrafen von Baden vermählt. Zwei von diesen Prinzessinnen hatte ihre Vermählung zu hoher Würde erhoben; die eine war Kaiserin von Rußland geworden, während Friederike, die andere, den Kronprinzen von Preußen, Neffen und Erben Friedrichs des Großen, geheiratet hatte.

Dieser erlauchte Monarch bewunderte die Landgräfin Karoline aufrichtig und sah in ihr die hervorragendste Frau der Zeit. Solange sie lebte, unterhielt er mit ihr freundschaftliche Beziehungen und einen lebhaften Briefwechsel; nach ihrem Tode ließ er eine weiße Marmorurne auf ihr Grab setzen mit der Aufschrift:

„Femina sexu, ingenio vir.“

(Ein Weib von Geschlecht, von Geist ein Mann.)

Von dem Erdhügel, auf dem diese schöngeformte Urne steht, und von dem darunter befindlichen Grabe erzählt man sich eine anziehende Geschichte. Ihrem besonderen Wunsche gemäß war die Landgräfin im Herrengarten bestattet worden. Im Garten war eine Stelle, für die sie große Anhänglichkeit zeigte: eine im Dickicht des Lusthains

auf ihren Befehl angelegte Grotte, die in wildwuchernden Bäumen und Büschen tief verborgen lag. Nach der Überlieferung wußte außer ihr selbst nur der Erbauer der Grotte um deren Vorhandensein. In dieses abgeschlossene Heiligtum pflegte sich die Landgräfin täglich zurückzuziehen, um in der heiligen Schrift zu lesen und zu beten. An einer weniger verborgenen Stelle des Gartens hatte sie auch eine Einsiedelei sich eingerichtet, die sie, wenn sie allein und ungestört sein wollte, als Zufluchtsort benutzte. In der Regel durfte dort niemand ohne ihre Erlaubnis eintreten. Man sagt, daß Ihre Hoheit einst Wolfgang Goethe bei seinem Aufenthalt in Darmstadt den Genuß dieses Vorrechts gestattete und daß er einen Teil seines Tasso in dieser Klause geschrieben habe. Überdies soll die Leonore im Tasso die durch seine poetische Einbildungskraft idealisierte Landgräfin Karoline gewesen sein.

Als die Landgräfin ihr Ende herannahen fühlte, schrieb sie einen langen, liebevollen Brief an ihren Gemahl und befahl, ihm denselben unmittelbar nach ihrem Tode zu überreichen. In diesem Briefe gab sie ihrem religiösen Glauben und ihrer Hoffnung vollen Ausdruck und äußerte auch ihre Wünsche in betreff der Bestattung. Sie ließ den Landgrafen darin wissen, daß sie als Mittel zur Vorbereitung auf den Tod begonnen habe, mit eigener Hand ihr Grab unter der Grotte zu graben; daß sie wünsche, darin bestattet zu werden, nahe bei dem Orte, wo sie gewohnheitsgemäß die Gemeinschaft mit Gott im Gebet gepflegt habe. Dort wurde Henriette Karoline zur Ruhe gelegt; über der Grotte selbst wurde ein Erdhaufen aufgeschichtet, auf dem die von König Friedrich überreichte Urne ihre Stelle fand; Eiben- und Tannenbäume wurden darum gepflanzt, und der Epheu umrankte bald den runden Grabhügel.

Die Einsiedelei wurde mehr als ein halbes Jahrhundert als Andenken an die berühmte Landgräfin sorgfältig erhalten; ältere Leute wissen sich derselben noch recht wohl zu erinnern. Der Herrengarten ist jetzt zwar dem Publikum völlig geöffnet, aber ein leichtes eisernes Gitter umschließt Karolinens Grab. Der Garten oder Park, wie wir ihn nennen würden, bietet mit den schönen Bäumen und Gebüschen und den ihn durchziehenden Gewässern einen gefälligen Anblick. Er wird zwar sauber, doch nicht mit feinem Geschmack unterhalten; denn man läßt die wilden Blumen in ihrer vollen Üppigkeit und reichen Mannigfaltigkeit wuchern.

Im ersten Frühling ist dort die Waldanemone die herrschende Schönheit und ein hübscher Erdrauch ihr Lieblingsgefährte. Überhaupt

schmückt eine herrliche Flora die schattigen Haine, wo Herder, Schiller und Goethe ihren Aufenthalt nahmen und manche ihrer klassischen Schöpfungen der Vollendung entgegenreiften. Diese Dichter erhöhten damals den Ruhm des Darmstädter Hofes, als die Landgräfin Karoline und Prinzessin Georg Wilhelm in der Gesellschaft den Ton angaben und die Litteratur förderten. Auch dramatisches Dichter- und Schauspielertalent fand unter ihrem Schutze sorgsame Pflege, und unter solch' günstigen Verhältnissen vermochte die Stadt seitdem sich immer durch ihre theatralischen und musikalischen Leistungen auszuzeichnen.

Man erzählt, Prinzessin Luise habe während eines Besuchs bei ihrer Großmutter, ehe sie bei dieser wohnte, zum ersten Mal Schiller in Darmstadt getroffen. Erst neun Jahre alt vermochte Luise wohl kaum den Wert des Dichters zu würdigen, als diesem der Vortrag seines Don Carlos vor den fürstlichen Damen gestattet ward. Wie sehr sie aber ihn und seine Werke später zu schätzen wußte, geht aus den Worten hervor, die sie im Jahre 1808 aus Königsberg schreibt: „Ach, auch in meinem Schiller hab' ich wieder und wieder gelesen! Warum ließ er sich nicht nach Berlin bewegen?“

Die beiden Hauptzweige der hessischen Familie waren, wie wir sahen, durch Blutsverwandtschaft und Wechselheirat so innig mit einander verbunden, daß sie nur einen großen Familienkreis bildeten, in welchen der Prinz von Mecklenburg und seine Kinder bei ihrer Ankunft von Hannover aufgenommen wurden.

Der Tod Friedrichs des Großen erhob eine Prinzessin von Hessen auf den preußischen Thron, da Friederike, Tochter Ludwigs IX. und Karolinens, sich mit dem Kronprinzen von Preußen, der seinem Onkel als Friedrich Wilhelm II. folgte, vermählt hatte. Diese Verbindung übte sicherlich auf die künftigen Schicksale der Prinzessinnen von Mecklenburg einen mächtigen Einfluß aus.

Das alte Schloß am Ende des Herrengartens, einer der Wohnsitze der Prinzessin Georg Wilhelm, ist noch fast ganz so erhalten, wie es bei ihrem Tode war, und in ihm tritt uns einer der freundlichsten heimischen Schauplätze von Luisens glücklicher Kindheit entgegen. Der regelmäßige Garten mit seinen geraden Kieswegen, beschnittenen Bäumen, altmodischen Gartenhäuschen und fast ebensolchen Blumen ruft unsere frühesten Erinnerungen — die unserer eigenen Kindheit — wieder wach. Wir sehen die Orangerie und ein Häuschen dabei, in dem die Kinder spielten, sowie ein anderes, das als Liebhabertheater

diente. Das Innere des Palastes macht einen behaglichen Eindruck; in den meisten Zimmern finden sich Kamine zur Heizung mit Holz, wie man sie jetzt so selten noch in unserm Vaterlande bemerken kann.

Die Familienbildnisse sind höchst interessant. Darunter befindet sich eines der Landgräfin Karoline, das sprechend ähnlich zu sein scheint, denn die freundlichen, verständigen Züge entsprechen den Schilderungen, die ihrem Leben gewidmet sind. Schön gezeichnete Augenbrauen verstärken den Ausdruck der lebhaften, obwohl gedankenvollen, dunklen Augen; das Haar ist zurückgestreift und leicht gepudert. Erinnert man sich der von Friedrich auf die Urne gesetzten Worte, so scheint es erfreulich, daß der ihrem Alter und Range angemessene Ausdruck edler, hoher Frauenwürde doch ein vollkommen weiblicher ist. Gefällige Bilder finden sich auch von Luisens Vater und Mutter; das des ersteren läßt angenehme und regelmäßige Gesichtszüge, dunkle Augen, gepudertes Haar erkennen. Ihre Mutter ist sehr lieblich und anziehend und zeigt unverkennbare Ähnlichkeit mit den Bildnissen der Königin Luise. Sie war des Prinzen Georg Wilhelm älteste Tochter. Als junges Mädchen sieht man sie auf einem Familienbilde, das Prinz und Prinzessin Georg Wilhelm, umgeben von ihren Kindern, darstellt.

Die Eltern in dieser schönen Gruppe erscheinen als ein unbefangen natürliches, glückliches Ehepaar. Der Prinz ist von schöner Gestalt und zeigt einen entschieden liebenswürdigen Gesichtsausdruck. Er starb im Alter von sechzig Jahren, im Jahre 1782. Seine Witwe ließ ihn in der Darmstädter Kirche beisetzen und errichtete ihm dort eine Gedenktafel, deren liebe- und ehrfurchtsvollen Worte mit dem Lobe schließen, daß er sie ihr Leben lang nie als bis durch seinen Tod betrübt habe. Ihr Palast im Herrengarten ist tief gelegen, aber ein bewaldeter Hügel dicht beim Hause beherrscht die flache Gegend, die sich unabsehbar hinzieht; nur bei besonders klarem Wetter unterbricht die Fernsicht auf den Taunus die öde Einförmigkeit. Der beständige Verkehr auf der geraden Straße muß die Landschaft belebt haben, ehe nach Einführung der Eisenbahn Züge aus den Wäldern auftauchten und sich auf dem Wege nach und von dem großen Handelsplatze Frankfurt am Main kreuzten.

Darmstadt liegt etwa vier Stunden vom Rhein, auf einer ausgedehnten Sandebene; aber der trockene, dürre Boden ist höchst sorgfältig angebaut, so daß die Gegend dennoch einen anmutigen Anblick gewährt und die ländliche Bevölkerung das Gepräge emsigen Fleißes

und behäbigen Wohlstandes trägt. Freunden schöner Waldnatur bietet die nächste Umgebung der Stadt manchen Reiz. Ausgedehnte, von Fahr- und Fußwegen durchschnittene Buchenwälder verbreiten an heißen Sommertagen angenehme Kühle, und die dunkeln, duftenden Fichtenwälder gewähren im ersten Frühling, ehe die Laubhölzer ihr hinfälliges Grün entfalten, und auch spät im Herbst, inmitten öder Umgebung, einen herrlichen Genuß.

Südlich liegt der Odenwald, ein Überrest des Hercynischen Waldes, der die Natur noch in ihrer wildesten Schönheit zeigt. Der Altertumsforscher findet dort noch ringförmige, verwitterte Steinwälle und andere Denkmäler heidnischen Gottesdienstes und barbarischen Lebens. Auch das Mittelalter schmückte den Odenwald mit seinen romantischen Sagen, die noch an den Waldüberresten, den unzugänglichen Felsen, tiefen Schluchten und eisgrauen Ruinen haften.

In der näheren Umgebung von Darmstadt ist für uns besonders das Jagdschloß „Die Braunshardt" von Interesse, das eine Stunde zum Fahren gegen Mainz hin gelegen, damals dem Prinzen Georg Wilhelm gehörte. Seine Kinder verweilten in ihrer Jugend viel daselbst und in späteren Jahren wohnte auch seine Witwe bisweilen mit den Enkelinnen dort, bei welchen sie die Mutterstelle versah. „Die Braunshardt" ist kein burgartiges Gebäude, kein Überbleibsel aus feudaler Zeit, sondern ein langes, niedriges, einstöckiges Haus mit sechzehn bis achtzehn Fenstern Front und Mansarden im schwerfälligen Dache darüber. Stattliche Bäume umgeben den großen, flachen Rasenplatz vor dem Hause, dem sie ein Ansehen natürlicher, schlichter Würde verleihen und das sie von dem ländlichen Dorfe trennen, dessen bescheidene Wohnstätten in den Blüten des Frühlings oder den reifenden Früchten des Sommers und Herbstes eingenistet liegen. Die saubersten Bauernhäuser scheinen sich darin zu gefallen, schief und quer zu stehen, wie um ihre Giebel und die strotzende Fülle der in allen Richtungen sich kreuzenden, ihre Wände tragenden Holzbalken um so besser zu zeigen.

Da frühe Eindrücke lebhafter und dauernder sind, als die im späteren Leben erhaltenen, so mußte die Einwirkung aller dieser Naturschönheiten auf das Gemüt unserer Luise bei der Ausbildung des noch unentwickelten Charakters von nicht geringer Bedeutung sein, um so mehr, als ihr jene Fähigkeit angeboren war, die Verbindungsglieder zwischen Sichtbarem und Unsichtbarem, die Verwandtschaft zwischen materiellen und geistigen Dingen rasch zu erfassen. Glücklicherweise

wurde diese vortreffliche, Luisen in ungewöhnlichem Grade verliehene Gabe von denen, welche die Prinzessin erzogen und ausbildeten, erkannt und gewürdigt.

Die Großmutter mütterlicherseits, welche die Hauptverantwortung auf sich genommen hatte, war eine tüchtige gebildete Frau. Ihre Vermählung mit Prinz Georg Wilhelm von Hessen war in so früher Jugend erfolgt, daß sie, wie wohl ihre eigenen Kinder nun erwachsen waren, fast noch in der Blüte der Jahre und im Vollbesitz ihrer geistigen Fähigkeiten stand. Das Glück ihrer Ehe war nur durch den Verlust mehrerer im zartesten Alter verstorbenen Kinder getrübt worden. Als ihre älteste Tochter, Luisens Mutter, von ihr hinweggerufen wurde, so war dies für die Prinzessin Georg der schwerste Kummer, den sie bisher empfunden, aber nur zwei Monate später wurde sie noch schmerzlicher heimgesucht — durch den Tod ihres Gemahls.

Etwa vier Jahre nach diesem Ereignis empfing sie die Prinzessinnen von Mecklenburg in ihrem mütterlichen Heim. Dem Wunsche des Vaters gemäß beschloß sie, denselben eine einfache und zweckmäßige Erziehung zu geben, denn Prinz Karl war nicht reich und hatte damals keine Aussicht, regierender Fürst zu werden. Man erzählt, daß die Prinzessinnen ihre seidenen Schuhe selbst verfertigten, was auf bedeutende Geschicklichkeit in Nadelarbeiten schließen läßt.

Luise hatte liebliche Gesichtszüge, eine vornehme Gestalt, frische und gesunde, vom weichen Anhauch der Wangen belebte Gesichtsfarbe, und ihre offenen blauen Augen bezauberten durch ihre Lieblichkeit. So lange sie auf Erden wandelte, blieben ihr die jugendlichen Reize erhalten, und ihre Schönheit war nur der äußerliche Ausdruck eines noch liebenswürdigeren Charakters.[19])

Die erste Erzieherin, welche unsere Luise in Darmstadt erhielt, war ein Fräulein Agier, die indessen bald wieder entlassen wurde, weil sie zu sehr zur Strenge neigte, und aus dem frischen, fröhlichen Kinde am liebsten ein frühreifes, etiquettenstrenges Prinzeßchen herangebildet hätte. Wie richtig dagegen die Großmutter sich die Erziehung der Kinder dachte, geht am besten aus einer späteren Äußerung Luisens hervor: „Das ist ja, als spräche die gute Großmama zu unserer immer mäkelnden Gouvernante, der Agier," rief sie unwillkürlich aus, als sie mit ihrem Gemahl die Verse aus Goethes „Hermann und Dorothea" gelesen hatte:

„Denn wir können die Kinder nach unserem Sinne nicht formen;
So wie Gott sie uns gab, so muß man sie haben und lieben,
Sie erziehen aufs beste und jeglichen lassen gewähren.

Denn der eine hat die, die anderen andere Gaben;
Jeder braucht sie, und jeder ist doch nur auf eigne Weise
Gut und glücklich."

An Stelle der Agier trat dann eine Pastorstochter aus dem damals noch preußischen Fürstentume Neufchâtel (Neuenburg), Mademoiselle Salomé de Gélieu, die infolge ihres Vertrauen erweckenden Wesens die Zufriedenheit der Eltern fand und die Erziehung ihrer Zöglinge vollendete. Ihre Lebhaftigkeit hatte für junge Leute etwas Anziehendes und ohne Zweifel verdankten die Prinzessinnen ihre liebenswürdigen Manieren nicht zum mindesten ihrem Beispiele, das sie beständig vor Augen hatten. Daher schloß sich auch Luise mit ganzem Herzen und innigem Vertrauen an die neue Erzieherin an, deren eifrigstes Bestreben es war, ihrem kleinen Zöglinge den Zauber echter Kindlichkeit so lange als möglich zu erhalten.

Wie viel ihr Luise dafür Dank schuldig war, hat weder sie selbst noch ihr Gemahl jemals vergessen. Noch im Sommer 1814, auf der Rückkehr aus Frankreich, besuchte Friedrich Wilhelm III. Mademoiselle de Gélieu, die in dem Dorfe Colombieres im Hause ihres Bruders, des Pastors Jonas de Gélieu, wohnte. Freilich waren es nur wehmütige Erinnerungen, die beide austauschten, denn das Liebste und Teuerste, was sie auf Erden gehabt, war bereits hinübergegangen in jene seligen Gefilde, wo kein Schmerz mehr die Herzen betrübt. Zum Abschied schenkte der König der greisen Gouvernante als Andenken an seine Luise einen Shawl, den diese noch kurz vor ihrem Tode getragen hatte.

Der Kammerherrin von Berg gegenüber, mit der Luise auf sehr vertrautem Fuße stand, hat sie es später oft beklagt, daß ihre Ausbildung eine so wenig deutsche gewesen sei, weshalb sie in ihrer heimatlichen Sprache und Litteratur noch so Vieles nachzuholen hätte. Indessen sind die ausgeprägten Eigenschaften der lebenslustigen Französin, der trefflichen protestantischen Erzieherin unserer Luise, glücklicherweise von keinerlei Einfluß auf die Entwicklung ihres eigentümlich deutschen Wesens und echt deutschen Gemütes gewesen. Luise liebte ihr Vaterland mit der ganzen Wärme ihres feurigen Temperamentes, und dessen eingedenk liebt und verehrt sie Deutschland noch jetzt als die an Gemüt reichste und deutscheste Königin.

Fräulein de Gélieu kannte die Prüfungen, welche vaterlandslose Auswanderer durchzumachen haben, nicht nur vom Hörensagen, sondern auch aus eigener Erfahrung, und deshalb hatte sie ihr Herz

den sanften Regungen des Mitgefühls nicht verschlossen. Sie liebte es, die Armen, Betagten und Leidenden aufzusuchen, mit eigener Hand ihnen zu helfen, mit eigener Stimme sie zu trösten und denen, die es gerne hörten, Gottes Wort vorzulesen. Bisweilen durften die jugendlichen Prinzessinnen ihre Erzieherin in die Bauernhäuser begleiten und mieden dabei auch die armseligsten Hütten nicht; vielmehr suchten sie dieselben besonders auf in dem eifrigen Bestreben, das Elend zu mildern. Sicherlich gewannen dabei die hochgeborenen Kinder an Herzensbildung mehr, als sie scheinbar an Würde verloren.

Am unbeschränktesten vermochte Luise ihrer Neigung, anderen wohl zu thun, freien Lauf zu lassen, wenn sie sich im Sommer mit ihrer Großmutter auf deren alten Erbschlosse Broich bei Mülheim an der Ruhr aufhielt. So wird erzählt, daß Luise einst als dreizehnjähriges Kind einer armen Frau des Dorfes nicht nur ihr ganzes Taschengeld geschenkt, sondern auch von einem alten Diener sich noch welches zu demselben Zwecke geliehen habe. Darüber war natürlich die Großmutter ungehalten, indessen schenkte sie ihr etwas mehr Taschengeld, unter der Bedingung, daß sie damit ihre Schulden selbst abtrage und künftig in ihren Ausgaben bessere Ordnung halte. Ein anderes Mal war unsere Luise plötzlich verschwunden, und ihre Großmutter und Gouvernante konnten sie lange Zeit trotz eifrigen Suchens nicht finden. Endlich entdeckte man sie in der Kammer eines herrschaftlichen Läufers, wo sie am Bettrande saß und dem am Scharlach erkrankten Kinde desselben aus einem Märchenbuche vorlas. Erschrocken fragte sie ihre Großmutter: „Aber Luise, hast Du denn nicht von Dr. Kohl gehört, wie ansteckend das Scharlachfieber ist? Ach, wenn Du mir nun auch krank wirst!“ „Das werde ich gewiß nicht,“ antwortete Luise getrost, „davor wird mich der liebe Gott sicherlich bewahren; denn auf dem Hinwege zu dem kranken Hannchen habe ich ein stilles Vaterunser gebetet und mich mit dem heiligen Kreuze gesegnet.“

Diese stille Wirksamkeit gewann ihr rasch die Herzen der Bewohner, und ihre Wohlthätigkeit blieb ihr auch in Zukunft unvergessen. Als sie später einmal das Schloß Broich von neuem besuchte, traten ihr natürlich ihre früheren Spielgenossen ängstlich und befangen entgegen, sie aber ermutigte dieselben, reichte ihnen die Hand und erinnerte sie selbst an die früher verlebten, so glücklichen Stunden.

In Luise erwachten damals jene Neigungen und Gemütsstimmungen, die sich später zum Segen aller, die in ihrem großen Wirkungskreise mit ihr in Beziehung traten, so schön entwickelten. Noch heutigen

Tages lebt ihr Andenken im Herzen des Volkes fort und ihr Name ist in den Ehrenzeichen eines hochedlen Ordens verewigt, der dem Heldenmute zu Ehren gestiftet, die Bestimmung hat, anderen Gutes zu thun und diesen Zweck mit Eifer, Standhaftigkeit und Hingebung verfolgt.

Luise selbst erkannte dankbar an, daß ihre Lehrer in jedem Zweige der Erziehung die ewigen Dinge sich zur Richtschnur nahmen und ihr Gedächtnis mit nützlichen und tröstlichen Bibelstellen ausstatteten. In diesem Sinne unterrichtete sie z. B. der ehrwürdige Johann Wilhelm Lichtamer, der oberste Geistliche in Darmstadt, der schon die religiöse Erziehung der Kinder der Prinzessin Georg Wilhelm geleitet hatte. Auch der Prediger Georg Andreas Frey, Lehrer an der ersten Darmstädter öffentlichen Schule, erteilte mehrere Jahre Unterricht in der Burgfreiheit. Dieser Mann stand in hoher Achtung bei der Prinzessin Georg Wilhelm und die jugendlichen Prinzessinnen sowie ihre Brüder waren ihm sehr zugethan. Prinzessin Luise unterhielt mit ihm einen Briefwechsel, und ein von ihr bereits als Königin von Preußen eigenhändig an ihn geschriebener Brief ist noch erhalten, den wir seinem Datum entsprechend unten mitteilen werden.

Diesen beiden frommen Männern sowie Fräulein de Gélieu verdankt unsere Luise ihre unerschütterliche Frömmigkeit und Gottergebenheit, die ihr auch die schwersten Prüfungen des Lebens siegreich überwinden half. Eines ihrer liebsten Bücher war ein Erbauungsbuch, das ihre Großmutter der zwölfjährigen Prinzessin geschenkt hatte, mit der Widmung: „Dieses Buch zur Freude meiner lieben Enkelin Luise von Mecklenburg, zu ihrer täglichen Erbauung im wahren und freudigen Christentum. 1788.“ Das Buch wird noch jetzt im Hohenzollern-Museum zu Berlin aufbewahrt und führt den Titel: „Unterhaltungen mit Gott in den Morgenstunden auf jeden Tag des Jahres von Christoph Christian Sturm, Hauptpastor zu St. Petri und Scholarches in Hamburg. Halle 1780.“

In dasselbe Buch hat unsere Luise mit eigener Hand am Tage ihrer Konfirmation, dem fünfzehnten Juni 1592, folgende Worte in französischer Sprache geschrieben: „Der heutige Tag, der Tag meiner Konfirmation, ist der bedeutungsvollste meines Lebens. Gott, welcher Zeuge meiner feierlichen Versprechungen gewesen ist, verleihe mir die Kraft, alles was ich ihm gelobt habe, zu erfüllen.“ Diese Worte finden sich über und neben folgender Strophe, mit der die Morgenandacht zum fünfzehnten Juni anhebt:

Die Zukunft, wird sie schrecklich sein?
Mein Alter, wird es mich erfreu'n?
Wie werd' ich in den künft'gen Tagen
Vielleicht des Lebens Last ertragen?
Doch meine Seele sorge nicht,
Der Herr ist meine Zuversicht.

Eines der frühesten denkwürdigen Ereignisse in Luisens Leben ist eine Reise nach Straßburg. Sie begleitete ihre Großmutter auf einem Besuche bei deren Tochter, der Prinzessin Wilhelmine Auguste, Gemahlin des bei Straßburg residierenden Pfalzgrafen Max von Zweibrücken. Während dieses Aufenthaltes besuchte Prinzessin Luise, von Fräulein de Gélieu begleitet, auch das Münster. Sie war entzückt von dem edlen gotischen Bauwerk, dem Stolz und der Zierde der Stadt, einem der Meisterwerke der Baukunst des Mittelalters. Obgleich von überraschender Schönheit, erscheint der Bau unvollendet, indem er nur einen Turm mit leichter, zierlicher Spitze zeigt, während ein zweiter, ursprünglich beabsichtigter, nicht zur Ausführung gelangte. Die Spitze des Turmes verjüngt sich allmählig zu einer für den unentwickelten, kindlichen Verstand ganz erstaunlichen Höhe und endet schließlich in einem kunstvollen Knopf mit Kreuz.

Die Prinzessin und ihre Erzieherin erstiegen 325 Stufen, mehr als die halbe Höhe, bis auf die Plattform, woselbst zur Begleitung solcher, die die Spitze erklimmen wollen, ein Wächter aufgestellt ist. Das feingearbeitete und zur bessern Wirkung durchbrochene Steinwerk der Spitze ist so bloßgelegt, daß es fast zerbrechlich und gefährlich erscheint. Wer die Wendeltreppe hinaufsteigt, fühlt sich gleichsam in einem Käfig über der Stadt schwebend und läuft, wenn der Fuß ausgleitet, Gefahr, durch die Öffnungen des durchbrochenen Steinwerks hinabzustürzen. Vorsicht ist da erforderlich, obwohl das Wagnis für Leute von starken Nerven, festem Fuße und schwindelfreiem Kopfe nicht beschwerlich oder gefährlich sein mag.

Da nun Luise von Natur nicht nur sanft, sondern auch furchtlos war, so ließ sie sich nicht so leicht schrecken und wollte ihr Wagnis durch Aufsteigen zum höchsten erreichbaren Punkte kühn vollenden. Fräulein de Gélieu hatte keine Lust, höher zu steigen, verbot aber Luisen nicht, es zu thun, und sagte: „Für mich wird es recht anstrengend sein, hinaufzukommen, aber ohne meine Begleitung kann ich Sie nicht gehen lassen.“ Dieser der Prinzessin gegebene zarte Wink war nicht vergeblich; sie verstand ihn, warf einen gedankenvollen

Blick hinauf, fügte sich dann aber sogleich mit gewohnter Liebenswürdigkeit.

Die Plattform, auf der sie standen, bietet eine wunderschöne Fernsicht über die weitausgebreitete, von Bergen begrenzte Ebene. Teile der langen, von Norden nach Süden verlaufenden Vogesenkette treten in regellosen Zügen hervor, und darüber hinaus unterscheidet man in blauer Ferne die Höhen des Jura. Am deutlichsten sieht man den am nächsten liegenden Schwarzwald, der noch so tief als in Cäsars Tagen in dunkle Tannenwälder gehüllt ist. Hie und da schimmert der silberne Rhein, die ehemalige Grenze zwischen Frankreich und Deutschland, auf dem großartigen Rundgemälde hindurch, gerade wie auch auf den weiten Gefilden der Geschichte.

Die junge Luise war noch zu fröhlichen Sinnes, um beim Anschauen solch' einer sonnigen Landschaft traurige Vergleiche zu ziehen. Ihre Begleiterin aber mag wohl beim Anblick der nahe gelegenen „Dorneninsel" an jenen von Goethe in einem reizenden Bilde geschilderten feierlichen Empfang Marie Antoinettens gedacht und mit diesem phantastischen Schauspiele die spätere Lage jener unglücklichen Frau verglichen haben, von der damals alle Welt sprach.

Von Straßburg aus besuchte Prinzessin Georg mit ihren Pflegebefohlenen Pirmasens in der Pfalz, die Lieblingsresidenz des Landgrafen von Hessen-Darmstadt. Ludwig IX. hatte die kleine Besitzung von seiner Mutter, einer Prinzessin von Hanau geerbt, verweilte viel auf dem Schlosse und starb dort im Jahre 1790. Nach Abstattung dieser Besuche machten die Reisenden einen weiteren Abstecher an den Rhein, der schon von Alters her seine Bewunderer gefunden hat und auch unsere Luise sehr entzückte. Schriftsteller aller Zeiten haben ihn gefeiert, selbst Ausländer, wie z. B. Longfellow in seinem Hyperion:

„O, wie stolz ist das deutsche Herz auf diesen herrlichen Strom! Und es hat recht, denn von allen Flüssen der Welt ist keiner so schön und reizvoll wie dieser. Von seinem ganzen Lauf, von der Wiege in den schneebedeckten Alpen bis zum Grabe in den Sandflächen Hollands, ist kaum eine Meile, die sich nicht ihrer besonderen Reize rühmen könnte. Wäre ich ein Deutscher, so würde ich auch stolz auf ihn sein. Über den Rhein herüber ziehen die Strahlen der aufgehenden Sonne durch den rötlichen Nebel, und sanft und silberweiß dehnt sich der breite Strom, kein Wellchen kräuselt die Fläche, keine sichtbare Bewegung der ewig bewegten Strömung. Ein Schiffchen mit losem

Segel liegt vor Anker, Kiel an Kiel mit einem andern, das darunter liegt — seinem eigenen Widerschein. Alles ist still, ruhig und schön."

Den Rhein verlassend durchzogen die Reisenden die Vogesen und wanderten dann durch die reichen und fleißigen Provinzen Frankreichs und der Niederlande, bis sie die Seeküste erreichten. Noch nie hatte die junge Prinzessin den gewaltigen Ocean gesehen, dessen grenzenloser Umfang und unermeßliche Größe sie mächtig ergriff, nachdenklich stimmte und zu Vergleichen mit der Ewigkeit anregte.

Die Reise war von großem Nutzen für Luise, deren Verstand inzwischen die nötige Reife erlangt hatte. Man erzählt, daß sie eben vorher den Abfall der Niederlande gelesen und für Schillers Schilderung dieses Freiheitskampfes tiefes Interesse empfunden hatte.

Die nächste Nachricht erhalten wir von Prinzessin Luise über ihre Anwesenheit bei der Hochzeit ihrer Schwester. Prinz Karl von Mecklenburg vermählte seine zweite Tochter, Prinzessin Therese, mit Prinz Alexander von Turn und Taxis. Die Häupter dieses alten Geschlechts wohnten in ihrem stattlichen Palaste zu Frankfurt, der noch ihren Namen trägt, bei dem schönen, alten Eschenheimer Turme. Nach ihrer Vermählung verweilte Therese häufig dort, was sie zeitweilig in die Nähe ihrer eigenen Familie brachte[20]). Aus den Briefen, welche der Prinz während seiner Brautzeit an seinen Vater schrieb, geht hervor, daß diese Ehe aus reiner, gegenseitiger Zuneigung geschlossen wurde. Die achtunddreißigjährige Ehe war deshalb eine sehr glückliche, wenn auch Prinz Alexander von der durch Napoleons Willkür über die europäischen Fürsten gebrachten Not und Bedrängnis seinen schweren Anteil zu tragen hatte. Die Hochzeit fand im wonnigen Monat Mai 1789 statt, jenem Monate düstern, unglücklichen Angedenkens, in dem die französische Revolution ausbrach.

Das politische Erdbeben rückte erst ganz allmählich heran und die warnenden Anzeichen wurden weder von der sorglosen Menge, noch von den Gutgesinnten und Besorgten bemerkt oder mißverstanden. Unverkennbare Vorzeichen einer nahenden Krisis lagen in dem furchtbaren Zustande aller Gesellschaftsklassen klar zu Tage; aber viele eifrige Vaterlandsfreunde schauten nur auf die höheren Stände und hatten von der alle Volksschichten durchdringenden, allgemeinen Verderbnis keine Vorstellung.

An einzelnen Ausnahmen, an Charakteren, die wie das Gold aus der Feuerprobe hervorgegangen, an Männern, die zum Besten

des Gemeinwohls zu jeder Aufopferung gerne bereit waren, fehlte es nicht. Aber im Allgemeinen beurteilte jeder dieser edeldenkenden Männer die Klasse, zu der er gehörte, nur nach sich selbst und schrieb ihr die eigene edle Gesinnung zu, so daß eine Menge von ihnen mit irrtümlichen Begriffen von Volkstugenden sich selbst täuschte. Sehr viele Männer dieser Zeit überschätzten sich auch, hielten sich für weise und stark genug, um eine Wiedergeburt der Nation herbeizuführen, und dem Geiste wahrer Religion fremd, setzten sie ihr Evangelium der socialen Rechte an die Stelle dessen, das Ordnung und Unterwerfung unter die bestehende Gewalt anbefiehlt.

Die Weltgeschichte bietet großartige Beispiele ruhmreicher Freiheitskämpfe dar. Sicherlich hätte Frankreich damals Gelegenheit gehabt, auch ohne die Schranken des Gesetzes zu überschreiten, alle die Übelstände zu verbessern und zu heben, wenn es die ungläubigen Grundsätze des Zeitalters, anstatt sie aufzunehmen und zu verbreiten, verschmäht hätte. Eine gründliche und vollständige Neugestaltung von Kirche und Staat wurde dringend verlangt, war eine nicht länger hinauszuschiebende Notwendigkeit geworden. Die Opfer mannigfacher Ungerechtigkeit und Unterdrückung bedurften der Befreiung aus der Knechtschaft, und die ersten zur Erlangung und Verteidigung der Freiheit gethanen Schritte schienen versprechend.

Die Generalstaaten Frankreichs, die seit 1614 nicht zusammengerufen worden waren, versammelten sich zu Versailles am fünften Mai 1789, und das war unbestreitbar der erste Tag der französischen Revolution. Ungeachtet des dem Ceremoniell der ersten Sitzung beigemischten königlichen Gepränges waren augenscheinlich die Hoffnungen der Nation auf den dritten Stand, die Vertreter der Gemeinen, gerichtet. Die Königliche Familie wurde nicht ohne Zeichen treuergebener Ehrfurcht empfangen, denn man sah im Könige einen freisinnigen Monarchen, der die Abstellung der Mißbräuche und Einführung von Reformen durch einsichtsvolle Gesetzgebung aufrichtig wünschte. Auch der Herzog von Orleans war äußerst beliebt, und Necker, der Finanzminister, wurde mit schmeichelhaften Zurufen begrüßt, denn er galt für ehrlich und patriotisch.

Was aber den Adel betrifft, so fanden seine Samtgewänder, Federn und Juwelen keine Beachtung, und nur wenige Mitglieder desselben hatten sich der öffentlichen Achtung zu erfreuen, als sie in festlichem Aufzuge die Pariser Avenue in Versailles hinab zum Sitzungssaale zogen. Die hohen Würdenträger der Kirche erschienen in

veilchenfarbigen Leibröcken und Kragen über den weißen Staatskleidern, und goldene Kreuze glitzerten auf ihrer Brust. Nicht eine Stimme begrüßte sie, mit kalter Gleichgiltigkeit wurden sie angestarrt, oder auch mit unverhohlener Verachtung.

Die ganze Begeisterung wurde auf den dritten Stand verschwendet; bemerkte man einen stark gebauten Mann mit großem Kopfe, mächtiger Stirn, durchdringenden Augen und einem Schopfe von zottigem Haupthaar darüber, so wurden Mützen und Tücher geschwenkt und der wiederholte Ruf: „Es lebe Mirabeau!“ durchhallte die Luft.

Der König saß auf erhöhtem Throne, die Königin auf tieferer Stufe neben ihm, umgeben von der königlichen Familie. Die Geistlichkeit war zur Rechten des Throns, der Adel zur Linken aufgestellt, während der dritte Stand unten in halbkreisförmigem Bogen auf Sitzbänken Platz genommen hatte. Diese fünfhundertundfünfzig Abgeordneten trugen schwarze Anzüge mit auffallenden, herabhängenden Halsbinden und schwarzseidene Mäntel. Sie waren hauptsächlich aus den Klassen gewählt, welche in der Theorie auf Neuerungen ausgehen und in der Praxis Nutzen daraus zu ziehen pflegen.

Darunter waren Gelehrte von Profession, welche durch ihre absonderlichen Theorien die damalige Lage der Dinge zu verbessern suchten, in der, um einen ihrer eigenen Gemeinplätze zu gebrauchen, „der Geist noch nicht die ihm gebührende Stellung errungen habe“. Es erschienen auch viele Rechtsgelehrte von niederem Range, während unglücklicherweise die höheren Juristen hauptsächlich zum Adel zählten; ferner Geistliche ohne Pfründen, Ärzte ohne Patienten, viele Bankiers und auch mehrere Edelleute von Geburt, die, wie Abtrünnige jeder Art, bald die ärgsten Feinde ihrer früheren Freunde wurden. Außer diesen gefährlichen Elementen gab es indessen auch viele Männer, die nicht nur Talent und Unbescholtenheit, sondern auch ein beträchtliches Maß gesunder Verstandes- und Urteilskraft besaßen, welche aber weniger dazu dienten, dem revolutionären Streben entgegenzuwirken, als vielmehr dasselbe durch ihre Beweisführung zu rechtfertigen und durch Beispiele zu bekräftigen[21]).

Auch Neckers berühmte Tochter, Frau von Staël, und ihre Freundin, Frau von Montmorin, die Gemahlin des Ministers des Auswärtigen, waren an jenem Tage im Saale anwesend; sie saßen zusammen auf einer Gallerie und schauten auf die Versammlung herab. Erstere frohlockte in der Aufregung des Augenblicks über die Aussicht auf unbegrenztes Glück, welches sich unter ihres Vaters

Leitung der Nation zu eröffnen schien. „Sie haben Unrecht, sich zu freuen," sagte Frau von Montmorin, „dieses Ereignis bedeutet viel Not und Elend für Frankreich und für uns." Ihre Ahnung war nur zu wohlbegründet — sie selbst und einer ihrer Söhne starben auf dem Schafott, ihr Gemahl wurde ermordet, eine Tochter starb im Gefängnis, eine andere an gebrochenem Herzen.

Aber diese Greuel waren noch verborgene Dinge, die sich erst später entschleiern sollten. Von der Herrschaft des Schreckens träumte man noch nicht, nicht einmal Robespierre — ein Mann von scharfem Auge und bleichgelbem Gesichte, der auch zugegen war — ein gewöhnlicher Abgeordneter, den niemand kannte. Es war ein Tag nationalen Jubels, ein allgemeiner Feiertag. Die Straßen von Paris und Versailles waren beflaggt und bedeutsam verziert; die Fenster und jedes zum Zuschauen benutzbare Plätzchen waren gedrängt voll von Schaulustigen. Das gemeine Volk vergnügte sich wie auf Jahrmärkten, viele zechten in den Buden, und harmlose Leute belustigten sich von ganzem Herzen im Hinblick auf die kommende gute Zeit.

So begann die französische Revolution, die ganz Europa tief erschütterte; wir sind deshalb von unserm Gegenstande etwas abgeschweift, um ihre Eröffnungsscene zu betrachten. Finden wir in derselben doch die Züge nicht nur einer einzelnen Nation, sondern eines ganzen Zeitalters wieder. Denn auch in England ließ sich der Parteigeist zu schrecklichen Ausschreitungen hinreißen, und zwischen den Klubs in England und den Volksführern in Frankreich bestand ein reger Verkehr, was das Mitgefühl für alle, die in den schrecklichen Kampf zum Umsturz der bestehenden Ordnung verwickelt waren, nährte.

Auch die Tageslitteratur Deutschlands trug die Keime der großen Erschütterung in sich. Jedenfalls gab sie der in Europa herrschenden unzufriedenen und erregten Stimmung bezeichnenden Ausdruck. Was Preußen anbetrifft, so hatte es allerdings kaum eine eigene Litteratur aufzuweisen und stand vielmehr in geistiger Abhängigkeit von Frankreich. Friedrich der Große machte in der von ihm gegründeten École Militaire den ausschließlichen Gebrauch des Französischen zur Regel. Der von schwärmerischer Bewunderung für seine französischen Lieblingsschriftsteller geblendete Monarch begriff die Vorteile, die aus der Förderung und Entwickelung der Naturanlage des eigenen Volkes erwachsen konnten, nicht. Kann es uns also wundern, daß der in Frankreich zu Tage tretende Geist auch in Preußen sich zeigte und dort weit verbreitet war?

Das Heer nahm den revolutionären Geist nicht so willig auf, wie das Volk im Großen. Die Offiziere, sämtlich von adeliger Herkunft und in starkem Familienstolze erzogen, zeigten sich demokratischen Anschauungen nicht gerade geneigt; da sie aber das in der Tageslitteratur liegende Gift aufgesaugt und die unsittlichen Gewohnheiten des feinen Weltlebens angenommen hatten, waren sie sittlich verdorbene Männer geworden, auf die solche mit Recht deuten konnten, die zu beweisen suchten, daß das Volk vertrauenswerter sei als der Adel und die Fürsten.

Drittes Kapitel.

Nach dieser kleinen Abschweifung, die wir aus den oben angegebenen Gründen für notwendig erachteten, wollen wir nun wieder zur Prinzessin Luise zurückkehren, die wir inmitten der Hochzeitsfestlichkeiten zur Feier der Vermählung ihrer Schwester Therese mit dem Prinzen von Turn und Taxis verließen. Ihre Erziehung war noch nicht vollendet, ihr heimisches Leben zu Darmstadt so ruhig und regelmäßig, daß sie uns erst bei ihrem Erscheinen zur Krönung Kaiser Leopolds II. am 1. September 1790, als sie vierzehn Jahre alt war, wieder entgegentritt.

Eine Krönung versetzte Frankfurt immer in einen Zustand begeisterter Stimmung und erstaunlicher Aufregung. Aus allen Teilen Deutschlands strömten Hoch und Niedrig, Fürsten und Volk bei dieser Gelegenheit zusammen, so daß die Stadt den ungeheuren Zufluß von Fremden kaum zu fassen vermochte. Besondere Vorbereitungsanstalten waren daher für dieses außerordentliche Ereignis stets erforderlich. Die Stadt wurde in Bezirke eingeteilt, von denen jedem Kurfürsten einer als Quartier für sich und seine Leute während der Zeremonien und Festlichkeiten zugewiesen wurde. Der vom Kurfürsten von Hannover nebst seinem zahlreichen Gefolge bewohnte Stadtteil begriff die „Großer Hirschgraben" genannten Straßen, in sich, wo das geräumige und behagliche Wohnhaus der Frau Rat Goethe stand, das in geringer Entfernung vom Römer vorteilhaft gelegen war.

Die Frau Rat war damals schon Witwe und nur noch eines ihrer Kinder war am Leben; denn ihre Tochter Kornelie, die Gemahlin Schlossers, war bald nach der Heirat gestorben. Johann Wolfgang, der Stolz und die Freude seiner Mutter, stand in der Blüte der Jahre, einer der großen Männer des Tages, die glänzendste Zierde

des Hofes von Sachsen=Weimar, wo man sein Genie in hohen Ehren hielt. Nachdem er zur Wiederherstellung seiner Gesundheit und Befriedigung seines begeisterten Kunstsinnes zwei Jahre in Italien zugebracht, war er nach Weimar zurückgekehrt. Die lange Abwesenheit hatte Goethes warme Zuneigung zu Charlotte von Stein abgekühlt, dagegen fühlte er für ihren Sohn, einen siebzehnjährigen Jüngling, noch immer herzliche Zuneigung. Schon in früherer Zeit hatte er den Knaben sehr liebgewonnen und seine natürliche Liebe zu Kindern hatte das romantische Verhältnis zu des Kindes Mutter noch gesteigert.

In Frau Rat Goethes Gemüt herrschte ein glücklicheres Gleichgewicht als in dem ihres Sohnes; war ihr Herz auch voll der lebhaftesten Gefühle, so besaß sie doch eine herrliche Gabe Gottes — gesunden Menschenverstand. Sie lebte nicht einsam, obgleich das große Haus, besonders das Spielzimmer der Kinder, ihr bisweilen leer geschienen haben muß. Aber es lag nicht in ihrer Natur, sich einsam zu fühlen; sie hing an allem Gefälligen und Anziehenden, das sie um sich sah, und muß einen großen Teil ihrer Zeit auf den Briefwechsel mit ihrem Sohne und ihrem großen Freundeskreise verwendet haben, der sowohl in der gesellschaftlichen als in der litterarischen Welt Leute vom höchsten Range umfaßte.

Ihr ergötzlicher, munterer Witz und ihr heiteres, anmutiges Wesen, das ihre Umgebung so mächtig bezaubern konnte, und ihr einen ausgedehnten Bekanntenkreis verschaffte, erhält eine wertvolle Bestätigung durch ihre neuerdings von der Goethegesellschaft veröffentlichten Briefe,[22]) die in so natürlichem Tone gehalten sind, daß sie einen Einblick ins Innerste der Frau Rat gestatten. Einer ihrer Briefe, im Vorgeschmack der Krönung Leopolds II. geschrieben, schildert den Zustand Frankfurts in jenem erwartungsvollen Augenblicke. Er ist an Friedrich von Stein gerichtet und vom 12. Juni 1790 datiert:

„Lieber Sohn!

Eine Berechnung, wie viel der Aufenthalt während der Krönung hier kosten möchte, ist beinahe ohnmöglich zu bestimmen, so viel ist gewiß, daß eine einzige Stube den Tag ein Carolin kosten wird, das Essen den Tag unter einem Laubthaler gewiß nicht. Zudem ist auch die Frage, ob ein Cavalier, der unter keiner Begleitung eines Churfürstlichen Gesandten ist, Platz bekommt, denn unsere besten Wirthshäuser werden im Ganzen vermiethet, dem Dick im rothen Hause sind schon 30 000 Flor. geboten, aber er giebts noch nicht davor. Wenn Leopold Kaiser werden sollte, so mag Gott wissen, wo die Leute alle

Platz kriegen werden — denn da kommen Gesandte, die eigentlich nicht zur Krönung gehören, als der Spanische, Neapolitanische, von Sicilien einer u. s. w. — Der Päbstliche Gesandte, weil er in der Stadt keinen Raum gefunden, hat ein Gartenhaus vor 3000 Carolin gemietet. Bei mir waren die Quartierherren noch nicht, — ich traue mir deswegen nicht vor die Thür zu gehen und sitze bei dem herrlichen Gotteswetter wie in der Bastille — denn wenn sie mich abwesend fänden, so nehmen sie vielleicht das ganze Haus, denn im Nehmen sind die Herren verhenkert fix, und sind die Zimmer einmal verzeichnet, so wollte ich's keinem rathen, sie zu anderem Gebrauche zu bestimmen. — Nun muß ich Ihnen noch was Spaßhaftes erzählen. Diesen Winter hat's hier kein Eis gegeben — und die galante Welt hat diese Herrlichkeit entbehren müssen, ein einziger Mann, der S.... heißt, hat von 88 noch eine Grube voll. Diese Grube ist ohngefähr so groß wie meine Wohnstube, doch nur 3 Schuh hoch — diesem Mann hat der Churfürst von Cöln 19 000 Floren davor geboten, er giebts aber nicht anders als 30 000 Flor. O, wer doch jetzt Eis statt Wein hätte! Wenn nur die Krönung sich nicht bis in den Winter verzieht — davor ist mir angst und bange — müssens eben in Geduld abwarten! — Sie werden doch mit meinem Sohne kommen? Eine Stube sollen Sie haben, aber freilich müßten Sie sich begnügen, wenns auch drei Treppen hoch wäre, — was thäte das, wir wollen doch lustig seyn — in dieser angenehmen Hoffnung verbleibe ich wie immer

Dero treue Freundin

E. G." [23])

Der Quartiermeister kam, und die Anordnungen fielen zur vollen Zufriedenheit der Frau Rat aus, denn es wurde beschlossen, daß die Prinzessinnen Luise und Friederike von Mecklenburg, sowie deren Bruder Georg ihre Gäste werden sollten. Da diese während der Statthalterschaft ihres Vaters in Hannover geboren waren, so konnten sie als Angehörige dieses Staates gelten, denn weder Mecklenburg-Strelitz noch Hessen-Darmstadt waren Kurstaaten des Reiches, erhielten daher keinen bestimmten Stadtteil zugewiesen.

Frau Rat fühlte sich durch die Bevorzugung, diese fürstlichen Personen bewirten zu dürfen, sehr geehrt. Die muntere, alte Dame hatte sich die Fähigkeit, mit den Jungen jung zu sein, in erstaunlichem Grade bewahrt; sie fand die hochgeborenen Schwestern so offenherzig, so ungekünstelt in ihrem Benehmen, daß sie entzückt von ihnen war. Sie ging ganz auf deren fröhliche Art ein, neue Schauspiele und

Erlebnisse, die somit auch den Reiz der Neuheit hatten, zu genießen. Sie begriff das Vergnügen, das die lustigen Mädchen empfanden in dem Bewußtsein, von den Beschränkungen ihres alltäglichen Lebens frei zu sein.

Jene Tage blieben Frau Rat, so lange sie lebte, in teurer und lebhafter Erinnerung, und oft sprach sie davon. Sie pflegte von dem Ziehbrunnen, der noch im kleinen, von hohen Mauern umschlossenen Hofe hinter dem Goethehause steht, eine Geschichte zu erzählen. Dies ist ein kunstvoller Brunnen, der wirklich Interesse erweckt, denn Rat Goethe war ein reicher Mann, als er das Haus neu aufbaute und ausstattete, und scheint seiner Frau das Vergnügen gelassen zu haben, ohne Rücksicht auf die Kosten, ihrem Geschmack volle Genüge zu leisten.

Der Ziehbrunnen ist in origineller Weise ausgeführt und wird von einem vorspringenden, malerischen Dache geschützt. Ein ausgehauener Kopf mit einem Wasserrohr im Munde ragt aus einer Nische in der Wand hervor, und durch Bewegung eines langen Hebels zur Rechten des Kopfes wird das Wasser durch eine hohe Holzröhre in einen schalenförmigen Behälter heraufgepumpt.

Frau Rat hatte zwei besondere, durch eine schmale Thür in Verbindung stehende Wohnzimmer zu eigenem Gebrauche. Im Vorderzimmer empfing sie ihre jungen Gäste und die dienstthuende Hofdame. Während die älteren Damen im Gespräche begriffen waren, traten die Prinzessinnen ins Hinterzimmer und erblickten den Brunnen. „O,“ rief Luise aus, „ich möchte wissen, ob wir nicht Wasser pumpen könnten, ich würde es gerne versuchen.“ Der einwilligende Wink von Frau Rats heiteren Augen wurde sogleich verstanden; die Schwestern entschlüpften aus dem Zimmer, fanden den Weg in den Hof und pumpten nach Herzenslust.

Als aber die Oberhofmeisterin ihrer gewahr wurde, nahm sie Anstoß daran, junge Damen von ihrem Range und Alter bei solcher Arbeit zu sehen, bei der sie sich die Kleider bespritzten und sich erhitzen konnten. Sie konnte ihrer Wirtin nicht beistimmen, welche die fürstlichen Gäste im wahrsten und lieblichsten Sinne des Wortes noch als Kinder ansah und sich freute, wie die Mädchen ihr Vergnügen, das so rein war, wie das klare Element, mit dem sie spielten, genossen. Es erfolgte ein Wortstreit und scherzend drohte die alte Dame, lieber den Zimmerschlüssel umzudrehen, als zu dulden, daß man die lieben Prinzessinnen in dem unschuldigen Vergnügen störe, das man ihnen

in ihrem Hause nicht nehmen dürfe. Welche Partei siegte, ist schwer zu entscheiden, aber immer nahm Frau Rat, wenn sie die Geschichte erzählte, den Sieg für sich in Anspruch.

In Erinnerung an jene fröhlichen Tage ersuchte der Bruder der Königin Luise, der spätere Großherzog Georg von Mecklenburg-Strelitz, gelegentlich seines Aufenthaltes in Weimar, Goethe, ihm eine Ansicht des Hofes und Brunnens seines Vaterhauses zu verschaffen. Der Dichter übersandte sie ihm mit den folgenden Versen:

An diesem Brunnen hast Du auch gespielt,
Im engen Raum die Weite vorgefühlt,
Den Wanderstab ins fernste Lebensland
Nahmst Du getrost aus frommer Mutterhand,
Und magst nun gern erloschnes Bild erneuen,
Am hohen Ziel des ersten Schritts Dich freuen.

Inzwischen hatten sich die Vorbereitungen zur Krönung vollzogen, bei der alle bedeutenden Männer erschienen waren. Ob der Minister Stein auch bei derselben anwesend war, erfahren wir nicht, obwohl er sich nicht weit von Frankfurt aufhielt. Er war damals mit technischen Arbeiten im Rheinlande, Wasserbauten am Strome und Straßenbauten, beschäftigt. Als erster Geheimrat der Bergbauverwaltung, war der geschickte Staatsmann unlängst vom König von Preußen nach England gesandt worden und hatte die Gelegenheit zum Studium der Gesetze und Regierungsweise des Landes benutzt.

Vielleicht darf den dort gesammelten Kenntnissen teilweise seine zunehmende Freiheitsliebe und sein auf Förderung des Fortschritts gerichtetes Streben beigemessen werden, das in der Folge bei der Wiedergeburt Deutschlands so herrliche Früchte zeitigen sollte. Denn das Gestirn des heiligen römischen Reiches war im Sinken begriffen und sollte bald ganz verschwinden; schon wurden Männer wie Stein gewahr, daß alle Schatten sich in die Länge zogen, und erwogen die Bedeutung dieser Beobachtung und die zu erwartenden Ereignisse.

Alles, was mit der Kaiserwahl zusammenhing, die Krönung, das Festgelage im Römer und andere Volkslustbarkeiten zur Feier des großen Tages, war auf jenem alten, „Goldene Bulle“ genannten und von Kaiser Karl IV. im Jahre 1356 gestifteten Pergament festgesetzt. Das alte Denkmal wird bis auf den heutigen Tag im „Römer“, wie das Frankfurter Rathaus noch heißt, aufbewahrt, obgleich die Reste des deutschen Römischen Reiches, von dem dieses öffentliche Gebäude seinen Namen ableitete, von Napoleon I. hinweggefegt wurden.

Das Schaugepränge und die Aufregung, die eine Krönung begleiteten, begannen schon mehrere Tage vor dem Krönungstage, indem die einzelnen Kurfürsten des Reiches in bestimmter Reihenfolge im denkbar prunkvollsten Aufzuge in die alte, freie Reichsstadt einzogen. Jeder einzelne Aufzug erregte die begeisterte Bewunderung der Volksmenge; der des gewählten Kaisers erschien zuletzt und war der großartigste; dann war die Stadt zum Ueberströmen voll und ihren Gipfel erreichte die Bewegung am Krönungstage. Als an jenem vielerwarteten Morgen der Tag anbrach, befand sich die Stadt schon in reger Bewegung, denn die Feierlichkeiten begannen zu früher Stunde.

Die drei geistlichen Kurfürsten erschienen vor acht Uhr in vollem Staate mit Mitra und Bischofsmantel im Dome, bereit, die Reichskleinodien, die Juwelen, das Schwert Karls des Großen und das in Goldbuchstaben gedruckte Evangelium, auf das die Krönungseide geschworen wurden, in Empfang zu nehmen. Diese Schätze wurden von den alten Städten Aachen und Nürnberg, welche das Aufbewahrungsrecht beanspruchten, übersandt. Unterdessen begaben sich die weltlichen Kurfürsten in den Palast, wo sie von Seiner Majestät förmlich empfangen wurden, und warteten, bis der lange Festzug geordnet war.

Um 10 Uhr bestieg Leopold sein mit reicher Schabracke behangenes Roß. Seine Dalmatika, ein bis an die Kniee reichendes Oberkleid, das dem uralten römischen Purpur entsprach, glänzte von Diamanten und Perlen, und die Krone von Österreich, ein schweres Kleinod alter Feudalzeiten, lastete auf seinem Haupte, über dem ein prächtiger, karmesinroter Baldachin getragen wurde. Dieser zeigte den darauf gestickten Doppeladler, der zum Schutze des königlichen Hauptes die Flügel weit ausspannte, und wurde auf Stangen von zwölf Frankfurter Senatoren gestützt, welche zu beiden Seiten des Kaisers ritten, als er in glänzendem Aufzuge langsam nach dem Dome zog.

Dieser zweite edle Sohn Maria Theresias stand in seinem vierundvierzigsten Jahre; er war ein sehr schöner, doch nicht sehr kräftiger, junger Mann gewesen, hatte aber seine Körperkraft auf unbesonnene Proben gestellt, so daß sie nun vorzeitigem Verfall entgegenging. Nichtsdestoweniger war seine Erscheinung an jenem Tage majestätisch genug, um mit dem großartigen Schauspiele in Einklang zu stehen, das der scheinbar endlose Aufzug darbot. Dasselbe war so prächtig, als Karmesin, Hermelin und Goldstoffe, mannigfaltige Uniformen verschiedener Heeresteile und glänzende Dienertrachten hochedler Häuser es nur machen konnten. Dazu waren die Straßen von Frank-

furt mit Fahnen behangen, worunter das schwarz und gelbe Banner Deutschlands am häufigsten sich wiederholte. Jedes Fenster der hohen alten Giebelhäuser und jedes am vorgesehenen Wege günstig gelegene Plätzchen war von Zuschauern besetzt. Ein verhältnismäßig kleiner Teil der ungeheueren Menge erhielt Zutritt in den Dom, und dicht gedrängt stand das Volk auf dem Domplatze.

Im geweihten Gotteshause leistete der König, während das Hochamt gefeiert wurde, auf den Stufen des Altars die Eide auf das vergoldete Neue Testament. Der Erzbischof von Mainz, der höchste der kirchlichen Kurfürsten, salbte als oberster Geistlicher den Herrscher mit geweihtem Öl und reichte ihm das heilige Abendmahl. Hierauf wurde Leopold für würdig erachtet, den gegenüber dem Altar aufgestellten Thron — den Thron, den so viele seiner Ahnen ruhmvoll eingenommen — zu besteigen.

Die Krönung wurde der Nation durch Kanonendonner und Glockengeläute verkündigt, und sogleich erhob die dichtgedrängte Menge auf dem Domplatze ihre Tausende von Stimmen und erfüllte die Luft mit dem wiederholten Rufe: „Gott erhalte unsern Kaiser.“ Beim Verlassen des Domes wendete sich der kaiserliche Zug nach dem Flusse und überschritt ihn auf der alten Rotsteinbrücke, der einzigen damals vorhandenen, um sich in Sachsenhausen zu zeigen, ehe er die Schritte nach dem Römer, wo das Festgelage bereitet war, lenkte. Die Brücke war mit schwarz und gelbem Tuch belegt, das, so bald der Kaiser darübergezogen, dem Volke gehörte, welches nicht einen Augenblick verlor, es zusammenzuschleppen und in Stücke zu schneiden.

Der Römerberg oder Marktplatz vor dem Römer wurde nun der Hauptanziehungspunkt, denn die durch die goldene Bulle verordneten Feierlichkeiten waren für das Volk von besonderer Bedeutung. Diese müssen auch in der That ursprünglich in Anerkennung der ewigen Wahrheit verfügt worden sein, daß das Glück der Menge mit der Wohlfahrt ihrer Herrscher eng verknüpft ist, und das Volk durch den Oberherrn gesegnet wird.

Zuerst bestieg der Erzmarschall sein Pferd und ritt mitten in einen Haufen Korn hinein. Flugs füllte er einen silbernen Becher mit dem Korn, der des Kaisers Teil darstellen sollte, streifte ihn mit der Hand ab, damit das Maß nicht überfließe, und verkündete dann laut, daß der Rest des Kornes dem Volke zugehöre. Dann wurden Laibe weißen Brotes in die Menge geworfen.

Die nächste Förmlichkeit bestand darin, daß des Kaisers Silber-

becher mit Wein gefüllt wurde, und nachdem für seinen Trunk gesorgt war, durften seine Unterthanen aus dem auf dem Römerberge zeitweilig errichteten Brunnen trinken. Dieser war in der Form des nationalen Sinnbildes, eines Doppeladlers, hergestellt und goß aus seinen beiden Schnäbeln roten und weißen Wein hervor. Der Steinsockel, auf oder an welchem dieser Weinbrunnen angebracht wurde, steht noch, und obwohl altersgrau, erscheint er ganz im Einklange mit dem Römer und anderen merkwürdigen alten Häusern um den Marktplatz.

Auch der Erztruchseß spielte an einem Krönungstage eine wichtige Rolle. Auf einem edlen Rosse ritt er auf den Römerberg; zu beiden Seiten desselben hingen statt der Halfter mehrere das gestickte Wappen des Kurfürsten von der Pfalz, Erzseneschalls des Heiligen Römischen Reiches, zeigende Säcke. Aus diesen Säcken nahm der Erztruchseß Hände voll Münzen; ein heller Regenschauer von Gold und Silber glitzerte in der Luft; unzählige Hände wurden emporgehalten und im nächsten Augenblicke sah man das Volk übereinanderstürzen und auf dem Boden nach dem Gelde haschen. Der Anblick war für Zuschauer höchst ergötzlich, besonders zuletzt, wenn die leeren Säcke weggeworfen wurden und dann jeder sie zu erhaschen suchte. Natürlich erreichte die Aufregung einen hohen Grad und gab Anlaß zu manchem launigen Scherz, hier und da aber auch zu boshaften Streichen, wie z. B. dem, in des Nächsten Beutel oder Säckchen ein Loch zu schneiden.

Prinzessin Luisens nahe Verwandte, besaßen das erbliche Recht, am Krönungstage dem Kaiser gewisse zeremonielle Dienste zu leisten. Der Fürst von Hessen-Darmstadt hatte die Ehre, seiner kaiserlichen Majestät im Kaisersaal vorzuschneiden, und der Herzog von Mecklenburg, zu hoher Dienstleistung ähnlicher Art berufen, war mit weißem Tellertuch über der Brust und dem Abzeichen seines Amtes, einem ungeheuren Messer, in der Hand, am Eingange des Römers aufgestellt.

Der Erzkämmerer zündete das Feuer an, auf dem unter einer Holzbude am Markte ein ganzer Ochs geröstet wurde. Gegenüber dem Römer, gegen die St. Nikolauskirche hin, sind bis zum heutigen Tage vier große Pflastersteine mit den eingehauenen Buchstaben O. K., d. h. Ochsenküche zu finden. Die Steine bezeichneten die Stellen, wo die den zeitweiligen Bau tragenden Stangen aufgepflanzt wurden.

Ritter Heinrich von Lang widmet von den festlichen Handlungen jener Tage dieser letzteren einen anziehenden Bericht, der indessen

deutlich zeigt, wie verschieden damals das ganze Schauspiel der Krönung die Gemüter der einzelnen Anwesenden berührte. Zu jener Zeit freilich, als die goldene Bulle, welche alle Bestimmungen über die Krönungsfestlichkeit enthielt, gestiftet wurde, waren die Gemüter des Volkes noch in den Anschauungen jenes Urzustandes befangen, wo der Marschall thatsächlich des Königs Pferde bestellte, der Truchseß die Truhen des Schatzes verwaltete, und der Kämmerer die Säle und Kammern des königlichen Hauses in Ordnung hielt. Damals dienten dieselben Hände, welche den Bogen spannten und das Schwert führten, auch dazu, die gastliche Tafel zu bereiten und die Gerichte aufzutragen; und zum Zeichen der Ehrfurcht und Unterthänigkeit beugten die, welche den König bedienten, hierbei die Knie.

Die Urheber der goldenen Bulle selbst fühlten vielleicht schon, was hochgesinnte Männer jedes Zeitalters fühlen müssen, daß gewisse der Bewunderung hochwürdige Dinge ihre Lebenskraft verloren hatten und dahinschwanden. Ihr Blick haftete an den schönen Zügen einer längst vergangenen Zeit und mit allen Mitteln suchten sie dieselben zu erhalten und gewissermaßen einzubalsamieren. Aber diese Gebräuche waren allmählich dahingeschwunden und hatten anderen Sitten und Anschauungen Platz gemacht.

Doch hat der echte Ritter der alten Zeit gerechten Anspruch auf unsere Achtung und Bewunderung: der tapfere altdeutsche Ritter, unterwürfig sowohl als mutig, gerne bereit nicht nur für seinen Oberherrn sein Blut zu vergießen und sein Leben zu opfern, sondern ihm auch Dienste von nach unsern Begriffen niedriger Art zu leisten. Möge dieses herrliche Vorbild des treuen Soldaten und Dieners fortleben bis ans Ende der Zeiten! Denn hält es uns nicht in zwiefachem Sinne die Treue und den Gehorsam vor Augen, die wir dem König der Könige schuldig sind? Und dient es nicht dazu, den Geist selbstloser, hingebungsvoller Pflichterfüllung, der stets die Haupttriebfeder eines edlen Lebens bleiben muß, lebendig zu erhalten?

Die vollständigste und anziehendste Schilderung, die wir von der Krönung eines deutschen Kaisers besitzen, findet sich in der Selbstbiographie „Wahrheit und Dichtung" Johann Wolfgang Goethes, der fünfzehn Jahre alt war, als Joseph II. gekrönt wurde. Sein junger phantasievoller Geist erfaßte die Bedeutung und genoß die Pracht jenes glänzenden Schauspiels. Zu seiner großen Freude erhielt er Zutritt in den Kaisersaal und durfte an einem Seitentische aufwarten, aber die Zahl der unbesetzten Tische, welche

Gleichgiltigkeit oder Mangel an treuer Gesinnung andeutete, setzte ihn sehr in Erstaunen. Seine Beschreibungen sind reizend, jeder bemerkenswerte Punkt tritt durch den Pinselstrich seines Genies in deutliches Licht. Prinzessin Luise sah ohne Zweifel bei der Krönung Leopolds II. alles in denselben Farben, während Lang von seinem entgegengesetzten Standpunkte aus alles geringschätzte und bespöttelte. Eine Vergleichung zwischen Goethes und Langs Denkwürdigkeiten hat viel Reiz. Beide gaben ihren Gemälden eine zu grelle Färbung, indem der eine übermäßig poetisch, der andere über die Maßen praktisch angelegt war, jener mit den Augen eines begeisterten Knaben, dieser mit denen eines cynischen Mannes schaute.

Bringt man Lang's Übertreibung auch voll in Anschlag, so kann man seine Darstellung doch nicht lesen, ohne auf die sicheren Anzeichen nationaler Entartung zu stoßen: viel Wesens zu machen aus Kleinigkeiten, die nichts sind als eitler Tand, und spaßen mit Dingen, die Achtung erheischen. In seiner Schilderung treten uns Leute entgegen, welche die Sinnbilder und Feierlichkeiten der Krönung so ansehen, als läge die Macht schon in diesen selbst und als könnten sie thatsächliche Würde verleihen; andererseits begegnen wir solchen wie dem Ritter und den Grafen, die er beschreibt, Männern mit hochgespannten Begriffen von ihrer eigenen Wichtigkeit, die in ihrer Engherzigkeit von kleinlicher Eifersucht erfüllt waren, welche sie für treuergebene Gesinnung und Vaterlandsliebe unempfänglich machte.

Denn Ritter von Lang war durchaus nicht der einzige Mann seiner Zeit, der die Krönungsfeierlichkeiten scharf kritisierte. Und es gehörte in der That nur wenig Verstand dazu, auf Mängel und Ungereimtheiten hinzuweisen und das Erhebendste ins Lächerliche zu ziehen. Für die Mehrzahl der Handelnden sowohl als der Zuschauer war es nur noch ein sinnloses Schauspiel, das sich überlebt hatte und wohl verschwinden durfte, da es einer dahingegangenen Zeit hintennachschlich.

Kaiser Leopold II. hatte sich, ehe beim Tode seines älteren Bruders die Wahl ihn auf den Kaiserthron berief, in der Regierungskunst schon einige Erfahrung gesammelt. Von seinem Vater Franz Stephan, dem Gemahl der Maria Theresia, hatte er das Großherzogtum Toskana geerbt, und zieht man die damalige Zeitlage in Betracht, so machte ihm der Zustand dieses Landes alle Ehre. Bald nach Besteigung des deutschen Kaiserthrons stellte er in dem zerrütteten Ungarn Ruhe und Ordnung wieder her und dämpfte den Aufstand in den

Niederlanden. In Bezug auf die Protestanten begünstigte er den Geist der Duldsamkeit und ließ deren Verfolgung in keiner Weise zu; auch schaffte er die Todesstrafe ab. Leopold bemühte sich, alle Klassen seiner Unterthanen durch große Zugeständnisse und Freiheiten zu gewinnen, was nicht unwesentlich dazu beitrug, ihn beim Volke beliebt zu machen; aber die Wirren in Frankreich störten seine Seelenruhe sehr.

Die verstorbene Kaiserin-Königin Maria Theresia hatte bei Erziehung ihrer Kinder deren herzliche Zuneigung zu einander sorgsam gepflegt, und Leopold scheint für seine Schwester Marie Antoinette ein tiefes Mitgefühl gehegt zu haben. Die unglückliche Königin von Frankreich stand in beständigem Briefwechsel mit ihrem Bruder, an ihn wandte sie sich naturgemäß in ihrer Not, teilte ihm vertraulich ihre schrecklichen Besorgnisse und Bedrängnisse mit und schaute nach Hilfe von seiner Seite aus; doch ließ der Kaiser ihre unglücklichen und dringendsten Briefe unbeantwortet, da er befürchtete, seine Antworten möchten abgefangen werden und er der Ansicht war, daß jeder offene Versuch einer Einmischung in Frankreichs Angelegenheiten von seiner Seite nur die Aufständischen erbittern und seiner Schwester Schwierigkeiten und Gefahren vermehren könnte. Er drang in sie, mit ihrer ganzen Familie nach Österreich zu kommen; da aber König Ludwig sich damals zum Verbleiben in Paris entschloß und es für ratsamer erachtete, den Dauphin nicht zu entfernen, so weigerte sich auch die Königin ihre Angehörigen zu verlassen.

Diese ganze unglückliche Zeit hindurch berieten Kaiser Leopold und der König von Preußen insgeheim miteinander über die besten Mittel, der revolutionären Bewegung in Frankreich Einhalt zu thun; aber es hielt schwer, dem schwankenden Ludwig beizustehen, dessen Schwäche seine aufrührerischen Unterthanen in hohem Grade ermutigte. Der dritte Stand hatte im Gegenteil eine kühne und entschlossene Haltung angenommen; seine Mitglieder verstanden den errungenen Vorteil zu benutzen und waren sich wohl bewußt, daß alle anderen, die dringend notwendigen Reformen anstrebenden Körperschaften sich mit ihnen vereinigen mußten. In der That hatten sich demgemäß die gesamte niedere Geistlichkeit und ein gewisser Teil des Adels dem dritten Stande angeschlossen, welcher sich dann als Nationalversammlung konstituiert und einen feierlichen Eid geschworen hatte, durch den sämtliche Mitglieder sich verpflichteten, sich nicht zu trennen, bis sie Frankreich eine Verfassung gegeben hätten.

Die Nationalversammlung war alsdann mit derselben unbeugsamen Kühnheit, womit sie sich ihre Gewalt angemaßt hatte, zur Ausübung derselben übergegangen; sie faßte vernichtende Beschlüsse, die mit einem male fast alle bestehenden Steuern und andere altherkömmliche Einrichtungen abschafften. Der König war auf diese Verwandlung des dritten Standes in eine Nationalversammlung und auf die neuen Machtansprüche, die diese sich anmaßte, keineswegs gefaßt. Aber die Versammlung war in ihrem Widerstande gegen die Krone ebenso fest und konsequent, wie gegen jene bisher bevorrechteten Gesellschaftsklassen, die sich frei von der Steuerlast erhalten hatten und deshalb um so schwerer die unteren Klassen gedrückt hatte.

Seit Menschenaltern hatte diese Ungerechtigkeit zur Empörung gereizt und bitteren Haß erzeugt, welche die mächtige Hand despotischer Monarchen gewaltsam niedergehalten hatte. Dessenungeachtet war die Erbitterung fortwährend gestiegen und ließ sich nun an einem König aus, der für sein Volk Mitleid fühlte, dem aber die zum Aufhalten der Flut von Schwierigkeiten erforderliche Geistes- und Urteilskraft gänzlich fehlte.

So kam es, daß der König nur noch als willenloses Werkzeug und gewissermaßen als das Insiegel königlicher Gewalt gelten konnte, das ohne jede freie Willensausübung von seiner Seite, zur Beglaubigung öffentlicher Amtshandlungen benutzt wurde[24]). Alle die verschiedenen Parteien des zerrütteten Landes zogen aus dieser falschen Stellung, in welcher sich der König befand, irgend welchen Vorteil — alle bis auf die reinen Royalisten; und diese fühlten ihre Ohnmacht, ihr Mut war gebrochen, in Menge wanderten sie aus.

Diese französischen Flüchtlinge zogen in großen Scharen nach Preußen, wozu sie die ihnen gewogene Gesinnung König Friedrich Wilhelms II. veranlaßte. Dieser Monarch befürchtete, die Leidenschaften und Grundsätze, welche die Gemüter des französischen Volkes aufgewühlt und die Revolution zu einer Krisis geführt hatten, möchten sich auch in seinem Lande verbreiten, und bemühte sich, der Gefahr durch strenge und willkürliche Erlasse gegen die Förderer demokratischer Anschauungen vorzubeugen. Da er jedoch die Ausführung dieser Drohungen oft für unklug erachtete, so hatten dieselben eine wesentlich seinem eigenen Ansehen nachteilige, seine Beliebtheit vermindernde Wirkung. Grausam verbannte er mehrere Personen, die von ihm mißbilligte Meinungen frei geäußert, aber durch nichts die Verbannung verdient hatten.

Kein Land nahm sich so bereitwillig der Sache an, die man jetzt Sache der Könige und Adligen zu nennen begann. Österreich war, was seine Regierung betraf, der Demokratie ebenso entschieden abgeneigt, aber den Kaiser hielt seine tiefe Teilnahme am Schicksale des mit ihm so nahe verwandten, unglücklichen Ludwig zurück. Leopold befürchtete, jeder Schritt von seiner Seite, jeder Versuch, den wankenden Thron von Frankreich zu stützen, möchte die erfolgreichen Revolutionsmänner erbittern und über seine Schwester und die Ihrigen schleunige rachsüchtige Verfolgung bringen; ihm erschien eine abwartende und versöhnende Haltung angezeigt.

Von dem sehnlichen Wunsche erfüllt, Frankreichs Regierung auf eine einigermaßen sichere Grundlage gestellt zu sehen, knüpfte er mit der Nationalversammlung freundliche Beziehungen an; er war der richtigen Ansicht, daß die von ihr geschaffene Regierung der Anarchie, die sonst in dem erregten Lande herrschen könnte, vorzuziehen sei. Auch sein Minister Kaunitz, der langjährige Berater seines Hauses, empfahl die Aufrechterhaltung des Friedens mit Frankreich, bis dieses durch seine innere Zerrissenheit seine eigene Macht vernichtet hätte.

Erst als die Lage dieses Landes einen verzweifelten Charakter angenommen hatte, traf Kaiser Leopold zu Pillnitz in Sachsen mit dem König von Preußen zusammen, wobei der Graf von Artois ebenfalls zugegen war. Es wurde ein Vertrag unterzeichnet, der Österreich und Preußen zu einem Bündnisse gegen die französische Revolution verpflichtete, zur Eröffnung der Feindseligkeiten aber wurden noch keine unmittelbaren Rüstungen beschlossen. Die Besorgnisse griffen jedoch Leopold so sehr an, daß sie seine Gesundheit untergruben und ihm die Kraft zur Erholung von einem Ruhranfall versagte, welcher ihn am ersten März 1792 plötzlich hinwegraffte.

Ganz kurze Zeit vor seinem Tode hatte er der französischen Regierung durch ein Schreiben ernstliche Vorstellungen gemacht; aber dasselbe erbitterte nur die, an welche es gerichtet war; denn sie hatten von dem zwischen Leopold und Friedrich Wilhelm' bestehenden geheimen Vertrage Kunde erhalten, rüsteten sich zu der mittelst Kriegserklärung an Preußen und Österreich zu ergreifenden Initiative und nötigten ihren jämmerlichen König, ihrer Entschließung gemäß zu handeln. Am 20. April that der unglückliche Ludwig den verhängnisvollen Schritt, zu dem ihn seine Freunde, seine Feinde und Minister in gleichem Maße drängten. Er erschien in der Nationalversammlung und trug mit zitternder Stimme auf Kriegserklärung an,

welcher Antrag, obwohl einige der Mitglieder gegen ihre Überzeugung stimmten, von der Versammlung sogleich angenommen wurde. So kam es, daß Leopolds damals im 25. Jahre stehender Sohn Franz mit dem Besitztum seines Hauses zugleich den Krieg erbte. Die Feindseligkeiten begannen am 28. April 1792 und vorerst schien Deutschland die vom Glück begünstigte Partei zu sein.

Das österreichische Heer in Flandern stand unter keinem tüchtigen Oberbefehle, denn obgleich es die Franzosen zurückgeworfen hatte, benutzte es den Vorteil nicht, so daß der scheinbar gute Anfang die Österreicher zu der Thorheit der Großsprecherei und zur Verachtung des Gegners, einem im Kriege verhängnisvollen Fehler, verleitete. Infolge dieser, bei den verbündeten Mächten, bei Volk und Heer, herrschenden Stimmung des Selbstvertrauens zogen sich diese Streitkräfte erst langsam an der Grenze zusammen, als am 14. Juli 1792, nicht ganz zwei Jahre nach derjenigen seines dahingeschiedenen Vaters, die Krönung Franz des Zweiten stattfand.

Noch einmal erhob das alte Frankfurt sein Haupt über alle Städte Deutschlands und frohlockte laut als Krönungsstadt des Reiches. Noch einmal ragte, während im überfüllten Dome die ehrfurchtgebietenden Feierlichkeiten vor sich gingen, das weiße Haupt des Fürsten Kaunitz hervor. Und gewiß waren in jener zahllosen Menschenmenge wenige, die nicht mit einem gewissen ehrerbietigen Interesse auf den ehrwürdigen Minister schauten, als er der Krönung von Maria Theresias Enkel beiwohnte. Doch überlebte Kaunitz dies Ereignis nicht lange; glücklicherweise für ihn schlossen sich seine Augen, ehe das Reich zusammenstürzte.

Nach seinem Tode wurde Metternich, obgleich noch ein junger Mann, Ministerpräsident am Wiener Hofe, und vier Jahre später heiratete er die Enkelin und Erbin seines berühmten Vorgängers. Die so durch eheliche Verbindung verknüpften Lebensläufe dieser beiden hervorragenden Staatsmänner stellen ein Ganzes dar, das sich wie ein starker, durch hundertundzwanzig Jahre hinziehender Faden österreichischer Geschichte ins Auge fassen und verfolgen läßt. Denn Metternich stand während der ganzen stürmischen Zeit des Napoleonischen Despotismus an der Spitze der österreichischen Regierung — und als 1830 die Gewitterwolken wiederkehrten, sehen wir ihn noch auf seinem Posten. Und wiederum im Jahre 1848, als alle europäischen Throne wankten und die Hälfte davon gestürzt wurde, war Metternich einer der Letzten, die Wien verließen.

Als Prinzessin Luise, die wiederum bei der Krönungsfeier anwesend war, die Krone Franz dem Zweiten auf das Haupt setzen und seine Seite mit Karls des Großen Schwert umgürten sah, dachte sie wohl nicht, daß sie Augenzeugin der Krönung des letzten Römischen Kaisers deutscher Nation sei — noch weniger konnte sie voraussehen, daß nach Verlauf von wenig mehr als siebzig Jahren ein anderes, von Rom ganz unabhängiges Deutsches Reich ruhmvoll erstehen würde. Ferner daß das große protestantische Geschlecht der Hohenzollern auf den Thron dieses neuen Reiches emporsteigen — daß sie selbst mit dieser Familie verbunden und einer ihrer eigenen Söhne der erste Kaiserliche Herrscher des geeinigten Deutschlands werden würde.

Viertes Kapitel.

Während die Prinzessinnen von Mecklenburg sich in Frankfurt aufhielten, um den Krönungsfestlichkeiten beizuwohnen, machte ihr Bruder jenen Abendbesuch bei Frau Rat Goethe, den Bettina von Arnim in einem ihrer Briefe an Goethe so ergötzlich beschreibt. Bettina besuchte des Dichters Mutter, mit der sie auf sehr vertrautem Fuße stand und der sie sehr zugethan war. Die alte Dame war nicht zu Hause, da aber die Dienerin ihre Herrin bald zurück erwartete, nahm sich Bettina die Freiheit, in das Zimmer zur Rechten des Vorsaals einzutreten. Dieses war fast ganz dunkel, und nachdem sie eine Weile still gewartet hatte, glaubte sie Töne wie von einem lebendigen und sich rührenden Geschöpf zu hören. Sie dachte, es müsse das von einem französischen Gefangenen, welcher während des Krieges bei Frau Rat einquartiert gewesen war, zurückgelassene Eichhörnchen sein. Das Tierchen war ein großer Liebling der guten Frau, war recht dreist geworden und wußte allerlei böse Streiche zu spielen; es hatte sich sogar getraut, sich auf Frau Rats besten Kopfputz zu setzen und die Federn und Bänder zu benagen.

Da Bettina ein geheimnisvolles Geräusch hörte, so rief sie das Eichhörnchen beim Namen: „Hänschen, Hänschen, bist du da?“ „Es ist nicht Hänschen, sondern Hans“, antwortete eine tiefe Stimme vom vordern Ende des Zimmers. „Alsdann“, sagt Bettina, „fühlte ich mich ganz beschämt; denn ich wußte, daß es kein Geringerer als ein Prinz von Mecklenburg sei, aber die Dunkelheit bedeckte meine Verwirrung; und einen Augenblick nachher kam Ihre Frau Mutter herein mit dem Ausrufe: „Sind Sie da?“ „Ja“, riefen wir beide zusammen, und in der Dämmerung erblickte ich dann einen jungen Mann mit einem Stern auf der Brust. „Frau Rat, darf ich heute Abend Speck-

salat und Pfannenkuchen bei Ihnen essen?“ fragte er. Ihre Frau Mutter antwortete in ihrem freundlichen Tone, indem sie ihre Haube in die Hand nahm, welche sie beim Ausgehen zu ihrem Abendspaziergange auf eine leere Weinflasche gehängt hatte.[25]) Die obigen Worte deuten auf einen Vorfall hin, den dieselbe Bettina (Elisabeth von Arnim) erzählt: Einst trafen Prinzessin Luise und ihr Bruder die Frau Rat an, als sie gerade Specksalat mit Eierkuchen essen wollte. Dies Gericht reizte den Appetit der beiden so sehr, daß sie es verzehrten, ohne das Geringste davon übrig zu lassen.

Im Frühling desselben Jahres, 1792, kurz vor der Krönung, hatte Frankreich an Österreich und Preußen den Krieg erklärt. Den verbündeten Mächten hatten sich auch die Hessen mit einer ansehnlichen Truppenzahl angeschlossen. Von glühender Vaterlandsliebe beseelt, hatte Stein die Förderung und Beschleunigung der Kriegsrüstungen aufs wirksamste betrieben. Einer seiner Brüder war preußischer Gesandter in Mainz, ein anderer höherer Beamter in Westfalen. Stein hatte mit ihnen und anderen leitenden Männern über die zur Landesverteidigung nötigen Mittel und Wege beraten. Er hatte den Landgrafen der hessischen Staaten eindringlich geraten, ihre Regimenter einzuberufen, hatte die Hannoveraner zur Hilfeleistung aufgefordert und zur Bestreitung der nötigen Ausgaben selbst 4000 Gulden vorgeschossen.

Nicht weniger als 12000 französische Ausgewanderte hatten unter den Fahnen des Herzogs von Braunschweig Kriegsdienste genommen, der bei Eröffnung der Feindseligkeiten als Oberbefehlshaber der verbündeten Streitkräfte ein in Berlin aufgesetztes Manifest erlassen hatte. Wie es scheint, fand dieser Aufruf, obgleich in seinem Namen ergangen, nicht des Herzogs volle Billigung. Unglücklicherweise fehlte es den Verbündeten am Verständnis für den Zustand und die Stimmung des französischen Volks, und glaubten sie dasselbe durch diese in heftiger Sprache verfaßte Proklamation einzuschüchtern. Diese drohte der Stadt Paris mit Zerstörung, wenn die Franzosen nicht zu Treue und Gehorsam zurückkehrten und ihrem rechtmäßigen Oberhaupte die königliche Gewalt zurückerstatten würden. Wäre Kaiser Leopold noch am Leben gewesen, so wäre dieses thörichte Manifest nicht erschienen; aber sein Sohn Franz war jung und voreilig, dachte mehr an Unterjochung der empörten Nation, als an die persönliche Sicherheit und das Wohlergehen des Königs und der Königin.

Auch Friedrich Wilhelm II. empfand gegen die Haltung der französischen Nation einen unverhohlenen Widerwillen; er verachtete

sie und verließ sich zu sehr auf die kriegerische Tapferkeit und den großen Namen Preußens. Er ließ sich auch von den französischen Ausgewanderten drängen, für deren Sache er mit Wärme eingetreten war. Bei den aristokratischen Flüchtlingen herrschte eine sehr hoffnungsvolle Stimmung; mit Sicherheit sahen sie einem triumphierenden Einmarsch in Frankreich und der Wiedergewinnung ihrer Familiengüter und aller ihrer Macht und Vorrechte entgegen. Diese Zuversicht machte sie anmaßend, unvorsichtig, sorglos und ausschweifend.

In großer Menge scharten sie sich in Koblenz zusammen, wo sie ihr Hauptquartier aufgeschlagen hatten. Diese ins Gebiet des Kurfürsten von Trier aufgenommenen Fremden gaben bald ihre Absicht, sich vom Kurfürsten ganz unabhängig zu erhalten, kund; seine Beamten behandelten sie mit Verachtung und richteten französische Gerichtshöfe ein, vor welche auch Deutsche vorgeladen wurden, sobald die Franzosen irgendwelche Beschwerden gegen sie zu führen hatten.

So wurde alle bürgerliche Ordnung umgekehrt; die Galanterie der jungen Adligen nahm grobe Formen an und bald herrschte die gemeinste Unsittlichkeit. Auch die weniger Verdorbenen machten sich durch ihr gebieterisches Auftreten und ihre lächerliche Eitelkeit in ihrer neuen Heimat unbeliebt. Die Deutschen beklagten sich bei dem Kurfürsten, der seine Unfähigkeit, ihnen zu helfen, eingestehen mußte; daraufhin griffen natürlich beherzte Männer zur Selbsthilfe, schreckliche Unordnung herrschte und Gewaltthaten wurden keck verübt.

Die Auswanderer niedrigeren Ranges erbitterten das Landvolk durch die Art, wie sie mit dem Roggenbrod, das die deutschen Bauern gewöhnlich aßen, umgingen, aufs äußerste; sie kneteten es in Kügelchen, womit sie Vorübergehende bewarfen und traten die Kruste mit Füßen. Was das Trinken anbelangt, so waren sie nicht nur selbst unmäßig, sondern machten sich ein Vergnügen daraus, sonst jedermann zu berauschen, sogar kleine Schulknaben. Bei Betrachtung der folgenden Ereignisse darf man die Einwirkung dieses Gebahrens der Ausgewanderten, längs des ganzen Rheinlaufes, auf die Gemüter des Volkes nicht außer Acht lassen; denn dieselbe war einer der Gründe, warum die Revolutionsheere bei ihrem Einfall in diese Länder so gut empfangen wurden.[26])

Doch kann diese Schilderung der französischen Flüchtlinge billigerweise nicht wohl auf alle Anwendung finden. Die Liederlichen und die, welche Geld zu verschleudern hatten, rotteten sich naturgemäß zu-

sammen; aber die Bessergearteten mochten sich auch an verschiedenen Orten zu gegenseitigem Trost und Beistand zusammenfinden. Varnhagen von Ense erzählt, daß manche unter ihnen sich durch ihre Liebenswürdigkeit und Artigkeit und durch die unwandelbare Heiterkeit und gute Laune, womit sie ihr Unglück trugen, aufrichtige Achtung und Rücksicht erwarben. In einer sie betreffenden allgemeinen Bemerkung fügt er später hinzu, daß, nachdem sie alle Hoffnung auf baldige Rückkehr in die Heimat und Wiedererlangung der früheren Stellung aufgegeben hatten, die Ausgewanderten ihre Sitten besserten.

Anfangs schien das Kriegsglück Österreich und Preußen zu begünstigen. Frankreich war auf keinen Widerstand gerüstet, der erste Einfall war daher von glücklichem Erfolge begleitet. Die Reichsheere setzten den Vormarsch fort und nahmen alle an ihrem Wege liegenden Städte in Besitz. Valenciennes, Longwy und Verdun und alle Pässe des Ardennerwaldes wurden genommen. Der Herzog von Braunschweig und der König von Preußen führten ihr stattliches Heer von 50000 Mann in die Champagne. Paris begann zu zittern, aber heftiger Groll sowohl als Furcht vor dem Feinde hatten seine Einwohner ergriffen, da das Manifest des Herzogs von Braunschweig die Pariser in hohem Grade erbittert hatte. Von Wut und Verzweiflung getrieben eilten Männer jeden Alters, Jung und Alt, Dumouriez' Fahnen zu. Bald sah sich der General in der Lage, dem Feinde die Stirn zu bieten; er rückte vor und nahm an der Straße bei St. Ménéhould eine vorteilhafte Stellung ein.

Das große preußische Heer war mit Kleidung und anderen Bedürfnissen nicht hinreichend ausgerüstet, so daß die eingetretenen anhaltenden Regengüsse bald zahlreiche Krankheitsfälle verursachten. Die Sterblichkeit nahm in erschreckender Weise zu und muß bei einer an den Heerführern geübten Kritik wohl beachtet werden. Unter diesen für die Verbündeten so niederschlagenden Verhältnissen kam es auf einer Anhöhe bei dem Dörfchen Valmy, etwa eine Stunde von St. Ménéhould, zur Schlacht.

Den Oberbefehl über die Franzosen führte der ältere Kellermann, der Vater des später durch die Schlacht bei Marengo berühmt gewordenen Generals. Die verbündeten Heere dagegen standen unter der Führung des Herzogs von Braunschweig, während Condé an der Spitze der Ausgewanderten stand. Mehr als 12000 vornehme junge Franzosen, welche ihrer Erziehung gemäß im militärischen Ober-

befehl ihr ausschließliches Erbteil sahen, standen unter den Fahnen Condés und der anderen geflüchteten Prinzen.[27])

Die französischen Regimenter, in denen sie früher gedient hatten, und gegen welche sie nun kämpfen sollten, waren mit jungen Leuten der mittleren und unteren Klassen ergänzt worden, die des Kriegshandwerks ganz unkundig und bis zur Unbändigkeit zuchtlos waren; aber das damals in Paris herrschende demokratische Fieber, die miterlebten schauerlichen Auftritte, die glänzende Beredsamkeit einiger Volkshelden, die begeisternden Gesänge und Stichwörter, welche die Revolution hervorbrachte, hatten ihren Mut entflammt.[28])

Am 28. September 1792 näherten sich die feindlichen Heere einander bei Tagesanbruch. Ein dichter Herbstnebel schwebte über den Ebenen und Schluchten, die sie noch trennten, so daß nur die Gipfel und Spitzen der Höhen im frühen Morgenlichte schimmerten. Gegen zehn Uhr begann sich der Nebel zu lichten und dann sahen die Franzosen von ihrem Bergvorsprung aus die unzählige preußische Reiterei auftauchen, welche sie, wenn einmal aus ihrer Stellung geworfen, wie mit einem Netze umgarnen sollte, dann die starken Heersäulen der Infanterie, die trotzigen Batterien der Artillerie und die schimmernden Scharen der österreichischen leichten Truppen, alle glitzernd im Sonnenschein, der den Nebel besiegt hatte.

An ebendemselben Tage und zur selben Stunde, als die verbündeten Streitkräfte und die Ausgewanderten von der Hügelkette, auf der sie aufgestellt waren, herabzusteigen begannen, und während das Geschützfeuer eröffnet wurde, begann in der Nationalversammlung zu Paris die Verhandlung über den Antrag, Frankreich als Republik zu erklären.

Das Treffen entwickelte sich zu einem sehr hartnäckigen Kampfe und keine der beiden Parteien errang alles, was sie gewünscht und erhofft hatte; beim Einbruch der Nacht verblieben die Franzosen auf den Höhen von Valmy als Sieger. Nach Verlust von achthundert Toten zogen sich die Preußen in guter Ordnung zurück, wollten aber ihre Niederlage nicht eingestehen.

Viele Geschichtschreiber stellen die Schlacht als unentschieden dar und Kohlrausch nennt sie „einen leichten Geschützkampf“. Aber Alison sagt: „Von der Kanonade von Valmy datiert sich der Beginn jenes Siegeslaufes, der die französischen Heere nach Wien und in den Kreml führte“ und Creasy rechnet sie zu den größten Schlachten der Weltgeschichte, weil, wie er bemerkt, „dieser Schlacht der demokratische Geist, der in Paris die Republik ausrief, seine Erhaltung verdankte, und von

diesem Zeitpunkte die unvergänglich wirkende Kraft seiner Grundsätze sich datiert. Sehr verschieden wären die Aussichten der Demokratie in Europa am Abende dieser Schlacht gewesen und sehr verschieden hätte sich die gegenwärtige Stellung der französischen Nation gestaltet, wenn Braunschweigs Heersäulen mit kühnerem Mute angegriffen oder die Reihen Dumouriez' weniger zähen Widerstand geleistet hätten."[29])

Die Verbündeten waren sich über ihre Lage nicht recht im klaren; sie hielten sich nicht für besiegt, gaben jedoch den Plan, auf die französische Hauptstadt zu marschieren, auf. In ihrem Lager wurde die Frage lebhaft erörtert und die Meinungen waren sehr geteilt. Der Dichter Goethe, der sich beim Heere im Gefolge des Herzogs von Sachsen-Weimar befand, wurde um seine Ansicht über die Sachlage befragt und erwiderte: „An diesem Orte und mit diesem Tage beginnt eine neue Aera in der Weltgeschichte, und Ihr alle könnt sagen, daß Ihr deren Ursprung mit erlebt habt."[30])

Die preußischen Generale beschlossen, daß jeder Gedanke an weiteres Vorrücken aufzugeben sei, traten behufs Sicherung eines ungestörten Rückzuges mit Dumouriez in Unterhandlung und setzten, nachdem sie buchstäblich nichts ausgerichtet, wieder über den Rhein. Dumouriez fiel in Belgien ein, errang bei Jemappe, unweit Mons, einen Sieg über die Österreicher und unterjochte beinahe die ganzen Niederlande. Mittlerweile rückte General Custine mit einem Heere vor und unternahm einen Einfall ins deutsche Rheinland, eroberte Mainz und belagerte Frankfurt.

Als das feindliche Heer sich dieser Stadt näherte, sandte der Fürst von Turn und Taxis seine Gemahlin zu ihrer ältesten Schwester, der Herzogin von Hildburghausen. Auch die Prinzessin Georg Wilhelm von Hessen-Darmstadt zog sich mit ihren Pflegebefohlenen dahin zurück. So fanden sich die vier Schwestern alle nebst ihrer Großmutter wieder zusammen und trösteten und ermunterten einander, während die Prinzen der Familie bei den Truppen standen.

Die herzogliche Residenz von Sachsen-Hildburghausen ist im romantischen Thüringerlande herrlich gelegen. Sehr anziehende Schilderungen des kleinen, an diesem abgeschiedenen Orte lebenden Hofes finden sich in den Denkwürdigkeiten und Briefen Jean Paul Richters. Dieser Dichter, einer der größten Humoristen, die Deutschland hervorgebracht hat, war der Sohn eines Geistlichen, und alles was er schrieb, steht mit seiner ersten Erziehung im Einklang; im Schlosse war er immer ein willkommener Gast.

Mehrere deutsche Fürsten waren sich der Pflicht, die Naturanlagen des Landes zu entwickeln, bewußt geworden und erfüllten sie mit so wirksamem Erfolg, daß dadurch auch das geistige Leben einen mächtigen Antrieb erhielt. Die deutsche Litteratur fand in den höheren Gesellschaftskreisen wieder Eingang und wurde auch von denen gewürdigt, die bisher kaum etwas anderes als Französisch gelesen hatten. Deutsche Schriftsteller fanden sich zur Unternehmung bedeutender Werke ermutigt und angespornt, und fast jeder von ihnen stand mit dem einen oder anderen der deutschen Höfe in enger Verbindung. Und diese geistige Bewegung fand gerade damals statt, als die politische Macht Deutschlands dahinzuschwinden schien.

Richter erzählt, daß ihm zuerst die Herzogin von Hildburghausen ihre Gunst zu teil werden ließ, während der Herzog sich nur wenig um ihn bekümmerte. Im Laufe der Zeit wurden sie besser miteinander bekannt, schätzten sich gegenseitig und der Herzog von Hildburghausen wurde dann ein ebenso eifriger Gönner Jean Pauls als der Herzog von Weimar es für Goethe war.

Jean Paul Richter, als Schriftsteller gemeinhin mit dem Vornamen bekannt, stand bei vielen vornehmen Damen in hoher Gunst, was, da er ein begeisterter Bewunderer weiblicher Anmut und Schönheit war, nicht überraschen kann. Er schildert die Herzogin Charlotte als himmlisch in ihrer ungekünstelten Lieblichkeit — ihre sanften Augen und ihr ganzes Angesicht als von einer Lebendigkeit strahlend, die durch warmes Gefühl und Zärtlichkeit gemildert war. Als junge Mutter der glücklichen Kinder scheinen ihre Züge sich dem Gemüte des Dichters eingeprägt zu haben.

Diese Schilderung findet sich in einem Briefe, den Jean Paul im Mai 1799 aus Hildburghausen an seinen Freund Otto schrieb: „Erstlich denke Dir, male Dir die himmlische Herzogin (Charlotte) mit schönen kindlichen Augen, das ganze Gesicht voll Liebe und Reiz und Jugend, mit einer Nachtigallen-Stimme und einem Mutterherzen — dann denke Dir die noch schönere Schwester, die Fürstin von Solms (Friederike) und eben so gut, und die dritte, die Fürstin (Therese) von Turn und Taxis, welche Beide mit mir an einem Tage mit den gesunden frohen Kindern ankamen. Diese Wesen lieben und lesen mich, und wollen nun, daß ich noch acht Tage bleibe, um die erhabene schöne vierte Schwester, die Königin von Preußen, zu sehen. — Ich bin auf Mittag und Abend immer gebeten. Der Herzog, äußerst gutmütig,

machte anfangs nicht viel fait von mir; aber jetzt ist er mir recht gut. Gestern hab' ich vor dem Hof auf dem Flügel phantasiert. Übrigens was ich mir durch den Hof an Gasthofessen und Trinken erspare, das trägt der Bader wieder fort, weil ich den verdammten Kinn-Igel öfter scheeren lassen muß."

Von Jean Paul selbst besitzen wir eine ansprechende Schilderung von einem ebenso poetischen Geiste wie er: „Er war von großem Wuchs, kräftiger Gestalt und schönem Kopfe — die Züge waren wohlgebildet und die Stirn hoch und offen. Sein Gesicht war das getreue Abbild seines Charakters: die hervortretenden Züge zeigten den Ausdruck der mit Zartheit gemischten Männlichkeit, Eigenschaften, die sich selten vereinigt finden, aber aus dem edlen, von seinen sanften, grauen Augen erleuchteten Antlitz hervorschienen. Über alles, was er sieht, über alles, was er schreibt, sind die Sonnenstrahlen eines heiteren Geistes — das Licht unerschöpflicher, menschlicher Liebe ausgegossen. An jedem Menschen liebt er nur seine Menschlichkeit, nicht seine Überlegenheit. Der ausgesprochene Zweck aller seiner litterarischen Arbeiten war der, den erschütterten Glauben an Gott, Tugend und Unsterblichkeit wieder zu kräftigen, und in einem selbstsüchtigen und revolutionären Zeitalter unsere erkalteten Gefühle wieder zu erwärmen. Und nicht weniger unbegrenzt ist seine Liebe zur Natur, zu dieser äußeren schönen Welt."[31])

Einmal begleitete Jean Paul die herzogliche Familie auf ein Jagdschloß, wo er auf Einladung des Herzogs mehrere Tage verweilte. Die Prinzessinnen waren alle musikalisch und sangen gut, besonders die Herzogin, deren Stimme, wie er sagt, gleich dem Echo einer Nachtigall war. Er beschreibt einen reizenden, wildromantischen Spaziergang von drei Viertelstunden, den er mit den Damen und den fröhlichen Kindern machte.

Noch jetzt erinnert ein Denkmal im Schloßgarten von Hildburghausen an den damaligen Aufenthalt Luisens. Es ist ein würfelförmiges Monument, im antiken Stile aus Sandstein gebaut; vorn befindet sich in einem Lorbeerkranze ein marmornes Relief-Brustbild der Königin, auf der rechten Seite ein Adler, auf der linken ein Schwan und auf der Rückseite die Widmung: „Unserer unvergeßlichen Luise." Daran schließen sich elegische Distichen, von denen wir einige wiedergeben wollen:

„Oft hat sie mich begrüßt in der Morgenröthe der Jugend,
Wallend am Schwesterarm; hier oft verhallte ihr Laut.
Oft hat ihr Blick hier geruht, umflossen vom Lichte des Himmels;

Lieblicher strahlte von ihm Liebe und Milde für uns.
Aber ach, sie war nur zu früh im Sturme der Zeiten geschieden;
Nie mehr nahet sie euch, grüßet euch ferner nicht mehr.
Lebend erblickte sie nicht Teutonias siegende Fahnen,
Sah nicht Borussias Aar führen der Heere Triumph.
Ach, sie ruhte, die Hand, im Dunkel der Trauercypressen,
Welche die Fahne des Siegs, Freiheit fürs Vaterland hob."

Luise war unterdessen sechzehn Jahre alt geworden. Sie glich ihrer Schwester Charlotte, hatte „dieselben liebreichen blauen Augen", aber der Ausdruck wechselte rascher mit dem Gefühl oder Gedanken des Augenblicks. Ihr weiches, braunes Haar bewahrte noch einen Schimmer der goldenen Färbung der Kindheit; ihre helle, durchsichtige Gesichtsfarbe entsprach der vollen Blüte ihrer vorzüglichen Schönheit, und war von der Natur so sanft gemalt, wie die Rosen, die sie pflückte, und an denen sie sich erfreute. Die Prinzessin war groß und leicht gebaut und anmutig in allen ihren Bewegungen. Diese Anmut war nicht bloß äußerlich, sie entsprang der inneren Tiefe eines reinen und edlen Gemütes, und war deshalb so seelenvoll.[32])

Jean Paul widmete seinen „Titan" den vier Prinzessinnen von Mecklenburg: sein Genie neigte sich vor ihnen in der ehrerbietigsten Huldigung, die er in poetischen Ergüssen darbrachte, welche noch jetzt Anziehungskraft genug besitzen. Sie sind die „vier schönen und edlen Schwestern auf dem Thron", die er mit folgenden Worten verherrlicht: „Aphrodite, Aglaja, Euphrosyne und Thalia sahen einst in das irdische Helldunkel hernieder und, müde des ewig heitern, aber kalten Olympos, sehnten sie sich herein unter die Wolken unserer Erde, wo die Seele mehr liebt, weil sie mehr leidet, und wo sie trüber, aber wärmer ist. Sie hörten die heiligen Töne heraufsteigen, mit welchen Polyhymnia unsichtbar die tiefe, bange Erde durchwandelt, um uns zu erquicken und zu erheben, und sie trauerten, daß ihr Thron so weit abstehe von den Seufzern der Hülflosen. Da beschlossen sie, den Erdenschleier zu nehmen und sich einzukleiden in unsere Gestalt. Sie gingen von dem Olympos herab. — Aber als sie die ersten Blumen der Erde berührten und nur Strahlen und keine Schatten warfen, so hob die ernste Königin der Götter und Menschen, das Schicksal, den ewigen Scepter auf und sagte: „das Unsterbliche wird sterblich auf der Erde, und jeder Geist wird ein Mensch!" — Da wurden sie Menschen und Schwestern und nannten sich Luise, Charlotte, Therese, Friederike."

Diese Hochsommer- und Herbsttage von 1792, die sie in Hildburghausen zubrachten, waren, obwohl die Freiheit von allem lästigen

Pomp ihnen besonderen Reiz verlieh, doch weit entfernt, durchaus Tage stiller Ruhe zu sein. Die ernsten, auch auf den jungen Leuten lastenden Besorgnisse müssen oft recht empfindlich gewesen sein, wenn auch die beruhigenden Einflüsse des Landlebens sie einschläfern, das romantische Thüringen sie mildern konnten. Aber Verwandte und Freunde schwebten in drohender Gefahr, und der Krieg nahm einen für die Verbündeten ungünstigen Fortgang. Frankfurt wurde eingeschlossen und belagert; die alte Reichsstadt fiel und wurde vom siegreichen Feinde besetzt; die ganze Umgegend wurde Kriegsschauplatz, hatte demgemäß viel zu leiden, und die Franzosen bezogen unter General Custine am Rhein eine feste Stellung.

Es mußte die Schwestern tief schmerzlich berühren, von der Verwüstung wohlvertrauter Stätten in der Nähe der verlassenen Heimat zu lesen und zu hören. Doch war ihre Trübsal verschwindend klein im Vergleich mit derjenigen der königlichen Familie von Frankreich. Alle, die irgendwie bei dem Manifest des Herzogs von Braunschweig beteiligt waren, müssen von banger Besorgnis vor seinen Folgen erfüllt gewesen sein.

Diese Proklamation hatte das französische Volk und seine eigenmächtigen Gewalthaber nur zur Wut gereizt, sodaß sie ihren König am zehnten August gewaltsam entthront und am 14. gefangen gesetzt hatten. Das Schicksal der tapferen, todesmutig standhaltenden Schweizergarde muß an jenem Tage herzzerreißend gewesen sein. Dann erfolgte ein dreitägiges Blutbad, das in der Nacht des ersten September begann; und kurz darauf, am 22. Tage jenes schauerlich denkwürdigen Monats erklärte die Versammlung das Königtum in Frankreich für abgeschafft.

Während dieser ganzen Zeit wurde der Krieg am Rhein gegen die Franzosen von den vereinigten Preußen und Österreichern mit großer Erbitterung fortgesetzt. Von dem jungen, aber energischen Stein, der in Westfalen eine hohe Stellung einnahm, gedrängt, vermehrte König Friedrich Wilhelm sein Heer auf 50 000 Mann und verdrängte den Feind aus seiner Stellung. General von Rüchel eroberte am zweiten Dezember Frankfurt zurück. Die tapferen beim Angriff gefallenen Hessen liegen außerhalb des Friedberger Thors unter einem großartigen Denkmal.[33])

Der König von Preußen schlug in Frankfurt sein Hauptquartier auf, und beiderseits bezogen die Truppen Winterquartiere. Diese Wendung des Schicksals und die zeitweilige Einstellung der Feind-

seligkeiten erweckten in jedem deutschen Herzen hoffnungsvolle Erregung. In der Stadt herrschte eine überaus freudige Stimmung, die sich in der Veranstaltung von allerlei Lustbarkeiten äußerte.

Die Prinzessin Georg Wilhelm glaubte nun die Heimkehr nach Darmstadt wagen zu dürfen, wonach sie sich, sobald das Land sich beruhigt haben würde, mit Ungeduld sehnte. Frankfurt lag auf ihrem Wege nach Darmstadt und der Landgraf von Hessen, welcher als einer der Verbündeten in Frankfurt weilte, lud sie ein, ihm auf der Durchreise einen Besuch zu machen, damit er das Vergnügen hätte, ihre Enkelinnen dem Könige von Preußen und dessen Söhnen vorzustellen; auch möchten die Prinzessinnen einer auf jenen Abend angesagten Theatervorstellung beiwohnen. Der Einladung für jenen Tag wurde Folge geleistet und derselbe sollte sich zu einem höchst bedeutungsvollen gestalten.

Der Kronprinz von Preußen und sein Bruder erhielten von den Prinzessinnen von Mecklenburg einen tiefen und völlig fesselnden Eindruck. Der König mußte es mit Wohlgefallen bemerkt haben, denn er lud die Prinzessin und ihre Enkelinnen nach dem Schauspiele ein, mit ihm und seinen Söhnen zu Abend zu speisen, anstatt, wie sie nach beendigter Vorstellung beabsichtigten, ihre Reise sogleich fortzusetzen. Der Blick des Kronprinzen, obwohl so rasch angezogen und gefesselt, war nicht oberflächlich oder unbeständig. Wir besitzen seine eigenen Erinnerungen an das, was er an jenem Abende fühlte, nicht wie er sie in der Aufregung des jugendlichen Feuers äußerte, sondern wie er sie lange Jahre nachher dem Bischof Eylert, seinem treuen Seelenhirten, Führer und Tröster in der Trübsal, mitteilte.

Noch lange Zeit, nachdem seine Luise von ihm geschieden war, konnte er sich sehr selten soweit beherrschen, mit Ruhe von ihr zu sprechen, aber eines Tages sagte er über jene gegenseitige Zuneigung, die beide so schnell ergriffen habe, zu Bischof Eylert:

„Habe mal über diese wunderbare, wechselseitige Sympathie, in welcher verwandte Herzen sich gleich beim ersten Blick begegnen und finden, etwas sehr Schönes in Schillers Schriften gelesen, wo treffend und wahr bezeichnet ist, wie mir und meiner seligen Luise zu Muthe war, als wir uns zum Erstenmal sahen, und wie wir uns nachher oft bekannt haben. Es war keine verliebte Sentimentalität, sondern ein bestimmtes, klares Bewußtsein, was gleichzeitig im Lichtblick Ihre und meine Augen mit einer Freudenthräne netzte.

Gott, was Alles liegt nun zwischen jenem ersten Anblick, wo ich Sie fand, und diesem, wo ich Ihren Verlust beweine! Weiß wohl, solche sympathetische Gefühle sind die schönen Blüthen der ersten jugendlichen Liebe, sind nur einmal da, und kommen nachher in dieser Reinheit nicht wieder. Aber gerne denke ich daran zurück und möchte wohl mal jene Stelle im Schiller wieder lesen; habe sie aber nicht finden können."

Eylert durchsuchte Schillers Werke und las einige Tage nachher dem Könige die Stelle aus der „Braut von Messina" vor, wo Don Cesar zu der Mutter und dem Bruder über den wunderbaren Eindruck spricht, den die Geliebte gleich beim ersten Zusammentreffen in ihm hervorgerufen habe:

— „Als ich
Die Augen wandte, stand sie mir zur Seite,
Und dunkel mächtig, wunderbar, ergriff
Im tiefsten Innersten mich ihre Nähe.
Nicht ihres Lächelns holder Zauber wars,
Die Reize nicht, die auf der Wange schweben,
Selbst nicht der Glanz der göttlichen Gestalt, —
Es war ihr tiefstes und geheimstes Leben,
Was mich ergriff mit heiliger Gewalt;
Wie Zaubers Kräfte unbegreiflich weben —
Die Seelen schienen ohne Worteslaut
Sich, ohne Mittel, geistig zu berühren,
Als sich mein Athem mischte mit dem ihren;
Fremd war sie mir, und innig doch vertraut,
Und klar, auf einmal fühlt' ich's in mir werden:
Die ist es, oder Keine sonst auf Erden!
Das ist der Liebe heil'ger Götterstrahl,
Der in die Seele schlägt und trifft und zündet; —
Wenn sich Verwandtes zum Verwandten findet:
Da ist kein Widerstand und keine Wahl;
Es löst der Mensch nicht, was der Himmel bindet."

„Ja, ja," erwiderte der König darauf, „das ist die Stelle, die ich meinte; sehr schön! Macht aber jetzt einen ganz andern Eindruck. Die Rosen sind abgefallen, Dornen übrig geblieben. In der Ehe selbst doch noch mehr gefunden, als Poesie! Diese ist mir jetzt zu süßlich. Darf mich auch dem nicht hingeben. Macht weich und paßt nicht zu dem, was in böser, schwerer Zeit mir obliegt." —

Obgleich Prinzessin Luise den Prinzen von Preußen nie vorher gesehen hatte, so hatte sie doch oft von ihm gehört und mußte sich für ihn interessiert haben. Vom Anfang ihres Lebens in Darm=

stadt an mußte ihr ein sehr anziehendes Bild wohlbekannt sein, das ihn als etwa dreijähriges Kind darstellt; das Gesicht strahlt von Unschuld, Liebe und Geist. In diesem Alter konnte er kein unaufgewecktes Kind gewesen sein, denn die lächelnden Augen zeigen einen recht gescheiten, gar freundlichen und belebten Ausdruck. Mit dem Halsband und der Juwelenkette hat er durchaus das Aussehen eines kleinen Prinzen. Das Bildnis wurde für seine Großmutter, die Landgräfin Karoline, der es sehr kostbar war, gemalt.

Der Kronprinz stand im 23. Lebensjahre, war im August 1770 geboren, also nur einige Monate jünger als Bonaparte und Arndt, deren fast gleichzeitige Geburt dem Jahre 1769 ein merkwürdiges Interesse verleiht.

Bischof Eylert, der Friedrich Wilhelm als jungen Mann schildert, bezeichnet ihn als groß von Wuchs, aber ebenmäßig gebaut, als schlank bis zur Schmächtigkeit, und seine Haltung als schnurstracks gerade und militärisch. Seine hohe, gewölbte Stirn bezeichnete denkende Klarheit und die stark gefüllte Unterlippe Festigkeit. Ein launiger Zug schwebte oft um den Mund, wie wenn heitere Einfälle dort spielten. Von Natur war er nicht ohne eine leise Neigung zum Spott, welche der schalkhafte Blick seines dunkelblauen Auges verriet. Doch zeigte sich darin kein Mangel an Geistesruhe, da selbst in diesem Alter der Gesamtausdruck des Gesichtes tiefsinnig und bisweilen beschaulich war, wiewohl Besorgnis und Kummer noch keine Spuren darauf zurückgelassen hatten. In jenen freudevollen Augenblicken muß er sich so glücklich gefühlt haben, als wenn es etwas wie Enttäuschung in dieser Welt gar nicht gäbe.

Ein schönes Band der Zuneigung umschloß den Kronprinzen mit seinem im Alter ihm nächsten Bruder Friedrich Ludwig Karl; schon als Kinder hielten sie immer zusammen und untrennbar mit einander verbunden wuchsen sie auf. Ein vom Kronprinzen geführtes, kindliches Tagebuch ist noch vorhanden; die starke brüderliche Liebe, die es an den Tag legt, zu natürlich, als daß der Knabe, der es schrieb, darüber nachgedacht hätte, zeigt seinen Charakter im wohlgefälligsten Lichte.[34])

Die beiden Prinzen hatten sich nebst ihren Geschwistern in ihrer frühen Jugend der väterlichen Fürsorge wenig zu erfreuen gehabt; ihre Mutter, Friederike Luise von Hessen-Darmstadt, die sie mit voller Hingebung liebte, hatte viel Niederdrückendes erlebt, und die Kinder waren von einem barschen Hofmeister, Behnisch, erzogen

worden, einem reizbaren, grämlichen Manne, der nicht genug Nervenstärke besaß, um die lärmende Lebhaftigkeit der Knaben zu ertragen. Unter diesen Umständen waren die Prinzen ziemlich schüchtern aufgewachsen.

Mirabeau, damals französischer Gesandter am Berliner Hofe, bemerkt, ihr Benehmen sei unbeholfen und nicht immer artig gewesen. Aber der verschlagene Franzose hatte Scharfblick genug, um in des jungen Friedrich Wilhelm Charakter tüchtige Elemente zu erkennen. „Alles, was man von ihm hört, zeigt einen edlen Charakter, alles an ihm hat ein entschiedenes Gepräge; er fragt nach dem Grunde von allem," sagt Mirabeau und fügt hinzu: „Dieser junge Mann kann eine große Zukunft vor sich haben." Diese Ansicht steht im Einklange mit Friedrichs des Großen Worten: „Il me recommencera" (Er wird mich wieder beginnen).

Des Prinzen höhere Ausbildung wurde mit großer Sorgfalt geleitet; Professor Engel und Rammler, der Dichter, unterrichteten ihn in der Philosophie und deutschen Litteratur. Merkwürdiger Weise war sein letzter Hofmeister, Graf Brühl, der die Pflichten dieser Stellung mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit erfüllte, ein sächsischer Edelmann von hoher Abstammung, dessen Vater, erster Minister Augusts III., Königs von Polen, einer der erbittertsten Feinde Preußens gewesen war. Überdies war er Katholik, welcher Umstand jedoch die religiösen Anschauungen des Prinzen nicht beeinflußt zu haben scheint, die der aufs Vertrauteste mit ihm bekannte Bischof Eylert der Welt in voller Klarheit dargelegt hat.

Friedrich Wilhelm wußte die Vorteile dieser so vielseitigen Erziehung zu schätzen und zog Nutzen daraus, aber sie verwischte die schädlichen Eindrücke seiner Jugend nicht gänzlich. Im Alter von 20 bis 22 Jahren waren sowohl sein Bruder als er selbst mißtrauisch gegen sich und ihre Fähigkeiten und gewöhnlich schweigsam, obwohl diese Zurückhaltung rasch vor dem warmen Sonnenscheine reiner Liebe wich, welche gerade das war, was sie bedurften, um ihre vortrefflichen Geistes- und Herzenseigenschaften zu entwickeln. Kein größeres Glück hätte ihnen widerfahren können, als dieses Zusammentreffen mit den anziehenden, feingebildeten und liebenswürdigen Prinzessinnen von Mecklenburg-Strelitz. Friederike wurde von manchen mehr bewundert als ihre Schwester; sie war erregbarer und heiterer.

Der Kronprinz von Preußen war unter den Augen Friedrichs des Großen aufgewachsen; denn er war beinahe siebzehn Jahre alt, als der erlauchte Monarch starb. Der betagte Friedrich scheint über

seinen unmittelbaren Erben hinausgeschaut und seine Hoffnungen auf den vielversprechenden Knaben gesetzt zu haben, der, wenn er es erlebte, einst König von Preußen werden sollte. Er gewann des Kindes Herz, das, indem es heranwuchs, gegen ihn jenes Gefühl gemischter Liebe, Achtung und Vertrauens hegte, welches denjenigen, von dem es ausgeht, ebensosehr veredelt, als es den Gegenstand, auf den es gerichtet ist, ehrt. Die letzte Unterredung, welche diesem Verhältnis zwischen dem alten Könige und dem Großneffen einen würdigen Abschluß gab, machte einen tiefen Eindruck auf das Herz des jungen Mannes. Sie drückte allem Vorhergehenden ein Siegel auf, das ihm Wirklichkeit, Gültigkeit und dauernde Wirkungskraft verlieh.

Viele Jahre später zeigte Friedrich Wilhelm dem Bischof Eylert den Gartensitz unter den Buchen zu Sanssouci, auf welchem er und Friedrich der Große zum letzten Male zusammen gesessen hatten. „Er prüfte mich," sagte er, „in den wissenschaftlichen Gegenständen, in welchen ich damals unterrichtet wurde, namentlich in der Geschichte und Mathematik. Ich mußte in französischer Sprache mit ihm reden; dann zog er aus der Tasche Lafontaines Fabeln, von denen ich eine übersetzte. Zufällig war es gerade eine solche, die ich beim Informator eingeübt hatte und die mir geläufig war. Dies sagte ich, als er meine Fertigkeit lobte. Sein ernstes Angesicht erheiterte sich, er streichelte mir sanft die Wangen und setzte hinzu: „So ist's recht, lieber Fritz; nur immer ehrlich und aufrichtig! Wolle nie scheinen, was Du nicht bist, sei stets mehr als Du scheinst." Diese Ermahnung hat auf mich einen unauslöschlichen Eindruck gemacht und Vorstellung und Lüge sind mir von Kindesbeinen an zuwider gewesen und geblieben. —

Vorzüglich ermunterte er mich zur Fertigkeit in der französischen Sprache; sie sei die diplomatische in der ganzen Welt, und wegen ihrer Flexibilität auch dazu vorzüglich geeignet. Wirklich spreche ich sie auch, weil sie biegsamer ist, fertiger, als die deutsche; doch ist diese mir lieber. Als mich Friedrich entließ, sprach er: „Nun Fritz, werde was Tüchtiges par Excellence. Es wartet Großes auf Dich. Ich bin am Ende meiner Carriere und mein Tagewerk ist bald absolvirt. Ich fürchte, nach meinem Tode wird's Pêle-mêle gehen. Überall liegen Gährungsstoffe, und leider nähren sie die regierenden Herren, vorzüglich in Frankreich, statt zu calmiren und zu exstirpiren. Die Massen fangen schon an, von unten auf zu drängen, und wenn dieß zum Ausbruche kommt, ist der Teufel los. Ich fürchte, Du wirst mal

einen schweren, bösen Stand haben. Habilitire, rüste dich; sei firm; denke an mich. Wache über unsere Ehre und unsern Ruhm. Begehe keine Ungerechtigkeit; dulde aber auch keine!"

Unter solchen Äußerungen war er in Sanssouci bis zum Ausgange gekommen, wo der Obelisk steht. „Sieh ihn an," sprach er zu mir. „Schlank, aufstrebend und hoch; und doch fest im Sturm und Ungewitter. Die Pyramide spricht zu Dir: Ma force est ma droiture. (Meine Rechtlichkeit ist meine Stärke.) Der Culminationspunkt, die höchste Spitze, überschauet und krönet das Ganze; aber trägt nicht, sondern wird getragen von Allem, was unter ihr liegt, vorzüglich vom unsichtbaren, tief untergebauten Fundament. Das tragende Fundament ist das Volk in seiner Einheit. Halte es stets mit ihm, daß es Dich liebe und Dir vertraue; darin nur allein kannst Du stark und glücklich sein." Er maß mich mit festem Blick von der Fußsohle bis zum Scheitel, reichte mir die Hand, küßte mich und entließ mich mit den Worten: „Vergiß diese Stunde nicht!" Ich habe sie nicht vergessen und immer steht sie lebhaft vor meiner Seele," sagte Friedrich Wilhelm zu Bischof Eylert.

Die von Friedrich dem Großen vorhergesehene schlimme Zeit war angebrochen, ehe der von ihm gewarnte Jüngling die Blüte der Mannesjahre erreicht hatte. Böse Geister waren wirklich losgelassen, und der Lauf der Ereignisse muß den Kronprinzen oft an jenes Gespräch im Park zu Sanssouci erinnert haben. —

Während Frankfurt, die stolzeste der alten freien Städte Deutschlands, über seine Befreiung aus Feindeshänden jubelte, waren der König und die Königin von Frankreich nebst ihren Kindern im Temple, einer düsteren alten Veste in der Vorstadt St. Antoine zu Paris eingekerkert. Der König las fast den ganzen Tag. Außer der heiligen Schrift und Andachtsbüchern war das Werk, das ihn zuletzt interessierte, Humes „Geschichte von England", worin er nach seiner eigenen Verurteilung den vollständigen Bericht von Karls I. Tode las. Ludwig XVI. wurde am elften Dezember 1792, zehn Tage nachdem die Preußen Frankfurt wieder genommen hatten, vor Gericht gestellt. Am Weihnachtstage machte er sein Testament und tags darauf wurde er vor die Versammlung geladen. Das Todesurteil wurde ihm am 17. Januar förmlich vorgelesen und am 21. vollstreckt. Das Schafott war auf dem Platze Ludwigs XV., an derselben Stelle, wo dessen Bildsäule gestanden hatte, errichtet worden. Dasselbe Fußgestell, an welchem jenes bekannte Spott-

gedicht erschienen war, wurde unter dem Schafott belassen, auf dem das Blut edler Schlachtopfer wie Wasser vergossen wurde.[35])

Ludwig starb mit der Ergebung und dem Mute eines Märtyrers. Auf dem Schafott sagte er mit fester Stimme: „Franzosen, ich sterbe unschuldig aller Verbrechen, deren ich beschuldigt bin, ich verzeihe denjenigen, die meinen Tod veranlaßt haben; ich bete zu Gott, daß das Blut, daß ihr zu vergießen im Begriff steht, nie an Frankreich heimgesucht werde; ich wünsche herzlich . . .“ Trommelwirbel übertönte seine letzten Worte. Hände, die oft dieselbe Arbeit gethan, schnallten ihn im Nu auf das Brett, bedeckten es, schoben es an den verhängnisvollen Ort, zogen den Bolzen und das Unheil war geschehen. Der Abbé Edgworth, welcher in der Nähe kniete, damit bis zum letzten Augenblicke ein Wort des Gebets hörbar wäre, bedeckte sich die Augen mit den zitternden Händen, als er ausrief: „Sohn des heiligen Ludwig, steige zum Himmel auf.“

Das war das Schicksal eines Monarchen, der gerecht und menschlich, die Notwendigkeit allmählicher Ausdehnung der politischen Rechte auf alle Klassen seiner Untertanen tiefinnerlich fühlte. Zu diesem vorzeitigen Ende führten ihn die Schuld seiner Vorfahren, die Verbrechen seines Volkes und die Unklugheit seiner Freunde, jener Könige und Fürsten, die ihn in den Besitz königlicher Gewalt wieder einsetzen wollten. Die Nachricht von seinem Tode traf die letzteren wie ein Donnerschlag.

„Ich würde mein Leben dafür geben, hätte ich das unglückselige Manifest nicht unterzeichnet“, sagte der Herzog von Braunschweig zu Oberst Massenbach. Der König von Preußen empfand das Unheil so tief, daß er mehrere Tage lang die Nahrung zurückwies und sich im Zustande äußerster Niedergeschlagenheit befand. Durch Begehung dieser greuelvollen Nationalsünde setzte sich Frankreich, die königsmörderische Nation, in Feindschaft zu ganz Europa. An Preußen und Österreich, die schon unter den Waffen standen, schlossen sich nun England, Holland, Spanien, Portugal und der römische Stuhl an; auch Rußland erhob sich in der Folge.

Niemals eröffnete sich ein neues Jahr düsterer als 1793; doch gab es in den ersten Frühlingstagen dieses Jahres freudige Herzen, die mit der fröhlichen Natur im Einklang standen, Herzen, die zu neuem Glücke erwachten, in welchen ein helles, hoffnungsvolles Licht aufzugehen begann.[36])

Fünftes Kapitel.

Die Beziehungen zwischen den Prinzen von Preußen und den Prinzessinnen von Mecklenburg, welche bei ihrem Zusammentreffen in Frankfurt begonnen, nahmen gar bald einen sehr vertrauten Charakter an. Die ersten Eindrücke, welche die Schönheit und Anmut der Prinzessin Luise beim Kronprinzen hervorgerufen hatten, vertieften sich, als er durch den ferneren Verkehr die Gediegenheit ihres Charakters und die herzliche Offenheit ihres Gemüts näher kennen lernte. Der natürliche Wunsch, den er daher im Busen hegte, sie bald sein Eigen nennen zu dürfen, lief nicht Gefahr auf ein Hindernis zu stoßen, da der König von Preußen nicht gesonnen war, durch Ehebündnisse mit fremden Staaten sein Haus zu höherer Würde zu erheben, noch seine politische Machtstellung auf diese Weise zu stärken. Zum Glück für seine Söhne war er sich seiner Unabhängigkeit wohl bewußt und wollte ihnen deshalb bei der Wahl einer Lebensgefährtin keinerlei Zwang auferlegen. Die ihm hinsichtlich der Doppelheirat gemachten Vorschläge wurden genehmigt und das Übereinkommen getroffen, daß die Verlobungen am 24. April des Jahres 1793 in Darmstadt stattfinden sollten.

Der gutmütige König, welchen die Anmut der reizenden Prinzessinnen selbst bezaubert zu haben schien, wohnte der Feierlichkeit bei und mit eigener Hand wechselte er die Ringe. Alle Familienglieder der Fürstenhäuser von Hessen-Darmstadt und Mecklenburg waren bei dieser Gelegenheit zugegen; auch die Herzogin von Hildburghausen und die Fürstin von Turn und Taxis verweilten an jenem wichtigen Tage, welcher bei uns ja fast ebensoviel Bedeutung als der Hochzeitstag hat, bei ihren jüngeren Schwestern.

Unmittelbar darauf sahen sich jedoch die Prinzen genötigt, ins

Heerlager zurückzukehren, da die Ruhe im Lande noch nicht hergestellt und sofort nach Abbruch der Winterlager die Feindseligkeiten wieder eröffnet worden waren. Acht Tage darauf erstürmte der Kronprinz an der Spitze des ersten Bataillons des Regiments von Borck das Dorf Kostheim. Nach heftigem Kampfe vertrieb er die Franzosen aus ihrer Stellung, besetzte die unterhalb des Dorfes aufgeworfenen Wälle, eroberte ein Geschütz und machte viele Gefangene. Der König, welcher an der Spitze des zweiten Bataillons folgte, schloß den Sohn, von hoher Freude über dessen Heldenthaten erfüllt, gerührt in seine Arme.

Am elften Mai begab sich der Kronprinz nach Edenkoben, wo er mit dem Herzoge von Braunschweig bis zu den Vorposten sich vorwagte. Von hier eilte er über Speyer und Mannheim nach Darmstadt und begleitete, nachdem er einige Tage Urlaub erlangt, die Prinzessin Georg Wilhelm und die jungen Prinzessinnen auf einem Ausfluge nach Heidelberg. Ihr Weg führte sie die Bergstraße entlang an einem Höhenzuge vorüber, dessen Gipfel hie und da mit Burg- oder Klosterruinen gekrönt sind. Zwischen der mit dem Rhein gleichlaufenden Straße und dem Strome erstreckt sich eine zwei bis drei Meilen breite, fruchtbare Ebene.

Den Namen Bergstraße führt nicht nur die Straße allein, sondern man bezeichnet damit auch die westlichen Abhänge des angrenzenden Odenwaldes. Am Fuße des letzteren zieht sich die alte Fahrstraße bergauf und bergab hin, wobei sie die unüberwindlichen Hindernisse zu umgehen sucht; so führt dieselbe durch Heppenheim, Weinheim und andere malerische Ortschaften. Wir müssen hierbei jener lieblichen Schilderung Handschuchsheims von Longfellow gedenken, der jene Gegend sehr häufig besuchte und liebgewonnen hatte:

„Ein Weiler so alt, als stammte er aus Pipins des Kleinen Tagen, halb in Blumen und grünem Laubwerk begraben, liegt dasselbe am Fuße der Berge. Dicht an der einen Seite erheben sich die Berge des geheimnisvollen Odenwaldes, während auf der anderen eine fruchtbare Ebene sich ausbreitet, deren Wiesen der Neckar gleich einem schimmernden Silberfaden durchzieht. Weiter westlich verrät ein leichter Nebel den Lauf des Rheins, über welchen hinaus, einer wogenden See vergleichbar, sich die blauen Elsäßer Berge erheben“.[37])

Handschuchsheim bezeichnet das südliche Ende der Bergstraße; der sich über demselben emportürmende Heiligenberg wird von einer

Tannengruppe und einem Bogen, dem Überreste eines Klosters, gekrönt und gewährt eine herrliche Fernsicht auf die Ebene. Darmstadt und Frankfurt sind von diesem Aussichtspunkte aus nicht sichtbar, jedoch sieht man bei klarem Wetter den Taunus, welcher sich oberhalb dieser beiden Städte erhebt. Die berühmte Bergstraße verdankt ihre Schönheit der reichen Abwechselung ihrer landschaftlichen Reize.

Sowohl die unteren Bergabhänge auf der einen als auch der Saum der Niederung auf der andern Seite sind sorgfältig bebaut. Weinberge, Hopfen-, Tabak- und Maisfelder wechseln dort mit den verschiedensten Gemüsearten in bunter Mannigfaltigkeit ab und blühende Obstbäume vervollständigen das schöne Landschaftsbild. Die jenseits ausgebreitete Niederung bietet, obwohl offen und ohne Hecken, wirklich ein lachendes Gefilde mit ihren Wiesen und Feldern, welche der sich durchschlängelnde Neckar und eine Menge kleiner, über die Landschaft hingestreuter Dörfer mit ihren niedlichen Kirchen beleben, die teils am Flusse liegen, teils an der Bergstraße unterhalb der Höhen eingenistet sind. Ganz gerade Straßen, auf beiden Seiten mit Bäumen, hauptsächlich Obstbäumen oder hohen Pappeln bepflanzt, durchschneiden das Flachland und verleihen ihm ein regelmäßiges Aussehen, das zu den wilden, die Straße überschattenden Höhen einen schroffen Gegensatz bildet.

Die Bergstraße endet am Fuße des Heiligenberges, unmittelbar an der Biegung des Neckars, wo dieser das enge Thal erreicht, um zwischen zwei majestätischen Bergketten sein eigentliches, enges Thal hinabzufließen. Dort nimmt der breite durchsichtige Fluß, während er über sein seichtes Felsenbett dahinrollt, die Färbung von allem, was darüberliegt, an und wird nun der immergrüne, sagenumwobene Neckar. Gerade nach der Biegung wird er von einer schönen Brücke überspannt und hier, dem verfallenen Kloster auf dem südlichen Vorsprung des Odenwaldes gegenüber, liegt die alte Hauptstadt der Rheinpfalz, — das reizende Heidelberg mit seinen Spitzen und Türmen und sauberen hell getünchten Häusern.

Vorstädtische Landhäuser inmitten einladender Gärten liegen, am Fuße der Rebenhügel hingestreut, jenseits des Flusses. Gleichlaufend mit dem Flusse zieht sich die Hauptstraße hin, über welcher, auf dem schön bewaldeten Jettenbühl, die Bergstadt aufsteigt und höher droben steht das herrliche, alte Schloß. Fünf Jahrhunderte hindurch war dieses der Stolz der Pfalz und heute ist es einer der großartigsten und wunderbarsten Überreste des Mittelalters, die Europa aufzuweisen

hat. Geschichtliche Überlieferung, die harmonische Verschmelzung von Natur und Poesie, die Romantik sinnreicher Erdichtung verleihen seinen Türmen, Höfen und Söllern mannigfachen, eigentümlichen Reiz.

An einem jener glücklichen, in Heidelberg zugebrachten Tage mögen wohl die jungen Prinzessinnen von Mecklenburg und der Prinz von Preußen auch im Garten jener Elisabeth von der Pfalz gesessen haben, die, eine Tochter Jacobs I. von England, den unglücklichen Friedrich V. von der Pfalz heiratete. Mit der hannöverschen Familie nahe verbunden, war sie das stärkste Glied jener Kette, welche einst einem Welfen den Besitz einer Krone gesichert hatte, weshalb auch ihr Andenken hoch in Ehren gehalten und ihr Bildnis sorgfältig aufbewahrt wurde. Jedermann, der die Hallen des Herrenhausener Palastes durchschritten, wird dies bemerkt haben, jenes Schlosses, dessen Räume auch Luise und Friederike wohl kannten und als das erste Heim, dessen sie sich erinnern konnten, liebten.

Auch das Schnitzwerk des Thorweges mögen sie bewundert haben, auf dessen Pfeilern marmorner Epheu sich mit darüber kriechendem Laubwerk vermischte — während wilde Maiblumen in den einst prangenden Blumenbeeten blühten, muntere Eichhörnchen in den Ästen der alten Bäume umhersprangen und der Fluß im Thale erglänzte. Alles dies und auch der Blick aus der Vogelschau, welchen ihnen der belebte Turm darbot, mochte mit ihrer innern Glückseligkeit übereinstimmen, sodaß Betrachtungen über das schmerzliche Schicksal jener britischen Prinzessin, zu deren Empfange einst die großartigsten Vorbereitungen in Heidelberg getroffen wurden, dieses Glück kaum trüben konnten.

Einer unserer Schriftsteller, welcher das Leben der Königin Luise in einer Zeitschrift kurz dargestellt hat, erzählt uns, daß sie damals in Begleitung ihrer angenehmen Gesellschafter den etwa drei Viertelstunden vom Schloß entfernten Wolfsbrunnen besucht habe. Dieser soll ein Lieblingsplätzchen des Pfalzgrafen Friedrich V. und seiner reizenden Gemahlin gewesen sein, und dort sah Luise einen merkwürdigen Baum, welcher ihre Zeit mit der Elisabeths verknüpfte. Es war dies eine dreihundertjährige Linde, welche, von der Last der Jahre gebeugt, sich über dem Bache wölbte. Ihre Äste waren so dicht ineinander verschlungen, daß sie eine grüne Laube mit dichten Wänden und selbst einen Boden bildeten, auf welchem, wohl auf Bretter gestellt, sogar ein Tisch und mehrere Stühle ohne Gefahr stehen konnten.

Dieser von der Natur gebildete Tempel wurde von den Fremden als Sehenswürdigkeit besucht. Manchmal las dort still ein einsamer Wanderer ein Stündchen in seinem Buche, ein andermal drangen die Töne einer Flöte oder eines andern musikalischen Instrumentes aus dem Laubwerk hervor; noch häufiger mochte man die Stimmen fröhlicher Kinder hören, die über den ungewohnten Aussichtsplatz frohlockten und auf der anmutigen Stätte sich tummelten. Schwarzbrod, Pumpernickel, Kaffee und andere Erfrischungen wurden unter dem gastlichen, ehrwürdigen Baume verabreicht, welcher alle Wechsel, wie sie ein Zeitraum von wenigstens fünf oder sechs Menschenaltern mit sich bringt, überdauert hatte. Der Wolfsbrunnen leitet seinen Namen von einer Überlieferung ab, welche von dem Tode der Zauberin Jetta durch einen Wolf an dieser Stelle berichtet; das echt deutsche Märchen wird in den „Rheinsagen“ erzählt.

Der Kronprinz von Preußen begab sich wieder zu seinem Regimente, welches vor Mainz lag; das preußische Hauptquartier befand sich damals in Bodenheim, unweit der belagerten Stadt. Der König, welcher am Liebesverhältnisse seiner Söhne herzlichen Anteil nahm, ließ die Verlobten, ihre Großmutter und noch andere Mitglieder ihrer Familie zum Mittagsmahle und zur Besichtigung des Lagers vor Mainz einladen.

Diese Einladung der fürstlichen Damen in das Kriegslager kann uns bei den damaligen Verhältnissen nicht auffallen; so erzählt Fouqué, daß auch der General von Rüchel und viele andere Offiziere ihre Frauen und Töchter zu sich ins Lager beschieden haben. „Wohl war es im Geiste der alten Heldenzeit begründet“, berichtet Fouqué, „die Augen der Schönheit und Unschuld gern so nahe auf das rühmliche Kampfesfeld gerichtet zu wissen!“

Die Stadt Mainz befand sich damals im Belagerungszustand; sie wurde von den Franzosen besetzt gehalten und von den Verbündeten bestürmt. Die Belagerungsarmee befehligte der Herzog von Braunschweig, ein Neffe Friedrichs des Großen und des Prinzen Ferdinand von Braunschweig, eines der Helden des siebenjährigen Krieges.

General Custine hatte durch Verrat Mainz den Kaiserlichen wieder entrissen. Die Franzosen hatten die freistaatlichen Einrichtungen von Paris in die eroberte Stadt verpflanzt und infolgedessen war die Sucht nach der sogenannten Freiheit in ihren Mauern in vollem Schwunge. Draußen in der Belagerungsarmee herrschte der entgegengesetzte Geist, welcher mit jeder Regung treuergebener Gesinnung im

Einklange stand und die Fürsten in jenes Licht stellte, das ihre ganze Größe offenbart.

Johann Wolfgang Goethe befand sich bei den Truppen im Lager vor Mainz, wohin er seinen Freund und Beschützer, den Herzog von Sachsen-Weimar, dessen Gefolge er als Geheimschreiber zugeteilt war, begleitet hatte. Der Dichter, damals fünfundvierzig Jahre alt, hatte bereits die Gefühlsüberschwänglichkeit, welche seine ersten Werke, besonders aber „die Leiden des jungen Werther“ kennzeichnet, überlebt. Er hatte diese romantische Erzählung ungefähr in demselben Alter geschrieben, in welchem zur Zeit der glückliche Kronprinz stand, auf welchen er mit teilnehmendem Wohlgefallen hinblickte.

Als die königlichen Brüder in Begleitung ihrer Verlobten durch die Zeltstraßen wandelten, hatte es den Anschein, als ob Sorgen niemals ihre Schatten auf solche von Glück strahlende Menschenkinder werfen könnten. Der König ging mehrmals mit dem ganzen Hofstaate gerade vor Goethes Zelte auf und ab, so daß dieser Gelegenheit hatte, die Prinzessinnen in vorteilhaftem Lichte zu sehen, da das Lagerleben ihnen offenbar ein neues Schauspiel darbot. Sie bewegten sich frei und vollkommen unbefangen in der hier versammelten Gesellschaft, warfen fragende Blicke umher und zeigten für alles, was sie sahen, ein verständiges Interesse. Ein Lager bietet ja ein buntbewegtes Bild und ein dadurch verursachter Anflug von Erregung verleiht jugendlicher Schönheit besondern Glanz, sodaß auch unser Dichter in wahres Entzücken geriet. Er sagt in seinem Tagebuche, das er während des ganzen Feldzuges führte, unterm Donnerstag den 29. Mai 1793:

„Gegen Abend war uns, mir aber besonders ein liebenswürdiges Schauspiel bereitet; die Prinzessinnen von Mecklenburg hatten im Hauptquartier zu Bodenheim bei Seiner Majestät dem König gespeist und besuchten nach der Tafel das Lager. Ich heftelte mich in mein Zelt ein und durfte so die hohen Herrschaften, welche unmittelbar davor ganz vertraulich auf und nieder gingen, auf das Genaueste beobachten. Und wirklich konnte man in diesem Kriegsgetümmel die beiden jungen Damen für himmlische Erscheinungen halten, deren Eindruck auch mir niemals verlöschen wird..“

Auch die Prinzessinnen ihrerseits interessierten sich gewiß sehr für den Dichter, obwohl sie denselben im Lager nicht entdeckten. Sie waren seiner Mutter für die ihnen erwiesene Güte dankbar und begannen damals, sich mit seinen Werken näher bekannt zu machen.

Prinzessin Luise soll besonders seine kleineren Gedichte bewundert haben. Frau Rat Goethe hatte von dem Fürsten Karl Friedrich von Mecklenburg ein schönes Geschenk erhalten — eine prachtvolle Schnupftabakdose, als Zeichen des Dankes für die seinen Töchtern erwiesene Gastfreundschaft. Die alte Dame, welche ihre Würde als Ratswitwe wohl zu bewahren wußte, hatte im Theater zunächst der königlichen Loge einen Sitz.

Eines Abends saß sie auf ihrem Platze und ergötzte sich an dem Schauspiele, von Zeit zu Zeit eine Prise zu sich nehmend. Der König von Preußen befand sich mit seinen Söhnen und anderen fürstlichen Persönlichkeiten in der anstoßenden Loge. Die Frau Rat, welche den König gern auf ihre neue Schnupftabakdose aufmerksam machen wollte, setzte dieselbe vorne hin und klopfte vernehmbar darauf, aber eine Zeit lang bemerkte es der König nicht. Sie beschreibt mit vieler Natürlichkeit die verschiedenen kleinen Kunstgriffe, die sie anwendete, um seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Endlich sagte der König: „Was haben Sie da für eine schöne Schnupftabakdose, Frau Rat Goethe"? „Ja wohl, Majestät, antwortete sie, „ich erhielt sie zum Andenken an meine teuren Prinzessinnen von Mecklenburg".[38])

Von Bodenheim, wurde das Hauptquartier am 16. Juni auf Befehl des Königs nach Marienborn verlegt. Auch von diesem Lager finden wir bei Goethe eine anschauliche Schilderung: „Das Lager Seiner Majestät des Königs war um etwa tausend Schritte über Marienborn bestimmt und angelegt, gerade an dem Abhange, wo der große Kessel, in welchem Mainz liegt, sich endigt in aufsteigenden Lehmwänden und Hügeln; dieses gab zu den anmutigsten Einrichtungen Gelegenheit. Das leicht zu behandelnde Erdreich bot sich den Händen geschickter Gärtner dar, welche die gefälligste Parkanlage mit wenig Bemühung bildeten: Die abhängige Seite war geböscht und mit Rasen belegt, Lauben gebaut, auf- und absteigende Communikationsgänge gegraben, Flächen planirt, wo das Militär in seiner ganzen Pracht und Zierlichkeit sich zeigen konnte, anstoßende Wäldchen und Büsche mit in den Plan gezogen, so daß man bei der köstlichen Aussicht nichts mehr wünschen konnte, als diese sämmtlichen Räume ebenso bearbeitet zu sehen, um des herrlichsten Parks von der Welt zu genießen".

Bei all' diesem Sinne für Romantik, den der König zeigte, fehlte es demselben doch nicht an persönlicher Tapferkeit und ritterlichem Mut. Als er z. B. mit dem Kronprinzen bei der Belagerung von Verdun sich zu weit vorgewagt hatte, schlug dicht vor ihnen eine

feindliche Kugel in den Boden. „Majestät exponiren sich zu sehr", sagte der Kronprinz. „Friedrich hat sich bei Kunersdorf noch mehr der Gefahr ausgesetzt", antwortete der König, „doch wäre es freilich ein Triumph für diese Republikaner, wenn sie, nachdem sie den König von Frankreich gefangen gesetzt, nun den König von Preußen tot schössen". Auch als eine zweite Kugel den König beinahe getroffen hätte, wich er nicht zurück und bemerkte, er wolle nur Zeuge der Kaltblütigkeit des Kronprinzen sein.

Auch der Prinz Ludwig, der Bräutigam Friederikens, befand sich eines Tages im Feldlager in großer Gefahr. Müde von den Anstrengungen des Tages hatte er sich in der Nähe des Feuers niedergelegt und war fest eingeschlafen. Plötzlich ging das Zelt in Flammen auf und auch die Kleider des Prinzen hatten schon Feuer gefangen, als der wachthabende Dragoner hereinstürzte und den Schlafenden noch zu rechter Zeit rettete. Freilich hatte der Prinz dadurch alle seine Habe verloren, weshalb sich der Kronprinz am nächsten Tage den Scherz machte, beim Könige und dessen Gefolge „für den armen, abgebrannten Mann eine Kollekte zu sammeln".

Die Stadt Mainz leistete einen verzweifelten Widerstand. Das auf dem gegenüberliegenden Rheinufer gelegene und von den Preußen besetzte Schloß Biebrich hatte von dem Feuer der französischen Geschütze auf der Insel Petersau schwer zu leiden. Die verstümmelten Gestalten auf den Zinnen des Schlosses erinnern noch an diese Belagerung. Der Kronprinz und Prinz Ludwig standen bei der Belagerungsarmee, doch war ihnen eine zeitweilige Erholung gestattet. Glücklicherweise war Darmstadt mit einem kurzen Ritte zu erreichen und das Braunshardter Schloß lag noch näher. Manchmal trafen die Prinzessinnen und ihre Großmutter mit ihnen zu einem traulichen gemeinschaftlichen Schmause im Walde bei Großgerau zusammen, woselbst die Prinzen zwei große, aufrecht stehende Steine zur Erinnerung an einen glücklichen Tag gesetzt haben sollen.

Mainz ergab sich am 22. Juli 1793. Nach diesem großen Waffenerfolge blieb jedoch die Armee Friedrich Wilhelms fast sechs Wochen lang unthätig, da in den Beziehungen zwischen dem Wiener und dem Berliner Hofe eine Erkaltung eingetreten war. Trotzdem errangen die Preußen am 14. September einen Sieg über den französischen General Moreau bei Pirmasens in der Pfalz. Diese ganze Zeit hindurch ließen sich die deutschen Fürsten und ihre Verbündeten von dem scheinbar glücklichen Erfolge und dem Bewußt-

sein ihrer Macht, die in der That nur einem Schatten glich, täuschen. Ihre Stärke wurde durch gegenseitigen Argwohn und Eifersucht in verhängnisvoller Weise untergraben und gebrochen. Es gab unter ihnen Männer, welche zwar scharfsinnig genug waren, um diese Gefahr zu erkennen, aber nicht uneigennützig genug, um durch Selbstaufopferung das Einigungswerk zu vollführen. Diese nun überkam allmählich ein Widerwille und damit die Neigung, sich so fern als möglich zu halten, um abzuwarten, welchen Verlauf die Ereignisse, durch die dem gemeinsamen Feinde große Vorteile in die Hände gespielt wurden, nähmen.

Der Anfang des Feldzuges des Jahres 1793 hatte sich durch eine Reihe glänzender Siege der Verbündeten ausgezeichnet. Dumouriez war wiederholt in den Niederlanden geschlagen worden und in der Furcht, er möchte nach Paris zurückberufen werden und den Jakobinern in die Hände fallen, in die Reihen der Feinde übergegangen. Das verbündete Heer, welches Österreicher, Preußen, Engländer, Hannoveraner, Holländer und eine große Anzahl französischer Ausgewanderter umfaßte, besiegte den General Dampierre (Dumouriez' Nachfolger), welcher fiel, und machte sich zum Herrn von Valenciennes und Condé.

Der Weg nach Paris lag nun vor dieser großen und siegreichen, von den Herzögen von Koburg und York befehligten Armee offen. Der König von Preußen und die mit ihm verbündeten tapferen Hessen errangen, wie wir bereits gesehen haben, am Rhein bedeutende Erfolge. Eine spanische Armee hatte die Pyrenäen überschritten, marschierte in Frankreich ein und nahm im Verein mit den Engländern die wichtige Stadt Toulon, welche, da sie sich gegen den französischen Convent erklärt hatte, gegen die republikanischen Streitkräfte verteidigt werden mußte.

Im Herbst desselben Jahres trat jedoch ohne Zweifel unter dem Einfluß der sich widerstreitenden Interessen und Beweggründe der Verbündeten, der Uneinigkeit, Eifersüchtelei und geheimen Umtriebe der deutschen Fürsten ein Umschwung des Kriegsglückes ein. Die Franzosen, auf allen Seiten geschlagen, sammelten plötzlich ihre Streitkräfte und brachten ihren Gegnern einige entscheidende Niederlagen bei; am letzten Tage des September wurde in Paris zur Feier der errungenen Siege ein großes Fest veranstaltet. Um diese Zeit verließ der König von Preußen das Heer, das dann in seiner Unthätigkeit verharrte, während er selbst sich aufmachte, um ein kürzlich erworbenes polnisches Gebiet in Augenschein zu nehmen.

Aus dem Jahrhunderte lang durch die Folgen des Wahlkönigtums zerrütteten Lande hatte sich nach dem Vorgange der französischen Republik ein Freistaat gebildet, der sowohl Preußen als Rußland ein Dorn im Auge war, weshalb sie sich zu seinem Untergange verbündet hatten. Als es denselben endlich gelang, Polen zu zerstückeln und die Beute zu verteilen, wurden Danzig, Thorn und das von dieser Zeit an Südpreußen genannte Gebiet dem Königreiche Preußen einverleibt. Dieser internationale Raub, zu welchem die im Zustande Polens liegende Versuchung die Mächte verleitet hatte, zog eine Reihe von Folgen nach sich, welche schwer auf alle an dem Unternehmen Beteiligten zurückfielen. Der englische Historiker Alison, welcher sich eingehend mit dieser Periode beschäftigte, bemerkt darüber folgendes:

„Nichts ist klarer, als daß dieser Vorgang es war, welcher die Thore Deutschlands französischem Ehrgeiz öffnete, durch welche Napoleons furchtbare Scharen nach Wien, Berlin und St. Petersburg vordrangen. Je aufmerksamer man die Feldzüge von 1793 und 1794 verfolgt, desto mehr leuchtet es ein, daß die Aussicht, einen Anteil bei der Teilung von Polen zu erlangen, es war, welche die Heere der Verbündeten lähmte und die Legionen ablenkte, welche sonst das französische Heer hätten vernichten und der Jacobinischen Herrschaft ein Ziel setzen können.

Diese Begierde trug mehr zu dem Erfolge der französischen Waffen bei, als die Thatkraft der republikanischen Führer und die Tapferkeit der französischen Truppen. Denn in jenem Augenblicke waren sie eher schwach als stark, auch hatten sie keinen Führer von hervorragender Begabung und hohem Rufe. Aber in der Verfolgung ihres strafbaren Zweckes mißachteten die Verbündeten den Vulkan, welcher im Westen Europas im Ausbruch begriffen war; sie dämpften den Krieg am Rhein, um den an der Weichsel zu schüren. Preußen insbesondere zog sich von dem europäischen Bündnis zurück und, nachdem die große Vormauer von Grenzfestungen im Jahre 1793 durchbrochen worden war, und das revolutionäre Frankreich, wie Napoleon selbst zugesteht, am Rande des Verderbens stand, ließ ihm Preußen Zeit dazu, die wankenden Pfeiler seiner Macht wieder zu befestigen.“

Die jungen Prinzen von Preußen konnten für diese politischen Mißgriffe nicht verantwortlich gemacht werden. Der Kronprinz mag wohl die unheilvollen Wirkungen der Eifersucht und Zwietracht bemerkt haben, aber es lag nicht in seiner Macht, dieselben abzuwenden. Er befehligte während des ganzen Krieges am Rhein das erste Garde-

bataillon und zeichnete sich besonders bei der Belagerung von Landau aus, wo er das ganze Belagerungskorps anführte. Er und seine Brüder nahmen an allen Gefahren, welche die Truppen zu bestehen hatten, teil und ertrugen freudig die Beschwerden und Drangsale, welche die Pflichten des Felddienstes mit sich brachten. Der Kronprinz erlangte ein für sein Alter hohes militärisches Ansehen In jenen Tagen gedachte man der Worte des unsterblichen Friedrich: „Il me recommencera"; obwohl aber der junge Prinz das Andenken seines erlauchten Vorfahren in treuer Ergebenheit ehrte, wichen die beiden Charaktere doch in mancher Hinsicht von einander ab und nichts konnte entgegengesetzter sein, als die Umstände, unter welchen sich jeder derselben entwickelt hatte.

Der Kronprinz war glücklich in seiner ersten herzlichen Liebe zu der anmutigen Prinzessin, deren Herz schon lange sein eigen war, während sie den für die Vermählung bestimmten Zeitpunkt abwarteten. Die Schwestern verbrachten die letzten wenigen Monate ihres jungfräulichen Lebens im Palaste der Prinzessin Georg Wilhelm, in nächster Nähe des Darmstädter Schlosses. Der Kindheit entwachsend, gingen sie in ein neues Dasein über, in welchem die verbündeten Mächte der Liebe, Hoffnung und des Glaubens das Scepter führten. Doch waren auch sie nicht frei von aller Angst und Sorge und nicht außer dem Bereiche jener verderblichen Wolke, welche drohend über der Erde schwebte.

Den ganzen Sommer und Herbst hindurch brachten besondere Eilboten Briefe der Prinzen vom Kriegsschauplatze, während täglich das laute Posthorn die Bewohner der Stadt und des Landes, in Palast und Hütte, zu den gemeinsamen Ängsten dieses furchtbaren Jahres wachrief. Damals wie heute erhielten die Zeitungen die Aufregung bis aufs höchste gespannt, obgleich die Neuigkeiten, die sie anzeigten, nicht mit der Schnelligkeit des Blitzstrahles befördert, noch durch die gewaltige Kraft des Dampfes gedruckt wurden.

Die einzigen damals in Gebrauch stehenden Telegraphen waren eine Art fliegender Seetelegraphen, welche in Signalhäusern auf den höchsten Punkten der Gegend unterhalten wurden. Die Botschaft wurde von einem Gipfel zum andern durch Zeichen weiter gemeldet. Auf diesen einsamen Plätzen pflogen zwei oder drei alte Seeleute Brüderschaft mit Hirten, während sie auf den Heidetriften, hoch über dem rastlosen Weltgetriebe, ihrem verschiedenartigen Berufe nachgingen.

Erschütternde Nachrichten von furchtbaren Ereignissen wurden in jenem Jahre durch alle zu Gebote stehenden Verkehrsmittel befördert,

denn die „Schreckensherrschaft“, diese in der Geschichte eines gesitteten Landes so seltsame Zeiterscheinung, wütete damals noch fort. Sie führte den Krieg in der Vendée herbei, welcher 1793 begann und beinahe zwei Jahre hindurch dauerte. Derselben fiel auch Marie Antoinette am 16. Oktober zum Opfer. Bis zum letzten Augenblicke bewahrte sie die vornehme Würde, die ihr zur zweiten Natur geworden war. Als sie beim Verhöre gefragt wurde, ob sie etwas vorzubringen hätte, antwortete sie: „Ich war eine Königin, Ihr nahmt mir meine Krone; ich war ein Weib, Ihr habt meinen Gemahl getötet — ich war eine Mutter, Ihr habt mich meiner Kinder beraubt. Mein Blut allein ist noch übrig, nehmt es hin, doch laßt mich nicht lange leiden!“

Am letzten Morgen legte sie weiße Gewänder an; sie sah wunderbar schön aus, obgleich ihre Wangen bleich und abgezehrt waren und Gram ihr einst herrliches Haar gebleicht hatte, welches sie sich an jenem Tage selbst kurz schnitt. Als sie so der gaffenden und gefühllosen Menge schmachvoll preisgegeben zum letzten Male durch die überfüllten Straßen von Paris zog, war sie doch noch eine Königin; und obgleich ihre Hände rücklings gefesselt waren, bestieg sie das Schafott, als ob sie den Thron besteigen wollte, um ihren Platz an der Seite des Gemahls einzunehmen.

Die revolutionäre Gesinnung verbreitete sich jetzt über ganz Europa und trotz der damals bestehenden Einschränkungen war die Presse nur zu gern bereit, derselben zu dienen. Andererseits trug der Zustand Frankreichs wesentlich zur Warnung und Abschreckung aller Neuerungssüchtigen und dadurch zur Kräftigung der königlich Gesinnten bei. Die Ruhe wurde in Deutschland und Preußen allgemein aufrecht erhalten, obgleich einige vorübergehende Störungen in Sachsen, Westfalen und Schlesien stattfanden, welche jedoch örtlichen Ursachen zuzuschreiben waren und hauptsächlich durch einzelne Fälle empörender Willkür hervorgerufen wurden. In Sachsen übten die Jagdgesetze einen schmachvollen Druck aus, und die Adeligen waren nicht gesonnen, dieselben dem Zeitgeiste anzupassen oder die unbilligen Vorrechte aufzugeben.

Die deutschen Fürsten waren damals sehr verschieden von einander, doch soviel ist sicher, daß, wäre ihnen nicht in hohem Maße Herzensgüte und aufrichtiges Mitgefühl für ihr Volk eigen gewesen, die Liebe zu dem angestammten Herrscher und seinem Hause nicht so lange eines der mächtigsten Gefühle in den Herzen unserer Vorfahren geblieben sein würde. Wenn jemals, sei es durch die Schuld des

Herrschers oder der Beherrschten, diese treuergebene und nachsichtsvolle Anhänglichkeit an den Landesvater aus den Herzen gerissen wird, so wird das Land auf jene stürmische und pfadlose See hinausgeraten, auf welcher Frankreich so lange und wiederholt hin- und hergeschleudert worden ist.

Auch in Aachen kam es zu einer Besorgnis erregenden Bewegung; glücklicherweise war aber die Krönung des Standbildes Karls des Großen mit einer roten Mütze alles, was der Pöbel vollbrachte.

Am achten November dieses ereignisvollen Jahres 1793 kehrte der König von Preußen nach Berlin zurück. Einen Monat nachher berief er seine Söhne aus dem Felde, damit sie sich zu der bevorstehenden Hochzeit rüsteten. Die königlichen Brüder reisten über Darmstadt, wo sie Aufenthalt nahmen, um die Erwählten ihres Herzens zu besuchen. Sie kamen am achten Dezember in Berlin an, zu spät, um dem großartigen Te Deum beizuwohnen, welches an diesem Tage zur Feier des wichtigen Sieges bei Kaiserslautern in der Hauptstadt abgehalten wurde. Während der letzten Abwesenheit des Kronprinzen war sein dem Zeughaus gegenüber gelegener Palast neu ausgestattet und eingerichtet und zum Empfange derjenigen vorbereitet worden, welche fortan dessen Hauptzierde und Segen sein sollte.

Prinz Karl Ludwig Friedrich von Mecklenburg verließ Darmstadt mit seinen Töchtern und ihrer Großmutter am 15. Dezember. Sie reisten über Würzburg, Hildburghausen, Weimar, Leipzig und Wittenberg und befanden sich gerade eine Woche unterwegs, als sie am festgesetzten 21. Dezember Potsdam erreichten, wo die glücklichen Prinzen ihre Bräute erwarteten.

Die Potsdamer hatten zum Empfange der Prinzessinnen große Vorbereitungen getroffen. Scharen von Reitern, worunter einige die mecklenburgischen Farben zur Schau trugen, sprengten den Ankommenden entgegen, um ihnen den ersten Gruß der treugesinnten Stadt zu entbieten. Dann zogen sechzehn Postillone, von zwei Postsekretären geführt, hinaus, um zum Willkommen zu blasen, sobald der königliche Aufzug in Sicht kommen würde.

Nichts konnte in der alten Zeit ermunternder wirken als der Klang des Posthorns, denn er rief lebendige Erinnerungen an angenehme Reisen wach. War der Reisende munter und voll frischen Mutes, so stimmten die heiteren Töne mit seinen Gefühlen überein; war er abgemattet und vom eng gepreßten Sitzen in der gelben Postkutsche krampfhaft steif, so verkündeten sie ihm die Nähe eines Ruhe-

ortes. Kein Wunder daher, daß das Horn ein sehr beliebtes Instrument war.

Verschiedene Gilden oder Körperschaften der Stadt hatten sich versammelt und erschienen in Festtracht. Besonders boten die Potsdamer Fleischer einen stattlichen Anblick in ihren braunen Röcken mit goldbesetzten Ärmeln, gestickten roten Westen und Hüten mit roten Federn und Schleifen, jeder von ihnen schwang einen krummen Husarensäbel, und drei Trompeter mit der Fahne ihrer Zunft ritten dem Zuge voran. Die schmucken Fleischer gaben mit ihrem Willkommensgruße einen besonders lebhaften Beweis treuer Gesinnung. Luise vergaß ihrer nicht; ungefähr zehn Jahre nachher schenkte sie ihnen zur Erinnerung an diesen Tag eine neue Standarte, da die, welche sie einst zu ihrer Bewillkommnung entfaltet hatten, unbrauchbar geworden war.

Die Abendschatten des kurzen Wintertages hatten sich schon tief gesenkt, als die Prinzessinnen unter einem Triumphbogen und durch eine Straße, deren sämtliche Fenster im Lichterschmucke prangten, in Potsdam einzogen. Es war dies dieselbe Straße, die heute den Namen Luisenstraße führt, während ein freier Platz in der Nähe, jetzt durch einen Springbrunnen verschönert, der Luisenplatz heißt. Zwei Tage später fand der Einzug in Berlin statt. Der Zug ordnete sich in dem Dorfe Schöneberg. Um zehn Uhr versammelten sich sämtliche Gilden, Zünfte und Körperschaften, welche dem Staatswagen nach Berlin voranziehen sollten. Sechs königliche Postsekretäre an der Spitze von vierzig Postillonen in neuer Diensttracht eröffneten den Aufzug. Auf diese folgten die Fuhrmannsgilde und die Fleischer Berlins in blauen Röcken; ferner die Schützengilde in grüner und pfirsichblütenfarbener Kleidung, ein Zug Berliner Bürger in altdeutscher Rittertracht und die gemischte Gilde der Brauer und Branntweinbrenner in blauer Tracht.

Während diese bunten Gruppen ihre bestimmten Plätze einnahmen, erhielten die blau- und mohnfarben gekleideten Meister der drei Kaufmannsgilden, die gezogenen Säbel schwingend, nebst einer Abteilung der königlichen Leibwache die Ordnung aufrecht.

Mittlerweile ereignete sich ein Zwischenfall, welcher den damaligen Zeitgeist kennzeichnet. Die Hofleute und Bürger stritten sich um den Vorrang, oder waren wenigstens betreffs der Ordnung des Zuges verschiedener Meinung; es kam zu heftigem Wortwechsel, welcher in eine Schlägerei auszuarten drohte. Der Hofsittte gemäß hätten dem Staats-

wagen einige Hofdamen und Kammerherren voranfahren sollen, welche zum Empfange der Prinzessinnen ausgesandt worden waren. Die Bürger machten Einwendungen gegen die Befolgung dieser Regel, weil, sagten sie, es den Anschein haben würde, als ob der feierliche Zug den Hofdamen und Kammerherren gelten sollte. Sie schlugen vor, daß der Staatswagen voran fahren solle und wollten nicht nachgeben. Der Hofmarschall von Massow schlichtete den Streit mit großer Besonnenheit, indem er die Edelleute bestimmte, nachzugeben und von dieser alten Förmlichkeit abzusehen.

Eine ungeheure Menge sammelte sich in Schöneberg, da ganze Scharen von Berlin herauskamen. Der königliche Wagen erschien ungefähr um ein Uhr. Acht mutige Pferde wurden angeschirrt und während dieses geschah, zogen alle berittenen Abteilungen, je drei Reiter nebeneinander, vorbei, um den Ehrengruß abzugeben, während der Führer eines jeden Haufens besonders um die Ehre, die Prinzessinnen geleiten zu dürfen, ersuchte. Einige von ihnen benutzten die Gelegenheit, ein Glückwunschgedicht zu überreichen. Jedes Auge war auf die jugendlichen Schwestern gerichtet und allgemein war die Bewunderung, welche ihre ungewöhnliche Schönheit und natürliche Anmut erweckten. Luisens bezauberndes Benehmen bei dieser Gelegenheit legte den Grund zu ihrer späteren Beliebtheit.

Die Prinzessinnen saßen in Begleitung der ersten Hofdame, welche ihnen entgegengesandt worden war, in dem sechsspännigen Staatswagen, auf welchen unmittelbar zwei vierspännige Familienwagen folgten. Im ersten fuhr der Prinz Karl Ludwig Friedrich von Mecklenburg und die Prinzessin Georg Wilhelm von Hessen-Darmstadt, der Vater und die Großmutter der Prinzessinnen; im folgenden saß ihr Bruder, der junge Prinz Georg mit seinem Kammerherrn. Die preußischen Prinzen waren nach dem Berliner Königsschlosse vorausgeeilt, vor dessen Thoren der königliche Aufzug sein Ende erreichen sollte.

Sechstes Kapitel.

Als Prinzessin Luise ihren Einzug in Berlin hielt, muß die Stadt ein von dem heutigen ganz verschiedenes Aussehen dargeboten haben. Friedrich der Große setzte seinen Ehrgeiz darein, eine dem raschen Wachstum seines Reiches entsprechende Hauptstadt zu besitzen und ließ einen ausgedehnten Raum auf einmal in den Stadtkreis hereinziehen, welchen er mit Häusern auszufüllen befahl. Bei der nur geringen Einwohnerzahl konnte dem Wunsche des Königs bloß dadurch genügt werden, daß jedes einzelne Haus einen großen Raum für sich in Anspruch nahm. Die meisten wurden daher nur zwei Stockwerke hoch gebaut und manche hatten nicht weniger als zwanzig Fenster Front.

Trotzdem begann Berlin bereits sich durch seine schönen und hohen öffentlichen Gebäude einen Ruf zu erwerben; damals wie heute war die Wilhelmsstraße die vornehmste Berlins. Bei ihrer auffallenden Breite sahen die Straßen gewöhnlich verödet aus, was jedoch nicht der Fall war, als Luise sie zum ersten Male sah; und mit dem altgewohnten Darmstadt verglichen, müssen dieselben einen schönen Anblick gewährt haben. Der Bau des Brandenburger Thores hatte drei Jahre in Anspruch genommen und war eben vollendet worden. Die sechs dorischen Säulen mit dem von ihnen getragenen kunstvoll ausgehauenen Gebälk erglänzten in der weißen Farbe frisch gehauenen Steines; das edle Bauwerk war noch nicht mit der klassischen Bronzegruppe gekrönt, welche damals von dem berühmten Bildhauer Schadow modelliert wurde.[39])

Am 23. Dezember 1793 mittags betrat der königliche Zug die Stadt Berlin durch das Potsdamer Thor, woselbst der Oberbürgermeister die Bräute im Namen der Stadt begrüßte. Der

Zug bewegte sich die Leipziger- und die Wilhelmsstraße hinab, während des Vorrückens sich stetig verlängernd, da die spalierbildenden vier Abteilungen der bewaffneten Bürgerwehr sich nach Abgabe des Ehrengrußes mit Trommeln, Trompeten und Flaggen nach einander dem Zuge als Nachtrab anschlossen. Tausende von Zuschauern füllten die Straßen und die Fenster der Häuser. Am Ende der Wilhelmsstraße machten die Wagen vor dem Brandenburger Thore eine Schwenkung und fuhren unter den Linden aufwärts zu dem großen freien Platze jenseits der Doppelallee. Damals standen dort noch nicht so viele schöne Gebäude wie heutzutage, doch befand sich daselbst schon der seitdem in eine Universität umgewandelte Palast des Prinzen Heinrich.

Weiter oben stand das große, alte Zeughaus, ein massives, kunstvoll ausgeschmücktes, von König Friedrich I. erbautes Gebäude, und gerade gegenüber der Kronprinzenpalast, Luisens künftiges Heim. Über dieses hinaus wurde ein Teil des ausgedehnten, alten königlichen Schlosses sichtbar, in welchem der König residierte. Der von Friedrich dem Großen erbaute kleine Dom ist von dem obern Ende der Straße nicht sichtbar, da das Zeughaus gerade an der Stelle, wo man die anziehendste Aussicht auf die Stadt genießt, denselben den Blicken vollständig entzieht.

Als sich die Bürger zum Empfange der Prinzessinnen vorbereiteten, wählte man diesen Ort zum Mittelpunkt, nach welchem sich der Zug hin bewegen sollte. Daselbst hatte man ihnen zu Ehren einen Triumphbau in großartigem Maßstabe errichtet. Die Vorderansicht zeigte drei Prachtthore, ein größeres in der Mitte, mit je einem kleineren an den Seiten. Die diesen Zierbau tragenden Säulen waren mit Waldbaumrinde und Immergrün bedeckt; alle anderen Teile waren beflaggt, mit sinnbildlichen Figuren verziert, und ungeachtet der winterlichen Jahreszeit mit reichem Blumenschmuck ausgestattet. Ketten von frischen Blumen hingen in Guirlanden zwischen den leichten Säulen, ein Myrtengewinde schwebte unter dem Hauptbogen und andere aus den Gewächshäusern herbeigeschaffte ausländische Pflanzen waren ringsum aufgestellt.

An jeder Seite des Triumphthores waren Willkommensgrüße angebracht, von welchen derjenige über dem Hauptbogen am meisten in die Augen fiel und lautete: „Freude des Getreuen Volkes.“ Auf dem Frontispiz ruheten zwei Figuren: die Freundschaft und die Einigkeit; ihre Bedeutung erklärten die unter ihnen stehenden Worte:

„Gleiche Freundschaft, gleicher Liebesbund.“ An jedem Ende des Frontispizes stand ein dampfendes Rauchfaß: ein Bild des Dankes, den ein glückliches Volk der Gottheit durch seine Freude darbringen wollte.

Über den kleineren Seitenöffnungen waren mit Blumen bekränzte Medaillons angebracht. In dem zur Linken sah man den Gott der Ehen zwei Myrtenkränze auf den preußischen Altar legen, und darunter stand die Inschrift: „Dem Doppelpaare.“ In dem zur Rechten senkte die Schutzgöttin von Berlin, welche die Mauerkrone und das Wappen der Stadt in ihrem Schilde bezeichneten, einen Weinstock in das Land; und diese bildliche Vorstellung erklärten die Worte: „Künftige Hoffnung“. Dreißig in grün, die sinnbildliche Farbe der Hoffnung gekleidete Knaben und vierundfünfzig zur Andeutung von Unschuld und Freude weiß und rosenrot gekleidete Mädchen, mit grünen Kränzen im Haar, waren in der Nähe der Triumphpforte aufgestellt, um die Ankunft der Prinzessinnen zu erwarten.

Der Zug bewegte sich sehr langsam vorwärts, doch endlich kam er in Sicht und der Staatswagen fuhr an dem Triumphthore vor. Dann trat zuerst ein kleiner Knabe heran, um ein Gedicht vorzutragen. Derselbe gehörte zu der in grünen Taffet gekleideten Schar von Waisenknaben, welche in einer Wohlthätigkeitsanstalt der Berliner französischen Kolonie unterhalten wurden. Das von dieser an die auserwählte Braut des Kronprinzen gerichtete Gedicht lautete:

Hommage
de la Colonie Françoise à son Altesse Sérénissime
Madame la Princesse Louise de Mecklenburg-Strelitz.

„Avec ces fleurs, daignez, Princesse aimable.
Accepter le tribut de nos coeurs innocens:
Accoutumés sous des Rois bienfaisans
A jouir d'un bonheur durable.
Nos pères ont transmis à leurs heureux enfans,
Et leur amour, et tous leurs sentimens.
Ils vous sont dus; vous serez notre Reine:
Protégez ces enfans qui seront vos sujets
Vous régnerez sur eux par vos bienfaits;
Ils béniront leur Souveraine.“

Huldigung
von der französischen Kolonie Ihrer Durchlaucht
der Prinzessin Luise von Mecklenburg-Strelitz.

Mit diesen Blumen, holde Fürstin, bieten
Unschuld'ge Herzen Dir den schuldigen Tribut.

Beständ'ges Glück war immer uns beschieden
In edler Fürsten fürsorglicher Hut.
Drum schien's den Vätern Pflicht uns zu betrauen
Mit ihrer Liebe und des Herzens höchstem Gut,
Der Dankbarkeit: Dir, Königin, gebührt dies Pfand;
O sei ein Hort auch Du im neuen Heimatland,
Uns, die mit Segenswünschen auf zu Dir, o Herrin, schauen."

So wurde unsere Luise bei ihrer Ankunft in der preußischen Hauptstadt zuerst von einer Stimme aus Frankreich bewillkommnet, von einem Nachkommen jener durch Ludwig XIV. verbannten Hugenotten, welche Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst von Brandenburg, freundlich aufgenommen und versorgt hatte; und der Knabe brachte die Huldigung seiner Angehörigen in der Sprache seiner Vorfahren dar.

Hierauf trat eines der Mädchen vor, eine kleine Bürgerstochter, die Luisen eine blühende Myrtenkrone überreichte und folgendes hübsche Gedicht vortrug:

„Jüngst, als Er von uns ging, die Hyder zu bezwingen,
Die sich am Seinestrand erhebt;
Da riefen wir: „Wer schützt, wenn Ihn mit Rabenschwingen
Der Todesengel dort umschwebt?"

Da bebten wir für Ihn und flehten auf zum Himmel;
Es schwamm in Thränen unser Blick . . .
Erhört ward unser Flehn; aus blut'gem Schlachtgetümmel
Kam Er, mit Sieg gekrönt, zurück.

Er kam! — Wie jauchzten wir dem Helden nicht entgegen!
Er sah uns, lächelte, und sprach:
„Belohnt ist eure Treu', belohnt durch reichen Segen;
Und eurem Gram folgt Wonne nach.

Nicht Lorbeern bring' ich nur für euch aus jenem Streite;
Der Sieger selbst erlag im Streit.
Bald zeig' ich glücklich euch die reizendste der Bräute
Voll hoher Menschenfreundlichkeit."

Und Du erscheinst; es tönt Dein Lob von tausend Zungen,
Als uns'rer Treue erster Sold.
O, nimm sie freundlich hin, die reinen Huldigungen,
Die unser Herz Dir willig zollt!

Vergiß, was Du verlorst; es soll ein schön'res Leben
Dir dieser Festtag prophezeih'n.
Heil Dir! Der künft'gen Welt wirst Du Monarchen geben,
Beglückter Enkel Mutter sein!"

Die Kleine sah so niedlich aus und sprach so unbefangen, daß die Prinzessin dem augenblicklichen Drange ihres bewegten Herzens

nachgebend, sich bückte, um das Kind zu küssen, während sie die Blumen aus seiner Hand nahm. „Mein Gott!", rief die Obersthofmeisterin aus, „was haben Ew. Königliche Hoheit gemacht? Das ist ja gegen allen Anstand und Sitte!" Luise, selbst natürlich wie ein Kind, erschrak über diesen Vorwurf, aber voll edler Geisteshoheit erwiderte sie ruhig und unbefangen: „Wie! darf ich das nicht mehr thun?" —

An einer andern Stelle zur Rechten des Ehrenthores stand eine merkwürdige Gruppe bejahrter Leute in schwarzer Kleidung — Männer von veraltetem Aussehen, welche ihrer Tracht nach dem festlichen Charakter des Tages nicht entsprachen. Aber die Söhne jener ernsten Väter saßen auf prächtigen Pferden und prangten in blau- und silberfarbener Tracht mit pfirsichfarbenen Aufschlägen, Federbusch und Degen. Ihre Töchter, so schön, sittsam und anmutig wie irgend eine der Jungfrauen, welche Luise willkommen hießen, waren geschmackvoll in weiße Gewänder mit blauen Schärpen gekleidet. Das waren die Juden. Einer der Ältesten trat vor und hielt etwa folgende Ansprache an die Prinzessin:

„Königliche und gnädige Herrin! Wir aus dem zerstreuten und verachteten Volksstamme sind hier, um Dich willkommen zu heißen. Wir sind hier, weil der vielgeliebte Monarch Friedrich Wilhelm, welchen wir mit Ehrfurcht nennen, uns wie sein eigen Volk behandelt, und wir daher seines Volkes, wie seine eigene Freude teilen. Du bist auserwählt worden, eine jener Stützen zu sein, auf welchen Preußens Thron ruht, und wir stehen hier, um den Söhnen und Töchtern des Königs unsere Huldigung und Segenswünsche darzubringen."

Darauf überreichten zwei Jungfrauen den beiden Schwestern Körbe voll seltener, exotischer Blumen nebst folgendem Gedichte, dessen Grundgedanke allgemein als ein glücklicher galt:

„Blumen, Blüthen eines fremden Strandes,
die ein weiser Gärtner hergebracht,
wurden unsrer Fluren schönste Pracht.

Euch berief der Gärtner dieses Landes,
schöne Fremden; darum o verzeiht,
daß, die Eurer sich am längsten freut,
daß die Jugend Euch dies Sinnbild weiht." [10])

Endlich setzte sich der feierliche Aufzug wieder in Bewegung, dem königlichen Schlosse zu, zwischen zwei Reihen Berliner Gilden,

welche ihre festliche Tracht zur Schau trugen und ihre Banner schwenkten. Sie ließen einen Durchgang für den langen Zug offen, dem sie sich dann als Nachtrab anschlossen.

Um drei Uhr nachmittags erreichten die Wagen den Palast, wo die Prinzessinnen von dem Könige und den Prinzen empfangen und sofort der Königin vorgestellt wurden. Der König, welcher den Zug von einem obern Fenster des Schlosses beobachtet hatte, gab seiner vollen Befriedigung über die vorzügliche Ordnung, die derselbe eingehalten, lebhaften Ausdruck.

Das Triumphthor verschwand als ein nur zeitweiliger Bau bald wieder; aber die Stelle, wo es gestanden, nimmt heute eins der großartigsten Denkmäler Europas ein, das herrliche, eherne Reiterstandbild Friedrichs des Großen von Rauch, das im Jahre 1851 errichtet wurde.

Die feierliche Vermählung des Kronprinzen von Preußen und der Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz fand am Tage nach ihrem Einzuge in Berlin, am Weihnachtsabende des Jahres 1793, statt. Um die sechste Abendstunde des 24. Dezember versammelten sich alle Glieder der königlichen Familie in den Gemächern der Königin, des Bräutigams Mutter, woselbst die diamantene Krone der Hohenzollern auf Luisens Haupt gesetzt wurde. Der ganze Hof begab sich hierauf in das Gemach, welches die betagte Witwe Friedrichs des Großen bewohnte.

Mehr als sechzig Jahre waren dahingegangen, seit Elisabeth Christine das Brautkleid getragen, und bei einer Rückerinnerung an diesen Tag mag sie wohl ernste Gedanken gehegt haben, denn gar wenige von ihren Hoffnungen waren erfüllt worden. Doch jetzt hatte die verwitwete Königin gleichsam die Stunde des Sonnenunterganges erreicht, in welcher die von oben herab strahlende Herrlichkeit die grellen Gegensätze auf Erden gemildert und ihr die Ruhe und den Frieden ihrer Seele wiedergegeben hatte.

Elisabeth Christine nahm die feierliche Einladung, die Hochzeit mit ihrer Gegenwart zu beehren, an und alle begaben sich nach dem weißen Empfangssaale, wo dem Herkommen gemäß die Feierlichkeit stattfinden sollte. Es ist dies ein sehr geräumiger und prächtiger, vollständig in Weiß und Silber ausgestatteter Saal, der von Spiegeln und Glasarmleuchtern erglänzt: eine Pracht, die in ihrer Art zugleich edel und einfach erscheint. Die für das Orchester bestimmte Silbergallerie bestand ursprünglich aus reinem Silber; als jedoch Friedrich

der Große Geldmittel für den siebenjährigen Krieg benötigte, ließ er dieselbe einschmelzen, seit welcher Zeit sie nur mit Silber überzogen ist.

In der Mitte des Saales war ein mit goldenen Kronen bestickter karmesinroter Thronhimmel errichtet, unter welchem ein mit Purpursamt bedeckter Tisch stand. Vor diesem Tische stellte sich die königliche Familie im Halbkreis auf. Bischof Sack, welcher den Kronprinzen getauft, konfirmiert und ihm das erste Abendmahl gereicht hatte, hielt nun eine feierliche Ansprache an das junge Paar, in welcher er unter anderem sagte:

„Wohl uns! wohl dem Vaterlande! und wohl auch Ihnen, Durchlauchtigste Prinzessin! Dieses Herz, das Ihnen jetzt seine Liebe und Treue am Altare der Religion weiht, dieses Herz verehrt Gott, und es liebt redlich Gerechtigkeit und Tugend. Sie sind von der Vorsehung auserwählt, es zu beglücken, und Ihr schöner Beruf ist es, in demselben die sanfte Flamme zärtlicher Empfindungen zu unterhalten, die das Furchtbare der Heldentugenden mildert, und die, da sie selbst Liebe ist, auch Liebe erzeugt. Von Euer Königlichen Hoheit erwartet der Prinz, für den Sie zu leben angeloben, was Würde und Macht ihm nicht geben können, — das heilige Glück der Freundschaft; von Ihnen ein erhabener Monarch einen Teil seiner Zufriedenheit; von Ihnen eine allverehrte Königin vermehrte mütterliche Freude; von Ihnen der Hof und das Vaterland ein neues leuchtendes Vorbild!“

Nach diesen ergreifenden Worten wechselten Friedrich Wilhelm und Luise die Verlobungsringe und wurden den Gebräuchen der reformierten Kirche gemäß getraut.

Das Hochzeitsmahl wurde in fünf Staatsgemächern aufgetragen; die königliche Familie hielt in der Ritterhalle Tafel und der König und die Königin, die Braut und der Bräutigam saßen unter einem karmesinsamtnen, goldgestickten Baldachin. Die Minister, Generale und Adeligen füllten die anstoßenden Gemächer. Vortreffliche Musik spielte auf, während man das kostbare Festmahl genoß, doch erwartete die Gesellschaft, besonders die jüngeren Mitglieder derselben, die Abendunterhaltung mit solcher Ungeduld, daß in weniger als einer Stunde alle Tische verlassen waren.

Der Ball im weißen Saale wurde mit dem nationalen Fackeltanze eröffnet. Dieser feierliche Aufzug wird wie das Menuet de la cour im langsamen Tempo ausgeführt, jedoch nach einer etwas lebhafteren Musik, welche dem Nationaltanz in den Tagen von Preußens

erstem König Friedrich I. angepaßt wurde. Der Tanz selbst stammt aus viel älterer Zeit und wurde schon von den bepanzerten Kriegern der Vorzeit getanzt, und zwar nicht nur in den Palästen der Könige, sondern auch in den Hallen der Ritter bei dem flackernden Lichte wirklicher Fackeln und den Klängen ursprünglich roher Musikinstrumente. Nur an dem preußischen Hofe wird dieser alte Brauch noch bei jeder königlichen Hochzeit geübt.

Die Hofgesellschaft ordnete sich im Halbkreis und nahm ihre Plätze ein, während der König im Mittelpunkte auf seinem Throne saß. Bunt gekleidete Edelknaben trugen die Lichter, welche sie den Staatsministern überreichten, als Trommelwirbel und Trompetenschall den Beginn des Fackeltanzes verkündeten. Auf ein Zeichen des Oberstkämmerers schritten achtzehn Staatsminister paarweise vorwärts, jeder von ihnen eine große im Lichtglanz strahlende Kerze in der Hand, welche die Fackel des Mittelalters vorstellte und an das Symbol der Ehe, die Fackel Hymens, erinnern sollte. Dann kam das Brautpaar von einem glänzenden Gefolge begleitet. Als der Kronprinz und die Kronprinzessin sich dem Throne näherten und vor dem Könige verneigten, erhob sich Seine Majestät und nahm die Hand der Braut, während der Kronprinz die beiden Königinnen führte. In abgemessenem Schritte, der langsamen aber lauten und kriegerischen Musik gemäß, bewegten sie sich den Kreis entlang, welcher von einem goldenen Seile, das Edelknaben im geräumigen Saale ringsherum gezogen hielten, umspannt war.

Nachdem der König seinen Thron wieder eingenommen, führte die Braut den feierlichen Aufzug so viele Male im Kreise herum, als königliche Prinzen anwesend waren, da ein jeder von diesen der Reihe nach die Ehre hatte, sie herumzugeleiten, während der Bräutigam alle Prinzessinnen nacheinander aufforderte. Alle verneigten sich beim Vorbeischreiten tief vor dem Könige und der Königin. Um sich dieses Schauspiel zu veranschaulichen, muß man sich die damals von den Damen getragenen, sehr hohen Federn vergegenwärtigen, welche gewöhnlich über der Stirn mit einer großen Schleife oder Brosche vorn an dem um das Haupt gelegten Samt-, Seide- oder Juwelenbande befestigt waren.

Die Kleider waren sehr knapp mit engem Mieder und so langen Schleppen, daß sie vier bis fünf Schleppenträger bedurften. Die Schleppe der Braut wurde von Ehrendamen getragen, die der anderen von Edelknaben. Die Braut trug ein vollständig mit Silber durch-

wirktes, sonst aber ganz einfaches Kleid; aber der Überwurf erglänzte von Diamanten, welche denen der Krone auf ihrem Haupte entsprachen. Die anderen Kleider, Federn und Schleppen zeigten in Farbe und Stoff große Mannigfaltigkeit; viele derselben waren reich mit Gold und Silber gestickt. Die Herren trugen damals noch lange gestickte Röcke mit Spitzenkrausen und blitzende Schnallen schmückten das Knie und die Schuhe; der Stülphut war unerläßlich und wurde im Zimmer unter dem Arme getragen. Im übrigen erschienen sowohl Damen als Herren mit weißgepudertem Haar.

Endlich war der Fackeltanz zu Ende und die Minister gaben die Kerzen den Edelknaben zurück, welche dem Brautpaare, den nächsten Verwandten und einem auserwählten Gefolge nach den für dieselben im Königspalaste vorbereiteten Privatgemächern voranleuchteten. Die im Saale zurückbleibenden Gäste belustigten sich noch mit einigen munteren Tänzen und nahmen dann an den Tafeln einige Erfrischungen ein, worauf sie das großartige, alte Schloß der Stille und Dunkelheit überließen.

Die Bürger von Berlin hatten die Absicht gehabt, am Hochzeitsabende des Kronprinzen die Stadt festlich zu beleuchten. Dieser aber lehnte die Illumination mit folgenden Worten ab: „Wird mich mehr freuen, wenn bemittelte Personen das, was sie etwa zu einer Illumination bestimmt haben, zur Unterstützung für die Witwen und Waisen der im Kriege Gebliebenen verwenden.“ Für diesen Edelmut fand der Kronprinz denn auch reiche Belohnung in den Dankes- und Freudenthränen der königlich beschenkten Witwen und Waisen.

Nicht lange nach Beendigung der Hochzeitsfestlichkeiten verkündete die aufgehende Sonne den Weihnachtstag. Wiederum herrschte reges Leben in Berlin, denn am Morgen jenes hohen Festes sollten sich der Kronprinz und die Kronprinzessin in Begleitung ihrer erlauchten Verwandten mit großem Gepränge nach der Domkirche begeben, von wo aus der Kronprinz seine junge Gemahlin in seinen eigenen Palast unter den Linden dem Zeughaus gegenüber heimführte, in welchem er sein ganzes Leben hindurch als Prinz und später als König residierte und auch hochbetagt sein Leben beschloß. Friedrich Wilhelm III. vermachte diesen Palast seinem ältesten Enkel, dem jetzigen Kronprinzen von Preußen, weshalb das Heim der Königin Luise nun auch dasjenige unserer Kronprinzessin Viktoria geworden ist. Der schöne Palast enthält noch höchst interessante Bildnisse und andere wertgehaltene Andenken an Königin Luise.

Der kleinere Palast des Prinzen Ludwig stand dicht neben dem seines älteren Bruders, von dem ihn nur die Oberwallstraße trennte. Über dem Eingange dieser Straße wölbte sich ein Bogen, der einen die beiden Paläste verbindenden Gang trug.

Ein Augenzeuge des königlichen Festzuges und der Hochzeit, der Berichterstatter einer vielgelesenen Zeitung, giebt folgende lebendige Schilderung jener glänzenden Feierlichkeiten:

„Ich versprach Ihnen einen ausführlichen Bericht über die Hochzeitsfestlichkeiten; aber die Tagesblätter haben schon so viel darüber gebracht, daß mir nur wenig zu erzählen übrig bleibt. Sie wissen, daß in Berlin die Christmesse jedes Jahr vierzehn Tage vor dem Feste beginnt. Am Nachmittag pflegt die feine Welt die Messe zu besuchen und so kann man schon an gewöhnlichen Tagen hier und dort inmitten der Menge viele wohlgekleidete und vornehm aussehende Leute beobachten. Aber am Tage des Einzuges der Prinzessin wogte eine zahllose Menschenmenge durch die Straßen und von allen Seiten strömte es nach einem bestimmten Punkte hin — jedermann wollte die auserwählten Bräute durch das Ehrenthor einziehen sehen.

Ich stand im Gedränge am oberen Ende der Linden. Alle bewunderten das herrliche Triumphthor, obwohl sich die Köpfe oft ungeduldig nach der Seite hin wendeten, von welcher der Zug kommen sollte. Als man erfuhr, daß die Wagen sich wirklich näherten, trat zuerst eine plötzliche Ruhe, eine beinahe lautlose Stille ein, und dann brach das Jubelgeschrei des Willkommens los. Jeder Herr entblößte das Haupt und die Damen traten einen Schritt zurück, um eine tiefe Verbeugung zu machen, während der Wagen langsam vorbeifuhr. Die schönen Schwestern saßen Seite an Seite, verneigten sich zum Danke für die Begrüßungen des Volkes mit reizender Anmut und sahen aus wie Göttinnen der Freude.

Bei der Ankunft unter dem Triumphbogen wurde der Wagen von den Waisenknaben der französischen Kolonie umringt, welche derjenigen eine rührende Bittschrift überreichten, welche künftig die Landesmutter heißen sollte. Nachdem die Prinzessinnen die Gedichte und Blumensträuße derselben in Empfang genommen, fuhren die Wagen weiter dem königlichen Schlosse zu.

Auf der „Burgstufe“ des Portales, am Fuße der großen Treppe, kamen ihnen der König und die Prinzen entgegen. Die letzteren umarmten zärtlich ihre Bräute zur hohen Freude aller Augenzeugen dieses glücklichen Empfanges. Dann begaben sich die hohen Herrschaften in

das Innere des Schlosses, während sich die Menge erst zerstreute, als sich der Tag zu neigen begann.

Am Nachmittage des 24. war ein großes Gedränge vor dem Schlosse; aus einer Anzahl Wagen stiegen Herren und Damen in prächtigen Hofkleidern und eine dichte Masse von Fußgängern fand nach und nach Einlaß ins Schloß, da eine große Menge von Eintrittskarten ausgegeben worden war.

Ich war Augenzeuge, wie sich die königliche Familie in feierlichem Aufzuge durch die Gallerie nach dem weißen Saale begab. Zuerst erschien eine Hofdame, ein Zeichen, daß der Hof nahte, und bald darauf der Zug selbst in zwei Reihen, die Prinzen in glänzenden Gewändern auf der einen, die Prinzessinnen mit ihren Schleppenträgern und übrigem Gefolge auf der anderen Seite. Die Braut sah bezaubernd aus, und schien voll Anmut und Güte. Indem sie sich nach allen Seiten verneigte, überflog ihr klares, verständiges Auge die Menge mit lieblichem Lächeln, und ruhte mit dem Ausdrucke vertrauensvoller Liebe auf ihrem Verlobten. Derselbe schritt in seiner innerlichen Bewegung sehr rasch vorwärts, zu schnell für die Regeln des Hofes. „Doucement", flüsterten die Damen, welche die lange Schleppe trugen. „Doucement — lentement", sagte der Oberstkämmerer, als er bemerkte, daß es der Königin nicht leicht wurde, gleichen Schritt zu halten.

Wiederum sah ich das jugendliche Paar, wie es vor dem Bischof stand, umgeben von einem glänzenden Kreise. Die Prinzessin sah nicht weniger schön, auch nicht weniger glücklich aus, als sich ihre Augen mit Thränen füllten. Nachdem sie den Segen erhalten, knieten sie noch, als der erste Kanonenschuß die vollzogene Vermählung als nationales Ereignis verkündete. Beim Verlassen des Saales blickte die Prinzessin nicht ein einziges Mal mehr zu dem Volke auf, welches sich umsomehr zu ihr hingezogen fühlte, da es sah, wie in jenem Augenblicke ihr einziger Gedanke dem Gatten galt. Der Kronprinz sah sehr heiter aus und der König schien ganz glücklich. Die Königin war schmerzlich erregt und hielt beständig ihren Fächer empor, um ihre Thränen zu verbergen.

Das Volk, welchem der Zutritt in den Palast so gnädig gestattet worden war, zeigte ein recht ungebührliches Verhalten. Selbstverständlich konnten nicht alle der Trauungsfeierlichkeit beiwohnen und einige, in ihren Erwartungen getäuscht, wurden ungeberdig und vergaßen sich in höchst ungeziemender Weise. Ein roher Haufen erzwang sich durch

den Musiksaal den Zugang in den Gesellschaftssaal, in welchem die königliche Familie versammelt war. Die Eindringlinge wurden nicht, wie sie es verdient hätten, zurückgewiesen, da der gutmütige König so gern seine Unterthanen um sich sah, daß er sogar deren Ungebührlichkeit entschuldigen konnte. Die Mitglieder der königlichen Familie mußten es sich daher gefallen lassen, in nächster Nähe beobachtet zu werden, als sie an Kartentischen Reversi spielten (ein altes Spiel, welches seiner Zeit am Hofe Ludwigs XIV. gespielt zu werden pflegte).

Das neuvermählte Paar und andere junge Leute schenkten dem Spiele wenig Aufmerksamkeit und ließen ihre Gedanken weit von den Karten abschweifen. Auch die Königin Witwe und die Hofdamen, welche hinter den Stühlen ihrer Majestäten und der Braut standen, müssen es sehr langweilig und ermüdend gefunden haben. Die anderen Hofdamen und Höflinge warteten im Vorzimmer. Auch sie waren den Blicken einer neugierigen Menge ausgesetzt. Die ganze Gesellschaft muß sich erleichtert gefühlt haben, als die Stunde kam, sich an die Festtafel zu begeben. Köstliche Musik ertönte aus dem Rittersaale, aber ich begann mir einen Weg nach der Silbergallerie zu bahnen, welche einen Überblick über den weißen Saal gewährte, da ich mir den Fackeltanz ansehen wollte.

Der Aufzug trat in derselben Reihenfolge wie vorher ein. Der Kronprinz schritt immer noch zu rasch einher; seine Gemahlin errötete und schien etwas außer Fassung; doch bald beherrschte sie sich und spielte die Hauptrolle im Nationaltanze in bewundernswerter Weise." [41])

Am folgenden Donnerstage, dem 27. Dezember 1793, fand die Vermählung des Prinzen Ludwig statt. Die Braut trug ein silberdurchwirktes Seidenkleid mit reicher Stickerei. Auch die meisten Damen strahlten in mit Gold oder Silber durchwirkten Kleidern, während die Herren entweder Militäruniformen oder mit Gold und Silber bestickte Röcke trugen." [42])

Bald darauf fand ein großartiger Maskenball im Opernhause statt. Um den Raum zu vergrößern, hatte man das Parterre mit Brettern bedeckt und auf der so hergestellten ausgedehnten Fläche wurden vor einem glänzenden, in den umgebenden Logen sitzenden Zuschauerkreise heitere Stücke aufgeführt. Es war die Anordnung getroffen worden, daß die neuvermählten Prinzessinnen die Gesellschaft durch ihre Teilnahme an den ersten zwei Quadrillen ehren sollten. Soldaten in altrömischer Rüstung, mit Schilden und Lanzen bewaffnet,

hielten vor der königlichen Loge einen Raum frei, wo die Tänze stattfinden sollten. Die erste Quadrille bestand aus Personen, welche die Charaktere des „Befreiten Jerusalem“ darstellten. Goethes Tasso hatte das Interesse für den italienischen Dichter angeregt, dessen berühmtes Werk in Berlin hoch geschätzt wurde.

Demgemäß erschien Peter der Einsiedler, am Arme einen weißen, mit rotem Kreuz als Wappenbild gezierten Schild tragend, als erster Darsteller, der gemessenen Schrittes nach einer rauschenden Marschmusik einherschritt. Dann kamen Gottfried von Bouillon, Rinaldo mit Armida, Tankred mit Chlorinde, der Herzog von der Normandie mit Margarete, Königin von Schottland — und so fort, bis die Quadrille mit zwölf Kreuzfahrern und ebensovielen Damen vollständig war. Nicht jeder in der Menge der Zuschauer konnte sich diese Persönlichkeiten erklären. Der Berichterstatter des „Journals des Luxus und der Moden“ schildert sie als deutsche Ritter in mittelalterlicher Rüstung. Ihm fiel Armidens weißes und feuerrotes Gewand auf, er bezeichnet aber die Darstellerin mit keinem klassischen Namen.

Es war Prinzessin Luise von Preußen, die Tochter des Prinzen Ferdinand, jüngsten Bruders Friedrichs des Großen, und die Schwester des vielbewunderten Prinzen Ludwig Ferdinand. Sie mag auch hier erwähnt werden, weil sie später in den stürmischen Auftritten des wirklichen Lebens eine bedeutsame Rolle spielte. Wir werden ihr wieder als Gemahlin des Fürsten Anton Radziwill, eines polnischen Edelmannes, welchen sie im Jahre 1796 heiratete, begegnen, dessen schöne Gestalt, ritterliches Benehmen, hervorragende Anlagen und feine Bildung ihn zum glänzendsten Sterne des preußischen Hofes machten.

Die zweite Quadrille wurde von acht jungen, der blühenden französischen Kolonie angehörenden Leuten ausgeführt, welche vor kurzem durch eine Menge von Flüchtlingen, die den Schrecknissen der Revolution entflohen waren, großen Zuwachs erhalten hatte. Die Tänzer waren in die malerische französische Bauerntracht gekleidet, einige erschienen auch als Hirten und Schäferinnen des kleinen Dorfes Salenci in der alten Provinz Isle de France. Viele Geschlechter hindurch hatte die Bevölkerung dieses Dorfes alljährlich einen einfachen Brauch geübt, welcher bis in das sechste Jahrhundert zurückreichte und von Medard, Bischof von Noyon, einem Freunde der heiligen Radigunde, eingeführt worden war.[43])

Auf diese Überlieferung hatte eine gewisse Madame de Genlis eines ihrer Stücke in ihrem Théâtre d'education gegründet: La Rosière de Salenci. Der sittliche Grundgedanke dieses Stückes, das sich allgemeiner Beliebtheit erfreute, ließ eine sinnige Verknüpfung mit dem Zwecke der Begrüßung der Prinzessinnen zu. Nachdem die Kostümquadrille beendigt war, überreichte eine der jungen Damen, welche die französische Bauernschaft vorstellten, einer jeden der jungen königlichen Prinzessinnen eine große duftende Rose mit folgendem Gedichte:

„Princesses! vous savez l'usage
Qu'à Salenci l'on avait consacré.
Dans ce riant et paisable village
Un prix étoit tous les ans conféré
A la Bergère la plus sage.
Son front étoit de roses entouré,
Tout le hameau venoit lui rendre hommage.
Depuis le coup affreux qui nous ôtat Louis,
Nous avons tous quitté le séjour de nos pères,
Et dans ces plages étrangères,
Nous venons décerner le prix
A la plus sage des Bergères.
Princesses! c'est sur vous qu'est tombé notre choix,
La palme est double cette fois,
Et nous aurons, en ce jour, deux Rosières.
Nous ne consultons que nos coeurs
En vous offrant ces couronnes de fleurs,
Recevez les: le trône même
Ne saura dédaigner un pareil diadème."

(„Prinzessinnen! gewißlich kennt Ihr auch
Von Salenci den altehrwürd'gen Brauch.
Der Tugend Preis erwarb sich Jahr für Jahr
In diesem Ort des Frohsinns und der Freuden
Die Schäferin, die andern Muster war.
Mit weißen Rosen schmückte man ihr Haar,
Und Keiner durfte sie des Schmucks beneiden.
So galt's bisher — da traf uns schweres Leiden,
Des Königs Mord! Wir mußten flüchtig meiden
Der Heimat Stätte. Doch in alter Weis'
Wird heute wieder zuerkannt der Preis
Der Schäferin, die züchtig ihres Amts gewaltet!
Euch holden Fürstinnen gebürt diesmal
Der Siegespreis in unbestrittner Wahl;
Und wenn wir heut mit Blumen gleich wie Kronen
Zwei Rosenmädchen kränzen — unser Herz

Bot sie Euch gern. Wenn einfach und bescheiden
Die Gabe gleich; nehmt sie! Nicht allerwärts
Prangt solcher reiche Schmuck auf stolzen Thronen".)

Dieser Zug ist für die damalige Zeit bezeichnend. Kein Bild der Berliner Gesellschaft konnte in jenen Tagen vollständig genannt werden, wenn es nicht auch *französische Ausgewanderte* in sich schloß. Überdies zeigt die Erscheinung auch, wie tief deutscher Geist bereits von französischer Empfindungsart durchdrungen war.

Siebentes Kapitel.

Der König Friedrich Wilhelm II., welcher wünschte, daß die Bürger Berlins an den Hochzeitsfeierlichkeiten teilnehmen sollten, hatte die Ausgabe einer großen Anzahl von Eintrittskarten in den Palast befohlen. Nichtsdestoweniger war Seine Majestät bei der Feier der Vermählung des Kronprinzen enttäuscht. Die Eintrittskarten waren Beamten in die Hände gefallen, welche der Meinung waren, sie und ihre Staatsuniformen würden äußerst willkommen und wirkungsvoll sein, während der König das Volk, welchem er ein Fest bereiten wollte, zu sehen wünschte. Zu diesem Zwecke befahl er, daß für den nächsten Empfang keine Karten ausgeteilt werden sollten, und daß jedermann, der in anständigem Rock erschiene, Zutritt erhalten sollte.

Dem Befehle wurde bei der Feier der Hochzeit des Prinzen Ludwig pünktlich Folge geleistet; die Gemächer des Schlosses waren daher mit Zuschauern jeder Klasse so überfüllt, daß nur mit großer Mühe ein enger Durchgang für die königliche Familie freigehalten werden konnte. Der König selbst geriet in das Menschengedränge; groß von Gestalt und zu bedeutender Beleibtheit gelangt, bahnte er sich, die Königin Witwe an der Hand führend, einen Weg hindurch und sagte: „Braucht Euch nicht zu geniren, Kinder! Der Hochzeitsvater darf sich heute nicht breiter machen als die Brautleute“. Diese kleine Ansprache erregte große Heiterkeit und wurde noch lange, als Friedrich Wilhelm II. schon im Grabe ruhte, wiederholt.

Der Zwischenfall beleuchtet seine besten Eigenschaften, seine ungezwungene Gemütlichkeit und väterliche Rücksicht für sein Volk. Seine Unterthanen, welche ein besonderes Gewicht auf seine liebenswürdigen Eigenschaften legten und sein gütiges, wohlwollendes Wesen priesen, beurteilten ihn ganz anders als die fremden Diplomaten,

welche seine Fehler als Herrscher streng tadelten. Er bestrebte sich mit aller Macht, der unwiderstehlichen Flut demokratischer Gesinnungen einen Damm entgegen zu setzen. Aber nie bemerkte er, daß gerade seine eigene Haltung und sein Privatleben denjenigen, deren Bestreben auf den Umsturz jeder monarchischen Regierungsform gerichtet war, passende Beispiele lieferte, die sie nur grell auszumalen und dem damals scharfer Kritik sehr geneigten Publikum vor Augen zu halten brauchten. Alles was daher auf den Beweis abzielte, daß königliche Persönlichkeiten nicht besser als die im Range unter ihnen stehenden seien, stand mit dem damaligen Zeitgeiste im Einklange.

Mirabeau, damals, wie bereits erwähnt, französischer Gesandter in Berlin, entwirft eine sehr ausführliche und lebendige Schilderung von diesem Hofe. Von einem reich begabten Manne, auf Grund persönlicher Beobachtung geschrieben, bildet dieselbe ein Meisterwerk, eine unerschöpfliche Quelle, aus welcher viele Geschichtschreiber mittelbar oder unmittelbar Belehrung geschöpft haben. Besonders die folgende Stelle aus der Charakteristik des Königs ist hin und wieder angeführt worden: „Der neue König steigt, statt seine Unterthanen zu sich empor zu heben, zu denselben herab. Im königlichen Haushalte herrscht die größte Verwirrung, da die Leitung in den Händen der niederen Dienerschaft liegt". Ein anderer zeitgenössischer Schriftsteller vergleicht diesen Herrscher mit einem asiatischen Fürsten, welcher in seinem Harem lebend die Staatsgeschäfte seinen Vezieren überläßt.

Derartige Schilderungen sind zu unerquicklich, um länger bei ihnen zu verweilen; jedoch muß man den Charakter des Königs und die am preußischen Hofe herrschende offenkundige Sittenlosigkeit in Betracht ziehen, um das Verhalten des Kronprinzen und seiner Gemahlin gebührend würdigen zu können. Zweifelsohne erweckte ihre gegenseitige herzliche Liebe in ihnen den Sinn für häusliches Leben und veranlaßte sie, sich vom Hofleben zurückzuziehen, wenn nicht bestimmte Pflichten sie herbeiriefen; aber man hat Grund anzunehmen, daß dabei auch in höherem Sinne unselbstsüchtige und edle Beweggründe sie leiteten.

Sie fühlten vielleicht, wie gering noch ihre Macht sei, eine Besserung in den Sitten der Gesellschaft herbeizuführen und waren sich des mächtigen Einflusses kaum bewußt, der unwillkürlich von allen denen ausgeht, welche in hoher Stellung ein tugendhaftes Leben führen. Selbst ein im ausschweifenden Lebenswandel verkommenes Gemüt fühlt sich neu belebt, wenn es mit Unschuld und ungekünstelter

Wahrhaftigkeit in Berührung kommt. Der berühmte Schadow, der in jener Zeit oft mit dem Hofe in Berührung kam, äußerte später über diesen Einfluß des jungen Paares: „Zur Zeit Friedrich Wilhelms II. herrschte die größte Liederlichkeit. Man kann sich jetzt gar nicht mehr vorstellen, wie wohlthätig auf jene Üppigkeit das Beispiel Friedrich Wilhelms III. wirkte, die stille Häuslichkeit, die Schönheit und Bravheit der Königin.“

Auch der König war ein großer Bewunderer Luisens; er nannte sie gern „die Prinzessin aller Prinzessinnen“ und fand große Freude darin, ihr ein Vergnügen zu bereiten. Als sie am zehnten März, dem ersten Geburtstage nach ihrer Vermählung, ihr achtzehntes Lebensjahr vollendete, schenkte er ihr das Schloß Oranienburg. Dieser königliche Wohnsitz war seit dem Tode des Prinzen Wilhelm, des Vaters des Königs, welcher hier sein Leben beschlossen hatte, unbewohnt geblieben. Der König ließ dasselbe vollständig ausbessern, neu ausstatten und einrichten, ehe er es der Prinzessin schenkte, welcher er den Schlüssel durch eine Anzahl auserwählter Herren und Damen überbringen ließ. Dieselben erschienen in der malerischen Tracht der Oranienburger Bauernschaft, und als sie den Schlüssel der zukünftigen Herrin des Schlosses überreichten, sprachen sie die Hoffnung aus, daß die Prinzessin den schönsten Teil des Jahres im Schatten der Bäume des herrlichen Parkes verbringen möchte.

Dieser ihr erster Geburtstag in Preußen war ein glücklicher Tag für unsere Luise. Der König besuchte sie, um sie zu beglückwünschen und richtete die gütige Frage an sie, ob er dem Geburtstagskinde noch irgend einen Wunsch erfüllen könne. Die Prinzessin antwortete, sie möchte, da sie selbst so glücklich wäre, gern auch andere glücklich machen und wünschte sich daher eine Handvoll Gold, um die Armen von Berlin zu beschenken. „Und wie groß denkt sich denn das Geburtstagskind diese Handvoll?“ fragte der König lächelnd. „So groß als das Herz des gütigsten der Könige,“ antwortete sogleich Luise, und so erhielt sie eine reichliche Summe, welche gewissenhaft verteilt wurde.

Der Besitz Oranienburgs bereitete ihr viel Freude, da sie das Schloß vornehmlich wegen der sich daran knüpfenden historischen Erinnerungen hochschätzte. Sie war stets eine besondere Verehrerin der Luise von Oranien gewesen, jener edlen, liebevollen Frau, für welche der große Kurfürst dieses Haus erbauen ließ, das, so lange sie lebte und darin waltete, das glücklichste Heim war. Die Kurfürstin

war eine außerordentlich praktische Frau und doch hinderte sie dies nicht, auch vortreffliche Gedichte zu machen. Ihre trostreichen Lieder richteten oft Königin Luise in der Zeit harter Prüfungen auf und alsdann sprach sie gewöhnlich folgendes Gebet: „Einst flehte ich unter heißen Thränen um irdischen Segen, und Du erhörtest mich gnädig; nun, o Gott, hilf mir um das beten, was Du mich im Gebete suchen heißest."

Die beiden Luisen waren sich in vielen Beziehungen sehr ähnlich. Beide lebten nur für ihre Gatten, welchen sie ebenso hilfreich und in jeder Weise nützlich und thätig zur Seite standen, als es irgend eine Frau von weniger hohem Range thun konnte. Auch eine andere merkwürdige Übereinstimmung findet sich zwischen Beiden. Die Kurfürstin Luise war die Mutter des ersten Königs von Preußen, während Königin Luise die Mutter desjenigen Königs von Preußen war, der in unseren Tagen nach so glorreichen Kriegsthaten zum ersten deutschen Kaiser erwählt worden ist.

Zur Feier des ersten Berliner Geburtsfestes der Kronprinzessin hatten die Königlichen Hofmedailleure Daniel Loos und Sohn eine ähnliche Denkmünze verfertigt, wie bei der Vermählung Luisens und Friederikens. Auf der Vorderseite zeigt die Medaille Luisens Brustbild, auf der Rückseite einen behauenen Stein als Sinnbild felsenfesten Glückes; darüber hängt ein Purpurmantel mit Kronen und Adlern, nebst einem Diadem und einem Kranze. Die Berliner Zeitung zeigt diese Denkmünze mit folgenden Worten an: Der Kranz deutet auf die allgemein bekannte Liebenswürdigkeit und die häuslichen Tugenden der Prinzessin, durch welche sie sich selbst in einem geringen Stande die höchste Achtung und Verehrung erwerben würde, daher gewiß Jeder die Worte der Umschrift: „Des Diadems, des Kranzes werth", völlig wahr finden muß.

Das Glück der jungen Frau wurde nur zu bald durch eine sie tief bekümmernde Trennung von ihrem Gatten getrübt, denn ein polnischer Aufstand rief den Kronprinzen ins Feld. Thaddeus Kosciusko, der letzte Oberfeldherr der polnischen Republik, hatte bei dem Dorfe Haslovic einen Sieg über die Russen erfochten, durch den ermutigt, sich die Aufrührer in Warschau hinreißen ließen, die preußischen Gesandten mit Schimpf und Schande zu vertreiben und so den Krieg mit Preußen unabwendbar herauszufordern. Am 11. Mai marschierte der Kronprinz mit seinem Regimente von Potsdam nach Berlin und am 30. begab er sich mit seinem Bruder Ludwig zum Heere in Südpreußen.

Sie schlugen Koscinsko sofort in die Flucht und zwei Tage später errangen die verbündeten Russen und Preußen einen bedeutenden Sieg über die Polen, infolgedessen Krakau sich ergab. Aber Polen war noch nicht unterjocht, denn Kosciusko besaß noch Macht genug, um seine erschütterte Stellung zu befestigen und den Krieg in die Länge zu ziehen, bis aus dem Innern Rußlands neue Heerhaufen herankamen. Suworoff, welcher dieselben befehligte, rückte gegen den Feind vor, und es entspann sich ein verzweifelter Kampf. Kosciusko, ohnmächtig infolge des Blutverlustes, wurde gefangen genommen. Als man ihn vom Schlachtfelde wegtrug, rief er aus: „Finis Poloniae", „das ist Polens Ende!"

Bald nachdem die Russen diesen entscheidenden Sieg errungen hatten, nahmen die Preußen Warschau durch Sturm. An diesem glücklichen Tage führte der König von Preußen die zweite, der Kronprinz die dritte Heeresabteilung an. Obgleich der letztere nie davor zurückschreckte, sich persönlicher Gefahr auszusetzen, so liebte er doch den Krieg nicht und war der Ansicht, derselbe solle nur als Mittel zur Erlangung und dauernden Befestigung des Friedens in Anwendung kommen. Der Kronprinz kehrte am 22. September nach Berlin zurück, wodurch er seine Gemahlin von der Angst, die sie so tief empfunden, befreite, obwohl sie jenen Mut gezeigt hatte, welcher in späteren Jahren als hervorragender Zug ihres starken und doch sanften Charakters durch die Macht der Umstände zur vollen Geltung kam.

Als sie erfuhr, daß der Prinz bei dem Sturme auf Wola die Heeresabteilung, welche der des Königs folgte, angeführt habe, sagte sie: „Die Gefahren, welchen mein Gemahl ausgesetzt ist, machen mich zittern, aber ich begreife wohl, daß der Kronprinz, welcher nach dem Könige dem Throne am nächsten steht, auch der Erste nach ihm auf dem Schlachtfelde sein muß."

Ungefähr vierzehn Tage nach der Rückkehr des Prinzen ereignete sich ein unglücklicher Vorfall. Die Prinzessin stieg eben eine Treppe hinab, welche ihre Privatgemächer mit dem Arbeitszimmer ihres Gemahls verband, als sie einen Fremden auf sich zukommen sah. Im Augenblicke durch diese unerwartete Erscheinung erschreckt glitt sie aus und stürzte die Treppe hinab. Der unerwartete Besucher hatte durch den Hofmarschall die Erlaubnis erhalten, die Gemächer der Prinzessin zu besichtigen, da derselbe der Meinung war, die Kronprinzessin sei auf einer Spazierfahrt begriffen. Dieser Fall

verursachte ihr viel Leiden und schmerzliche Enttäuschung, denn infolge des Sturzes wurde sie (am siebenten Oktober 1794) von einer toten Tochter entbunden. Dreißig Jahre nachher fiel ihr Gemahl dieselbe Treppe herab und zog sich eine schwere Verletzung des Fußes zu.

In ihren Denkwürdigkeiten[44]) berichtet die Oberstyofmeisterin Luisens über den unglücklichen Vorgang folgendes: „In diesen Unglückstagen habe ich recht mit Bewunderung erfahren, wie ganz ihr frommes Herz sich dem Willen des Allerhöchsten übergab. Ohne Murren bei der bittern Versagung ihres größten Wunsches bewies sie eine Stille und Fassung im Schmerz, wie nur eine starke Seele sie zu zeigen vermag. Dabei litt sie unbeschreiblich; aber auch in den größten Schmerzen war sie den Ärzten so gehorsam und so geduldig, daß dadurch vor allem es gelang, ihre Gesundheit vor jeder üblen Folge dieses Unglücks zu bewahren.“

Die Hofhaltung der Kronprinzessin bestand aus dem Kammerherrn von Schilden, der oben erwähnten Oberstyofmeisterin Sophie Marie Gräfin von Voß geb. von Pannewitz und zwei Hofdamen, den Schwestern von Viereck. Die Gräfin von Voß war eine Dame von der alten Schule im Sinne des Wortes, da sie einer der vornehmsten und ältesten Adelsfamilie angehörte. Die Gräfin lag ihren Pflichten als Oberstyofmeisterin mit eifrigster Ergebenheit ob. Ihr waren die abgemessenen Formen der Hofsitte zur zweiten Natur geworden; aber obgleich zu einem auffallend hohen Grade von Steifheit gelangt, hatte sie doch weder ihr lebendiges Wesen noch ihre Herzensgüte verloren. In ihrer Jugend war sie im spanischen Stil der Hofsitte ausgebildet worden, der damals außer Mode kam, aber in mancher Beziehung dem lockeren französischen vorzuziehen war.

Dagegen waren der Kronprinz und die Kronprinzessin geneigt, allen Hofregeln Trotz zu bieten und zeichneten sich durch einfaches und natürliches Wesen aus.

Im Gegensatze zu der damals noch herrschenden Mode, daß vornehme Eheleute einander mit dem kalten, steifen Sie anredeten, hatten Friedrich Wilhelm und Luise längst das vertrauliche Du unter sich eingeführt. Der König bemerkte darüber einst zum Kronprinzen: „Wie ich höre, nennst Du ja die Kronprinzessin Du.“ — „Geschieht aus guten Gründen“, antwortete Friedrich Wilhelm, „denn mit dem Du weiß man doch immer, woran man ist; dagegen bei dem Sie ist

immer das Bedenken, ob es mit einem großen S gesprochen wird, oder mit einem kleinen."

Das junge Ehepaar hegte weiter keinen Wunsch, als nur für einander zu leben, und oft hörte man den Kronprinzen sagen: „Bin von allen Seiten ohnehin schon genug beengt und molestirt; in meinem ehelichen und häuslichen Leben will ich wenigstens meiner Neigung folgen und die Freiheit und Unabhängigkeit haben, wie jeder Privatmann sie genießt."

Die arme Oberstthofmeisterin geriet darüber oft in Verzweiflung, denn es war ihre aufrichtige Überzeugung, daß die strengen Formen und vollendet feinen Förmlichkeiten, an welchen sie vermöge ihrer Erziehung und Gewohnheiten hing, wirklich einen guten Einfluß auszuüben vermöchten. Diese Überzeugung wurzelte so tief in ihr, daß sie sogar das schnelle Umsichgreifen der revolutionären Tendenzen der Mißachtung dieser strengen Anstandsregeln zuschrieb, auf welch' letztere sie fest vertraute und an denen sie desto entschiedener festhielt, je mehr sie dieselben verachtet und verspottet sah.

Als ihre Instruktion hatte einst die alte Dame folgende Worte aufgeschrieben: „Was die äußere Haltung anbetrifft, so soll eine Oberstthofmeisterin ihren Kopf aufrecht halten, grade gehen, ein leutseliges, aber würdiges Wesen haben und sich anständig verbeugen, nicht, wie man jetzt thut, mit dem Kopfe, sondern mit den Knieen sich ehrbar und feierlich herabsenken und langsam und stattlich wieder erheben."

Die gute alte Dame war tief betrübt darüber, daß dem Kronprinzen und der Kronprinzessin die lästigen Einschränkungen der Hofsitte mißfielen und daß sie so wenig Geschmack an den glänzenden Hoffesten fanden. Die so entarteten gesellschaftlichen Verhältnisse wirkten niederdrückend auf das junge Fürstenpaar, obwohl im allgemeinen der Berliner Hof nicht schlechter gewesen zu sein scheint als die übrigen europäischen.

Der Kronprinz verfügte noch nicht über die genügende Macht, um die lasterhaften Sitten des Hofes beseitigen zu können, aber er wirkte mit aller Entschiedenheit der wachsenden Neigung zu Üppigkeit und Prunk entgegen und so läßt sich dann auch von seiner Heirat an eine neue Epoche in der Modewelt datieren. Die Kronprinzessin kleidete sich dem Geschmacke ihres Gemahls entsprechend und verzichtete auf jede Gewohnheit, welche nur zu nutzlosem Aufwande dienen konnte.

Diese schlichte Einfachheit prägte sich auch darin aus, daß nichts den Prinzen und die Prinzessin dazu bewegen konnte, sich bei ihren Ausfahrten der üblichen sechs Pferde und Pagen zu bedienen, oder sie abhalten, zusammen in demselben Wagen, zweispännig wie Bürgersleute, auszufahren.

Auch dieser Umstand führte zu einer Neckerei mit der Gräfin von Voß: Einst war bei Gelegenheit einer großen Gratulationscour, die der Kronprinz bei seinem Großoheim, dem Prinzen Heinrich, abstatten wollte, von dem dabei gebräuchlichen herkömmlichen Zeremoniell die Rede.

Die Obersthofmeisterin, mit allen dahin gehörigen Formalitäten bis ins kleinste Detail bekannt, bemerkte: „Die Hin- und Auffahrt müsse geschehen in einer der ersten Staats-Karossen, mit einem Gespann von acht reich angeschirrten Pferden, zwei Kutschern und drei Leibjägern in der besten Uniform. „Gut“, sprach der Kronprinz lächelnd, „so ordnen Sie es denn an!“ Als des andern Tages diese glänzende Equipage vorgefahren war, hob der Kronprinz die Frau Obersthofmeisterin mit sanftem Zwange in die prachtvolle Kutsche, schlug schnell die Thüre zu, mit dem Ausruf: „Fort!“ und sprang flugs mit der Kronprinzessin in seinen unmittelbar dahinter haltenden offenen, zweispännigen, gewöhnlichen Wagen und fuhr, selbst die Pferde lenkend, zum Jubel der zusammengelaufenen Volksmenge, hinter der prächtigen Karosse her.

Dieses einfache und bürgerliche Auftreten fand nicht den Beifall des Königs und der Königin, doch mußten sie sich hierin dem Willen ihres Sohnes fügen. Ja sogar einem Teile des Volkes schien es unpassend, diejenigen, welche es später beherrschen sollten, in seiner Mitte wie Privatleute erscheinen zu sehen.

Auch darf man nicht etwa glauben, daß Luise über jede in ihrem Alter natürliche, weibliche Schwäche durchaus erhaben war. Die neuen Lichtstrahlen, welche erst kürzlich veröffentlichte Denkwürdigkeiten jener Zeit auf ihr frühes Eheleben werfen, zeigen deutlich, daß die äußerst reizende junge Prinzessin alle jene Versuchungen, welchen andere ausgesetzt sind, auch zu bestehen hatte, und daß sie dieselben mit Hilfe ihrer Gottesfurcht und Gattenliebe stets überwand. Obgleich ihr Glück vollkommen aufrichtig und wirklich, hell und warm wie Frühlingssonnenschein war, so mußte sie doch zuerst manche Thränen vergießen, aber sie dienten zu ihrem Heil, und in ihrem spätern Leben sprach sie diese Worte selbst aus.[45])

Jene Denkwürdigkeiten der Gräfin von Voß sind die beste Quelle über diese Verhältnisse, da die Oberſthofmeisterin auch zugleich Luisens Vertraute war. Sie sagt unter anderm: „Die Prinzessin ist wirklich anbetungswürdig, so gut und so reizend zugleich, und der Kronprinz ist ein so redlicher, vortrefflicher Mann, daß man ihm das seltene Glück einer solchen Ehe, den Besitz eines solchen Engels, innig gönnt! Die Kronprinzessin hatte einen wunderschönen Wuchs, ihre Erscheinung war zugleich edel und lieblich; jeder der sie sah, fühlte sich unwiderstehlich angezogen und gefesselt.

Als die Zeit der großen Hof-Feste vorbei war, gestaltete sich das Leben an unserem Hof so gemüthlich, wie der Kronprinz es liebte; selbst während des Karnevals wurden nur die Courtage bei den beiden Königinnen eingehalten, im übrigen lebten die jungen Herrschaften häuslich und glücklich für sich. Prinz Louis und seine Gemahlin wohnten in dem kleinen Palais, neben dem unsrigen, und lebten im zärtlichsten Verein mit ihren älteren Geschwistern; bald waren wir drüben bei ihnen, oder sie bei uns, aber immer war man beisammen.

Nur einmal schien ein fremder, unheiliger Einfluß sich Eingang in das heitere, unschuldvolle Familienleben zu verschaffen. Es war im Februar und März jenes ersten Winters, als das stürmische Gemüth des Prinzen Louis Ferdinand, einen Augenblick Einfluß auf den frommen, edlen Sinn der Kronprinzessin zu gewinnen versuchte. Da sie es ihm unmöglich machte, sich ihr zu nähern, so trachtete er, dies auf einem Umwege zu erreichen.

Er begann damit, die junge Prinzessin Louis für sich zu gewinnen, und das wurde ihm leicht. Erst fünfzehn Jahre alt und in keiner Weise ihrer fürstlichen Schwester ähnlich, entbehrte ihr Wesen den Ernst, die Tiefe und das strenge Pflichtgefühl, das jene erfüllte, vor allem war sie der Schmeichelei sehr zugänglich; auch war ihr Gemahl vielleicht selbst zu jung, um ein rechter Führer für sie zu sein.

Der Kronprinz dagegen war ein wahrer Freund seiner Gemahlin, und das von Anfang an; er selbst, so streng und untadelhaft in jeder seiner Handlungen, von einer ernsten religiösen Denkungsweise, war ihrer jungen Seele eine feste Stütze, während er ihr nie anders als mit der innigsten Verehrung und Liebe begegnete.

Ich konnte in jenen ersten Monaten ihrer Ehe nicht erwarten, daß die junge Fürstin mir sogleich ihr volles Vertrauen schenken würde. Der Unterschied der Jahre war zu groß zwischen ihr und mir; auch hatte sie etwas Verschlossenes in ihrem Charakter, und ich

muß sagen, zum Glück und mit Recht eine große Zurückhaltung, die sie abhielt, sich gegen Personen, die sie nicht näher kannte, offen auszusprechen. Aber dies alles war dennoch schwer für mich und ich hatte damals eine trübe Zeit zu bestehen, ehe es mir endlich gelang, das Vertrauen meiner Prinzessin in Wahrheit zu erwerben und ihr näher zu treten.

Dem Kronprinzen allein gebührt das Verdienst, sie in dem Augenblick der Gefahr, wo fremde Einflüsse sich zwischen ihn und sie einzudrängen drohten, durch seine Treue, seine Wahrhaftigkeit und seine Festigkeit vor denselben bewahrt zu haben.

Auch war damals mein einziges Bestreben, die edle junge Frau, so oft ich durfte, darauf hinzuweisen, daß niemand ihr volles Vertrauen besitzen, niemand ihr Rathgeber sein dürfe als ihr Gemahl.

Den ersten April gingen die Herrschaften für einige Monate nach Potsdam, und das machte den Bestrebungen verderblicher Menschen mit einem Mal ein Ende. Die Prinzessin folgte mit liebender Zuversicht ganz der Leitung ihres Gemahls, er führte sie in sich selbst zurück, und ihre im wahren Sinne des Wortes erhabene Seele fand sich wieder in dem ungetrübten Einklang mit sich selbst und ihrem eignen reinen Wollen und Streben. Jedes störende Element war verschwunden, und nun begann für sie an der Hand des besten Gatten ein zufriedenes, glückseliges Leben der Häuslichkeit und Liebe, wie man es sich schöner nicht denken kann.

Je genauer man die Prinzessin kennen lernte, um destomehr wurde man von dem inneren Adel und der Reinheit ihrer Natur und von der engelgleichen Güte ihres Herzens ergriffen. Vor allem erfüllte die tiefste innerste Religiosität ihr ganzes Wesen und schmückte sie mit allen lieblichsten Tugenden der Frau, die Gott gefallen."

Der Kronprinz war mit einem ungemein gesunden Urteil begabt, welches ihn befähigte, klar zwischen dem zu unterscheiden, was aus entschieden unlauteren Beweggründen hervorging und dem, was durch Aufregung, Gedankenlosigkeit und Unerfahrenheit verursacht wurde, und sein Herz war ebenso warm, als edel und rein. Wenn seine Gemahlin ihr Geschmeide abgelegt hatte, pflegte er zu sagen, sie sei eine Perle, der man ihre ursprüngliche Reinheit wiedergegeben. Eines Tages sagte er zu ihr, indem er ihre Hände ergriff und ihr in die blauen Augen schaute: „Gott sei Dank, jetzt bist du endlich wieder meine Frau." — „Aber bin ich denn das nicht immer?" versetzte Luise. — „Ach nein, du mußt nur zu oft Kronprinzessin sein."

Die Obersthofmeisterin, welche ihre Pflicht gewissenhaft erfüllen wollte, hatte mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen. Sie konnte weder dem Prinzen noch der Prinzessin den nach ihrem Dafürhalten richtigen Begriff von der hohen Würde ihrer Stellung beibringen. Überdies deutete das geheimnisvolle Lächeln Friedrich Wilhelms, das oft um seine Mundwinkel leise zuckte, auf eine gewisse Neigung zum Scherz, und wenn sein Auge dem Luisens begegnete, so verriet es schalkhaften Mutwillen. Sie konnten sich nicht enthalten, ihre gestrenge Hofmeisterin auf alle mögliche Art zu hänseln und sich durch diese Neckereien zu belustigen.

Den strengen Regeln der Hofsitte gemäß, wie sie in musterhaften Werken über diesen Gegenstand niedergelegt sind, durfte ein Prinz unangemeldet das Morgenzimmer seiner Gemahlin nicht betreten. Gegen diese Sitte hatte sich Friedrich Wilhelm zu wiederholten Malen aufgelehnt, und die Obersthofmeisterin sah sich genötigt, Vorstellungen zu machen. Eine lange Erörterung war die Folge, bis endlich der Prinz scheinbar nachgab. „Nun gut," sagte er, „so will ich mich dem fügen; und um Ihnen davon einen Beweis zu geben, ersuche ich Sie, mich zuvor anzumelden, und anzufragen, ob ich die Ehre haben kann, meine Gemahlin, Ihro Königliche Hoheit, die Kronprinzessin, zu sprechen; ich möchte Ihr gern mein Compliment machen, und hoffe, Sie wird es gnädigst gestatten." — Flugs machte sich die triumphierende Gräfin an die Ausführung ihres Auftrages, aber der Prinz war geschwinder als es ihr Alter und ihre Würde erlaubten. Er eilte die geheime Treppe hinan und betrat das Ankleidezimmer seiner Gemahlin durch eine andere Thüre. Wer beschreibt daher ihr Erstaunen, als sie beim Eintreten in das Zimmer den hohen Herrn Hand in Hand mit seiner Gemahlin vertraulich auf- und abgehen sah! Laut und fröhlich auflachend sprach dann der Kronprinz: „Sehen Sie, liebe Voß, meine Frau und ich sehen und sprechen uns unangemeldet, so oft wir wollen und wünschen; und so ist es damit auch in guter, christlicher Ordnung. Aber Sie sind eine charmante Obersthofmeisterin und sollen von nun an Dame d'Etiquette heißen."

Das junge Paar genoß die glücklichen Tage des ersten ehelichen Lebens in vollem Maße, obgleich sie auch für alle äußerlichen Dinge reges Interesse zeigten und es ihnen nicht im geringsten einfiel, nur in einer Welt von Gefühlen zu schwärmen, oder allein von Nektar und Ambrosia zu leben. Ihre geistige Nahrung bildete hauptsächlich die schöne Litteratur und sie erquickten sich

gern an den ungetrübten Quellen, die gerade damals so reichlich flossen.

Luise wandte sich wieder den Studien zu, welche sie mit ihrer Erzieherin oder den Gefährtinnen ihres einstigen elterlichen Heims betrieben hatte. Sowohl sie als der Kronprinz müssen, nach der Zahl der Bücher zu schließen, welche ihre Biographen als von ihnen durchlesen anführen, viel Zeit aufs Lesen verwendet und wohl oft zusammen gelesen haben. Unter den ernsten Gegenständen scheint die Geschichte ihr Lieblingsfach gewesen zu sein. Auch Shakespeares Werke konnte die Prinzessin im Urtext lesen. Diese waren lange Zeit in Deutschland ebenso hoch geschätzt, als in England selbst, und wurden später in vortrefflicher Weise von A. W. von Schlegel und Tieck ins Deutsche übersetzt.

Oliver Goldsmiths Werke standen ebenfalls in großem Ansehen. Der Verfasser von „Der Wanderer“ hatte Deutschland bereist, sich unterwegs oft aufgehalten und gefunden, daß er und seine Werke in unserem Vaterlande wohl bekannt waren. Von jeder wohlerzogenen jungen Dame setzte man voraus, daß sie den „Landprediger von Wakefield gelesen habe; und „Le village abandonné“ fand auf dem ganzen Festlande freieren Eingang als das ursprüngliche Gedicht.

Die Kronprinzessin fühlte sich besonders von den Werken der deutschen zeitgenössischen Schriftsteller angezogen. Auch Frau von Staëls Schriften, die zu jener Zeit erschienen, las sie gern und wiederholt. Als dieselbe einige Jahre später in Berlin weilte, veranstaltete sie Lesekränzchen in ihrer Wohnung, wozu sie Gäste einlud, welchen sie ihre eigenen Werke vorlas. Die Prinzessin hatte sich daran gewöhnt, Auszüge zu machen, manchmal von sehr langen Stellen, welche ihr beim Lesen besonders aufgefallen waren; vielen derselben fügte sie eigene Bemerkungen bei, welche so treffend und klar sind, daß sie ein entschiedenes schriftstellerisches Talent verraten. Sowohl sie als der Kronprinz waren musikalisch. Der letztere war von dem bekannten Kapellmeister Benda unterrichtet worden und hatte sich in der Tonkunst so weit ausgebildet, daß er selbst Militärmärsche komponierte, welche oft von Regimentskapellen gespielt wurden.

Am 15. Oktober 1795 beschenkte die Kronprinzessin ihren Gemahl mit einem Sohn und Erben. Die Taufe fand am 28. Oktober unter dem Thronhimmel im Audienzsaale des kronprinzlichen Palastes in Berlin statt, und das Kind erhielt die Namen Friedrich Wilhelm.

Bischof Sack vollzog die Taufhandlung; der König von Preußen hob seinen Enkel selbst aus der Taufe; auch des Kindes mütterlicher Großvater, seit dem zweiten Juni 1794 Herzog von Mecklenburg-Strelitz, war anwesend. Der junge Prinz hatte viele Paten, und zwar seine beiden Großväter, die Kaiserin Katharina von Rußland, Franz II., den letzten deutsch-römischen Kaiser, ferner König Georg III. von England, die Königin Charlotte, den Herzog Ferdinand von Braunschweig und dessen Mutter.

König Friedrich Wilhelm II. war zur Zeit der Geburt seines Enkels nur wenig über fünfzig Jahre alt; er hatte den Keim jener Krankheit geerbt, welche schon seinen beiden Vorgängern verhängnisvoll geworden war; sein Volk blickte mit Besorgnis auf sein bleiches, aufgeschwollenes Antlitz; es nannte ihn den „Vielgeliebten", denn durch sein freundliches Mitgefühl und seine Leutseligkeit hatte er sich aufrichtige Zuneigung erworben, obgleich er es nicht verstand, Ehrfurcht einzuflößen.

Als er jenes unschuldige Kind aus der Taufe hob, führte er ein trauriges Leben. Die anstoßerregenden Einzelheiten sollten in Vergessenheit begraben werden; da wir aber hervorgehoben haben, welche Folgen der Unglaube im Verein mit dem Laster auf dem Throne von Frankreich für das Land und sein Herrscherhaus nach sich zog, so dürfen wir auch nicht verkennen, welche Wirkungen er für den Thron und das Königreich Preußen im Gefolge hatte; und da auch weniger bedeutende Staaten des europäischen Festlandes diese Beispiele nachahmten, so mußten auch sie dafür leiden, ihre Throne gestürzt und ihre Kronen in den Staub getreten sehen.

Nach dem Gesagten leuchtet ein, warum der Kronprinz und seine Gemahlin Oranienburg der Hauptstadt vorzogen, und es ist ersichtlich, wie des Prinzen natürlich zurückhaltendes Wesen selbst zu sehr vor der Stellung zurückschreckte, welche er als Erbe des Thrones hätte einnehmen sollen. Er und Luise fühlten sich im gegenseitigen Besitze des höchsten Glückes immer mehr zu den Segnungen und Annehmlichkeiten des Privatlebens hingezogen und den Hoffestlichkeiten, an denen teilzunehmen sie sich manchmal genötigt sahen, mehr und mehr entfremdet. Die getreue Oberhofmeisterin hatte nicht ganz Unrecht; aber dadurch, daß sie zu viel Wert auf Kleinigkeiten legte, und unnötiger Weise den Neigungen ihrer jungen und für ihr Alter noch sehr kindlichen Herrin sich widersetzte, brachte sich die arme Dame oft in eine sehr lächerliche Lage, wie dies mehrere Erzählungen darthun.

An einem schönen Sommertage sagte ihr die Kronprinzessin, sie sei im Begriffe, mit dem Kronprinzen in den Wald spazieren zu fahren und lud die Gräfin von Voß ein, sie zu begleiten; diese nahm auch die Einladung an, indem sie sich wenig davon träumen ließ, in welch' seltsamem Fuhrwerk die Fahrt vor sich gehen solle. Zur festgesetzten Stunde fuhr ein Leiterwagen, wie ihn die Bauern bei den landwirtschaftlichen Arbeiten verwenden, am Eingange des Palastes vor. Mit großer Freude und heiterem Frohsinn bestieg unsere Luise den Wagen und rief der Gräfin zu, ihr zu folgen. Die Obersthofmeisterin aber war starr vor Erstaunen und hörte kaum die Versicherungen an, daß dies wirklich das passendste Gefährt für den rauhen Weg wäre, welchen man durch den Wald einzuschlagen gedenke.

Der Kronprinz gab sich alle Mühe, sie zum Aufsteigen zu bewegen und würde ihr auch dazu behilflich gewesen sein, aber Frau von Voß blieb unerbittlich; so sprang er neben seine Gemahlin hinauf und, noch über die letzten an sie gerichteten Abschiedsworte lachend, fuhren sie davon: „Ihre königlichen Hoheiten mögen immerhin die Regeln der Hofsitte verspotten und übertreten, aber niemand soll jemals von mir, der Obersthofmeisterin, sagen können, daß ich sie mißachtet habe." Friedrich Wilhelm und Luise belustigten sich über diesen kleinen Vorfall, achteten aber die dabei zu Tage getretene Standhaftigkeit und nahmen die Gräfin immer gegen die Angriffe der Eifersucht und bösartigen Feindseligkeit, denen sie manchmal ausgesetzt war, in Schutz.

Obgleich der Kronprinz Oranienburg liebte, so war es doch eine zu stattliche und zu königliche Residenz, um dort jene Zuflucht vor dem Glanze und der Aufregung des Hoflebens zu finden, deren er und die Prinzessin zuweilen bedurften. Da hörte er, daß das Landgut Paretz zum Verkaufe ausgeboten werde; er kannte dasselbe genau, da einer seiner Lehrer, den er öfters besuchte, früher dort gewohnt hatte. Der Prinz hatte noch das von Wiesen, durch welche die Havel sich windet, umgebene Schloß in angenehmer Erinnerung. Vor seiner Vermählung war er sehr sparsam gewesen und daher in der Lage, die 30 000 Thaler, welche für das Schloß mit den umliegenden Gütern und dem zu dem Landgute gehörigen, kleinen Bauerndorfe gefordert wurden, aufzuwenden.

Er ließ das alte, verfallene Gebäude nach einem kleineren und zweckmäßigeren Plane vollständig neu aufbauen. Als er dem Baumeister seine Weisungen erteilte, bat er denselben zu vergessen, daß er für einen Prinzen baue und lieber zu denken, er habe ein bequemes

Haus für einen Privatmann zu errichten. Er stattete dasselbe ohne Aufwand aus, verschönerte es mit keinen prächtigen Kunstwerken und legte den Garten höchst einfach an, denn er wünschte nicht, daß dieses friedliche Heim als ein Palast gelte. Dasselbe war kaum drei deutsche Meilen von Potsdam entfernt, woselbst er einen prachtvollen Palast besaß, in den er somit bei jeder eintretenden Veranlassung schnell zurückkehren konnte.

Paretz würde einen Van der Velde in Entzücken versetzt haben. Die flache, reichlich bewässerte und weidenreiche Gegend, in welcher es gelegen ist, hat Ähnlichkeit mit Holland. Die kleine hübsche, etwas erhöht gelegene Kirche steht dem königlichen Hause gerade gegenüber. Ländliche Bauernhäuser umgeben in nächster Nähe den königlichen Garten, welcher, obwohl heute beinahe eine Wildnis, doch im Frühling von Hollunder- und Fliederbäumen duftet. Die altertümlichen Zimmer sind mit alten Gemälden behangen, von denen viele Scenen aus Shakespeares Werken darstellen. Einige der Stiche im Gesellschaftszimmer veranschaulichen auch Stellen aus den Werken der damals beliebten englischen Schriftsteller, hauptsächlich Dramatiker und Dichter; selbst Ansichten von Brighton und einige andere englische Landschaften finden sich dort.

In seiner stillen Ruhe unter seinen stattlichen Pappelreihen und Alleen majestätischer Bäume erzählt uns Paretz viel von dem Leben Luisens als Kronprinzessin, von ihren einfachen Gewohnheiten und reinen, feingebildeten Neigungen. Wie sehr ihr der ländliche Aufenthalt behagte, geht aus folgender Äußerung Luisens hervor: „Ich muß den Saiten meines Gemüthes jeden Tag einige Stunden Ruhe gönnen, um sie gleichsam von Neuem aufzuziehen, damit sie den rechten Ton und Ausklang behalten. Am besten gelingt mir dies in der Einsamkeit, aber nicht im Zimmer, sondern in dem stillen Schatten der freien Natur; unterlasse ich das, dann fühl' ich mich verstimmt, und das wird nur noch ärger im Geräusch der Welt."

So suchte und fand Luise in der Natur nicht Zerstreuung, sondern Sammlung ihres echt deutschen Gemütes, und auch für den Kronprinz gab es keine schönere Erholung. Ihre beiden Charaktere ergänzten sich gegenseitig in der glücklichsten Weise, so verschieden sie auch sonst sein mochten. Der Kronprinz besaß mehr das zurückhaltende, bedachtsame Wesen des Norddeutschen, während Luisens auf den ersten Blick anziehende und glänzende Erscheinung mehr dem lebhaften, vertrauens- und gemütvollen Wesen des Süddeutschen entsprach.

Ein sehr schöner Stich der königlichen Familie wurde um diese Zeit von Chodowiecki aufgenommen. Glücklicherweise wurde das Bild noch rechtzeitig, ehe der Tod plötzlich eine Lücke in den Kreis riß, hergestellt; es zeigt ein Gemach des Berliner Schlosses, in welchem die Gruppe schön angeordnet ist. Im Vordergrund sehen wir Friedrich Wilhelm II. und die Gemahlinnen seiner Söhne, Luise und Friederike, jede mit einem Kinde, während ein älteres Kind zu den Füßen seines Großvaters steht und seine Ärmchen mit zärtlichem Lächeln zu ihm emporstreckt. Der Kronprinz steht zwischen dem König und der Kronprinzessin, Prinz Ludwig auf der andern Seite. Die beiden Königinnen sitzen mehr im Hintergrund; es war das letzte Bildnis, welches von Elisabeth Christine aufgenommen wurde. An ihren Armstühlen stehen die Prinzen Heinrich und Wilhelm und des Königs älteste Tochter, die Prinzessin von Oranien.

Dieses Bild erschien zuerst als Titelblatt eines Taschenbuches zu Neujahr 1798, das die erste Ausgabe von Goethes Hermann und Dorothea enthielt. Das letztere Werk interessierte, da es die Leiden der aus der Heimat Vertriebenen schildert, besonders die französischen Ausgewanderten, und so kam es denn auch, daß der kostbare Einband in gewirkter Seide und Saffian, zugleich der erste dieser Art in Deutschland, von zweien derselben hergestellt wurde.

Zu derselben den Kunstsinn so wirksam unterstützenden Zeit wurde auch Schadows berühmte Marmorgruppe der beiden Schwestern zur Ausführung gebracht. Der Staatsminister Heinitz erwies dem Künstler die Gunst, die Prinzessinnen zu ersuchen, sie möchten ihm sitzen, damit er etwas Anziehendes in die akademische Ausstellung senden könnte. Schadow selbst beschreibt uns die Entstehung dieser Marmorgruppe, die so großen Erfolg hatte und als das eigentliche Meisterwerk der Zeit galt, mit folgenden Worten:

„Im Seitenflügel des kronprinzlichen Palais ward mir ein eigenes Zimmer eingeräumt. Ausgemacht war: die Prinzessin Louis sollte zuerst zu ihrer Büste sitzen. Nach Empfang von Hofstaat, den Fremden, der Correspondenz und der Toilette war das Mögliche gethan, um gegen zwölf Uhr fertig zu sein. Mit den beiden hohen Damen kam auch der Kronprinz. Man baut sich auf: eine Büste in Thon, Naturgröße und so, daß dem ersten Entwurfe nach ein Ideal-Kopf gebildet werden könne.

Die Profilirung meines lebenden Originals hatte aber nicht die Stirn und Nase in einer fortschreitenden Linie, und nach dem ersten

Visiren nahm ich mit einem Zuge, durch Wegnahme eines Stücks Thon, die Profilirung der Natur — ein Manöver, welches die hohen Herrschaften nicht wieder vergaßen und mir nachmals vormachten — auch die Prinzessin erwähnte, wie sie daraus die Abweichung ihres Profils vom Ideale wahrgenommen habe. Der Beifall, den diese Büste erhielt, dauerte fort, und zur Zeit des dritten Gemahls, wo Abgüsse davon bestellt wurden, nannte die Fürstin solche: feu mon visage (mein abgeschiedenes Gesicht).

Die Büste der Kronprinzessin wurde in der Ober-Etage modellirt, weil die hohen Herrschaften gerade derselben Stunde bedurften, um die Fremden zu empfangen, weshalb auch wohl der Kronprinz immer zugegen war. Obwohl ich mir vorgenommen hatte, die Gedanken auf meine Arbeit zu richten, auch vom Gespräch der Herrschaften nichts beizubringen wüßte, bleibt mir doch in Erinnerung, wie der Kronprinz — nachdem die Herrschaften entlassen waren, und in deren Gegenwart Se. Königliche Hoheit eine feste Haltung behielt — nun von Manchen die Geberden und übertriebene Freundlichkeit nachmachte, sowie deren poetische Phrasen wiederholte.

Aus einem Stückchen Thon modellirte er ein Köpfchen mit Stutz-Perruque; es zeigte wohl eine Anlage, die der Herr aus angeborenem Mißtrauen gegen sich selbst nicht einräumte und so hierin nicht mehr Versuche machte. Hiernach folgten diese Büsten der Kronprinzessin und des Kronprinzen. Unter den Büsten fanden die der beiden Prinzessinnen den meisten Beifall. Die schönen Gestalten der beiden hohen Frauen bewogen den Minister von Heinitz, die Gruppe derselben so modelliren zu lassen, daß eine Copie in kleinerem Maßstabe nach dem Modell angefertigt werden könne, um mehrere Exemplare in Porzellan-Biscuit zu liefern. Die königliche Porzellan-Manufaktur, unter seiner Aufsicht damals noch im Besitz des Monopols, gewährte einen Ertrag, mit welchem der Minister beim Könige die Genehmigung zu vielen Kunst-Unternehmungen auswirkte und die Kosten bestreiten konnte."

Die Prinzessinnen gestatteten dem Künstler, ihre Kleidung nach seinem eigenen Geschmacke anzuordnen; bei Luise stieß man hierbei auf eine Schwierigkeit, denn diese litt zur Zeit gerade an einer Anschwellung am Halse. Aus diesem Grunde schlang der Künstler eine Art Schleife anmutig um das Haupt und unter das Kinn. Die Damen Berlins bewunderten das so sehr, daß diese Art Schmuck als neue Mode Aufnahme fand. Im übrigen wurde die Ähnlichkeit der

Schwestern als eine sehr treffende angesehen. Wie groß das Entzücken beim ersten Erscheinen der Marmorgruppe auf der Ausstellung in Berlin gewesen, geht aus folgenden Worten eines gleichzeitigen Kunstkenners hervor: „Der Künstler wird nicht zürnen, daß über die liebenswürdigen Personen dieser Gruppe die bewunderungswürdige Kunst hie und da übersehen ward; denn der Freund seines Vaterlandes mußte in den Äußerungen der Liebe und Verehrung, welche er bei den Beschauern des Kunstwerkes beobachtete, einen neuen Genuß für sein Herz finden. Gewiß werden künftige Jahrhunderte diese Gruppe ebenfalls mit Interesse betrachten. Denn länger noch als dieser doch endlich zerstäubende Stein, wird das Beispiel der Häuslichkeit, der Milde, der Wohlthätigkeit, der Güte, wird das Beispiel dieser Königin und ihrer Tugend in der Geschichte des preußischen Hauses leben. So wie die Statue Marc-Aurels noch jetzt zu dem Herzen jedes fühlenden Menschen spricht; wie noch jetzt deren Betrachter die wohlthätige Regierung dieses Monarchen, seine stille Größe langsam vorübergeht, so werden ebenfalls nach Jahrhunderten vor dieser Gruppe sinnende Bewunderer stehen, und sich in die Zeit zurücksehnen, in welcher die Königin lebte!“

Achtes Kapitel.

Auf diese so fröhlichen Tage sollte indessen bald eine Zeit schwerer Trübsal folgen, denn im Jahre 1796 und 1797 wurde die königliche Familie von mehreren Schicksalsschlägen heimgesucht. Prinz Ludwig wurde von einem Typhusfieber befallen, welches bald die Kraft seines frühen Mannesalters untergrub und ihn seiner achtzehnjährigen Gattin und seinem Kinde entriß; er starb am 28. Dezember 1796. Der Kronprinz, welcher seinen Bruder unablässig gepflegt hatte, wurde von der bösartigen Krankheit angesteckt und es dauerte einige Zeit, bevor er die Gesundheit und Frische des Geistes wieder erlangte. Luise scheint verschont geblieben zu sein, aber ihr zartfühlendes Herz wurde von Angst und Sorge und von Mitgefühl für ihre Schwester aufs tiefste erschüttert. Prinz Ludwig war in seiner Familie sehr beliebt gewesen; Luise hatte seine Wahrhaftigkeit und seinen Mut, seine Liebe zur Kunst und Wissenschaft und seine Herzensgüte zu schätzen gewußt.

Es war ein großer Verlust für den älteren Bruder, der Ludwig sehr zugethan war; auch kamen dessen brüderliche Liebe und uneigennütziger Stolz auf den Kronprinzen dem letzteren gerade in seiner einzigen schwachen Seite, nämlich dem Mangel an Selbstvertrauen zu Hilfe. Seiner Natur nach war Ludwig unerschrockener und weniger schüchtern, und hegte zu den Fähigkeiten seines Bruders volles Vertrauen. Mit der herzlichen Zustimmung ihres Gatten nahm Luise die junge, verwitwete Prinzessin sofort in ihr Haus auf. In allen Wohnsitzen des Kronprinzen wurden ihr Gemächer angewiesen, damit die ältere Schwester die jüngere beständig im Auge behalten könne, um derselben jeden Schutz und jede Annehmlichkeit zu bieten, welche sie in ihrem Schmerze trösten könnte.

Über diesen tiefschmerzlichen Unglücksfall berichtet Schadow folgendes: „Jugend, Schönheit und Anmuth der beiden Prinzessinnen vereinten sich, um den Hoffesten einen seltenen Reiz zu geben. Diesem that das Schicksal einen furchtbaren Einhalt. Prinz Ludwig, der zweite Sohn des Königs, starb (zwischen Weihnachten und Neujahr). Es schien allen ein harter Schlag, daß ein Herr, so schön ausgestattet von der Mutter Natur, in so frühem Alter, umgeben von fürstlichem Glanze und häuslichem Glücke, dahin sank. Sein königlicher Vater, welcher elf Monate nachher starb und um diese Zeit wohl schon an das unabwendbare Schicksal aller Sterblichen denken mochte, empfing die Nachricht mit scheinbarer Ruhe, welcher eine bleibende betrübte Stimmung folgte. Die Gemahlin des Prinzen dagegen verfiel in einen Zustand, der die Besorgniß erregte, daß sie dieses Ringen mit dem schneidendsten Schmerze nicht überleben werde. Der König, von grenzenloser Gutmüthigkeit, theilte diese Besorgniß und bot Alles auf, die, welche er als Tochter ansah, zu beruhigen."

Kaum drei Wochen, nachdem Prinz Ludwig aus dem Leben geschieden, wurde Königin Elisabeth Christine aus ihrem irdischen Dasein abberufen. Sie starb nach einer wenige Tage währenden Krankheit, am 13. Januar 1797, im Alter von 82 Jahren. Die Königin ruht in der königlichen Gruft auf der hinteren Seite der Berliner Domkirche am Ufer der Spree.

Rode, damals Direktor der königlichen Akademie der Künste in Berlin, der Maler vaterländischer Geschichte, zeichnete ein Sinnbild auf ihren Tod; es wurde von Ring in Kupfer gestochen und der Kronprinzessin Luise gewidmet. Dieser allegorische Kupferstich zeigt: „wie der jugendliche Genius der Unsterblichkeit, von Sternen umkränzt, die todte Königin aus der geöffneten Gruft zu höhern Regionen emporträgt, aus deren Lichtquell ihr Genien mit Palmen entgegen kommen. Auf den Stufen des Grabmals sitzt die trauernde Armuth; von weinenden Kindern umringt, streckt sie die Hände nach der verklärten Wohlthäterin aus. Zum Troste der Verlassenen schwebt der Genius der Wohlthätigkeit, ein Ebenbild Luisens, nieder, ein Füllhorn der Milde ausschüttend. Neben dem Sarge steht das Weihrauchfaß der Andacht; dazu versinnbildlichen einige Bücher die religiöse Dichtkunst der Verewigten." Rode starb bald nach dem Entwurfe dieser Todesallegorie: das Blatt mit dem Ebenbilde Luisens erschien gleichsam als des berühmten Künstlers Vermächtnis.[46])

Als der König seiner Tante Elisabeth Christine das Grabgeleite

gegeben, äußerte er: „Nun kommt die Reihe an mich" und so geschah es auch, obwohl ihm noch einige Frist vergönnt war. Die Vorahnung des nahenden Todes scheint in seiner Seele feste Gestalt gewonnen zu haben, denn er gab zur Einschränkung des Kosten- und Prachtaufwandes bei königlichen Leichenbegängnissen eine Reihe neuer Verordnungen.

Sein ganzes Leben hindurch war er in seinen Ausgaben sehr verschwenderisch gewesen, was er schließlich bereut zu haben scheint. Die neuen Verordnungen wurden am siebenten Oktober erlassen und bekannt gegeben — um in weniger als zwei Monaten nachher zum ersten Male bei der Leichenfeier des Königs in Kraft zu treten. Seinem Tode ging eine lange Krankheit vorher, welche für Luise eine schwere Prüfung gewesen sein muß. Sie konnte nicht umhin, den Vater ihres Gemahls zu lieben, welcher ihr sehr zugethan war und ihr viele Beweise seiner rücksichtsvollen Güte gegeben hatte; was müssen indessen wohl ihre Gefühle gewesen sein, als er in diesen Zustand verfiel, der ihn selbst unglücklich machte und seiner Umgebung eine Qual war, und dessen düstere Traurigkeit solchen Gemütern wie denen des Kronprinzen und seiner Gattin keine tröstenden Lichtstrahlen gewähren konnte?

Der letztere war ein gehorsamer Sohn, empfand aber die Schwächen seines Vaters aufs tiefste. Es konnte auch nicht anders sein, da er zusehen mußte, wie die Gräfin Lichtenau sich die Stelle seiner Mutter anmaßte und ihr äußerstes that, um den sterbenden unglücklichen Mann von seinen nächsten Verwandten zu trennen.

Die Königin durfte nur von Zeit zu Zeit und auf besondere Erlaubnis hin ihren Gemahl besuchen. Derselbe verließ jetzt nur ganz selten den Marmorpalast in Potsdam, während seine Gattin in Berlin lebte.

Der König, dessen Geist nunmehr stark zum Aberglauben hinneigte, berief tierische Magnetiseure und einen Arzt, welcher in Alchymie pfuschte und ihm die sonderbarsten Rezepte verschrieb. Nichtsdestoweniger verschlimmerte sich sein Gesundheitszustand zusehends; doch erschien er jeden Tag bei der Tafel, suchte aber keine Gesellschaft als die einiger französischer Ausgewanderten, deren Gedanken und Gewohnheiten den seinigen entsprachen. Um so mehr traten die gesellschaftlichen und religiösen Verbesserungen der folgenden Regierung hervor, während der unter den warmen Sonnenstrahlen einer sanften, doch heldenmütigen Königin und ihres biederen, gottesfürchtigen Ge-

mahls das befleckte Gewebe nationaler Sittlichkeit wieder rein gebleicht werden sollte.

Für die schweren Verluste dieser Zeit sollte dem preußischen Königshause bald ein reichlicher Ersatz zu teil werden, denn am 22. März 1797 gebar die Kronprinzessin ihren zweiten Sohn, den Prinzen Wilhelm, welcher berufen war, dereinst die Kaiserkrone des geeinigten Deutschlands auf seinem Silberhaupte zu tragen. Einige Wochen nach seiner Geburt vermählte sich die Prinzessin Augusta, eine Schwester des Kronprinzen, mit dem Erbprinzen von Hessen-Kassel. Luise nahm an dieser Vermählung großen Anteil, denn sie hing mit ganzem Herzen an den Schwestern ihres Gemahls.

Im Laufe des Sommers nahmen die Kräfte des Königs immer mehr ab und alle Hoffnung auf eine mögliche Wiedergenesung oder auch nur zeitweilige Erholung schwand dahin.

Schon am sechsten Oktober, an welchem Tage der Kronprinz mit seiner Gemahlin und der Oberhofmeisterin den kranken König besuchte, berichtet Frau von Voß in ihrem Tagebuche: „Der König ist schwächer und abgemagerter als je; seine Stimme ist so schwach, daß man ihn kaum verstehen kann, wenn er spricht.“ Und am 18. Oktober fährt sie fort: „Der Kronprinz kam um acht Uhr (abends von Potsdam) zurück und sagte, er hätte seinen Vater besser gefunden, als er es erwartet habe. Der König hat ihn verstanden, und es hat geschienen, als wünsche er die Kronprinzessin zu sehen; aber die Gräfin (Lichtenau) war die ganze Zeit im Zimmer.“ Am 20. Oktober erfuhr die Gräfin von Voß, „der Kronprinz und die Kronprinzessin hätten den König ganz bei Besinnung gefunden und ziemlich wohl, aber sehr matt.“ Am 15. November sah der Kronprinz seinen Vater zum letzten Male.

Nach sehr schweren Leiden verschied derselbe am 16. November 1797. Sein Leichnam wurde nicht einbalsamiert, sondern ohne Verzug in der Gruft der Berliner Domkirche beigesetzt.

Mittags ein Uhr wurden plötzlich die fünf Flügel des Brandenburger Thores ebenso wie die anderen Thore Berlins verschlossen, denn die Garnison schwur noch an demselben Tage den Eid der Treue. Gewiß trug der neue König kein sehnliches Verlangen nach dem Throne, denn die Oberhofmeisterin schreibt: „Meine Königin ist ganz betäubt und ergriffen, und der König ist es ebenfalls. Beide sind in Wahrheit sehr traurig, und der junge König,

nach seiner edlen Denkungsart, hätte gerne die Krone noch entbehrt, um seinen Vater länger zu haben.“

Friedrich Wilhelm II. hinterließ drei Söhne und zwei Töchter: den Kronprinzen, den Prinzen Heinrich, welcher in Rom lebte und daselbst 1846 starb; den Prinzen Wilhelm, dessen Name noch öfters genannt werden wird und der im Jahre 1851 starb. Des Königs älteste Tochter Wilhelmine war seit beinahe sieben Jahren mit dem Prinzen Wilhelm Friedrich von Oranien vermählt, dem Sohne und Erben Wilhelms IV., erblichen Statthalters der Niederlande. Des Königs jüngere Tochter Auguste hatte sich, wie wir sahen, vor kurzem mit dem mutmaßlichen Thronfolger, nachmaligem Kurfürsten von Hessen-Kassel, vermählt.

Die bemerkenswertesten Ereignisse der Regierung Friedrich Wilhelms II. sind der Baseler Friedensschluß und die letzte Teilung Polens, von denen keines Preußen Ehre machte. Die deutschen Geschichtschreiber haben Friedrich Wilhelm und seine Minister allgemein wegen jenes besonderen Friedensschlusses mit der französischen Republik getadelt. „Durften wir damals,“ sagt Kohlrausch, „infolge des Mißerfolgs eines einzigen Feldzuges es zulassen, daß unser gefährlicher Nachbar Herr jener Gebiete blieb, um deren Besitz wir Jahrhunderte hindurch vergeblich gekämpft haben? Nein, Deutschland hätte niemals eine solche Schmach dulden sollen; aber wo war damals jenes alte, angestammte, edle Gefühl der Unabhängigkeit, gepaart mit angeborener Hochherzigkeit, zu finden, um die Ehre unseres gemeinsamen Vaterlandes hochzuhalten und zu verteidigen. Dem Beispiele Preußens folgte der größte Teil der deutschen Regierungen und erkaufte den Frieden durch Aufgabe aller auf dem linken Rheinufer längs des ganzen Stromlaufes gelegenen Provinzen.“

Und diesem Verluste im Westen entsprach in keiner Hinsicht der im Osten durch die letzte Teilung Polens erhaltene Gewinn. Diese dritte Teilung, welche schon vorher veranstaltet und verabredet worden war, wurde am 25. November 1795 förmlich bestätigt. Stanislaus Poniatowsky, der letzte König von Polen, welcher eben die Regierung niedergelegt hatte, leistete auf alle seine gesetzmäßigen Rechte Verzicht und nahm von den teilenden Mächten ein Jahresgehalt an. So wurde unter der Regierung Friedrich Wilhelms II. die französische Grenze bis zum Rhein und die preußische bis zur Weichsel vorgeschoben. Außerdem hinterließ dieser Herrscher als

Vermächtnis drei große Übel, ein entsittlichtes Volk, unfähige Minister und einen erschöpften Staatsschatz.

In diesem Zustande befand sich das Königreich, als dem Gemahle Luisens die Krone zufiel. Die drohendste, obgleich vorläufig am wenigsten ins Gewicht fallende Gefahr, welche aus diesen Übeln entstand, war der Mangel an Geld. Friedrich der Große hatte bei seinem Tode die Summe von siebenzig Millionen Thalern im Staatsschatze hinterlassen — sie war dahin und an ihrer Stelle fand sich eine drückende Schuldenlast vor, welche der neue König so schnell als möglich abzutragen sich verpflichtet fühlte. —

Am Todestage seines Vaters versammelte Friedrich Wilhelm seine Staatsminister um sich und redete sie mit den bescheidenen Worten an: „Sie haben Ihren besten Freund verloren; wollen Sie mich dafür annehmen? — Darauf fragten die Minister den neuen König, welchen Namen er sich beizulegen gedenke. „Nicht Friedrich, ich kann Friedrich nicht gleichkommen," antwortete er. Er wurde daher als Friedrich Wilhelm III. ausgerufen.

Als die Abgeordneten der Berliner Bürgerschaft den Majestäten ihren Glückwunsch darbrachten, sprach die Königin Luise zugleich im Namen ihres Gemahls, zu ihnen: „Es ist mir lieb, meine Herren, Sie kennen zu lernen. Die gütige Aufnahme von seiten der preußischen Unterthanen und ihre bisherige Liebe wird mir unvergeßlich bleiben, und es wird mein vorzüglichstes Bestreben sein, mir diese Liebe zu erhalten. Die Liebe der Unterthanen ist das sanfteste Kopfkissen der Könige; mit Freuden werde ich jede Gelegenheit ergreifen, mich den hiesigen Bürgern dafür erkenntlich zu erzeigen."

Charakteristisch für den Monarchen und die damaligen Zeitverhältnisse ist auch folgender bemerkenswerte Ausspruch eines zeitgenössischen Schriftstellers: „Der sanfte, gutmütige und rechtschaffene Friedrich Wilhelm III. ist kein König für solch ein verdorbenes Volk. Auf Friedrich Wilhelm II. hätte ein richtiger Tyrann folgen sollen, welcher allein der geeignete Herr für solch ein Volk gewesen wäre." Dieser Tadel ist so weittragend und streng, daß er übertrieben erscheint, aber er stimmt mit der von dem glaubwürdigen Stein ausgesprochenen Ansicht überein:

„Ich ehre den König wegen seiner religiösen und sittlichen Grundsätze, seiner Aufrichtigkeit und reinen Liebe zu allem Guten. Ich liebe ihn seines gütigen, wohlwollenden Wesens, seines wohlmeinenden Charakters wegen, aber ich bemitleide ihn, daß er in die-

sem eisernen Zeitalter lebt, in welchem er nur Eins notwendig bedarf, um sich in seiner Stellung zu behaupten, nämlich ein hervorragendes Feldherrntalent, gepaart mit jener rücksichtslosen Selbstsucht, welche im Stande ist, alles zu zermalmen und in den Staub zu treten, und sich nicht scheut, auf Leichen einen Thron zu errichten."

Solch ein unbeschränkter Herrscher und gewaltiger Kriegsherr war damals nicht nur für eine Nation, nein, für ganz Europa eine Notwendigkeit. Und in der That war der Mann bereits herangewachsen, der jene geistigen und körperlichen Fähigkeiten in vollem Maße besaß und auch kein Bedenken trug, durch dieselben seine ehrgeizigen Pläne zu verwirklichen. Aber in weiser Erkenntnis hatte auch schon der Schöpfer der Dinge und Lenker aller menschlichen Schicksale vorhergesehen, daß sein Stolz ihn verleiten würde, über seine Sendung hinauszugehen und deshalb für ebenbürtige Gegner Vorsorge getroffen, die sich der Aufgabe gewachsen zeigten, demselben im Rate der Völker, auf den freien Wogen des Ozeans und blutigen Schlachtfeldern entgegenzutreten. Bis jetzt war General Bonaparte nur als ausgezeichneter Offizier und geschickter Heerführer bekannt, welcher seinem Vaterlande in drangvoller Zeit erstaunliche Dienste geleistet hatte; bis jetzt träumte noch niemand von der alles überragenden Gewalt, welche dieser neue Welterschütterer nachmals errang.

Glücklich für Preußen, glücklich für ihn selbst war nicht auch Friedrich Wilhelm III. ein solch ruhmsüchtiger Feldherr; obgleich die Worte des Heldenkönigs „Il me recommencera" sich bewahrheiten sollten. Denn er mußte die von Friedrich dem Großen eröffnete Laufbahn hohen Kriegsruhms wieder beginnen und es war ihm vergönnt, nach Ueberwindung großer Schwierigkeiten und herben Mißgeschicks sich wieder siegreich zu erheben. Doch setzte er diese Siegeslaufbahn nur fort, deren ruhmvolle Beendigung erst seinem Sohne gelingen sollte, jenem Prinzen Wilhelm, welcher noch nicht ein Jahr alt war, als sein Vater den Thron bestieg.

Die Gefühle, mit welchen der neue König seine Regierung antrat, werden uns in einem an seinen alten Freund, den General Köckeritz, gerichteten Briefe klar dargelegt, welcher dasselbe Datum wie jenes Ereignis, nämlich den 16. November 1797, trägt.

Dieser Brief, den Bischof Eylert mitteilt,[47]) charakterisiert den Verfasser so eigentümlich und interessant, daß er als ein merkwürdiges, authentisches Aktenstück seines Lebens, wenn auch in abgekürzter Form, in unserer Biographie nicht fehlen darf:

„So lange ich Sie, mein lieber Köckeritz, nun kenne, vorzüglich aber in den letzten Jahren, wo ich Sie täglich zu sehen und zu beobachten Gelegenheit gehabt, habe ich mich immer mehr in der Idee bestärkt gefunden, in Ihnen einen Mann zu besitzen, der mir dereinst durch seinen Biedersinn, richtige Beurtheilung, natürlichen Verstand, festen Charakter und die erprobteste Rechtschaffenheit, ganz vorzügliche Dienste zu leisten im Stande sein wird. Mit Recht setze ich nun mein ganzes Vertrauen auf Sie, und zwar aus oben angeführten Gründen."

„Ich bin ein junger Mensch, der die Welt noch immer zu wenig kennt, um sich gänzlich auf sich selbst verlassen zu können, und um nicht befürchten zu müssen, bei aller Vorsicht von unredlichen Menschen hintergangen zu werden; mir muß daher ein jeder gute Rath, sobald er redlich gemeint, willkommen sein. Diesen guten Rath nun erwarte ich aber vorzüglich von Ihnen, und zwar abermals aus oben angeführten Ursachen."

„Ich bitte Sie daher, bleiben Sie immer mein Freund, so wie Sie es bis jetzt gewesen; verändern Sie nicht Ihre Art, gegen mich zu denken, und sein Sie überzeugt, daß ich immer derselbe bin, mag sich auch mein Titel verändern, wie er will. In meiner jetzigen Lage gebrauche ich einen wahren Freund und Rathgeber, mehr, als jeder Andere. Nichts ist aber schwerer, als einen solchen zu finden. Niemand irret sich in Beurtheilung der Menschen mehr, als ein Fürst; und dieses ist ganz natürlich, denn jedermann ist beeifert und gewohnt, sich selbst in dem besten Lichte vorzustellen, seine Höcker und Fehler weislich zu verbergen, und immer im Angesichte des Fürsten anders zu erscheinen, als man wirklich ist, und zwar so, wie man seine Absichten am besten erreichen zu können glaubt. Man lernt sehr bald die Launen und Lieblingsneigungen eines Fürsten kennen, und alsdann wird es dem gewitzigten Menschenkenner nicht schwer, seine Maske, in welcher er erscheinen will, danach zu formen."

„Von Ihnen also erwarte ich, daß Sie sich ohne Geräusch, und ohne besondere Absichten merken zu lassen, nach braven, rechtschaffenen, einsichtsvollen Männern umsehen und zu prüfen bemüht sind, wie und auf was für Art man sie besser zu brauchen, oder zu belohnen im Stande wäre. Sodann haben Sie sich gleichfalls zu bemühen, die öffentliche Meinung, so man gegen mich und meine Anstalten und Absichten hegt, auszuforschen, die Urteile, die man darüber fällt, zu prüfen und wenn sie Ihnen richtig zu sein scheinen, darüber im Vertrauen mit solchen Personen zu sprechen, von denen Sie glauben, daß

sie unpartheiisch reden werden und die Sache aus dem rechten Gesichtspunkte zu beurtheilen im Stande sind. Nun haben aber auch alle Dinge eine gute und eine böse Seite, es muß also nun abgewogen werden, ob das Gute oder das Böse derselben das Übergewicht behält, um im ersteren Falle es zur Ausführung zu bringen, im letzteren es zu unterlassen."

„Wenn Sie nun solche Dinge ausgeforscht, so erwarte ich von Ihrem Biedersinn, daß Sie mir solche bei Gelegenheit vorhalten und mir Ihre Meinung darüber zu erkennen geben. Ich werde gewiß nie die gute Absicht dabei verkennen, vielmehr bemüht sein, davon Gebrauch zu machen."

„Nun noch ein wichtiger Gegenstand, bei dem ich Sie zu gebrauchen willens bin. Nach vielem Hin- und Hersinnen, und nach meiner innern Überzeugung, weiß ich kein besseres Mittel, um die zerrütteten Finanzen wieder herzustellen, und ein auf Ordnung ruhendes, festes System der Staatsverwaltung einzuführen, als wenn ich die erfahrensten und geschicktesten Staatsmänner anhero berufe und eine Commission niedersetze, welche alle Branchen der inneren Staatsverfassung durchgeht und prüft, und sodann die Mittel zu deren Verbesserung und zur Abstellung der eingeschlichenen Mißbräuche ausfindig zu machen, mir selbige sodann vorlegen zu lassen, selbst zu untersuchen, und dasjenige, was ich richtig und anwendbar finde, einzuführen. Doch halte ich aus vielen Gründen eine Mittelsperson hierbei für höchst nothwendig."

„Zu einer solchen schickt sich Keiner so gut, wie Sie. Sie besitzen ganz den Charakter und Humor, der hierzu erforderlich ist, daher auch meine Wahl sogleich auf Sie gefallen, und werden Sie dabei folgendes beobachten. Bei allen Conferenzen werden Sie zugegen sein, um au fait der Verhandlungen zu bleiben und mir davon jedesmal in kurzem rapportiren zu können."

„Aus allem diesen werden Sie ersehen, daß Sie einen großen Geschäftskreis ins künftige werden zu besorgen haben. Bleiben Sie daher immer der nämliche redliche Mann, der Sie bisher gewesen, und geben Sie mir allezeit guten Rath als ein ehrlicher Mann. Meinerseits haben Sie sich alsdann der vollkommensten Dankbarkeit und Erkenntlichkeit zu versichern, und andererseits haben Sie zu bedenken, daß Sie mich nicht allein persönlich verbinden, sondern daß ich Sie gewissermaßen im Namen des Staates auffordere, wirksam für selbigen zu sein, und daß Sie alsdann dereinst die süße Über-

zeugung und Beruhigung behalten werden, nicht wenig zum Wohl und Besten des Ganzen mitgewirkt und dadurch den Dank jedes wohldenkenden Patrioten verdient zu haben. Für einen Mann von wahrer Ehre und Ambition kann wohl keine süßere Belohnung sein."

Übergeben

den 16. November 1797. Friedrich Wilhelm.

General Köckeritz gehörte einer alten ehrenwerten Familie an, die sich indessen damals in weniger guten Verhältnissen befand. Aber der General, ein alter Junggeselle, bestritt mit seinen Mitteln nicht nur seine eigenen Bedürfnisse, sondern er war auch ein sehr edelmütiger und wohlthätiger Mann. In der That war er gegen die Armen und Unglücklichen beinahe bis zur Verschwendung freigebig und dabei doch so schlicht und frei von Prahlerei, daß er seine Wohlthaten zumeist im geheimen ausübte und niemand vor seinem Tode viel davon erfuhr. Er war rechtschaffen, uneigennützig und reinen Herzens, jedoch kein Mann von Talent, auch ohne hohe Begabung zum Feldherrn. Seine Gutmütigkeit verleitete ihn zuweilen zu falschem Urteil, infolgedessen er auch oft seine Gunst an Unwürdige verschenkte.

Nach Dr. Vehse gehörten eine Pfeife Tabak mit Kotbusser Bier und ein Spielchen Whist zu Köckeritz' höchsten Genüssen. Der General war ein lebenslustiger Mann; seine kleinen Schwächen hatten ihn zum Liebling Friedrich Wilhelms II. gemacht. Sein munteres Gesicht und liebenswürdiger Charakter hatten die Blicke des jungen Thronerben auf ihn gezogen, welcher, seine besten Eigenschaften erkennend, durch das starke Band gemischter Achtung und Zuneigung zu ihm hingezogen wurde. An ihn wandte sich daher der junge Fürst sofort, ihm offenbarte er seine innersten Gedanken, noch bevor er am Schlusse jenes Tages, welcher seinen Vater hinwegnahm und ihm eine Krone brachte, sein Haupt zur Ruhe legte.

Friedrich Wilhelm hatte zwar einen gewissenhaften, vertrauenswürdigen Freund erwählt, aber einen, der weder durch natürliche Begabung oder Bildung, noch durch gewonnene Erfahrungen befähigt war, alles das zu leisten, was man von dem ersten und vertrautesten Ratgeber eines Königs verlangen muß, zumal wenn der letztere zaghafter Natur ist und des Selbstvertrauens ermangelt. Dies war bei Friedrich Wilhelm der Fall, obgleich er in reichlichem Maße jenen Edelmut besaß, der stets zur Selbstaufopferung bereit ist. Er fürchtete

die Gefahr und suchte Wagnisse zu vermeiden, nicht aus Besorgnis für sich, sondern für sein Land.

Im Volke war die allgemeine Redensart verbreitet, daß unter der Regierung Friedrichs des Großen der König alles war, die Minister nichts; aber unter der Regierung seines Nachfolgers war der König nichts und die Minister alles. Unglücklicher Weise verblieben nun im Staatsrate Männer, die sich eine Machtstellung erworben hatten und sie auch zu behaupten hofften, welche durch ihre verkehrte und kurzsichtige Staatskunst die Monarchie an den Rand des Verderbens brachten.

Ganz anders als der des General Köckeritz war der Charakter und die Haltung des Freiherrn vom Stein; dieser weilte aber weit von Berlin und seine lange Abwesenheit von der Hauptstadt hatte seine nähere Bekanntschaft mit dem jungen Könige verhindert. Stein war nicht der Mann, den Friedrich Wilhelm II. in seiner Nähe gewünscht hätte, auch hatte der Hof alle Anziehungskraft für Stein verloren. Während der letzten zehn Jahre hatte er ein thätiges, nutzbringendes Leben geführt, obwohl er seine amtliche Stellung wiederholt gewechselt hatte.

Einen großen Teil seiner Zeit hatte er mit Straßenbauten zugebracht, einer Beschäftigung, die man als den Fähigkeiten dieses großen Mannes durchaus nicht entsprechend ansehen könnte; aber stets führte er seine Arbeiten mit wohlberechneter Thatkraft aus, welcher Art sie auch immer sein mochten. So förderte er mit dieser Thätigkeit zugleich den allgemeinen Aufschwung der Wissenschaften, Künste und Gewerbe, welcher den Fortschritt des Landes und des Zeitalters begünstigte, in dem Leute wie Stein für immer Denkmale ihrer Wirksamkeit hinterlassen haben.

Im Jahre 1793 war Stein zum Präsidenten des Gerichtshofes ernannt worden und das Schloß Cleve war sein amtlicher Wohnsitz. Er war so eifrig, wohlthätig und aufopfernd in seinem Wirken, daß er die Herzen des Volkes völlig für sich gewann. Sein Wirkungskreis wurde im Jahre 1796 erweitert, als er zum Regierungspräsidenten von Westfalen ernannt wurde, worauf er seinen Wohnsitz nach Minden verlegte. Wäre Stein zu der Zeit, als Friedrich Wilhelm II. starb, in Berlin gewesen, so hätte er vielleicht die Saat künftigen Unheils ausgerottet, indem er sich eine Stellung unter den Beratern des jungen Königs errungen und gewiß das Vertrauen

des Herrschers, welches er in so hohem Maße verdiente, erlangt haben würde.

Freiherr vom Stein bekleidete jedoch damals ein Amt, das ihm Gelegenheit darbot, Preußen wichtige Dienste zu leisten. Da in Folge der Schwäche und Uneinigkeit in Deutschland das linke Rheinufer eine Beute der Franzosen geworden war, so suchten sich die deutschen Fürsten dadurch für ihre Verluste zu entschädigen, daß sie sich in den Besitz von Bistümern, geistlichen Stiftungen und Klöstern setzten. Durch den Frieden von Luneville waren einige neue Ländergebiete an Preußen gefallen, so Paderborn, Münster und weitere Teile von Westfalen. Stein war mit der Besitznahme derselben beauftragt worden.

Es war keine leichte Aufgabe: Ein römisch-katholischer Bezirk, welcher gut verwaltet worden war und allen Grund hatte, auf den religiösen Geist seines Volkes und seine kirchlichen Stiftungen stolz zu sein, sollte einer protestantischen Regierung unterworfen werden, gegen welche ein starkes Mißtrauen herrschte. Steins sittlicher und religiöser Charakter machten ihn für dieses Amt wie geschaffen. Indem er dem religiösen Geiste, welcher in einigen Teilen des abgetretenen Landes herrschte, schonend entgegenkam, ließ er die bisherigen Gebräuche und Einrichtungen bestehen, wie er sie vorfand, ohne etwas von seinem Protestantismus preiszugeben. Er brauchte sich dem Volke nur in seinem edlen, aufrichtigen, offenen und thatkräftigen Charakter zu zeigen, um Vertrauen zu Preußen einzuflößen.[48])

Eines der Glückwunschschreiben, welche die Königin gelegentlich der Thronbesteigung ihres Gemahls erhielt, war von dem Pastor Georg Andreas Frey, ihrem mehrjährigen Lehrer während ihrer Darmstädter Jugendzeit, an sie gerichtet. Ihre gnädige Antwort ist sorgfältig aufbewahrt worden; sie ist sechs Wochen nach dem Tode des letzten Königs datiert:

„Tief gerührt von den gütigen Wünschen für mein Wohlergehen, welche Sie in Ihrem Briefe vom sechsten dieses Monats ausdrückten, bin ich von der Aufrichtigkeit Ihrer Anhänglichkeit vollkommen überzeugt und glaube auch, daß Sie an den Geschicken meines Lebens stets regen Anteil nehmen werden. Wollen Sie versichert sein, daß ich weiß, daß ich nur in der Kraft der Religion und auf den Wegen der Tugend dauerndes Glück finden kann. Das ist meinem Herzen so tief eingeprägt, daß ich den Eindruck nie verlieren kann, und ich glaube Ihnen danken zu müssen, da Sie diese Gedanken in

mein Herz gepflanzt haben. Empfangen Sie meinen herzlichsten Dank, und seien Sie versichert, daß Sie und jeder Wahrhafte meiner hohen Achtung gewiß sein kann.

Ich bin ewig Ihre dankbare
Luise, Königin von Preußen.

28. Dezember 1797.

König Friedrich Wilhelm III. hatte keine Eile sich die königlichen Ehren beizulegen; im Gegenteil belästigte ihn die dienstfertige Hast, mit welcher sie ihm aufgezwungen wurden. Als er sich zum erstenmale als König zur Tafel begab, sagte er zu dem Diener, welcher ehrerbietig beide Flügelthüren geöffnet hatte: „Bin ich denn auf einmal so viel breiter geworden, daß ich nicht mehr durch eine Thür kommen kann? Und als der Hofmarschall, zum Unterschiede der nunmehr königlichen Küche von der kronprinzlichen, zwei Schüsseln mehr auf den Küchenzettel setzte, da strich sie der König mit den Worten: Ist denn mein Magen größer geworden, seit ich König bin? Soll so bleiben, wie es bis jetzt gewesen ist!"

Schon bei seiner Vermählung ereignete sich ein ähnlicher Vorfall. Friedrich Wilhelm sagte, sobald er sich zur Tafel gesetzt hatte, zu dem aufwartenden Hofmarschall, der sich hinter den Stuhl des Kronprinzen gestellt hatte: „Gehen Sie zu Tische!" „Ich kann nicht, Ew. Königliche Hoheit", entgegnete derselbe. „Heute erfordert es die Etiquette, daß ich Sie bediene." „Nun, wie lange währt es denn?" „Bis Ew. Königliche Hoheit getrunken haben." Der Prinz nahm ein Wasserglas, trank und sagte dann: „So gehen Sie denn; ich habe getrunken."

Unter den zahlreichen Abordnungen, welche erschienen, um dem Könige bei seiner Thronbesteigung den Eid der Treue und des Gehorsams zu leisten, war auch eine der Halloren, oder Salzarbeiter von Halle, natürlicher und urwüchsiger Leute. Als ihre Abgesandten im Palaste ankamen, empfing sie, in Abwesenheit ihres Gemahls, die Königin. Sie zeigte sich so gütig und leutselig gegen dieselben, daß ihnen alle Furcht verging und sie ihre ehrfurchtsvollen Glückwünsche in ihrer ungezwungenen, einfachen Weise zum Ausdruck brachten.

Einer von ihnen erkundigte sich nach dem „kleinen König". „Sie meinen wohl den Kronprinzen?" sagte Luise. „Nein, Majestät, wir meinen den kleinen König. Wir sahen ihn vor zwei Jahren in der

Wiege, und damals war er der kleine Kronprinz; jetzt aber, da sein Vater König geworden, muß er doch der kleine König sein". Luise, welche dieser eigentümliche Einfall belustigte, sagte: Nun, alles, was wir bis jetzt sagen können, ist, daß wir hoffen, daß der kleine König einst ein großer und guter König werden möge." Sie ließ das Kind holen, um es den braven Leuten zu zeigen, welche dasselbe so sehr bewunderten, wie es eine junge Mutter nur wünschen kann.

Diese Sitte ist noch nicht ausgestorben; bis auf den heutigen Tag sehen die Kinder der preußischen Königsfamilie dem jährlichen Besuche der Halloren entgegen. Sie freuen sich über die Früchte, Blumen, Eier und andere ländliche Erzeugnisse, welche ihnen das arme Völkchen bringt. Freude schwellt ihre jungen Herzen unter der Regung des beglückenden Mitgefühls, mit welchem der erhabene Schöpfer alle Familien der Menschen verknüpft hat.

Im Jahre 1798, dem ersten der Regierung ihres Gemahls, wurde das lebensgroße Porträt der Königin von J. H. W. Tischbein gemalt. Der Mode der Zeit entsprechend stellt es sie, unter einem Baume im Garten stehend und an eine Sphinx (das Sinnbild der Weisheit) angelehnt, dar. Das Bild stimmt ganz auffällig mit einer Beschreibung, welche sich in dem Tagebuche einer gewissen Frau Trench vorfindet, überein. Dieselbe zeigt, daß auch von Ausländern die Eigenschaften der Königin anerkannt und gewürdigt wurden, und zwar in unparteiischer Weise, weshalb wir diese Beschreibung für wichtig genug halten, um sie unsern Lesern vorzuführen:

„Heute ging ich zum Hofempfange, welcher hier einer Abendgesellschaft gleicht. Ich wurde dem König und der Königin vorgestellt. Er ist eine schöne, große, soldatische Erscheinung, schlicht und zurückhaltend in seinem Benehmen und in der Anrede. Die Königin erinnerte mich an Burkes Stern, ist voll Leben, Schönheit und Frohsinn und verwirklichte mir alle die phantastischen Vorstellungen, welche man sich in der Kindheit von den jugendlichen, fröhlichen, schönen und prächtigen Königinnen aus „Tausend und eine Nacht" bildet. Sie ist ein Engel von Liebreiz, Milde und Anmuth, groß und schlank und doch von genügender Körperfülle; ihr Haar ist blond, ihre Gesichtsfarbe hell und tadellos; ein unaussprechlich lieblicher Zug ruht auf ihrem Antlitz und bildet dessen vorherrschendes Merkmal.

Da vollkommene Schönheit in der Natur, wie der Stein der Weisen, ein Wahnbild und auch selten bei den höchsten Kunstwerken zu finden ist, so schmälere ich ihre Reize nicht, wenn ich sie nicht für

fehlerfrei erkläre. Ein unschön geformter Mund, leidliche Zähne, eine breite Stirn und große Gliedmaßen sind die einzigen Mängel, welche die strengste Kritik entdecken kann. Dagegen sind ihr Haar, ihre Gestalt, ihre Schultern, ihr Wuchs, sowie ihre Bewegungen tadellos. Diese kleinen Fehler beweisen nur, daß sie ein Weib und keine Bildsäule ist. Alles in allem ist sie eins der reizendsten Geschöpfe, die ich je gesehen; auch war ihre Kleidung höchst geschmackvoll." [49])

Friedrich Wilhelm III. hielt, in der Hoffnung die Millionen wieder ersetzen zu können, die sein Vorgänger verschwendet hatte, an seinem Entschlusse, die größtmögliche Sparsamkeit zu üben, unerschütterlich fest. „Der König wird von den Einkünften des Kronprinzen leben müssen", sagte er; und seinem Entschlusse treu wechselte er seinen Wohnsitz nicht, sondern bewohnte den Palast weiter, welcher gewöhnlich für den Thronerben bestimmt war.

Darauf bezieht sich folgende Unterschrift unter einem kurz nach der Thronbesteigung erschienenen von Henne in Kupfer gestochenen Bilde der königlichen Familie: „Friedrich Wilhelm und Luise, sie wohnen alle Beide ja so gern noch jetzt wie vormals unter eines Hauses Obdach u. s. w." Auf dem Bilde sitzt der junge König neben seiner Gemahlin und beide freuen sich des Anblicks ihrer Kinder; der Kronprinz steht neben seinem Vater, die Hand an einen kleinen Degen gelehnt; den Prinzen Wilhelm hat die königliche Mutter auf dem Arme.

Auch vermied er jede Art von Prachtaufwand, welcher ihn genötigt haben würde, seine Hofhaltung zu vergrößern. Zum General Köckeritz soll er folgendes geäußert haben: „Mein seliger Großonkel hat gesagt, ein Schatz sei die Basis und Stütze des preußischen Staates. Nun aber haben wir nichts als Schulden. Ich will so sparsam sein, als es mir immer möglich ist. Keine Schenkungen mehr. Hat das Land dringende Bedürfnisse, wie bei Brandschäden, Überschwemmungen, Mißernte, dann will ich von Herzen gern geben. Nur aber keinen Aufwand, der ist mir zuwider".

Friedrich Wilhelm und Königin Luise waren deshalb nicht minder glücklich, da Einfachheit ihrem Geschmacke entsprach. Wenn sich ihre Majestäten zur Weihnachtszeit in Berlin aufhielten, wandelten sie ohne Umstände auf der Messe umher, welche auf den offenen Plätzen der Stadt abgehalten wird. Eine große Anzahl von Buden und Wälder von Christbäumen werden stets zu beiden Seiten des alten Königspalastes, auf dem früheren Exerzierplatze, dem heutigen Lustgarten, und auf dem Schloßplatze aufgestellt.

Eines Tages als der König und die Königin auf einen Spielwarenstand zugingen, erkannte sie eine Bürgersfrau, verbeugte sich ehrfurchtsvoll und trat zurück, um Platz zu machen. Die Königin aber sprach sie mit jener sanften Stimme und jener so eigentümlich gewinnenden Ungezwungenheit an: „Bleiben Sie nur, liebe Frau, was soll denn der Kaufmann sagen, wenn wir ihm seine Kunden vertreiben?“ Sie fragte weiter, ob sie wohl gekommen wäre, um Spielsachen für ihre Kinder einzukaufen und erkundigte sich wie viel sie deren hätte. Als sie hörte, daß sie einen Sohn im Alter des Kronprinzen habe, kaufte die Königin einige Spielsachen und gab sie der Mutter mit den Worten: „Nehmen Sie diese Sachen, liebe Frau, und geben Sie dieselben Ihrem Kronprinzen im Namen des Meinigen“.

Hier mag auch jene Erzählung Platz finden, die ebenso charakteristisch für die Mildthätigkeit unserer Luise ist, wie sie die bei uns zur frohen Weihnachtszeit üblichen Bräuche bezeichnet. Ein in Berlin lebendes Elternpaar befand sich in einer so unglücklichen Lage, daß Geld, Mut und Willenskraft ihnen gänzlich fehlten. In tiefer Niedergeschlagenheit sagten sie den Kindern, sie könnten dieses Jahr keinen Christbaum haben, da das Christkind den Baum und die Gaben selbst bringe und dieses Jahr wohl ihrer nicht gedenken würde.

So enttäuscht suchten die Kinder, geleitet von den Eingebungen ihrer erregten Phantasie, die Hilfe des guten Christkindes in ihrer eigenen Weise. Der Weihnachtstag kam und die niedergeschlagenen Eltern wunderten sich gar sehr, ihre Kinder so voller Freude zu sehen, da man weder Geschenke eingekauft hatte, noch ein Baum für sie angezündet werden sollte.

In froher Erregung warteten sie an dem Fenster, klatschten vor Freude in die Hände, als die Thürklingel ertönte und riefen aus: „Jetzt kommt es!“ Man öffnete die Thür und ein Diener erschien mit einem glänzenden Baume und mehreren Packeten, von denen jedes an ein Mitglied der Familie gerichtet war. „Hier muß ein Irrtum vorliegen“, sagte die Mutter. „Nein, Nein“ rief der Knabe, es ist ganz in der Ordnung. Ich schrieb dem guten Christ und erzählte ihm, was wir uns wünschten, und daß ihr uns dieses Jahr nichts kaufen könntet“.

Die Eltern nahmen diesen Abend an der Freude ihrer Kinder teil und später offenbarte sich das Geheimnis. Der Postmeister, erstaunt über einen Brief, der augenscheinlich von einem sehr jugendlichen Schreiber

herrührte und an das Christkind gerichtet war, hatte denselben in den Palast geschickt mit der ehrerbietigen Anfrage, was mit einem so sonderbar überschriebenen Briefe geschehen solle. Königin Luise las denselben und in ihrer echt christlichen Nächstenliebe bereitete sie den Kindern ihr glücklichstes Weihnachtsfest.

Um diese Zeit liebte es die junge Königin, große Gesellschaften um sich zu versammeln, aber nicht um ihrer selbst willen. Vielmehr belebte sie jede Unterhaltung mit ihrem heitern Frohsinn und ging in herzlicher und ungezwungener Weise auf alles ein. Ein sonnenhelles Lächeln oder ein Blick aus ihren lachenden blauen Augen war ein Zeichen der Gunst, das die vielen, deren Herzen die liebliche Anmut und das liebenswürdige und huldvolle Benehmen einnahm, begierig suchten. Ein junger Engländer, welcher einer solchen Hofgesellschaft beiwohnte, hat von der Art und Weise, wie man das neue Jahr willkommen hieß, eine ergötzliche Schilderung entworfen:

„Es war Mitternacht und man tanzte gerade einen ländlichen Tanz, als plötzlich die Musik aufhörte; jeder Musiker ergriff ein französisches Horn und sie bliesen sich in so freudiger Stimmung in das neue Jahr hinein, daß man hätte denken können, der Schlauch des Aeolus wäre von neuem geplatzt. Der erste Stoß machte dem Tanzen ein Ende, doch nur für den Augenblick, und jetzt folgte ein solches Durcheinander von Küssen, Umarmen, Beglückwünschen und Händeschütteln, wie ich es nie vorher gesehen habe. Nachdem wir so das neue Jahr eingeweiht hatten, wurde der Tanz wieder aufgenommen, der uns mit dem Abendschmause bis drei Uhr früh in Anspruch nahm“.[50])

Der König hatte die Gewohnheit, in Berlin in der Uniform eines gewöhnlichen Offiziers der Gendarmen, und nur von einem Adjutanten begleitet, spazieren zu gehen. Begleitete ihn die Königin, so konnte man Ihre Majestäten oft ganz ohne Gefolge im Tiergarten, einem hainartigen Parke außerhalb der westlichen Thore der Stadt, lustwandeln sehen; manchmal gingen sie auch Arm in Arm auf der Promenade, welche in der Mitte der breiten Straße „Unter den Linden“ für Fußgänger bestimmt ist.

Um diese Zeit war die eherne Gruppe, welche die Siegesgöttin nach der altgriechischen Auffassung darstellt, über dem Brandenburger Thore errichtet worden. Die beschwingte Göttin steht auf einem Kriegswagen nach vorn gebeugt, um über den sich bäumenden Rossen des Viergespanns die Zügel zu halten. Die Gruppe ist wahrhaft

schön, leicht und anmutig und von zwei Seiten sichtbar: östlich von dem Brandenburger Thore aus nach dem alten Berliner Schlosse zu, und westlich von dem Thore, in der Richtung nach dem königlichen Schlosse in Charlottenburg. Außerhalb des Thores beschattet die Baumreihe eine breite, gerade Straße, welche durch den Tiergarten hindurch nach jener Vorstadt führt, welche rings um den zu ihrer Zeit einsamen Lieblingsaufenthalt der Königin Sophie Charlotte entstanden ist.

Ein hoher Meilenstein, nicht weit vom Schlosse, zeigt an, daß dasselbe eine Meile von dem Dönhofsplatze in Berlin entfernt ist. Die Bäume, welche hier außerhalb Berlins in der frischen Luft aufgewachsen sind, gedeihen besser als die, welche innerhalb der Stadt die Doppel-Allee bilden und der heute so herrlichen Straße den merkwürdigen Namen „Unter den Linden“ geben.

Man vergleicht dieselbe mit den Boulevards in Paris, doch am Schlusse des letzten Jahrhunderts war sie noch nicht mit so prächtigen Kaufläden geschmückt. Die Bäume tragen auch viel zur Gesamtwirkung bei. Linden, Eichen und Nußbäume wachsen in harmonischer Mannigfaltigkeit nebeneinander, doch sind sie alle als die Linden von Berlin bekannt, — die historischen Linden, die zur Zeit des großen Kurfürsten gepflanzt, mit dem Königreiche Preußen gleichzeitig herangewachsen sind.

Neuntes Kapitel.

Am 25. Mai 1798, sechs Monate nach dem Tode seines Vaters, unternahm Friedrich Wilhelm III. eine Reise in die östlichen Provinzen seines Landes, um dieselben kennen zu lernen, und die feierliche Huldigung in Königsberg entgegenzunehmen. Die Königin, welche er seinen Unterthanen vorstellen wollte, begleitete ihn; der Bequemlichkeit halber trennten sie sich indessen hie und da, um bald an einem bestimmten Orte wieder zusammenzutreffen.

Der König hatte durch seinen Staatsminister von Schrötter schon vorher bekannt geben lassen, daß man alle Pracht und jeden Aufwand möglichst vermeiden solle: „Ich selbst" so schrieb er an ihn, „werde kein königlich Gepränge, aber ein treues, landesväterliches Herz meinen guten Unterthanen entgegenbringen, und ihre Liebe und biedere Anhänglichkeit wird mich um so inniger rühren, je prunkloser sie sich äußern wird. Ihr werdet mich verbinden, wenn Ihr diese meine Gesinnungen ohne Eklat verbreiten könnt."

Ebenso schrieb er an das General-Direktorium: „Ich erfahre, daß man bereits hin und wieder an den Örtern, durch welche die Huldigungsreise mich führen wird, auf Anstalten zu einem feierlichen Empfange an mich denkt. Als Zeichen der Zuneigung von Seiten meiner treuen Unterthanen würden mir diese Feierlichkeiten, selbst bei der Ermüdung der Reise, höchst schätzbar und willkommen sein. Allein die Liebe des Volkes hat untrüglichere Merkmale, die von keiner Gewohnheit und Herkommen abhängen, sondern gerade aus dem Herzen kommen. Nur diese haben für das meinige wahren Wert und ich verdanke ihnen während meiner Regierung manche frohe Stunde.

Ich hoffe sie auch während meiner Reise in den Provinzen wiederzufinden.“

Sehr wenige von den ältesten Einwohnern der entfernten Bezirke, durch welche sie reisten, hatten jemals eine Königin gesehen; denn es war ganz ungewöhnlich, daß die Gemahlin eines Landesherrn denselben auf einer Reise durch die weit abgelegenen Provinzen begleitete. Die schlichten Leute sahen daher dem Erscheinen der Königin Luise mit begierigem, fast schwärmerischem Verlangen entgegen, das sich dann auch in der begeistertsten Begrüßung Luft machte. Die edle, so lieblich schöne, so königliche und doch in ihrem Benehmen so leutselige Frau fühlte für die Unterthanen ihres Gemahls ein ebenso tiefes Interesse, wie diese für sie, und nahm wirklich warmen Anteil an jedem der ehrlichen Gesichter, die von treuergebener, aufrichtiger Gesinnung strahlend zu ihr aufschauten. Der Gedanke „Dies ist unser Volk“ rührte ihr Herz so wahrhaft als der Gedanke „Siehe da den König und die Königin“ die Gemüter des Volks bewegte. Dies Gefühl war gegenseitig ein wahrhaftes und gestaltete sich wirklich zu einem Band der Liebe.

Die Königin war schon am 24. Mai, und zwar in Begleitung ihrer Obersthofmeisterin und der beiden Fräulein von Viereck, von Berlin abgereist und hatte in Freienwalde übernachtet, da sie nur kleinere Tagesfahrten unternehmen sollte. Als sie in Stargard in Pommern ankam, hatten sich neunzehn kleine Mädchen in weißen Kleidern mit roten Bändern und Kränzen von Immergrün aufgestellt und streuten aus ihren Körbchen Blumen vor dem Hause, in welchem die Königin ihren Aufenthalt nehmen wollte. Bei der Leutseligkeit derselben gewann sie bald die Herzen der Kinder und diese erzählten ihr, daß sie eigentlich ihrer zwanzig gewesen, aber eins sei nach Hause geschickt worden, weil es gar zu häßlich ausgesehen habe. „Das arme Kind!“ rief die Königin aus, es hat sich gewiß recht auf meine Ankunft gefreut und nun wird es zu Hause sitzen und wegen der unverschuldeten Zurücksetzung seine bittern Thränen weinen.“ Sogleich ließ sie das kleine Mädchen herbeiholen und erfreute gerade sie am meisten durch ihre Freundlichkeit und Huld.

In Stargard musterte der König am 26. Mai die Truppen, wobei auch die Königin zugegen war. Inmitten der Volksmenge gewahrte die Königin auch einen alten pommerschen Landmann, welcher sich vergeblich bemühte, durch das Gedränge hindurchzukommen. Da gab die Königin sofort Befehl, Platz zu machen, damit der

alte Mann das geliebte Herrscherpaar ganz in der Nähe betrachten könne.

Am 27. Mai reiste die Königin von Stargard weiter, zunächst nach dem Schlosse Plathe, wo Herr und Frau von der Osten, die Tochter des verstorbenen Mecklenburg=Strelitzschen Hofmarschalls von Normann, sie empfingen, und von da nach Köslin. Bei einem Dorfe unweit dieser Stadt umringte eine Schar von Landleuten den Wagen der Königin, und der Ortsschulze bat sie auszusteigen und einige ihr zubereitete Erfrischungen anzunehmen. Die gnädige Königin enttäuschte sie nicht, sie folgte der Einladung, genoß das einfache Mahl und benutzte die Gelegenheit, um sich mit den Dorfbewohnern über ihre Verhältnisse, Familien= und Lebensweise zu unterhalten.

Von Köslin aus ging die Fahrt weiter nach Stolpe, und unterwegs versäumte die Königin nicht, den Fahnenberg zu besteigen, der eine köstliche Aussicht auf die Ostsee gewährt. Überall war der Königin ein festlicher Empfang von seiten der Bewohner bereitet, die in vollem Staate in ihrer eigentümlichen, alten Landestracht erschienen. Die alte Obersthofmeisterin berichtet darüber:

29. Mai. Überall Gedränge, Ehrenpforten, Blumenkränze und Erfrischungen. Wir aßen zu mittag in Stolpe, wo die Königin auch einige Stunden blieb, und ich ihr eine Menge Damen präsentiren mußte. Man überreichte ihr ein schönes Geschenk, das Portrait des Königs in Bernstein gefaßt, an einer Bernsteinkette. Um 3 Uhr ging es weiter; um 6 Uhr waren wir in Lauenburg.

30. Mai. Um 9 Uhr von Lauenburg weiter, die Stadt ist nicht hübsch. Wir reisen immerwährend, begleitet von einer Masse Menschen, die sich überall erneut. Es wurde heute unterwegs angehalten, um Toilette zu machen, und durch das Gehöft von Brünneck durchgefahren, was sehr hübsch ist. Eine Meile vor Danzig war ein Zelt aufgeschlagen, in dem eine Deputation uns erwartete; auch Massow und der Minister Schrötter waren dabei. Als wir in Danzig einfuhren, donnerten die Kanonen und die Schiffe hatten alle geflaggt, die im Hafen lagen. Die Stadt ist groß und reinlich; in den Straßen wogte eine dicht gedrängte Menschenmenge, die mit Jubelrufen die Königin empfing. Wir wohnen im Haus des Gouverneurs General Kalkreuth, der uns entgegen geritten kam; seine Frau empfing uns im Hause, und war ganz unerträglich. Der König kam erst um 8 Uhr herein, ein bischen übler Laune von dem unaufhörlichen Vivat=Schreien, und gleich nach dem Souper ging Alles zu Bett.

31. Mai. Gegen 2 Uhr fuhren wir nach Oliva (das Kloster ist geschichtlich merkwürdig durch den Frieden von Oliva 1660, in Folge dessen der große Kurfürst endgültig als souveräner Fürst von Preußen von den Großmächten anerkannt wurde), nachdem wir vorher die Revue der Truppen mit angesehen hatten. In Oliva großes Diner; die Baulichkeiten sind wundervoll; nach Tisch präsentirte ich viele Damen. Spaziergang im Garten, dann im offenen Wagen nach dem Carlsberg gefahren, wo man die schönste Aussicht der Welt hat und weit hinaus die Stadt und das Meer übersieht. Abends wieder in der Stadt großes Damen-Souper, dann Illumination und Herumfahren in den Straßen. Wir kamen schließlich sehr spät zurück, worüber der König ganz ungehalten war.

1. Juni. Um 11 Uhr an den Strand gefahren, wo die Königin von der Kaufmannschaft feierlich empfangen wurde. Eine unabsehbare Menschenmasse war hier versammelt; wir wurden auf eine Art Balkon geführt, der auf dem Deck eines Schiffes errichtet war, und von dem aus man zwei Schiffe vom Stapel laufen sah. Auf dem einen war das Bild der Königin, das andere soll den Namen des Kronprinzen führen. Es war in der That schön mit anzusehen, wie die Schiffe flott wurden. Dann fuhren auch wir in einer Gondel aufs Meer hinaus und schließlich bestiegen wir ein großmächtiges Schiff, das einem der Kaufherren Namens Frantzius gehörte, der mitten drin einen Eßsaal hatte erbauen lassen, wo wir Mittag aßen. Drei der Kaufherren aßen mit uns, dieser Frantzius und zwei andere.

Es war sehr schön; in meinem ganzen Leben habe ich keinen so schönen Anblick gehabt als den dieses Hafens. Nach dem Essen ließen wir uns in den unteren Teil des Schiffes führen, auch König und Königin gingen unten herum und sahen alles an; und nachher fuhren wir in einer Schaluppe noch einmal ganz weit hinaus in die sonnengoldene Ostsee. Es war ganz wundervoll über das leuchtende Meer hinzusehen, belebt von der Masse der Fahrzeuge, die dem unsrigen folgten und es umschwärmten, dabei die ganze Luft zitternd von den Hurrah's und Freudenrufen für König und Königin; das machte ihnen beiden eine große Freude."

Ebenso erwiesen englische Schiffe, die eben dort vor Anker lagen, den preußischen Majestäten eine unvorhergesehene Aufmerksamkeit. Das Schiffsvolk unter den englischen Flaggen ließ, hinter seinen Masten, Segeln und Tauen versteckt, sich zuerst gar nicht blicken. Jedes der Fahrzeuge schien wie ausgestorben oder wie das leere,

lautlose Geisterschiff des „Fliegenden Holländers“, nur daß nicht einmal er, der bleiche Kapitän, wie in der Sage, einsam am Mastbaum lehnte.

Plötzlich, als die Herrenschute mit dem König und der Königin von Preußen heranfährt, wird es auf den englischen Schiffen lebendig. Jauchzend kommen alle Matrosen und Schiffsjungen in frisch gewaschenen Leinen zum Vorschein, sie klettern flink die Masten hinauf, machen sich an Segeln und Tauen zu schaffen, dabei „im höheren Chor“ englische Volkslieder anstimmend, darunter God save the king. Der König nimmt den Hut ab, die Königin weht mit dem Tuche, während die englischen Seeleute den Majestäten zu und hinter ihnen herjubelten.[52])

Auch die Handwerker in Danzig empfingen den König und die Königin aufs feierlichste. So überreichten die Bernsteinarbeiter des Bezirks Ihrer Majestät eine prächtige Bernstein-Halskette, welche sie zur lebhaften Freude der Handwerker während ihres Aufenthalts in Danzig beständig trug.

Aber heitere Gesellschaftszirkel und glänzende Schauspiele müssen die, welche die Einfachheit lieben, stets ermüden. Das fühlte auch die junge Königin und erfrischte sich und ihre Gesellschafterinnen durch Ausflüge aufs Land hinaus. Eines Tages bestiegen sie, wie oben erwähnt, den Karlsberg, wo der Genuß der herrlichen und mannigfaltigen Rundsicht über Land und Meer, Körper und Geist frische Belebung brachte. Die Hochfläche auf der sie stand, heißt jetzt noch Luisenhain, und auch der zu ihrem Empfange gebaute Kiosk blieb noch längere Zeit bestehen.

Am zweiten Juni reiste dann die Königin weiter über Frauenburg nach Königsberg. In der Nähe von Klemensfähre, dem Übergange über die Nogat, hatten die Elbinger Kaufleute ein Zelt aufschlagen lassen, in dem der König und die Königin das Mittagessen einnehmen sollten. Friedrich Wilhelm musterte vorher noch die Truppen in Marienburg, weshalb man die Königin fragte, ob sie das Essen aufzutragen befehle. Sie aber antwortete: „Nein, ich speise nicht eher, als bis mein Mann kommt. Es ist Pflicht der Frau, mit dem Essen auf den Mann zu warten.“

Die Lokalbehörden hatten Verbote erlassen, daß niemand den König auf dieser Reise durch Überreichen einer Bittschrift belästigen dürfe. Dennoch ließ sich ein Bauer während dieses Mahles eine Übertretung zu schulden kommen, beugte die Knie vor dem König und

hielt eine Bittschrift empor. Der König nahm sie an, bemerkte aber dabei in hörbarem, eindringlichem Tone: „Aufstehen! Nur vor Gott knien! Ein Mensch soll nicht vor Menschen knien!“

Am dritten Juni nachmittags in Königsberg angekommen, wohnten sie etwa eine Woche im Palaste der alten preußischen Hauptstadt. „Vom letzten Relais an, bis zur Stadt selbst“ berichtet die Gräfin von Voß „war die Hitze, der Staub, und das Menschengetümmel so arg, daß man buchstäblich nicht mehr sehen und athmen konnte. Alle Häuser der Stadt waren mit Fahnen, Kränzen und Flaggen bedeckt, überall war Musik; am Thor eine Menge weißgekleideter junger Mädchen, die der Königin einen großen Korb voll der schönsten Blumen brachten. Wir fuhren quer durch die Stadt an den Strand, wo unzähliche beflaggte und bekränzte Schiffe an den Quais entlang lagen, alle Matrosen weiß angezogen, die uns mit Hurrah-Rufen begrüßten und ihre Hüte schwenkten.

Vor dem Schloß standen alle Generäle und höheren Offiziere und außerdem eine solche Masse Menschen, daß es sich nicht beschreiben läßt! Die beiden Kammerherren Keyserling und Graf Sacken wurden vorgestellt. Die Gräfinnen Dönhoff, Groeben und Osten, die Herzogin von Holstein und noch einige andere Damen empfingen die Königin im Schloß. Sie hielt dieselben jedoch nicht lange bei sich fest und zog sich bald zurück. Das Schloß ist groß, aber häßlich; ich wohne in den Kinderzimmern des Grafen Brünneck, König und Königin in seinen eigenen Zimmern.“

Auch hier wurden sie also mit dem wärmsten Ausdruck der Anhänglichkeit bewillkommnet; eine ungeheure Menschenmenge drängte sich zusammen, um des Königs und der Königin beim Vorbeifahren ansichtig zu werden und ihnen ihre Ehrfurcht zu bezeugen. Einmal im Leben das liebenswürdige Angesicht der Landesmutter geschaut und ein Lächeln von ihr erlangt zu haben, war ein Glück, dessen man sich dankbar erinnerte, und da viele Frauen ihre Kinder aus diesem Grunde mitgebracht hatten, so galt es nachher als eine Fügung der Vorsehung, daß kein ernstlicher Unfall dabei sich ereignet hatte. Immer und immer wieder wurden der Königin Luise Blumensträuße und Gedichte des Willkommens überreicht, und ihr Weg war gleichsam mit Blumen bestreut.

Das große Königsberger Schloß gleicht zwar weder dem romantischen Heidelberger Schlosse, noch dem prunkvollen Hradschin in Prag, es zeichnet sich aber aus durch seine hohe die Stadt be-

herrschende Lage, seinen gewaltigen Umfang, seinen viereckigen Hof, in dem mehrere Regimenter sehr bequem sich aufstellen können, und seinen großartigen, über die Gewölbe der Kirche hinlaufenden Moskowitersaal mit den großen hellen Fenstern nach allen vier Seiten, von denen man die schönste Aussicht auf Stadt und Land genießt. Aus einem dieser Fenster schaute die Königin am fünften Juni dem Huldigungsakte zu, bei welchem die Truppen dem Könige den Eid der Treue in deutscher und polnischer Sprache schwuren. Am folgenden Abende fand in dem großen Moskowitersaale ein Ball statt, zu dem der König Edelleute, Bürger und Bauern als Gäste hatte einladen lassen.

Auf recht erfreuliche Weise gaben die Innungen der Königsberger Handelsherren ihrer treuen Ergebenheit Ausdruck. Mit einer unter sich gesammelten großen Geldsumme veranstalteten sie für alle Hilflosen und Elenden, die sie zusammenbringen konnten, ein Fest, und ließen auch jedem armen Hausvater ein Mahl, einen Thaler und ein nützliches Geschenk verabreichen, zur Feier des Königlichen Besuchs in der ehrwürdigen Hauptstadt.

Bei diesem Aufenthalte der Majestäten in Königsberg hatte der Prediger Lefort als Vertreter der französischen Gemeinde um eine Audienz bei der Königin nachgesucht und war um elf Uhr vormittags befohlen worden. Da aber Luise inzwischen von anderer Seite in Anspruch genommen wurde, ließ sie ihm eine Stunde vorher sagen: „sie werde die Herren Deputirten erst um drei Uhr empfangen können und bitte daher, ihr erst um diese Stunde das Vergnügen zu machen, bei ihr zu erscheinen.“ Als nun die Deputation um drei Uhr erschienen war, sagte die Königin zu dem Prediger Lefort: „Mein Mann und ich haben recht lebhaft gewünscht, Preußen zu sehen; wir sind von Freude durchdrungen, uns von unsern braven Preußen umringt zu sehen, die sich immer durch ihre Anhänglichkeit an das Vaterland und durch ihre Liebe zum Könige ausgezeichnet haben.“

Wenn auch diese und ähnliche Züge nach jetziger Ansicht als nichts Außergewöhnliches erscheinen, so muß man doch bedenken, daß zu jener Zeit an deutschen Höfen, sogar an den kleineren, noch ein sehr hoffärtiges Wesen herrschte. So hatte z. B. in Hildburghausen der Vorgänger des regierenden Schwagers Luisens eine Rangordnung erlassen, die das Hofpersonal in nicht weniger als dreizehn Klassen, von den Excellenzen bis zu den Lakaien herunter, teilte.

Für ihre Zeit also wurde die Königin Luise, die durch ihre reine, musterhafte Ehe schon längst ein weithin leuchtendes Beispiel für

das deutsche Familienleben geworden war, durch ihre edle Einfachheit auch ein Vorbild in fürstlichen Kreisen und löste so allmählich auch das Hofleben aus dem Banne der französischen Formen. Sie suchte es auf jene frühere, dem deutschen Charakter weit mehr entsprechende Traulichkeit zurückzuführen, welche den Fürsten als den Landesvater und die Fürstin als die Landesmutter ansieht und mit der Ehrfurcht die Liebe des Volkes vereinigt. Das war auch der Gedanke eines damaligen Königsberger Festgedichtes:

„Der Preußensohn will seinen König kennen,
Des Landes Tochter ihre Königin.
O glücklich Volk! Ihn darfst Du Vater nennen
Und Mutter Deine Herrscherin!“

Am neunten Juni verließ der König die Stadt, um über Georgenburg nach Warschau zu reisen, und am zehnten folgte die Königin auf einem anderen Wege. Trotz der herrschenden ungewöhnlichen Hitze bestand eine große Anzahl Bürger von Königsberg darauf, Ihrer Majestät nach Warschau das Ehrengeleit zu geben.

Auf dieser Reise stürzte der Wagen der Königin, als man eine steile Höhe hinabfuhr, mangels gehöriger Vorsicht seitens des Kutschers, um. Die Gräfin von Voß meinte, dieser sei nicht ganz nüchtern und gab ihm und einigen anderen Bedienten, die tadelnswürdig erschienen, einen scharfen Verweis. Die Königin legte sich mit ihrer gewohnten Herzensgüte dazwischen und sagte: „Lassen Sie nur gut sein, liebe Voß. Gott sei Dank, mir fehlt nichts, und die Leute haben sich dabei gewiß mehr erschrocken, als wir selbst.“

Der König zog am Abende des 13. Juni in Warschau ein, während die Königin kurz darauf folgte. Der König hatte die ganze Reise, selbst in die vor kurzem erst eroberten Gebiete, ohne militärisches Geleit unternommen. Über den Grund befragt, äußerte er: „Ich bin gewohnt, mich bei Bereisung meiner alten Provinzen nur von der Liebe meiner Unterthanen escortiren zu lassen, und bin weit entfernt, zu glauben, andere als ähnliche freundliche Gesinnungen in den neuen Provinzen zu finden.“ Ebenso unterließ es Friedrich Wilhelm, die gewöhnliche Schloßwache durch eine Ehrenwache zu verstärken und gestattete jedem, der eine Bittschrift darreichen wollte, freien Zutritt.

Der König hatte zu verstehen gegeben, daß er besondere, zu seinem Empfange getroffene Vorbereitungen nicht wünsche. Der Grund hiervon ist unbekannt; vielleicht fühlte er, daß die Einwohner

dieser Hauptstadt der neuerworbenen polnischen Provinzen sich des Besuchs eines Königs von Preußen nicht von Herzen freuen möchten, und sicherlich wollte sie Friedrich Wilhelm nicht nötigen, ihm Ehre zu erweisen, — an unfreiwillig dargebrachter Huldigung konnte ihm nichts liegen. Aber bei dem Einzuge wurde er gewahr, daß beinahe alle Einwohner ihre Häuser verlassen haben mußten, um ihn zu bewillkommnen. Die Bürger hatten sich nach Zünften aufgestellt und bildeten von der Brücke zum Palaste, etwa sechshundert Schritte weit, Spalier. Ihre Majestäten wurden mit jubelnden Zurufen, Freudengeschrei und flatternden Fahnen begrüßt; die Bewegung erreichte den höchsten Grad, aber es herrschte die vollkommenste, harmonische Ordnung. Auf den Stufen des Palastes standen fünfzig weißgekleidete Bürgertöchter mit Kränzen auf dem Kopfe und Körbchen in der Hand. Als sie dann ihre lieblichen Blumen streuten, nahmen der König und die Königin die schöne Huldigung mit gnädigem Danke auf.

Am nächsten Tage folgte eine Truppenschau von seiten des Königs, an welche sich ein Festmahl schloß, während die Königin einen Hofempfang abhielt. Abends fand glänzende Beleuchtung statt, und der Graf von Hoym, Geheimrat und Staatsminister, gab ein großartiges Fest, bei welcher Gelegenheit die Königin den Ball durch eine Polonaise, die sie mit dem Fürsten Radziwill tanzte, eröffnete.

Nach fünftägigem Aufenthalte in Warschau reiste der König am 18. Juni in der Frühe ab; die Königin folgte zu späterer Stunde. Bei ihrer Abreise hatten die Bürger der verschiedenen Gilden bereits Aufstellung genommen, um Luisen das Ehrengeleit zu geben. Da sie ihnen die Mühe ersparen wollte, hatte sie die angebotene Aufmerksamkeit wiederholt abgelehnt, gestattete ihnen aber jetzt beim Verlassen ihrer Stadt, sie bis zum Gehege von Wola zu begleiten, wo die treugesinnten Warschauer Bürger Spalier bildeten, während die königlichen Wagen durchfuhren. Zum Zeichen des Abschieds wurden die Flaggen zu Boden gesenkt, in lauten Zurufen Glückwünsche dargebracht und treue Anhänglichkeit gelobt. Die Königin nahm mit jener Anmut Abschied, der die Natürlichkeit so besonderen Reiz verlieh; ihr Benehmen war ein zuverlässiges Kennzeichen ihrer Gedanken und Gefühle.

Die Einwohnerschaft der nahen Dörfer Kleinkösel und Wiosko ging der Königin entgegen und stellte sich an ihrem Wege in Ordnung auf. Sechzehn Bauernmädchen in Sonntagstracht begrüßten sie mit dem Gesange eines munteren, polnischen Liedes; und als der

Wagen über die Grenze fuhr, die früher Polen von Preußen geschieden hatte, geschah dies unter einem vom Landvolke errichteten Triumphbogen, während vierundzwanzig Polen, lauter Landbauern, in ihrer Sprache ein angemessenes Lied sangen.

Der dem König und der Königin in Warschau und auf dem ganzen Wege durch die jüngst erworbene Provinz bereitete herzliche Empfang muß ihnen zu besonderer Befriedigung gereicht haben, und darf bei Schilderung dieses Zeitabschnitts nicht unbeachtet gelassen werden. Die von dem schlichten, naturwüchsigen Volke freiwillig bekundete Treue und Ergebenheit zeigt, daß schon damals sichere Ordnung und ruhiges Behagen aus der Verwirrung hervorgegangen waren, daß das Volksgemüt gewonnen war, und mindestens eine bedeutende Anzahl Polen den Segen, den sie unter einer festgegründeten Regierung genossen, wie sie ihnen und ihren Vätern so lange fremd gewesen, wohl zu schätzen wußten.

Die Königin reiste weiter durch die reiche und stark bevölkerte, mit dem Andenken Friedrichs des Großen unauflöslich verknüpfte Provinz Schlesien. Die Schlesier zeichnen sich durch die Thatkraft und den Erfolg aus, mit dem sie auf allen Gebieten des Gewerbfleißes thätig sind, und doch hatte die unterthänig ergebene Bewillkommnung, die dem königlichen Paare dort zu teil wurde, im höchsten Grade einen gleichsam poetischen Anstrich. Die Bewohner errichteten Triumphbogen und schmückten sie kunstvoll aus. In Wartenburg wurde aus Fichtenbäumen und Immergrün ein Tempel aufgebaut, in dem, der Liebe zur Allegorie und dem damals herrschenden Geschmacke für klassische Anspielungen entsprechend, sich eine Anzahl weißgekleideter Jungfrauen aufstellten. Der alten Vorstellung gemäß sollten diese an einem Altare wachen, auf dem eine heilige Flamme brannte, welche nicht erlöschen durfte. Als man der königlichen Wagen ansichtig wurde, traten sechs dieser Vestalinnen hervor, um Blumen zu streuen und einen kräftigen, mehrstimmigen, zu dieser Gelegenheit komponierten Gesang vorzutragen. Die, welche im Tempel blieben, streuten Weihrauch auf den Altar, um das Feuer zu nähren, welches die Flamme jener reinen, edlen, lebendig zu erhaltenden Liebe zwischen dem Landesherrn und seinem Volke darstellen sollte.

Die Königin reiste mittelst häufig gewechselter Postpferde. In den meisten Gegenden schmückte das Landvolk die Tiere, wie es sie nach alter Sitte zu einer Hochzeit oder Taufe fein aufputzt. In die

Mähnen der Pferde waren Bänder geflochten, rote Netze über die Ohren gezogen und die Köpfe mit Blumen, Gold= und Silberpapier geziert. Das ländliche Schaugepränge ergötzte Luise höchlich.

In Handsfeld wurde die Königin im Namen des Stadtrats von Breslau durch den Stadthauptmann empfangen; und als sie sich der Stadt näherte, begegneten ihr die verschiedenen Innungen, welche sich, um ihr Ehrfurcht zu bezeugen, versammelt hatten. Die erste Schar, die ihr entgegentrat, waren die Marktgärtner oder „Kroiter“ in ihrer auffallenden Tracht; dann kamen die Fleischer und hierauf die anderen Handwerkerzünfte, die einen zu Fuß, die anderen zu Pferde. Diesen Bruderschaften folgte ein Zug von neunzig paarweise einherschreitenden Gärtnerinnen, jede mit einem Korbe Blumen, die sie vor der Herrscherin hinstreuen sollten. Das junge Mädchen, das ein Gedicht überreichen sollte, war zu erregt, um hervorzutreten, entging aber der Beachtung nicht. Die Königin warf ihr einen ermutigenden Blick zu und streckte die Hand nach dem Blatte aus, das sie mit dankbarem Lächeln empfing.

Das Gedicht war in volkstümlicher Mundart abgefaßt und überschrieben: „Uenser Ollergnadigsten Fro Königin os troim Harzen übergaben von da Kroitern üm Braßel a poar Tage vor Johanne.“ Eine Stelle daraus lautete:

„Vu Freiheet schwotze, war do mag;
Su annen guden Harrn
Und anner Fro vu sichern Schlag,
Dann'n dient ma harzlich garn.
Weer bleeben ünserm Künig troi,
Hie hot a Harz und Hand.
God sag'n ihn alle Morgen noi!
Su freet sich Stoad und Land.
Ha gab der Freede Glück und Ruh,
Und denen Kindern do,
Du gude Landesmutter Du,
Du brave Künigsfro!“

In Breslau bezeugten alle Volksklassen dem König und der Königin die wärmste Zuneigung. Die Kaufleute überreichten der Königin einige echt schlesische Erzeugnisse. Die Provinz ist durch ihre Gewerbeprodukte berühmt; besonders steht die dortige Weberkunst auf hoher Stufe, und verschiedene Waren von vortrefflicher Arbeit wurden der Königin dargebracht. Die Leute wußten, welche frohen Hoffnungen ihre geliebte Königin im Herzen trug, und bekundeten ihre

Teilnahme und Freude durch mehrere schöne, für ein königliches Kind geeignete Gaben. Darunter war eine Wiegendecke von vorzüglicher Nadelarbeit, auf der einige passende Verse standen, und ein prächtiges Kinderspielzeug, an welchem Medaillen mit den Bildern des Königs und der Königin hingen, während die Kehrseite die Inschrift: „Werde wie Diese“ trug.

Das Gedicht auf der Wiegendecke, welches der damalige Rektor zu St. Maria Magdalena in Breslau, Professor Manso, verfaßt hatte, lautete folgendermaßen:

„Klein nur ist das Geschenk, das der hoffenden Mutter die treuen
Mütter Silesiens weih'n; aber Du achtest das Herz.
Fürstin, wir wünschen so sehr, daß Du des Landes gedächtest,
Das so kindlich Dich liebt. Darum verehren wir Dir
Was es selber erzeugt und pflegt und bereitet, und knüpfen
An die Empfindung es an, die Dich als Mutter durchdringt.“

Diese sinnreichen Gaben und die überaus herzliche Verehrung erfreuten die Königin so sehr, daß sie sichtbar bewegt ausrief: „Ich werde die guten Schlesier nie vergessen!“ Und auch sie blieb allen unvergeßlich, die jemals mit ihr in Berührung gekommen, so daß derselbe Professor Manso mit Recht in seiner preußischen Geschichte schreiben konnte: „Wie nur wenige Königinnen gleich ihr geliebt worden sind im Leben, so sind wenige gleich ihr beweint worden im Tode.“

Am 26. Juni begann die Königin ihre Heimreise über Crossen und Frankfurt an der Oder und erreichte am fünften Tage Charlottenburg, nachdem sie den größeren Teil des preußischen Gebiets durchreist hatte.

Am sechsten Juli 1798 fand sodann die Huldigung in Berlin statt. Aus den Vorbereitungen zu der Feier läßt sich wieder der einfache, bescheidene Sinn Friedrich Wilhelms III. deutlich erkennen. Schadow hat uns auch davon einen Bericht hinterlassen:

„Alle Welt erfreute sich der neuen Regierung, und in dieser Stimmung traten, unter Vorsitz des Ministers von Heinitz (damaligen Curators der Kunst-Akademie), die Künstler zusammen. Malerei sollte das Erbaute dekoriren. So begann man unter Leitung des Architekten Gentz einen Bau im Halbkreis dem Schlosse gegenüber, in welchem Tausende in offenen Abtheilungen geschützt, verweilen konnten. Vor dem Anfang der Linden wurde ein Triumphbogen aufgeführt, den gemalte Allegorien zieren sollten. Es fügte sich, daß König Friedrich

Wilhelm III. erst nach Berlin kam, als die Zimmerleute schon die oberen Balken legten, und die Construction des Ganzen deutlich zu sehen war. Der König fragte die Arbeiter, was das vorstellen sollte? Die Leute sagten: einen Triumphbogen. Der alte Minister konnte lange nicht die Äußerungen verschmerzen, die dem König im ersten Unmuthe entfahren waren, und die erste Folge war, daß beide Bauten wieder abgetragen wurden."

Indessen bewies der König, daß er die gute Absicht nicht verkenne, wie aus folgendem Briefe an den Minister von Heinitz hervorgeht: „Ich habe überdem eine viel zu gute Meinung von Euren und der Akademie Verdiensten um den Zustand der Künste in meinen Staaten, als daß Ihr besorgen dürftet, daß Ich derselben darum Meine Gnade und Mein Wohlwollen entziehen würde; vielmehr hoffe Ich bald Gelegenheit zu haben, Euch von der Fortdauer Meiner Werthschätzung dieser Gesellschaft Beweise geben zu können."

Ein anderer gleichzeitiger Bericht schildert allerdings den Vorgang etwas anders: „Eine große hohe Tribüne mit Sitzreihen im Lustgarten, für reiche Zuschauer erbaut, welche ihre Sitzplätze theuer bezahlen konnten, ließ der König auf der Stelle abbrechen, weil sie den ärmeren Leuten die freie Aussicht auf den Balkon am Schlosse benehme und deren frohen Antheil an der Feier schmälere. Mochten die bei diesem Aufbau Betheiligten sich über dessen Niederreißen ärgern; die große Menge frohlockte, als sie das Amphitheater wieder abtragen sah. Es war ihnen mit seinen, nur für hohe Preise zugänglichen Plätzen ein Dorn im Auge. Auch fehlte es beim Wegräumen des Aufbaues, dem viele mit lautem Jubel zuschauten, nicht an Berliner Straßenjungen, welche sich der zum Ausputze dienenden Tannenzweige bemächtigten und lachend die grünen Äste davon trugen."

Am Tage der Huldigung begab sich der König nebst der Königin und den Prinzen zunächst in den Dom, woselbst sich die Stände bereits versammelt hatten. Der Hofprediger Sack hielt die Festpredigt über den Text: „Durch Gerechtigkeit wird der Thron bestätigt" (Sprüche Salomonis Kap. 16, Vers 12), und in seiner Begeisterung entflossen ihm Worte, die fast als eine Weissagung auf die Befreiungskriege gedeutet werden können:

„Wenn das Volk wahr nimmt, wie ein gerechter König das Schwert nie aus der Scheide zieht, um der Habsucht oder dem Stolze oder der Rachbegierde eine gefährliche Befriedigung zu geben, wie er

den Krieg, diese schreckliche Plage der Menschheit, nicht liebt und nicht sucht; aber ihn auch im Vertrauen auf Gott nicht scheut, wenn nicht anders ein übermütiger Feind entwaffnet, des Staates Unabhängigkeit gesichert, der Gerechtigkeit strenges Gebot erfüllt werden kann; wenn es ihn mit starkem Arm das Ruder des Staats festhalten sieht, mitten im Sturme nicht achtend der rastlosen Anstrengung und taub gegen die Lockstimme der Weichlichkeit, wenn es in ihm nicht nur ehrt den gewalthabenden Monarchen, sondern auch in ihm liebt den gottesfürchtigen, den tugendhaften Mann, das Vorbild einfacher Sitten, den Freund seines Volkes, o wie steht da der Thron so unerschütterlich fest! Kommt es auf dessen Vertheidigung und Beschützung an — das getreue Volk ist da, ist bereit, Gut und Blut für ihn aufzuopfern. Seinen König verläßt es nicht. Für ihn sterben, heißt, für das Vaterland selbst sein Blut vergießen!"

Nach Beendigung des Gottesdienstes erfolgte im Schlosse die Huldigung, bei der auch die Königin, die Königin-Mutter und die Prinzessinnen als Zeugen zugegen waren. Leopold von Ranke[53]) schildert uns in seiner meisterhaften Weise, unter welchen Umständen die Huldigung des Königs erfolgte:

„Ein eigentümlicher Anblick war es, in die Mitte der einander bekämpfenden Weltmächte diesen friedliebenden, von ehrgeizigen Entwürfen entfernten Fürsten eintreten zu sehen, welcher an der Neutralität festhalten wollte. Die Schwierigkeiten, in die er geraten sollte, zeigten sich gleichsam symbolisch bei der Huldigung in Berlin. Die Ritterschaft, die selbst die Zusicherung ihrer Privilegien, die ihr zu Teil wurde, für unnötig hielt, weil ihr Recht, ihr ursprünglich angehörig, keiner neuen Verleihung bedürfe, war in dem weißen Saale des Schlosses versammelt, um die Huldigung zu leisten: die kurmärkische in der Mitte, die altmärkische zur Rechten, die neumärkische zur Linken. Alle in ihrem ständischen Ornat, alle gepudert; in der Mitte der kurmärkische Domdechant von Brandenburg in seinem violetten Talar.

In dieser Versammlung, in welcher nur die althergebrachten, gleichsam altväterischen Vorstellungen herrschten, sah man plötzlich eine fremdartige Figur erscheinen, mit schwarzem, ungepuderten Kopf und einer großen dreifarbigen Schärpe: es war der Gesandte der jetzt von Preußen anerkannten französischen Republik, Sieyes, von dem man in Berlin hauptsächlich das wußte, daß er für den Tod Ludwigs XVI. gestimmt hatte: der Anblick des Königsmörders brachte in der zur Huldigung

vereinten altständischen Versammlung eine widerwärtige Sensation hervor. In Sieyes erschien die revolutionäre Idee gleichsam verkörpert."

Zur Feier des Huldigungstages hatte Iffland ein ländliches Schauspiel, betitelt „Der Veteran", gedichtet, das nun am Abende des sechsten Juli aufgeführt wurde. Der Veteran ist ein alter Dorfschulze, der am siebenjährigen Kriege Teil genommen hat und sich nun zur Ruhe setzen will. Aber die Bauern wollen dies nicht zugeben, bis er sie auf die Zukunft hinweist, die neue Kräfte erfordere und neue Aufgaben für jeden darbiete, denen er sich nicht mehr gewachsen fühle. Das sehen schließlich die Landleute ein und wählen den Sohn des Schulzen zu seinem Nachfolger. Dieser verlobt sich darauf mit der Tochter eines alten Freundes vom Schulzen. Der Bräutigam heißt Friedrich Wilhelm, die Braut Luise. Mit seinem Segen giebt der Brautvater ihnen folgende Worte zur steten Erinnerung:

„Soll ich Euch mit meinem Segen ein Beispiel der guten Ehe aufstellen? Auf unsers Königs Throne lebt es! Luise, meine gute Tochter, sei eine so freundliche, gute Gattin, werde eine so treue, gute Mutter, als unsere Königin es ist. Wahrlich sie ist oft mit dem großen Hausschmuck angethan, denn sie hat oft ihre Kinder auf den Armen. So habe ich und viele Menschen sie gesehen, das bringt Freude und Muth für den Hausstand unter guten Menschen." Auch der Veteran segnet sie mit ähnlichen Worten: „Der Segen des abgelebten Kriegers über diese Felder, über mein ganzes Vaterland ist Frieden, Frieden! Der königliche Hausvater wird ihn schaffen und erhalten. Aber kein Frieden kann dauern, wo keine Ehre erhalten wird; wenn dann einst unser guter König für Preußens Ehre, des Vaterlandes Heil, für Eigenthum, Gesetz und Herd sein Schwert ziehen müßte — Brüder, dann seid Eures Namens eingedenk, der alten Treue, eingedenk Eures Eides und kämpft wie Männer!"

So unbedeutend das Schauspiel auch sonst sein mochte, so fand doch der warme Patriotismus desselben bei der freudigen Stimmung des Tages begeisterten Anklang, und ein Augenzeuge berichtet darüber: „Nie hab' ich das Publikum so bewegt gesehen. Das Herz der Deutschen muß sehr tief gerührt sein eh' es sich äußert. Dies geschah heute zu öftern Malen. Das Publikum, im Übermaß seines erregten Gefühls, sah nicht gern den Vorhang sinken. Aus dem verwirrten Freudengetöse erscholl zuletzt der Name Iffland! Er ward allgemein verlangt, als sollte er noch die Empfindung fort unterhalten, die er gegeben hatte. Er erschien endlich. Das Gefühl des großen Augenblicks schien

ihn zu begeistern und erschüttert sprach er nichts, als „Gott segne den König!“ Das Volk jauchzte es ihm nach und ohne Prunk, aber in Treue und Innigkeit, ward dieser Abend eine schöne und herzliche Volksfeier.“

Bald darauf verließ das Königspaar Berlin wieder und kehrte nach Charlottenburg zurück. Dieses königliche Lustschloß stand damals noch ganz allein, während es jetzt ringsum von Häusern umgeben ist; es enthielt viele Andenken an Preußens erste Königin. Wenn unsere Luise den Blick über die Wände ihrer Gemächer schweifen ließ und die Bildnisse ihrer hohen Ahnfrauen gedankenvoll anschaute, war es ihr eine Wonne, schöne Charakterzüge aus dem Leben derselben zu erzählen. Indem sie Sophie Charlottens schönes Gesicht und forschendes, dunkles Auge bewunderte, sprach sie:

„Die Erste in der Reihenfolge der Königinnen Preußens; aber auch die Erste in geistigen Vorzügen und in wissenschaftlicher Bildung. Eine reichbegabte, herrliche Frau! Ihr unsterblicher Enkel Friedrich der Große sagt von ihr: „Sie war eine Fürstin von ausgezeichnetem Verdienst, welche alle Reize ihres Geschlechts mit einem hellen Verstande und hoher Geistesanmuth vereinigte. Sie verband das Genie eines großen Mannes mit den Kenntnissen eines Gelehrten und ganz verstand sie Leibniz, ihren Lehrer und Liebling; die Gründung und Stiftung der Societät der Wissenschaften (1700) durch ihn war vorzüglich ihr Werk.“

„Glauben Sie nicht“, schrieb sie zur Zeit der Königs-Krönung aus Königsberg an Leibniz, „daß ich die Herrlichkeiten und Kronen, auf die man hier so großen Werth legt, den philosophischen Unterhaltungen vorziehe, die wir zu Charlottenburg geführt haben“. Zu einer Hofdame, die während ihres letzten Krankenlagers in Thränen zerfloß, sagte die Königin: „Beklagen Sie mich nicht, denn ich gehe jetzt, meine Wißbegierde zu befriedigen über die Urgründe der Dinge, die mir Leibniz nie hat erklären können, über Zeit und Raum, das Unendliche, das Sein und das Nichts. „Ich ehre und verehre das,“ schloß die Königin Luise, „doch zieht's mich nicht an.“

Weiter gehend, sprach sie aber: „Da ist ein liebes Bild, das lächelt mir entgegen wie ein Engel und füllet meine ganze Seele“. Sie stand vor dem Bilde der Gemahlin des großen Kurfürsten, Luise Henriette von Oranien. Die junge Königin, die sich des vollen Sonnenscheins des Glücks erfreute, dachte über die Not jener wackeren Kurfürstin nach, die alle Beschwerden eines grausamen

Krieges zu ertragen und mit ihren kleinen Kindern vor dem Feinde zu fliehen hatte. „Aber, oh!" rief Königin Luise aus, „welches Glück muß sie darin gefunden haben, daß sie ihrem Gemahl in den Stunden schwerer Prüfung beistehen und ihn trösten konnte!"

Und mit erhöhter, warmer Stimme fuhr sie dann fort: „O mein Gott, welch' ein Ehepaar! Er, der große Churfürst, ein Held im Kriege, im Frieden, im Glauben; ein vollendeter Mann, groß im Leben und im Tode; Sie, die Churfürstin, voll Geist, Anmuth und Liebe, in frommer Hingabe an Gott und den Erlöser; — Beide Ein Herz und Eine Seele. Mich erfreut und erhebt es unaussprechlich, daß so wie der König von allen Seinen Ahnherren mit dem großen Churfürsten in tiefer Verehrung vorzüglich sympathisirt, so mich die Churfürstin am Meisten anzieht; über nichts sprechen wir miteinander lieber. Noch vor Kurzem habe ich die köstliche Urkunde über die Gründung des Waisenhauses zu Oranienburg mit wahrer Erbauung gelesen; und es ist, als ob ihr Gebet und Segen fortwährend auf dieser ihrer frommen Stiftung ruhete. Mich umgiebt ihr Geist, so oft ich in dem lieben Städtchen Oranienburg bin, das ihren theuren Namen trägt.

Und nun vor Allem die von ihr verfertigten köstlichen Lieder! Man hat bezweifelt, ob das Lied: „Gott, der Reichthum Deiner Güte", und das, welches mit den Worten anfängt: „Ein Andrer stelle sein Vertrauen auf die Gewalt und Herrlichkeit" u. s. w., von ihr selbst herrühren. Aber gewiß ist sie die Verfasserin des Liedes: „Ich will von meiner Missethat zum Herren mich bekehren" u. s. w. und des vortrefflichen, allbekannten: „Jesus, meine Zuversicht und mein Heiland, ist im Leben" u. s. w. Dieß köstliche Lied namentlich hat in unserer Kirche und in allen christlichen Familien ein volles Bürgerrecht erhalten, und der segenvolle Einfluß desselben auf fromme Gemüther ist nicht zu berechnen. Es liegt in demselben eine belebende, wunderbare Kraft. Es hallt fort durch der Zeiten Räume und Wechsel von Jahrhundert zu Jahrhundert; so oft man es in der Kirche, an Sterbebetten, an Särgen und Gräbern hört, ist es immer wieder neu, in dem Troste und Frieden, den es in sich trägt und giebt. Welch ein Verdienst, ein solches Lied verfertigt zu haben, das Millionen Segen gebracht hat, täglich bringt, und ewig bringen wird! Nur einem kindlich gläubigen Herzen, wie dem ihrigen, konnte es so rein, wahr und ansprechend entquillen".

So sprach in frommer Verwandtschaft der Gesinnung und des Blutes die Königin Luise, und nachdem sie eine Zeitlang ge-

schwiegen, setzte sie sich an's Fortepiano und in hingebender, heiliger Andacht sang sie mit ihrer Engelsstimme:

,Jesus, meine Zuversicht,
Und mein Heiland, ist im Leben,
Dieses weiß ich; sollt ich nicht
Darum mich zufrieden geben?
Was die lange Todesnacht
Mir auch für Gedanken macht!'"[54])

Neben den fröhlichen Tagen der Huldigungsreise sollte es der königlichen Familie aber auch an trüben Stunden nicht fehlen. Denn in derselben Zeit hatte die Wiedervermählung der verwitweten Prinzessin Louis mit dem Prinzen von Solms-Braunfels unter Umständen stattgefunden, welche für die junge Königin, die gerade diese Schwester so sehr liebte, besonders schmerzlich sein mußten. Der Prinz hatte im vorhergehenden Winter zu Berlin in Garnison gestanden und viel bei Hofe verkehrt. Die Vermählung Friederikens hatte bereits früher im geheimen stattgefunden, worauf die Prinzessin Berlin verlassen hatte, um künftighin mit ihrem Gemahle in dem damals preußischen Ansbach ihren Aufenthalt zu nehmen. Die Gräfin von Voß berichtet über diesen Vorfall in ihren „Denkwürdigkeiten" folgendes:

„Diese Entdeckung und alle Nebenumstände haben der Gesundheit meiner armen Königin sehr geschadet. Ihre tugendhafte, engelsreine Seele hat dabei mehr gelitten als sich aussprechen läßt, und das Gefühl, so lange getäuscht worden zu sein, war auch hart für sie. Man konnte sie nicht ohne inniges Mitleid ansehen; ihr tiefer Gram über das Geschehene war ergreifend und dennoch hatte sie eine solche Herrschaft über sich selbst, daß sie denselben der Welt niemals zeigte. Sie verlor in dieser Schwester eine zärtlich geliebte Gefährtin, die sie seit ihrer ersten Kindheit nie verlassen hatte. Aber vielleicht war dieser Verlust dennoch ein Gewinn für die Königin, und es war besser für sie, die Prinzessin zu entbehren, als wenn dieselbe immer neben ihr geblieben wäre."

Schadow, dessen Schwester damals Kammerfrau bei der Königin war, berichtet über dasselbe Ereignis: „In den hohen und niedern Ständen war eine Uebereinstimmung in der Ansicht dieses Ereignisses, wo die mächtige Natur die Skala der Convenienz unbeachtet gelassen hatte."

Jener Sommer, den Friedrich Wilhelm und Königin Luise

so angenehm auf ihrer ersten Rundreise zugebracht hatten, auf der wir ihnen folgten, ist ein denkwürdiger in der Geschichte Europas. Fünf Tage, ehe der König und die Königin von Preußen ihre Reise antraten, schiffte sich General Bonaparte in Toulon zu seinem verwegenen Seezuge nach Egypten ein.

Die Verwirklichung seiner längst gehegten Wünsche erfüllte die Seele des jungen Helden mit feuriger Begeisterung. Selten war eine glänzendere Kriegsflotte auf dem Ocean erschienen; sie trug sechs und dreißigtausend Soldaten aller Waffengattungen und über zehntausend Matrosen. Vor der Einschiffung hielt der Feldherr seiner Gewohnheit gemäß eine Ansprache an die Truppen. „Soldaten", sagte er, „Die Augen Europas schauen auf Euch; Ihr habt große Geschicke zu erfüllen, Schlachten zu schlagen, Gefahren und Mühsale zu überwinden; Ihr stehet im Begriff mehr zu thun als Ihr bisher für die Wohlfahrt Eures Vaterlandes, das Glück der Menschheit und Euren eigenen Ruhm gethan habt. Der Geist der Freiheit, der von ihrer Geburt an die Republik zur Schiedsrichterin Europas gemacht, hat nun beschlossen, daß sie es auch über die Meere und die fernsten Nationen werde." Hinter diesen geheimnisvollen Worten verbarg der große General seine Pläne selbst noch am Vorabend ihrer Ausführung.

Endlich, am 19. Mai, ging die Flotte bei dem schönsten Wetter, unter Kanonendonner und den Zurufen einer ungeheuren Menschenmenge, unter Segel. Ihr erster Zielpunkt war Genua, dann Ajaccio und Civita Castellana, und nach Vereinigung mit den Geschwadern in diesen Häfen segelte sie unter günstigem Winde nach Malta ab. Bei der Fahrt längs der Küste Italiens unterschied man in der äußersten Ferne die Schneegipfel der Alpen. Mit höchstem Entzücken schaute Napoleon nach den Bergen hin, welche die Augenzeugen seiner ersten Großthaten im Jahre 1796 gewesen waren. „Ich kann", sagte er, „das Land Italien nicht ohne tiefe Bewegung ansehen; diese Berge beherrschen die Ebenen, auf welchen ich die Franzosen zum Siege führte. Jetzt ziehen wir nach dem Osten, aber der Sieg ist noch zu erringen." Während der ganzen Seefahrt war sein Gespräch eigentümlich belebt; jede Landspitze, jedes Vorgebirge rief die Erinnerung an eine ruhmreiche That alter Geschichte wach, und seine Einbildungskraft entzündete sich zu neuem Feuer, als die Flotte sich den Küsten Asiens und den Schauplätzen der größten Thaten näherte, welche die Geschichte der Menschheit verherrlicht haben.

Durch die Verräterei der Malteser Ritter und ihres Großmeisters wurde die bisher für uneinnehmbar gehaltene Insel Malta eine leichte Beute der Angreifer. Nachdem diese wichtige Eroberung gesichert und zu deren Behauptung für die Republik eine hinreichende Besatzung zurückgelassen, segelte er nach Egypten ab. Die Fahrt blieb von Unfällen verschont, und der Feldherr verweilte, den wunderbaren Himmel des Mittelmeeres genießend, beständig auf dem Verdeck, wo er sich mit seinen Offizieren über wissenschaftliche Gegenstände, wie das Alter der Welt, deren wahrscheinliche Zerstörungsart, die Religionsformen, den Verfall des byzantinischen Reiches, unterhielt. Doch wurden diese interessanten Gespräche oft von der Erwägung unterbrochen, was geschehen würde, wenn die Flotte auf Nelsons Geschwader stoßen sollte.

Der tapfere britische Admiral durchkreuzte die See in der Absicht, mit der französischen Flotte zusammen zu treffen. Er hatte die Kunde erhalten, Malta habe sich ergeben und die Franzosen seien nach Kandia abgesegelt; er steuerte deshalb auf Alexandria zu, und wandte sich dann, da er dort keinen Feind vorfand, nordwärts, in der Vermutung, daß der Seezug sich die Dardanellen als Ziel gewählt habe. In der Nacht des 22. Juni durchkreuzten die französische und die englische Flotte einander die Spur, ohne daß die eine oder andere Partei den Feind entdeckte. Mehrere Stunden lang waren die Flotten nur ein paar Meilen von einander entfernt. Wäre Nelson etwas weiter nach links gesegelt, oder bei Tag vorbeigefahren, so wären die beiden Geschwader zusammengestoßen und eine früher gelieferte Schlacht von Abukir hätte die Geschicke der Welt umgestalten können.

Am Morgen des ersten Juli entdeckten die Franzosen die egyptische Küste, die sich unabsehbar von Osten nach Westen hinzog. Niedrige Sandhügel von ein paar zerstreuten Palmen bewachsen, boten dem gewöhnlichen Auge wenig Anziehendes; aber die Minarets von Alexandrien, die Nadel der Kleopatra und die Säule des Pompejus ließen jene Träume von antiker Größe und orientalischer Eroberung, die längst Napoleons Seele bewegt hatten, wieder aufleben. Bald erfuhr man, daß die englische Flotte die Rhede erst zwei Tage vorher verlassen habe und nach den Küsten Syriens abgesegelt sei, um die französische Seemacht aufzusuchen.

Napoleon Bonaparte landete und führte sein mächtiges Heer durch Egypten, Syrien und Palästina; sein Weg war mit Ster-

benden und Toten bedeckt und von den verheerenden Flammen des Kriegs erleuchtet. Aber Napoleon stieß auf einen seiner würdigen Gegner, als er in Sir Sydney Smith zum ersten Mal einem Engländer im Kampfe begegnete. Ein vor kurzem aus dem Temple in Paris entkommener Gefangener wurde der Widersacher des Eroberers, der Europa durch seine Großthaten in Erstaunen setzte, und zwang ihn, die Belagerung einer unbedeutenden Stadt in den Sandwüsten Syriens aufzuheben. „Die geringfügigsten Umstände“, sagt Napoleon selbst, „führen die größten Ereignisse herbei. Wäre St. Jean d'Acre gefallen, so würde ich die Welt umgestaltet haben. Das Schicksal des Ostens lag in jener kleinen Stadt.“

Um dieselbe Zeit, als Napoleon seinen Feldzug nach Egypten unternahm, treffen wir auch unsern Arndt wieder, der, das Herz voll edler Bestrebungen und hoher Ziele, damals seine erste große Reise durch Europa angetreten hatte. Ernst Moritz Arndt war damals im Vollgenusse seiner körperlichen und geistigen Kraft, die er dem beharrlichen Festhalten an enthaltsamer Lebensweise verdankte. Sein Charakter, mit den Jahren zur Reife gekommen, war tiefdenkend, ernst und praktisch, und diese Charakteranlage trieb ihn an, seine eigenen Überzeugungen und Pläne mit den wirklichen Verhältnissen des Lebens zu vergleichen, wie sie sich unter verschiedenen Himmelsstrichen und Regierungen entwickeln.

Er durchwanderte Deutschland, verweilte drei Monate in Wien, durchzog Ungarn und wandte sich dann nach Italien, wo aber der Krieg mit Frankreich seiner Reise nach Süden, über Toskana hinaus, ein Ziel setzte. Von da aus fuhr er zu Schiff nach Genua hinüber und wanderte dann über Nizza und Marseille nach Paris, wo er den größten Teil des Sommers 1799 zubrachte. Unmittelbar vor seiner Abreise kehrte Napoleon von Egypten zurück. Das Urteil des deutschen Patrioten über den großen, ehrgeizigen Mann, dessen Laufbahn er mit so viel Interesse und Besorgnis verfolgte, ist bemerkenswert: „Ich hatte seine Erhebung und seinen Fortschritt beobachtet, war all' seinen Ränken, Siegen, Proklamationen und Eroberungen gefolgt. Ich war im Zweifel, ob ich ihn richtig verstanden hätte. Erst nach der Schlacht von Marengo schauderte mir vor dem alsdann von so vielen und so mächtigen Männern vergötterten Wesen; dies ängstliche Gefühl war nur eine unbewußte Ahnung des künftigen, zehnjährigen Elends. Aber gerade als Deutschland infolge seiner unglückseligen Zerrissenheit seinem Ende

entgegen ging, da erfaßte mein Herz den Begriff seiner Einheit und Einigkeit."

Arndt kehrte ins Vaterhaus zurück und ließ sich bald nachher an der Universität Greifswald in Pommern als Docent nieder. Im folgenden Frühlinge bestand er seine Prüfung mit Ehren und erlangte die Berechtigung, Vorlesungen zu halten. Seine öffentlichen Disputationen galten als sehr glücklich. Im Sommer 1800 vermählte er sich mit der Tochter eines der Greifswalder Professoren, einem liebenswürdigen, jungen Mädchen, zu dem er schon lange eine tiefe Neigung gehegt hatte. Das Glück seines ehelichen Lebens war indessen von sehr kurzer Dauer, denn noch ehe der Jahrestag der Hochzeit zum ersten Male wiedergekehrt war, starb die junge Frau, als sie einem Sohne das Leben geschenkt hatte. Arndt empfand den Verlust tief schmerzlich, und lange dauerte es, bis er diesen Kummer überwand und zur zweiten Vermählung schritt.

Sein ganzes Leben war hinfort nur dem deutschen Vaterlande gewidmet. Manches lange Jahr hindurch lebte in ihm nur diese eine tiefgewurzelte Neigung, dieser eine Gegenstand, dem er sich mit aller ihm zu Gebote stehenden Kraft hingab. Doch wurde er von seinen Landsleuten mißverstanden und litt schwer darunter. Heißblütige Menschen sind ja immer falscher Beurteilung von seiten kalter Naturen ausgesetzt. Dem ungeachtet war Arndt nur einer von vielen, deren Mut unter der Napoleonischen Tyrannei das Mitgefühl aller echten Vaterlandsfreunde erweckte.

Zehntes Kapitel.

Nach Beendigung der angenehmen, im letzten Kapitel geschilderten Rundreise war also, wie oben erwähnt, Königin Luise am ersten Juli auf einen ihrer Lieblingswohnsitze, das Schloß in Charlottenburg, zurückgekehrt. Am 13. desselben Monats gab sie einer Tochter, dem ersten nach der Thronbesteigung geborenen königlichen Kinde, das Leben. Das Kind wurde an des Königs Geburtstage, dem dritten August 1798, auf die Namen Friederike Luise Charlotte Wilhelmine getauft. Diese Prinzessin vermählte sich im Alter von 19 Jahren mit dem Großfürsten Nikolaus von Rußland, dem jüngeren Bruder und Nachfolger Alexanders. Sie starb im Jahre 1860 im Alter von 62 Jahren. Ihr ältester Sohn, Alexander II., war der verstorbene Kaiser von Rußland.

Bischof Eylert erzählt in seinen „Charakterzügen aus dem Leben Friedrich Wilhelms III.“, daß der König, so lange die Kinder noch jung waren, jeden Morgen das Kinderzimmer zu besuchen pflegte. Alsdann erheiterte sich sein Gesicht, auch wenn die Schatten des Kummers es getrübt hatten. Er empfing die Kinder eins nach dem andern von ihrer Mutter, küßte und liebkoste jedes und blieb oft eine Weile bei ihnen, spielte, scherzte und sprach mit ihnen von ihren kindlichen Anliegen, indem er jeden kleinen, den Kindern so wichtigen Umstand als Sache von hoher Bedeutung behandelte. Und das war kein erkünsteltes Mitgefühl; er nahm wahrhaft gemütvollen Anteil an seinen Kleinen und ging liebevoll auf ihre Freuden und Leiden ein.

Selten kam der königliche Vater nach Hause, ohne in der Tasche etwas für die Knaben und Mädchen, wenn sie artig gewesen, mitzubringen; wollte aber eins irgend etwas Kostspieliges, Leckeres haben, so pflegte er ihnen von seiner eigenen Kindheit zu erzählen:

„Wollt immer hoch hinaus, bedenkt aber nicht, wie es mir in Eurem Alter erging. Ich zu meinem Geburtstag erhielt mal ein Reseda-Töpfchen, sechs Dreier an Werth. Und wollte mein Hofmeister mir recht etwas zu Gute thun, dann führte er mich in einen Kuchengarten und ließ mir da für einen, wenn er just gut gelaunt war, für zwei Groschen Kirschen geben.“

Wie die kleinen Geschenke, mit denen die königlichen Eltern ihre Kinder erfreuten, einfachster Art waren, so waren es auch die Gaben, die sie liebevoll von ihnen empfingen. Allerlei hübsche, kleine Sachen sind noch erhalten, die ihre Kinder eigenhändig verfertigten oder verzierten. Die frühesten Versuche des Kronprinzen im Zeichnen deuteten auf Talent für diese Kunst.

Bisweilen wurden besondere Unterhaltungen für die Jugend veranstaltet, bei welchen Festen die königlichen Kinder auch mit anderen umgingen und an den Spielen, Tänzen und allerlei Belustigungen teil nahmen. Eine seltsame Geschichte erzählt man sich von einer dieser Kindergesellschaften. Frau von Staëls einzige Tochter, damals neun oder zehn Jahre alt, befand sich unter den Geladenen im Palaste. Die kleine Dame war ausnehmend frühreif und selbständig, hatte falsche Ansichten und Vorurteile in sich aufgenommen und war der Achtung vor den im Range über ihr Stehenden gänzlich bar; auch wurde sie in ihrem Benehmen und in ihren Bemerkungen leicht recht unfein. An jenem Abende nun nahm sie Anstoß an etwas, das der Kronprinz ihr sagte, und gab ihm ganz kaltblütig eine tüchtige Ohrfeige, worauf dieser weinend zu seiner Mutter lief und das Gesicht in den Falten ihres Kleides verbarg. Da das Mamsellchen auf die ihr gemachten Vorstellungen völlig kühl und ungerührt blieb, so wurde sie nicht wieder eingeladen und Frau von Staël sah sich genötigt, ihre Tochter daheim zu behalten, bis sie ihr bessere Manieren beigebracht hätte.

In den ersten Jahren seiner Regierung verweilte der König mit seiner Familie oft zu Paretz, dem ländlichsten seiner Schlösser. Als Abwechselung von der großartigen Pracht und Herrlichkeit ihres Schlosses Sanssouci fanden sie dort stets reichen Genuß. Die königliche Familie brachte gewöhnlich mit kleinem Gefolge den September größtenteils in Paretz zu, wo dann der Jahreszeit gemäß Jagen, Schießen und Bootfahren die Vergnügungen waren. Friedrich Wilhelm und Luise hatten lebhaften Sinn für die Naturschönheiten, und wenn sie von allem einschränkenden Zwange frei waren,

so nahmen sie an den Lustbarkeiten des Landvolks regen Anteil. General von Köckeritz beschreibt in einem Briefe vom 22. September 1798 an einen Verwandten den dortigen Aufenthalt sowie ein Erntefest, dem er an einem schönen Tage anfangs September beiwohnte, folgendermaßen:

„Ich habe mit unserer gnädigen Herrschaft auf Ihrem Landgute Paretz, zwei Meilen von Potsdam gelegen, frohe Tage verlebt. Wir haben uns ungemein divertirt, und alles Angenehme des Landlebens in ganzer Fülle genossen, wobei die Jagd und Wasserfahrt die Hauptbelustigung waren. Mein guter Herr würde auch noch nicht so bald das ruhige Landleben, wofür Er mit Seiner Gemahlin so viel Gefühl und Stimmung hat, mit dem quälenden Geräusch der großen Stadt verwechselt haben, wenn nicht Geschäfte Seine Gegenwart erfordert hätten. Die guten Menschen genossen mit reinem, heiteren Herzen so ganz das Einfache der Natur; entfernt von allem Zwange nahmen Sie herzlichen Antheil an den naiven Aeußerungen der Freude des Landvolkes, besonders bei dem fröhlichen Erntefeste."

„Sobald die königliche Familie sich von der Tafel erhoben hatte, trat sie hinaus, um die Schnitter und Schnitterinnen zu sehen, die ans Schloß herangekommen waren und gruppenweise oder vielmehr im Halbkreise den Erntekranz umstanden. Alle waren in festlicher Tracht und unter den Klängen der Dorfmusik herbeigezogen; die Frauen sahen recht heiter aus und die Männer schwangen triumphirend ihre Sicheln. Der Erntekranz war aus Weizen- und anderen Ähren und den bunten mit Bändern durchflochtenen Blumen der Kornfelder gefertigt. Die höchsten Herrschaften kamen heraus und hörten freundlich die Rede an, die nicht ein Mann, sondern eine der Frauen hielt. Dann wurde der Kranz besichtigt und bewundert. Der König und die Königin traten mit den Kindern unter die Landleute und unterhielten sich mit ihnen, alle Herren und Damen vom Hofe folgten dem Beispiele, sogar die Obersthofmeisterin, Frau von Voß, die gegen diese Herablassung nichts einzuwenden hat. Ihrer natürlichen Anlage nach besitzt diese viel Humor und Gutherzigkeit, welcher ihre eifrige Beobachtung strenger Hofsitte keinen Abbruch thut."

„Als die Dorfmusik zum ersten Tanze aufspielte, vergaß die hohe, schöne, Königliche Frau Ihre Hoheit und mischte sich in die lustigen Tänze der jungen Bauern-Söhne und Töchter und tanzte vergnügt mit. Hier war im eigentlichen, aber besten Verstande, Freiheit und Gleichheit; ich selbst dachte nicht daran, daß ich 55 Jahre zurück gelegt, und

tanzte gleichfalls mit, und so auch desgleichen, von unserem gnädigen Herrn dazu aufgefordert, die Frau Obersthofmeisterin von Voß, Excellenz. O wie waren wir Alle so glücklich! glücklich, wie unschuldige Kinder. Zum zweiten Tanze spielten die königlichen Musiker, die Kapelle, welche gewöhnlich im Schlosse zu des Königs Tafel spielt. Die von der Potsdamer Garde geblasene Hautboe that bei diesen Bauern dieselbe Wirkung wie Oberons Zauberhorn. Die Burschen und Mädchen kamen erst wieder zu Athem, als er den Hautboisten ausgegangen schien, und diese eine Pause machten."

„Auf das Zeichen der wieder in ihr Vorrecht tretenden Dorfkapelle gliederte sich der Zug von Neuem und marschirte wieder dahin, woher er gekommen, nach dem Amte; aber nur, um dort auf dem heute als Tanzboden dienenden freien Platze den vor dem Schlosse eröffneten Ernteball im Schweiße des Angesichts fortzusetzen, angefeuert durch den Anblick der königlichen Herrschaften: Sie waren dem fröhlichen Landvolke aus dem Schlosse ins Amtshaus nachgegangen und schauten jetzt vom offenen Fenster aus dem lustigen Treiben zu. Neben diesem bäuerlichen Tanzvergnügen im Freien war Ball im Speisesaale des Schlosses für die Hofleute. Dort ließ der König die Hautboisten aufspielen. Auch anständige Fremde, wie ihrer viele aus der Umgegend herbei strömten, erhielten durch den Hofmarschall die königliche Einladung zu dem Schloßballe. Punkt elf Uhr war der Kehraus. Vorher aber machten der König und die Königin noch die Runde durch den Saal: sie ließen sich die Fremden vorstellen, äußerten ihre Freude über die zahlreichen Gäste und den Wunsch, sie übers Jahr wieder zu besuchen." Bei diesen Belustigungen erschienen die Königin und ihre Damen im Hofstaat; die Bauern sahen darin eine Achtungsbezeugung für sich selbst, welche sie hoch erfreute, und man bewunderte die prächtigen Kleider gar sehr.

Auch der Jahrmarkt fand in Paretz während der Erntezeit statt. Dann wurden in der Nähe des Dorfes eine Anzahl Buden aufgeschlagen, und außer dem Kaufen und Verkaufen gab es viel Tanz und Gesang und allerlei Spiel und Scherz. Da wurde auch bei der Kinderlotterie das Glücksrad gedreht; aus Kuchen und Früchten bestehende Lose wurden ringsum angeordnet, und dann je nach den Bewegungen des durch das Rad gedrehten Zeigers ausgeteilt. Bei diesen Gelegenheiten ermunterte Königin Luise die Kinder, sich um sie zu scharen, denn sie konnte es nicht sehen, wenn sie Furcht vor ihr hatten; sie stellte sich neben das Rad, um für ehrliches Spiel zu

sorgen, und war eifrig bemüht, ihren reichlichen Vorrat hübscher Sachen unter die vom Glücke nicht begünstigten Kinder zu verteilen. Vielen aber lag an den freundlichen Worten und Blicken der Königin mehr, als an irgend etwas anderem, das sie ihnen geben konnte. Überdies machte es ihr Freude, Gelegenheit zu finden, auch nur einen ihrer kleinen Unterthanen zum Edelmut und zur Selbstverleugnung anzuleiten; und wie sie gerne alle glücklich sah, so interessierte sie sich auch für jeden im besonderen.

In der That, wie in diesen kleinen Verhältnissen, so wachte Königin Luise auch in weit höherem Sinne über dem Glücksrade. Denn es giebt ein furchtbares Rad, das keine Macht auf Erden aufhalten oder regeln kann, das nicht nur seine Treffer und Nieten ungleich verteilt, sondern auch mit seiner unwiderstehlichen Gewalt lobenswerte Bestrebungen und wohlgemeinte Bemühungen unterdrückt. Es ertötet in edlen Herzen den Mut, so daß sie sich wie in einsamer Wildnis fühlen; verirrt, nicht in der Wüste, sondern im Gedränge; verlassen, um die Beute ruheloser Verzweiflung zu werden. Ihr Leben lang überblickte so Königin Luise den weiten Kreis, dessen Mittelpunkt sie bildete, eifrig nach solchen ausschauend, denen sie vielleicht im ernsten Kampfe des Lebens hilfreich beistehen könnte.

Einst fragte man die Königin, ob sie es denn nicht recht langweilig finde, Wochen über Wochen in der ländlichen Einsamkeit von Paretz zuzubringen. „O nein," erwiderte sie, „ich bin ganz glücklich als gnädige Frau von Paretz!" Der König pflegte sich scherzhaft den „Schulzen von Paretz" zu nennen, und gefiel sich in der Führung dieses Amtes vortrefflich. In diesem stillen Heim konnten die Augen der Eltern beständig über den kleinen Kindern wachen, konnte die elterliche Fürsorge ihre Vergnügungen und ersten Studien leiten, und elterliche Liebe Herz und Geist, die jetzt aufzugehen begannen, unter ihre Obhut nehmen. Jeden Abend gingen der König und die Königin, ehe sie sich zur Ruhe begaben, an die Betten der Kinder, um sie schlafen zu sehen und jedem einen sanften Kuß auf die kleine Stirn zu drücken.

Vielleicht war es ein Glück für die Kinder, daß ihre Eltern, obgleich beide so vortrefflich und durch einen Glauben, sowie durch das heilige Band treuer, ehelicher Liebe so fest mit einander verbunden, dennoch von sehr verschiedener Naturanlage waren. Der König war still und ernst, obwohl nicht ohne einen gewissen Zug von Humor, — die Königin heiter, von frei sich äußerndem Wesen und einem von

Natur leichten Herzen. Der König, zwar entschlossen, wenn er Recht und Unrecht klar zu unterscheiden vermochte, zeigte sich unentschieden, wenn ihm dies nicht möglich war. Seine übermäßig ängstliche Gemütsanlage ließ ihn nur langsam zu endgiltigem Schlusse gelangen und setzte ihn dem lästigen Drängen und Quälen von seiten solcher Minister und Ratgeber aus, die rascher als er und weniger gewissenhaft waren. Die Königin dagegen besaß einen sowohl klaren als weitreichenden Blick und die volle Thatkraft zu unverzüglichem Handeln, sobald sie die Sachlage überschaute. Kurz, es war, wie Bischof Eylert bemerkt, der eine Charakter die Ergänzung des andern, und diese Verschiedenheiten verbanden sie nur um so fester, machten die Verbindung glücklicher und vollständiger. Die trefflichen geistigen Eigenschaften der Königin Luise bildeten eine merkwürdige Verbindung zweier charakteristischer Elemente, die selten zusammen auftreten. Denn anregend in ihren Gedanken war sie ebenso überlegend in ihren Handlungen; ihre Gedanken waren tief, doch sehr einfach, und in all' ihrem Denken und Thun stand sie unter dem bestimmenden Einflusse fester, religiöser Grundsätze.

Auf allen ihren Landschlössern bestand der die königliche Familie unmittelbar umgebende Kreis viel mehr aus Freunden als aus Hofleuten. Die Königin besaß die glückliche Gabe, den Aufenthalt bei ihr jedermann angenehm zu machen. Gegen ältere Leute übte sie stets Rücksicht und zeichnete diejenigen durch Aufmerksamkeiten besonders aus, welche der König als vertrauenswürdige Ratgeber und geistesverwandte Genossen schätzte; sie gab ihnen zu erkennen, daß sie dieselben als besondere Freunde ihres Gemahls betrachtete.

General von Köckeritz war sehr häufig zur königlichen Tafel geladen und wurde ganz als Mitglied der Familie behandelt. Wiederholt hatte die Königin bemerkt, wie er nach beendigter Tafel früher und schneller, als ihr lieb war, sich zu entfernen pflegte. Den deshalb an ihn gerichteten Fragen war er ausgewichen; auch der König kannte die Ursache nicht, hatte aber geantwortet: „Laß den alten braven Mann in Ruhe; der muß nach Tische seine häusliche Bequemlichkeit haben.“ Die Königin wollte indeß den wahren Grund wissen, forschte nach und erfuhr endlich, daß es dem alten Kriegsmann Bedürfnis und eine liebe Gewohnheit geworden sei, gleich nach Tische seine Pfeife zu rauchen. Als er des andern Tages seine gewohnte Entschuldigung vorzubringen begann, daß er nicht länger bleiben könne, trat rasch die Königin, eine gestopfte Pfeife, den brennenden Wachsstock und Fidibus

in der Hand, mit den Worten vor ihn hin: „Nun, lieber Köckeritz, heute sollen Sie mir nicht wieder entwischen; Sie müssen hier bei uns Ihre gewohnte Pfeife rauchen, — stecken Sie an!" „Das hast Du charmant gemacht, liebe Luise!" sprach der König, und der treue Diener nahm dankbar die ihm willkommene Pfeife an, und machte nachmals nicht selten von dem ihm so gnädig verliehenen Vorrechte Gebrauch.

Königin Luise vereinigte in sich in merkwürdiger Weise warmes Gefühl und schlagfertigen Witz, welche Eigenschaften sie befähigten, zur rechten Zeit gerade das Rechte zu sagen und zu thun. Es war ihr angeboren, ihre schnell gefaßten Gedanken auch rasch zur Ausführung zu bringen, und dieser seltene Charakterzug bewährte sich in ihrer hohen Stellung oft in vortrefflicher Weise. Ihre Gedanken waren nie vom eigenen Selbst in Anspruch genommen, sondern stets darauf gerichtet, in freudigem Fluge jede kleine Gelegenheit, anderen Gutes zu thun oder Freude zu machen, zu suchen und zu erhaschen. Auf einer Reise in Pommern traf sie einmal die Frau eines Landbauern, mit der sie ein Gespräch über Landwirtschaft und Viehzucht anknüpfte. Die Königin bewunderte den gesunden Sinn und Verstand der Bäuerin und dankte ihr unter Händedruck für die erhaltene Auskunft. Beim Abschied zog sie eine wertvolle Nadel vom eigenen Kleide, gab sie der erstaunten Frau und bat sie, dieselbe als Andenken an das Zusammentreffen aufzubewahren.

Ebenso knüpften die Königin und Frau Rat Goethe einmal miteinander eine lange Erörterung an über deutsche Litteratur. Das Vergnügen, das Goethes Werke, vornehmlich seine kleineren Gedichte, Luisen seit ihren Mädchenjahren gewährt hatten, vertiefte das Interesse, das sie an diesem Gespräche mit seiner Mutter nahm. Überwältigt von dem Gefühl des Augenblicks überreichte die Königin ihre goldene Halskette der Mutter des Dichters als einen der Macht des Genies dargebrachten Tribut, sowie als Andenken an eine angenehm zugebrachte und denkwürdige Stunde.

Durch dieses königliche Geschenk bewies Luise zugleich, daß ihre gastfreie Wirtin mit jenen Worten nicht unrecht hatte, durch welche sie die Erzählung von dem Abenteuer am Ziehbrunnen zu beschließen pflegte: „Ich hätte mir eher den ärgsten Verdruß über den Hals kommen lassen, als daß man sie in den unschuldigen Vergnügungen gestört hätte, die ihnen nirgendwo vergönnt waren als in meinem Hause; auch haben sie mir's beim Abschied gesagt, daß sie nie ver-

gessen würden, wie glücklich und vergnügt sie bei mir waren.“ Frau Rat war sehr stolz auf diese Halskette und trug sie gern bei seltenen Gelegenheiten, so auch an jenem Tage, wo die geistreiche, aber etwas überspannte Schriftstellerin Frau von Staël sich in Frankfurt aufhielt und Frau Rat ihr einen Besuch machte. Frau von Staël empfing sie im Turban und einer römischen Tunika, und glaubte mit dieser die Heldin eines ihrer Werke, Corinna, darstellenden Tracht besonderen Eindruck hervorzurufen. Da trat ihr die Frau Rat mit der Halskette der Königin Luise entgegen, und in ihrem Mutterstolze jener berühmten Römerin Cornelia vergleichbar, stellte sie sich nur mit den wenigen, aber inhaltsschweren Worten vor: „Je suis la mère de Goethe“ (Ich bin die Mutter Goethes).

Obwohl Luise die einfachen Landvergnügungen liebte, war sie doch für die, welche die Gesellschaft bietet, nicht unempfänglich. Voll jugendlicher Lebenslust war sie naturgemäß geneigt, sich in allerlei rauschende Zerstreuungen zu stürzen, und es gab eine Zeit, wo sie mindestens in Gefahr war, eine eigentliche Weltdame zu werden. Aber die reizende, junge Königin hatte einen treuen Hüter, der mit wachsamem Auge stets bereit war, ihre Vergnügungslust zu zügeln, und sie den edleren Trieben ihres besseren Selbst treu zu erhalten; sie fühlte wohl, daß ein eiserner Wille sich ihrer allzugroßen Genußsucht entgegensetzte. Selbstlos und auch dem Widerspruche gegenüber fügsam, beugte sie ihren Willen, und verlor deshalb nie den tiefgegründeten, alles durchdringenden Einfluß, der eine Frau befähigt, dem Manne in der höchsten sowohl, wie in der niedrigsten Lebensstellung, im Palaste so wahrhaft wie in der Hütte, eine taugliche Stütze zu sein. In späteren Jahren schaute sie gern auf jene früheren Tage ihres ehelichen Lebens zurück, und mit der Offenherzigkeit, die sie stets auszeichnete, bekannte sie immer wieder, daß sie die Erhaltung aller Zufriedenheit und alles Glücks, das sie genoß, der Weisheit und Festigkeit ihres Gemahls verdanke.

Der preußische Hof verlor unter der Königin Luise viel von seiner Steifheit, aber nichts von seinem Glanze. Im Gegenteil war der Karneval von 1799 anerkanntermaßen der glänzendste, den Berlin je gesehen. Am 13. März dieses Jahres fand im Opernhause ein großartiger Maskenball statt. Es scheint eine Art Schauspiel gewesen zu sein, das die Vermählung der englischen Königin Maria mit Philipp von Spanien darstellte. Königin Luise spielte die Rolle der königlichen Braut und der Herzog von Sussex übernahm

die des Bräutigams. Dieser und seine Brüder, die Herzöge von Cumberland und von Cambridge, weilten oft am preußischen Hofe. Das königliche Paar tanzte Menuett, worauf eine Quadrille zwischen Königin Elisabeth, Don Juan d'Austria, Margarethe von Parma und dem Herzog von Savoyen folgte. Etwa fünfzig Paare erschienen in verschiedenen, hauptsächlich englischen, spanischen, italienischen und mexikanischen Kostümen. Die prachtvollen Gewänder schimmerten von Diamanten und Edelsteinen; denn der Herzog von Sussex hatte zu dieser Gelegenheit alle Juwelierläden geplündert. Die stattlichen, galanten Prinzen scheinen für ihre liebenswürdigen und bezaubernden Bäschen Luise und Friederike viel zarte Aufmerksamkeit gehabt zu haben. Da die Kinder der beiden nahe verwandten, königlichen Familien gleichzeitig herangewachsen waren, so entsprachen sich die Vettern und Basen im Alter.

Obwohl das Menuett „de la Cour" noch Mode war, zogen doch junge Leute lebhaftere Tänze vor. Die Königin tanzte sehr gern, die Bewegung paßte zu ihrem heiteren, rührigen, elastischen Wesen. Von Natur schön und anmutig, bot sie beim Tanzen, ohne sich irgend anzustrengen, eine reizende Erscheinung. Die von ihr veranstalteten Tanzunterhaltungen gewährten vielen der jüngeren Mitglieder des Hofkreises großes Vergnügen und führten zu anderen, durchaus zwanglosen geselligen Vereinigungen zum Zwecke der Einübung neuer Tänze unter der Anleitung eines Tanzmeisters. Diese gewöhnlich morgens stattfindenden Proben waren sehr freie und fröhliche Zusammenkünfte und ganz dazu geeignet, der Königin Beliebtheit noch zu erhöhen. Von der großen Mehrzahl wurde sie am Berliner Hofe fast vergöttert; doch existierte auch eine, zwar nicht zahlreiche Partei, die ihr fernstand, — die streng militärische.

Es gab alte Offiziere, welche ungern sahen, wie sehr sich der jetzige preußische Hof von dem in den Tagen Friedrichs des Großen unterschied. Diese ernsten, alten Soldaten hatten eine Zeit durchlebt, in welcher die Frauen, selbst solche vom höchsten Range und tadellosen Charakter keine Achtung genossen. Sie sahen nun eine junge Königin ihren Gemahl stark beeinflussen, zwar ohne politische Zwecke und vorsätzliche Absichten, aber doch so, daß sie die Sitten des Hofes völlig umwandelte. Offen gaben sie ihrer Mißbilligung Ausdruck und ihre Anschauungen fanden auch bei einigen jüngeren Männern Aufnahme. Zu dieser Partei gehörte der später berühmte Feldmarschall York, damals Oberst in der leichten Infanterie. Droysen

sagt in seiner Lebensbeschreibung von ihm: „Zur Mode gehörten damals die Entzückungen über die Königin; alles, was sie that und sprach, galt für bezaubernd; ihre Schönheit war unzählige Male Gegenstand enthusiastischer Gespräche. York gefiel sich darin, diesen Geschmack nicht zu theilen: ihre Hand sei zu groß, ihr Fuß häßlich. Es verdroß ihn, daß man den König neben ihr in den Schatten stellte; er glaubte, daß sie einen Einfluß auf den Hof, ja auf die Geschäfte übe, den er beklagte. Allerdings war der alte, militärisch-herbe Charakter des Hofes — er meinte durch sie — im Hinscheiden."

Dagegen verstand sich die Königin besser mit dem General Blücher, dem sie stets geneigt blieb. Bei den Hofbällen beehrte sie ihn oft mit ihrer Hand, weil er ein trefflicher Tänzer war, ein Vorzug, in dem man es damals nicht so leicht zur Vollendung brachte. Auch wegen seiner Einfachheit und treuherzigen Gesinnung mochte die Königin gern mit ihm verkehren. Er war das gerade Gegenteil von jenen verderbten Gemütern und verwelkten Herzen, die an unschuldigen Vergnügungen keine Freude mehr finden. Am Hofe und in der Hauptstadt gab es viele, die sich aus dem epikureischen Genusse ein wahres Studium gemacht hatten. „Berlin ist der langweiligste Hof geworden," sagten diese. „Ein Tag ist gerade wie der andere; es ist genug, um vor Langeweile zu sterben." Nach der Ansicht dieser Leute hätten sich der König und die Königin mit Pracht und Pomp umgeben und einen beständig glänzenden Hof mit recht viel Scherzen, Ränken und Skandal führen sollen.

Die Königin hatte zu viel Scharfsinn, um ohne Kunde von dem Bestehen einer Partei zu bleiben, die ungünstig gegen sie gestimmt war und ihre Worte und Handlungen mißdeutete. Sie war zu großmütig, um böswillige Gedanken zu hegen; aber gelegentliche kleine Reibungen zu verhüten war kaum möglich, da sie so viele ergebene Anhänger hatte, die stolz darauf waren, eine Art ritterlicher Anhänglichkeit an sie zur Schau zu tragen. Es läßt sich auch nicht verkennen, daß die Königin die Verpflichtung übernehmen mußte, den Glanz des Hofes nach außen hin aufrecht zu erhalten, da der König allem Pomp entschieden abgeneigt war, welcher zu seiner ganzen Geistesrichtung in schroffem Widerspruche stand: er war von Natur lakonisch und sprach in abgerissenen, markigen Sätzen, die nicht mehr Worte enthielten, als nötig waren, um seine Meinung auszudrücken. Mit hoher Würde und edler Haltung, die man von einer Königin

erwartet, ausgestattet, war daher Luise im stande, dem Könige den willkommensten Beistand zu leisten.[56])

Schon von den Zeitgenossen wurde diese glückliche Ergänzung der Charaktere beider Majestäten und die daraus folgende Ungezwungenheit im geselligen Verkehre anerkannt. Einer derselben berichtet folgendes: „Der König selbst nimmt selten Cour an; er versäumt aber niemals die, welche Sonntags Abend gewöhnlich bei der Königin Statt findet. Alle Etiquette ist indessen aus diesen Gesellschaften verbannt. Wohlwollen und Ungezwungenheit herrschen in ihnen, so daß Männer, welche sonst geschworene Feinde alles Hofzwanges waren, sich hier wie im Kreise einer befreundeten Familie befinden. Der König und die Königin unterhalten sich mit Jedem der Anwesenden und binden durch ihr Betragen und ihre Worte die Herzen immer fester an sich.

Einer der Staatsminister des Königs gab dieser Tage ein Abendessen und einen Ball. Der König und die Königin beehrten beides mit ihrer Gegenwart. Als der Wagen des Königs vorfuhr, hielten schon mehrere Wagen vor der Thür, so daß der königliche nicht sogleich vorfahren konnte. Man wollte den Thorweg öffnen; aber der König verbot es und wartete, bis sein Wagen der Reihe nach vorkam. Als die Königin ausstieg, sagte sie zu der sie empfangenden Frau des Staatsministers: Nehmen Sie's nicht übel, daß wir so spät kommen, mein Mann hatte noch dringende Geschäfte, und allein, ohne ihn, kann ich nicht kommen. Seltener Hof, wo die Geschäfte den Rang vor Festen und Vergnügungen haben!“

Auf demselben Balle ereignete es sich, daß eine achtbare bürgerliche Dame von den adeligen Herren nicht zum Tanzen aufgefordert wurde. Voll Mitleid bat die Königin, welche diese Zurücksetzung bemerkt hatte, ihren Gemahl, doch selbst mit der bürgerlichen Dame zu tanzen und derselben dadurch die höchste Ehre des Ballabends zu erweisen.

So offenbarte Luise in ihren Handlungen nicht minder, als in ihren Reden den hohen Adel ihrer Seele. Immer ist das Wort eine wahre Äußerung geistigen Lebens nur da, wo es ein Schlag des Herzens, ein Klang der Seele ist, wo die Rede mit dem Grundtone des ganzen Wesens übereinstimmt. Dies ist das ganze Geheimnis der echten Beredsamkeit, die keine Kunst ist, sondern eine Tugend; daher rührte auch jener Zauber der Rede, welcher der Königin von ihren Zeitgenossen nachgesagt wird: er gab ihr überall das rechte Wort

ein, sei es in holder Herablassung zu dem geringsten ihres Volkes, sei es in majestätischer Aufrichtung gegen einen hochfahrenden Kriegsfürsten wie Napoleon. Ganz im Gegensatze zu Talleyrand, jenem hinkenden Teufel französischer Diplomatie, der da meinte: die Worte seien nur ein Schleier der Gedanken, kam der Königin in ihrer mündlichen oder schriftlichen Rede vielmehr alles darauf an, ihr Denken und Empfinden frischweg auszusprechen. Daher stammt der volle Herzenserguß in ihren eigenhändigen Briefen; daher aber auch das Charakteristische in ihren Zeilen, daß das Deutsche manchmal mit französischen Sätzen untermischt steht. Nicht immer vermochte sie in der deutschen Muttersprache dem raschen Schwunge ihrer Gedanken zu folgen; dann griff sie zu den ihr schneller zu Gebote stehenden, weil ihr von Kindheit an geläufigen französischen Worten. —

Auch in der ungesuchten Einfachheit ihrer Kleidung zeigte sich die ungekünstelte, edle Natur der Königin. Eine berühmte Frau schreibt darüber in einem Briefe aus dem Junimonat 1798: „Freilich können Wenige so wie sie, bei der stillen Majestät ihrer Schönheit, so der äußern Hülfsmittel entbehren. Die Königin erscheint nie, außer wo es die Würde ihres Standes erheischt, prachtvoll. Nie sah ich sie anders als in leichten Musselin gekleidet, das schöne, leicht umlockte Haupt, im leichten Kostüme, eben so einfach geschmückt. Diese Grazie hat Berlins Töchter verleitet, eine Reform in ihrem Anzuge zu machen. Welch' ein Vorbild, welch' ein Beispiel ihrem Geschlecht, das voll Bewunderung zu ihr aufblickt! Ich traue den Berlinerinnen edlen Bildungstrieb genug zu, sich nicht nur an der reizenden Außenseite ergötzen, nicht nur ihr jeden Schwung ihres Federschmuckes, jeden Wurf der Falten ihres Gewandes abstehlen zu wollen, sondern ihren Blick auf das innere Heiligthum ihres Hausstandes zu werfen, wo sie ganz in der ehrwürdigen Gestalt einer deutschen Gattin und Mutter erscheint." — Ja so weit ging die Schwärmerei Berliner Damen für das junge Königspaar, daß sie kleine Fächer mit den Brustbildern Friedrich Wilhelms und Luisens trugen, dazu breite Atlasbänder mit der goldenen Inschrift: „Vive le Roi, vive la Reine."[57])

All' diese kleinen Züge und Anekdoten machten die Königin immer mehr beliebt, so daß selbst bedeutendere Dichter, wie Novalis (Freiherr von Hardenberg) und Schlegel nicht müde wurden, derselben ihre poetischen Huldigungen darzubringen. So sagt z. B. Novalis in seiner Schrift: „Glauben und Liebe, oder der König und die Königin":

„Der König ist das gediegene Lebensprinzip des Staates; ganz dasselbe, was die Sonne im Planeten-Systeme ist. Die Königin hat zwar keinen politischen, aber einen häuslichen Wirkungskreis im Großen. Ihr Beispiel wird unendlich viel wirken. Die glücklichen Ehen werden immer häufiger, und die Häuslichkeit mehr als Mode werden. Sie wird zugleich echtes Muster des weiblichen Anzugs sein. — Der Hof ist eigentlich das große Muster einer Haushaltung. Nach ihm bilden sich die großen Haushaltungen des Staates, nach diesen die kleineren und so herunter. Der Hof soll das klassische Privatleben im Großen sein. Die Hausfrau ist die Feder des Hauswesens. So ist die Königin die Feder des Hofes. — Jede gebildete Frau und jede sorgfältige Mutter sollte das Bild der Königin in ihrem oder ihrer Töchter Wohnzimmer haben. Welche schöne, kräftige Erinnerung an das Urbild, das jede zu erreichen sich vorgesetzt hätte. Aehnlichkeit mit der Königin würde der Charakterzug der preußischen Frauen, ihr Nationalzug. Ein liebenswürdiges Wesen unter tausendfachen Gestalten!

Sonst mußte man sich vor den Höfen, wie vor einem ansteckenden Orte, mit Weib und Kindern flüchten. An diesen einen Hof wird man sich jetzt vor der allgemeinen Sittenverderbniß wie auf eine glückliche Insel zurückziehen können. Um eine treffliche Frau zu finden, mußte ein behutsamer, junger Mann sonst in die entlegenen Provinzen, wenigstens in die gänzlich von Stadt und Hof entfernten Familien gehen; künftig wird man, wie es nach dem ursprünglichen Begriff sein sollte, an den Hof, als den Sammelplatz des Besten und Schönsten, gehen, und sich glücklich preisen können, eine Frau aus der Hand der Königin zu empfangen. — In unsern Zeiten haben sich wahre Wunder der Transsubstantiation ereignet. Verwandelt sich nicht ein Hof in eine Familie, ein Thron in ein Heiligthum, eine königliche Vermählung in einen ewigen Herzensbund? Wer den ewigen Frieden jetzt sehen und lieb gewinnen will, der reise nach Berlin und sehe die Königin!"

Mag auch Novalis in seiner poetischen Huldigung uns jetzt bei reiferer Überlegung und kühlerem Nachdenken etwas zu überschwänglich vorkommen, so bleiben doch seine Worte ein beredtes Zeugnis für die Begeisterung, welche Friedrich Wilhelm und Luise in allen Kreisen des Volkes hervorgerufen hatten. Ein ähnlicher Geist spricht auch aus dem Gedichte, welches August Wilhelm von Schlegel zur Feier der Huldigung (den sechsten Juli 1798) verfaßte:

„Ein edler König ist der Welt gegeben,
Das Vaterland schwört ihm den heilgen Bund.
Nicht Einer, der mit innerm Widerstreben
Ihm Treu gelobt aus heuchlerischem Mund. —

Ihr kennt ihn ja, ihr frohen Millionen,
Ihr seht ihn sichern Tritts zum Ziele gehn.
Sein Thun verdient ihm angestammte Kronen,
Der Völker Wahl wird ihn dazu erhöhn,
Bei dem die Geister großer Ahnen wohnen,
In dessen Bild sie nun verjüngt sich sehn;
Den königlichen Mann, gerecht und gütig,
Mit Würde mild, mit Ruhe heldenmüthig.

Wie könnte je sich ihm der Himmel schwärzen?
Er sucht und fand der Liebe schönsten Lohn.
Luisens Lächeln heißt den Kummer scherzen,
Vor ihrem Blick ist jedes Leid entfloh'n.
Sie wär' in Hütten Königin der Herzen,
Sie ist der Anmuth Göttin auf dem Thron;
Ihr zartes Werk, Ihr seligstes Gelingen,
In seinen Lorbeer Myrten einzuschlingen.

Es blickt auf Euch die Muse der Geschichte,
Erhabner Herrscher! Holde Königin!
Ihr strenges Zeugniß wird zum Lobgedichte;
Sie ist der goldnen Zeit Verkünderin.
Ach, jüngst noch sah sie grausende Gesichte,
Der Griffel sank als Dolch ihr blutig hin.
So schritt sie ernst auf tragischem Kothurne
Und ruhte sinnend an der Menschheit Urne.

Ihr aber habt der Göttin Gram erheitert,
Hier, wo der Staat, ein ew'ger Tempel, steht,
Nicht wanket wie das Schiff, das, eh' es scheitert,
Sich noch mit aufgespannten Segeln bläht,
Wird keine Kraft gedämpft, sie wird geläutert,
Es gilt der freien Wahrheit Majestät;
Hier waltet Ruh', stürzt schon verflucht, bewundert
In seine Gruft mit Krachen das Jahrhundert.“ —

Am 25. Mai 1799 verließ der König Potsdam um eine neue Rundreise anzutreten, diesmal in entgegengesetzter Richtung; die Königin begleitete ihn wieder. Nach kurzem Aufenthalte in Magdeburg, wo eine Truppenmusterung stattfand, reisten die königlichen Herrschaften am 28. Mai weiter nach Braunschweig. Überall wurden sie mit begeisterten Zeichen treuer Gesinnung empfangen. In

Braunschweig, dessen Hof mit ihnen seit langer Zeit verwandt und befreundet war, besuchten sie die verwitwete Schwester Friedrichs des Großen. Von da fuhren sie am 29. Mai weiter nach Petershagen in Westfalen.

Die Provinz Westfalen hat ein besonderes Interesse, da sie von einem hochgesinnten, an seinen ursprünglichen Sitten und Gebräuchen festhaltenden Volksstamme bewohnt wird. Es sind weder Bauern noch Pächter, sondern Grundbesitzer, die schon Jahrhunderte hindurch dort ansäßig sind und eben so viel Familienstolz haben, als irgend ein großer Grundherr — ein Stolz, der sich durch außerordentliche Liebe zur Unabhängigkeit kennzeichnet. Bei der großen Truppenschau, die am 30. in der Nähe von Minden abgehalten wurde, befand sich im Gefolge des Königs auch der Freiherr vom Stein und der junge Landrat Freiherr von Vincke. Pertz erzählt in seiner Lebensgeschichte Steins, daß bei der Vorstellung Vinckes der König zu Stein geäußert habe: „Macht man hier Kinder zu Landräthen?" worauf Stein antwortete: „Ja, Ew. Majestät, ein Jüngling an Jahren, aber ein Greis an Weisheit." Vincke erwähnt diese Episode in seinem Tagebuche nicht, dagegen sagt er, die Königin habe ihn darum gebeten, ihr eine Ansicht von der porta westfalica, dem berühmten Engpasse oberhalb Minden, zuzusenden. Der Freiherr von Vincke beeilte sich, den Wunsch der Königin zu erfüllen und erhielt dafür am fünften Oktober 1799 folgendes „allerliebste Danksagungsschreiben" der Königin aus Potsdam:

„Es ist allerdings, mein lieber Landrath v. Vincke, zu bedauern, daß ich durch den ungünstigen Nebel verhindert worden bin, bei der Ueberfahrt über die Weserbrücke eine der schönsten Naturgegenden zu betrachten. Indessen werd' ich durch die, mir mittelst Schreibens vom 14. v. M. von Ihnen übersandten Ansichten der westfälischen Pforte gewissermaßen dafür entschädigt. Die Betrachtung derselben gewährt mir das angenehmste Vergnügen; ich säume daher nicht länger Ihnen für deren Mittheilung hiermit aufrichtig zu danken und zu meiner Erkenntlichkeit noch die Versicherung zu fügen, daß ich unausgesetzt verbleiben werde

Ihre

affektionirte Königin

Luise."

Von Minden aus begab sich die Königin nach Hildburghausen zum Besuche ihrer Schwester, während der König inzwischen in Wesel

die Truppen besichtigte und den Manövern derselben beiwohnte. Am achten Juni trafen beide Majestäten auf Wilhelmshöhe bei Kassel wieder zusammen. Mit der Königin war auch die Prinzessin Friederike von Solms-Braunfels und ihr Bruder, der Erbprinz von Mecklenburg-Strelitz angekommen, mit denen dann die Majestäten über Koburg nach den fränkischen Fürstentümern Ansbach und Baireuth weiterreisten. Darüber berichtet der damalige Feldmarschall Prinz Friedrich von Koburg in seinen von A. von Witzleben herausgegebenen Tagebüchern:

„14. Juni (1799). Vormittags langten Se. Majestät der König von Preußen mit seiner Frau Gemahlin auf der Durchreise nach Baireuth und Ansbach nebst der Königin Frau Schwester, Fürstin von Solms, hier an, wurden vom Hof aus in dem Rath Uz'schen Hause mit einem Frühstücke bedient und setzten nach einem zweistündigen Aufenthalt die Reise weiter fort. In der Suite befanden sich die Frau Obersthofmeisterin von Voß, der Kammerherr von Schilden und die General-Adjutanten von Köckeritz und Zastrow."

Aus dieser Bemerkung erhellt auch, daß die Behauptung unrichtig ist, der König habe erst im Jahre 1805 bei Gelegenheit einer Badekur sich bewegen lassen, seine Schwägerin wieder zu empfangen. In Baireuth besuchten die Majestäten das Lustschloß Eremitage, den Park, den Sonnentempel, das Zuchthaus und die Marmorfabrik und reisten von da nach Fürth, wo der König und die Königin wieder einem Manöver der Truppen beiwohnten. Dann ging die Reise über Aschaffenburg, Wilhelmsbad und Darmstadt nach Frankfurt am Main, wo sie am 27. Juni ankamen und einige Tage zubrachten.

Dem Vergnügen des kurzen dortigen Aufenthalts verliehen, wie die Königin bemerkte, die wiederaufgefrischten, köstlichen Erinnerungen an ihr erstes Zusammentreffen mit dem Gemahl besonders hohen Reiz.

Nach der Einnahme durch die Franzosen hatte die alte Freistadt bedeutend gelitten. Die Einwohner waren grausam bedrückt worden, so daß einige infolge der schwer auf ihnen lastenden Abgaben und Einquartierungskosten ganz verarmt waren.

Frau Rat Goethe hatte so schwere Verluste erlitten, daß sie es für angezeigt erachtete, ihr altes großes Haus am Großen Hirschgraben zu verkaufen und am Roßmarkt eine bescheidenere Wohnung zu beziehen. Trotz ihres so lebhaften Temperamentes ertrug sie ihr Ungemach mit großem Gleichmute, da sie immer noch das Leben

und die menschliche Natur von der günstigen Seite ansah. Ihre Briefe zeigen, daß sie alles, auch die kleinsten Dinge mit demselben Interesse verfolgte wie früher, und daß sie sich ihre Heiterkeit auch bei vorgerücktem Alter bewahrte. Aber daß ihr die Ausübung jener unbegrenzten, ihrer Gemütsart so entsprechenden Freigebigkeit und Gastfreundschaft nicht mehr möglich war, muß ihr eine schmerzliche Entbehrung gewesen sein.

In einem vom 20. Juli 1799 datierten Briefe schildert Frau Rat des Königs und der Königin Besuch in Frankfurt folgendermaßen: Den 20sten July 1799. Herzlich hat mich die Nachricht von Euer aller Wohlseyn erfreut. — So wie mir meine Tochter schreibt — war ein etwas starcker Rumor in Eurem Haußwesen wegen Anwesenheit der Königlichen Majestät! Die Franckfurter haben auch alles mögliche gethan um ihren ehemaligen Bekannten zu beleben — er hat es auch recht freundlich auf und angenommen — mir ist eine Ehre wiederfahren, die ich nicht vermuthete — die Königin ließ mich durch ihren Bruder einladen zu ihr zu kommen. Der Prinz kam um Mittag zu mir und speißte an meinem kleinen Tisch — um 6 Uhr holte er mich in einem Wagen mit 2 Bedienten hintenauf in den Taxischen Pallast — Die Königin unterhielt sich mit mir von vorigen Zeiten — erinnerte sich noch der vielen Freuden in meinem vorigen Hauß — der guten Pannekuchen u. s. w.[59])

Am 30. Juni wurde sodann die Rückreise über Eisenach und Weimar angetreten, wo sie sich einen Tag am herzoglichen Hofe zum Besuch aufhielten. Von Weimar kehrten sie über Halle und Dessau nach Potsdam heim. Diese weite Fahrt auf den damals noch nicht so bequemen Wegen brachte die Königin einmal in Lebensgefahr, aus der sie vom Herzog von Weimar gerettet wurde. Heftige Gewitterregen hatten (nach den Mitteilungen der Obersthofmeisterin von Voß) die Wege zerrissen. Man gelangte nur mit Mühe vorwärts. Der Herzog von Weimar war der Königin entgegengekommen und begleitete mit einigen Herren seines Gefolges den Wagen ihrer Majestät. Von einem Berge ging der Wagen einen steilen Abhang im Zickzack hinab — an der schlimmsten Stelle bricht plötzlich der Hemmschuh, der Wagen schießt vorwärts, der Herzog zieht den Degen, sprengt auf das Handpferd los und sticht es nieder. Das zu Boden stürzende Tier hält den Wagen auf, und die Königin ist gerettet. Der Herzog wirft sich vom Pferde, reißt den Schlag auf und hebt sie auf seinen Armen aus dem noch schwankenden Wagen.[60])

Am achten Juli begrüßten die Bürger von Berlin ihren König und ihre Königin bei ihrer Heimkehr, und das königliche Paar nahm dankbar das alltägliche Leben mit seinen Pflichten und Vergnügungen wieder auf.

Auf der letzten Reise war die Aufmerksamkeit der Königin häufig auf Kunstwerke hingelenkt worden; sie begann infolgedessen den verschiedenen Zweigen der nützlichen Kunst und des Kunstgewerbes mehr Interesse als bisher zuzuwenden. Ihr Blick konnte nicht auf dem Zweckmäßigen oder Schönen ruhen, ohne daß sie sich über den Kopf und die Hand, die es hervorgebracht hatte, Gedanken machte. So kam sie darauf, nachzuforschen, nachzudenken und einzusehen, daß viel raschere Fortschritte erzielt werden könnten, wenn nicht so viel Talent und Fleiß verschwendet würden, so viel Geist und Thatkraft verloren gingen, weil es manchem Begabten zur Entwickelung seiner Talente an Mitteln und Gelegenheiten gebricht. Selbst zu Königin Luisens Zeit konnten der Fleiß und die Geduld einer langen Reihe von Jahren, in Ermangelung der nötigen Unterstützung, erfolglos bleiben. Die Königin wurde somit eine freigebige Beschützerin der Kunst, that ihr äußerstes, um die Künstler durch in Aussicht gestellte ehrenvolle Auszeichnungen zu ferneren Anstrengungen anzuspornen, leistete solchen, die reicher an Gaben als an Geld waren, Hilfe und ermutigte sie durch alle ihr zu Gebote stehenden Mittel.

Das Bewußtsein, daß eine Menge Würdiger, solcher Hilfe Bedürftiger, ihr für immer unbekannt bleiben mußten, betrübte nur zu oft ihr gefühlvolles Herz, aber dieser Gedanke steigerte nur in ihr den Wunsch, alles was möglich war zu thun.

Ein ähnliches Gefühl beseelte sowohl den König als die Königin in Bezug auf alle Zweige der Wohlthätigkeit; sie begnügten sich nicht damit, zur Unterhaltung vortrefflicher Anstalten beizutragen, sie suchten auch einzelne besondere Notfälle auf. Zugleich standen ihre Paläste Staatsmännern, Offizieren, ausgezeichneten Professoren, Künstlern und Schriftstellern offen; so wurden der berühmte Dr. Gall und andere Gelehrte oft mit Einladungen geehrt.

Natürliche Befähigung und hohe Geistesbildung setzten die Königin in den Stand, an solcher Gesellschaft Freude zu finden, obwohl sie von aller pedantischen Ziererei gänzlich frei war; von ihren eigenen Fähigkeiten und Ansichten hatte sie eine bescheidene Meinung, und eifrig war sie bestrebt, ihren Geist durch Umgang mit gediegenen Männern weiter auszubilden. Ihr Gespräch sowohl als ihr ganzes Auftreten

stand unter der sanften, aber geschickten Leitung jenes weiblichen Taktgefühls, das sie nie im Stiche ließ, weil es dem stets gegenwärtigen Wunsche entsprang, jede Verletzung oder Belästigung anderer aufs Sorgfältigste zu vermeiden. Sie war immer bereit, mit jedem unbefangen zu sprechen, und ihr lebhaftes, frohsinniges Wesen war um so gewinnender, als sie sich der Bewunderung, die sie erweckte, ganz unbewußt schien — in der That lag ihr auch nichts an Bewunderung, ein reinerer Wunsch zog ihr Herz zu den Herzen anderer hin; die Armen, die Unwissenden und die Jugend fanden sie daher ebenso anziehend als die hervorragendsten Persönlichkeiten, die in dem den Thron umgebenden Kreise glänzten.

Eines Tages ging Königin Luise in Begleitung einer Hofdame in den Straßen von Charlottenburg spazieren; eine Anzahl Knaben sprangen und gaukelten beim „Pferdespielen" hin und her, und einer davon stieß die Königin an. Die Hofdame wies ihn scharf zurecht, und der Knabe war sichtlich erschreckt und beschämt. Die Königin aber sagte: „Lassen Sie nur, Knaben wollen ein wenig wild sein"; darauf streichelte sie dem Knaben die rosige Wange und sprach: „Es thut nichts, mein lieber Kleiner, ich bin nicht böse." Dann fragte sie ihn nach seinem Namen und trug ihm Grüße an seine Mutter auf. Das Kind wußte, daß es die Königin war, die mit ihm redete, denn sie war in ganz Berlin und Charlottenburg wohl bekannt. Für die Betagten hatte sie eben so viel Rücksicht wie für die Jungen. Einer freundlichen, an Scheffner, den ehrwürdigen Kriegsrat geschriebenen Einladung fügte sie die Nachschrift bei: „Bitte, tragen Sie Ihre Stiefel und kommen Sie nicht in dünnen Strümpfen; ich bin sicher, die können nicht gut für Sie sein: Wie Sie wissen, habe ich alte Freunde gern, darum sorge ich auch gern für sie."

Am 13. Oktober 1799 erhielt die königliche Familie Zuwachs durch die Geburt eines fünften Kindes, einer Tochter; aber im folgenden Jahre starb diese Prinzessin am Keuchhusten. So kurz auch ihre Lebensspanne gewesen, empfanden die Eltern ihren Tod doch schmerzlich.

Während diese häusliche Betrübnis auf ihnen lastete, schien auch der Stand der Staatsangelegenheiten den König in hohem Maße zu beunruhigen. Befand er sich in besorgter Gemütsstimmung, so pflegte er raschen, regelmäßigen Schrittes, die Hände auf den Rücken zusammengelegt, auf und abzugehen, und bisweilen, wie tief in Gedanken versunken, mehrere Minuten lang stehen zu bleiben, gleichsam

als ginge er über eine schwierige Frage mit sich selbst zu Rate. Sehr häufig auch mied er die Gesellschaft und streifte durch den Schloßgarten, oder saß in ruhiger beschaulicher Stimmung, aber mit trauriger Miene auf einer Bank, wie wenn die Schatten nahenden Unglücks an ihm vorüber zögen oder aufregende Erinnerungen ihn heimsuchten. Er hatte seine letzte Unterredung mit Friedrich dem Großen nicht vergessen; ohne Zweifel stieg sie bisweilen wieder in ihm auf, wenn die Lage der Dinge sich trüb und drohend gestaltete.

So lange es möglich war, der Königin die Kenntnis eines schmerzlichen Vorfalls zu ersparen, bemühte sich der König mit der zartesten Rücksicht, sie vor den ihn drückenden Besorgnissen und Bekümmernissen zu bewahren. Die Königin war sich dessen so völlig bewußt, daß sie nie Freude haben konnte, wenn nicht der König an ihrem Vergnügen teilzunehmen schien. Sie überwachte jeden seiner Blicke und es wurde ihr bange, wenn sie einen Schatten von Sorge auf seinen Zügen sah.

Stets trug sie sein Miniaturbildchen bei sich und zeigte oder verlieh es nur ungern; indessen baten einst die Herausgeber der „Denkwürdigkeiten und Tagesgeschichten der Mark Brandenburg“ die Königin, ihnen ein wohlgetroffenes Bildnis des Königs zu überlassen, da sie es auf den Wunsch ihrer Leser dem Januarhefte 1798 beifügen wollten. Luise gab ihnen zur Antwort: „Ich besitze kein anderes ähnliches Bildniß vom Könige, als das, welches ich an der Brust im Medaillon trage. Es fällt mir schwer, mich davon auf eine Zeit lang zu trennen; indeß, da es die Leser wünschen, so will ich mich gern zu überwinden suchen und den Wünschen des Herausgebers genügen.“

Wie Königin Luise das Bild des Gemahls, so trug auch der König das ihrige auf der Brust. Nach seinem Tode fand man das Medaillon unter der Hülle seines Schwarzen Adlerordens verborgen. Als man die Kapsel öffnete, enthüllte sich das zarte Geheimnis des stillen Andenkens, das er der geliebten Dahingeschiedenen bewahrt hatte. Nun ist es im preußischen Königshause ein altes Herkommen, daß nach dem Tode eines Monarchen der von ihm getragene Stern des schwarzen Adlerordens in der sogenannten Kunstkammer, jetzt vielleicht im Hohenzollernmuseum, aufbewahrt wird. Von dieser Regel mußte jedoch damals auf den ausdrücklichen Wunsch des Königs eine Ausnahme gemacht werden. Als nämlich Friedrich Wilhelm III. gestorben war, fand man eine eigenhändige Bestimmung desselben vor,

daß der von ihm getragene Stern nicht in der Kunstkammer niedergelegt, sondern von seinem Nachfolger getragen werden sollte. Dieser Orden fand nach dem Abscheiden Friedrich Wilhelm IV. auf der Brust seines Bruders, des Kaiser-Königs Wilhelm eine Stätte, wo er als Zeichen einer rührenden Pietät heute noch strahlt.[61])

Sicherlich übte die Königin einen großen Einfluß auf den Gemahl. Es konnte auch gar nicht anders sein, da ihre gegenseitige Neigung so wahrhaft und herzlich war, und die Art ihrer geistigen Befähigung sie in den Stand setzte, mit ihm sowohl zu denken als zu fühlen. Doch vermied sie jede Einmischung in die Politik. Der König war, wie sie wohl wußte, in Betreff seines königlichen Vorrechtes sehr empfindlich und würde sie nicht so hoch geschätzt haben, wenn sie sich listiger Mittel bedient hätte, ihn zu beeinflussen oder seine Entschließungen zu beherrschen. Die Königin verstand dies so gut, daß sie, wenn man sie bat, mit ihm über Staatsangelegenheiten zu reden, oder ihm eine Bitte vorzutragen, zu sagen pflegte: „Das müssen Sie selbst Seiner Majestät dem Könige sagen. Bei Ihm bedarf keine gute und gerechte Sache einer einleitenden Fürbitte.“

So baten z. B. die Vertreter der Königsberger Kaufmannschaft Luisen während der Huldigungsreise, doch das Gesuch um Hebung und Förderung des dortigen Handels bei ihrem Gemahle zu befürworten. Die Königin lehnte zwar diese Bitte ab, fügte aber die tröstenden Worte hinzu: „Meine Herren! Es bedarf keiner Fürsprache von meiner Seite, denn mein Mann thut aus eigenem Antriebe Alles, was das Glück seiner Unterthanen fördern kann.“

Ebenso berichtet in jener mit des Königs Bildnis geschmückten Zeitschrift der Mitherausgeber Kosmann: „Ein Berliner Prediger, dessen Sohn Zögling der chirurgischen Pepinière war, bat die Königin, den General-Chirurgus Goerke, zu bestimmen, daß er jenen bald anstellen möchte. Sie theilte Goerke dies Gesuch mit, nachdem sie zuvor, wie immer in solchen Fällen, mit dem Könige deshalb Rücksprache genommen hatte. Goerkes Antwort war: der junge Mann sei zwar gut geartet, müsse aber erst noch mehr lernen; auch könne er ihn andern geschicktern Jünglingen nicht vorziehen. Der König kam gerade dazu und hörte diese Worte. „Hab' ich es nicht gesagt?“ rief er. „Das thut Goerke nicht, der geht geradezu und liebt den rechten Weg.“

Neben Paretz und Sanssouci war das Schloß auf der Pfaueninsel der Lieblingsaufenthalt des Königs. Dies war der

abgeschlossenste aller königlichen Wohnsitze, da ein Fluß, die Havel, es von der geschäftigen Welt abschied und der König die ganze Insel in einen Park umgewandelt hatte. Bei Potsdam verzweigt sich die Havel und erweitert sich zu Seen, die der umliegenden Wald- und Parklandschaft reizende Abwechselung verleihen. Hie und da ist die Gegend von einem Dorfe belebt, das um seinen Kirchturm herumliegend in die Bäume eingenistet ist oder seine Hütten längs des Wasserrandes hinstreut. Es ist eine ächte Seenlandschaft in kleinem Maßstabe, aber sehr belebt, da der klare, blaue Fluß nicht nur für Segelboote, sondern auch für Holzbarken und Flöße schiffbar ist. Unterhalb Wittenberge mündet die Havel in die Elbe, und eine Menge Holz wird nach Potsdam herabgeflößt. Vor Jahrhunderten war die Pfaueninsel dicht bewaldet und nur von Rotwild und anderen Tieren, sowie von den Jägern und Hütern bewohnt, die dort die Jagd betrieben. Sie zeichnet sich jetzt noch durch ihre schönen Bäume aus, wovon viele drei bis vierhundert Jahre alt sind. Friedrich Wilhelm II. ließ den Waldbestand der Insel abschlagen, Kornfelder und Wiesen, sowie Obst- und andere Gärten anlegen, und erbaute das kleine Schloß, das Pachthaus und andere Gebäude, welche zuerst seine unwürdigen Günstlinge bewohnten.

Die halbstündige Fahrt von der Stadt zum Ufer, gegenüber der Insel, ist sehr lohnend. Das kleine Schloß ist in der Art einer römischen Villaruine erbaut und zeigt einen quadratischen Bau zwischen zwei runden Türmen, von denen nur einer von einer grünlichen Kupferkuppel überhöht ist. Diese Ungleichförmigkeit verstärkt noch den Eindruck einer Ruine und steht mit dem gezackten Rand der Mauer des Hauptbaues im Einklang. Das Haus ist nur zweistöckig und vom oberen Stockwerk führt eine Wendeltreppe zu den Türmchen hinauf. Die Brustwehren der beiden runden Türme sind durch eine im Freien schwebende, bequeme Brücke verbunden, was eine eigentümliche Wirkung hervorbringt. Von hier aus das stille, friedliche Thal in seiner reichen Mannigfaltigkeit und Harmonie zu überschauen, gewährt einen unbeschreiblichen Genuß. Die breite, klare, blaue Havel verbindet eine Reihe von Seen, die durch Waldvorsprünge teilweise verdeckt sind, und in der Ferne sieht man undeutlich einen Teil von Potsdam mit einem seiner Kirchtürme. Die Zimmer im Schlosse sind sehr klein und einfach ausgestattet, mit Ausnahme des Empfangszimmers, das größer und geschmackvoll verziert ist; auf die Decke ist Guidos Aurora gemalt und der Boden besteht aus eingelegtem

Holz. Auf dem ausgedehnten Rasenplatze, unmittelbar vor dem Schlosse, stehen Gruppen sehr alter Bäume, Eiben, Fichten und Lärchen; aber am zahlreichsten sind die Eichen, welche einen prächtigen Anblick darbieten. Die Blumenbeete liegen jenseits des Rasens, und unweit des Schlosses findet sich ein von herrlichen Pflanzen, vornehmlich aus Südamerika und dem Kap der guten Hoffnung, vollgefülltes Palmenhaus. Das vordere Ende der Insel war ein fruchtbares Pachtgut, auf dem Gebäude im Stil gotischer Ruinen standen. Die ganze Anlage war mit Geschmack ausgeführt und zeigte eine gefällige Mischung von Feldern, Wiesen und Gärten; aber augenscheinlich sollte großartige Pracht, welche in Berlin, Sanssouci und Potsdam zur Genüge vertreten war, hier keinen Raum finden. Hier sollten friedliche Ruhe und bequemes Behagen herrschen.

Ehe bei Berlin der Tiergarten angelegt wurde, war auf der Pfaueninsel eine Menagerie. Der zahme Löwe, der ruhig wie ein Lamm wurde, wenn man ihm sanfte Musik vorspielte, erregte in hohem Grade das Interesse des Publikums, das bei Abwesenheit der königlichen Familie Zutritt in die Anlagen hatte. Der König und die Königin fanden mehr Gefallen an Tauben, die sie in vielen Abarten sammelten. Bis auf den heutigen Tag heißen die das Eiland in verschiedenen Richtungen durchziehenden Wege nach den Tieren, zu deren Behausungen sie führten. Man sieht jetzt noch sehr schöne Pfauen, meistens paarweise, mit dem ihnen eigenen, prahlenden Stolz und in voller Freiheit, überall auf der Insel einherschreiten; auch Fasanen werden dort gehalten.

Bischof Eylert, der oft in den Kreis der königlichen Familie auf die Pfaueninsel geladen wurde, hat in einigen wahrheitsgetreuen Bildern das Leben, das der König, die Königin und die hübschen, heranwachsenden Kinder dort führten, geschildert. Er sagt:

„Unterbrochen, gestört, ermüdet, oft auch verstimmt von täglich wiederkehrenden, durch den ganzen Tag gehenden Ansprachen, Anläufen, Bitten, Querelen und Zudringlichkeiten, eilte Er mit einem Gefühl von Sehnsucht nach dem stillen, friedlichen Eilande, wo Er für sich, und die Mittags- und Abendstunden mit Seiner Familie allein war. Wenn Er das Schiff betrat, um hinüber zu fahren, knöpfte Er gewöhnlich unwillkührlich den eng anschließenden Rock auf und lüftete die freier athmende Brust. So wie Er den ersten Schritt an's Ufer gethan hatte, ging Er langsam, schlendernd, mit den Händen auf dem

Rücken, ein Ausdruck Seiner Stimmung, nach Seinem kleinen Wohnzimmer, wechselte die Kleidung, und alles an Ihm, vorzüglich Sein mildes Angesicht, bezeichnete Ruhe und Behaglichkeit.

Nachdem Er sich mehrere Stunden in Seinem Cabinet aufgehalten, die dort hingelegten, eingegangenen Sachen durchgesehen, sie mit Marginal-Bemerkungen, Frag- und Ausrufungszeichen, vermittelst eines Bleistiftes, bezeichnet, in den meisten Fällen auch das Contentum der zu gebenden Antwort hinzugefügt hatte, trat Er frei in's Freie; und hier muß man Ihn gesehen und beobachtet haben, um zu wissen, daß auch ein belasteter König ein Glücklicher sein kann, wenn er ein reiner, edler, gemüthvoller Mensch ist. Nun durchstrich Er die Insel nach allen Richtungen hin, bald lesend in einem Buche, das Er gewöhnlich in der Hand hatte, bald sinnend umherschauend, sich lehnend an einen Baum; bald setzte Er sich auf einen der vielen Ruheplätze; bald stand Er innig heiter vor einem Blumenbeete still; bald unterredete Er sich mit den Hirten, oder erfreute vorübergehende Kinder.

Hier hatte Er an der Seite Seiner schönen, edlen, anmuthsvollen Gemahlin, noch unberührt von dem Unglück der Zeit, in der ersten süßen Gatten- und Vaterfreude glückliche Jahre verlebt. Alle, welche das hohe, frische, jugendliche Königliche Ehepaar damals gesehen und Augenzeugen dieser heiteren Harmonie, die Ihre Herzen beseelte, gewesen sind, sprechen mit Entzücken davon. Man erzählt darüber eine Menge Anekdoten, wovon die eine noch lieblicher ist, als die andere."

Gegen ihre Kinder waren sie sehr nachsichtig; die Königin liebte es, ihre Kleinen um sich zu haben, wenn es nur immer andere nicht belästigte, nie wehrte sie ihnen, auf heftige oder launische Art; jede Art Laune mißfiel ihr, und sie rügte stets die Anzeichen davon an ihren Kindern. Sie wollte, daß sie frei und ungezwungen aufwachsen sollten, bemühte sich aber zugleich, ihnen feste, herrschende Grundsätze einzuprägen.

Der Bischof beschreibt eine Familienscene, die lieblich und einfach das anmutige Bild wahrer, häuslicher Glückseligkeit darstellt. „Nach aufgehobener, heiterer Tafel auf der Pfaueninsel im Freien, unter alten schattigen Eichen, fragte die Königin: „Wo sind die Kinder?" Und es wurde geantwortet: „Sie sind alle dort auf der Landzunge und spielen auf der Wiese." „Können wir sie da nicht überraschen, liebster Freund?" sagte die Königin. „Ja," antwortete

Er, „da müssen wir mit der Gondel einen Umweg durch's Rohr nehmen, so daß sie uns vorher nicht sehen."

„Das geschah; und der König selbst ruderte still, langsam und leise; die Königin stand in ihrer hohen, edlen Gestalt aufrecht im Schiffe, ihr seelenvolles, mütterliches Auge sah spähend nach dem bezeichneten Orte, und sie lispelte, je näher man demselben kam: „Sachte, stille!" Und nun sprang sie und der König an's Ufer, und die Kinder jauchzten fröhlich auf, ihren Eltern entgegen, und diese umarmten sie der Reihe nach mit inniger, froher, frischer Zärtlichkeit, wie als wenn sie dieselben seit acht Tagen nicht gesehen hätten."

„Papa!" fragte der Kronprinz, „wo sind Sie hergekommen?" Der König antwortete: „Durch's Schilf-Rohr!" „Das ist scharmant!" Auf die Frage: „Warum?" sagte er: „I — im Rohre ist gut Pfeifen schneiden!" „Wie verstehst Du das?" „Das heißt: Kluge Leute wissen die Umstände zu benutzen." „Wenn Du das auf Dich anwenden wolltest: welche Pfeife würdest Du denn jetzt schneiden?" Und der Kronprinz antwortete mit der ihm eigenthümlichen Anmuth: „Dann würde ich bitten, daß wir hier auf der Wiese unsere Abend-Milch genießen dürften und Alle, Alle froh zusammen blieben."

„Der König reichte dem hohen, edlen Jünglinge scherzend die väterliche Hand; die Königin drückte ihn innig an ihr glückliches Mutterherz, und seine kindliche Bitte wurde erfüllt. Die ganze Gesellschaft lagerte sich auf ausgebreiteten Teppichen. Die Königin lehnte sanft ihr Haupt an die Schulter des Königs, Seine Hand in der ihrigen haltend. Fröhlich spielten die lieblichen Königlichen Kinder umher. Alles war bei einem frugalen Mahle in sanfter, heiterer Stimmung. Nach einem schönen Sommertage ging prächtig die Sonne unter, und aus dem nahen Gebüsche ertönte wie Abendsegen die sanfte Abendmusik der Garde-Hautboisten. Eine heilige, fromme Ruhe umschwebte die schöne, patriarchalische, ländliche Scene, und daß die Erde ein Vorhof des Himmels werden kann, fühlte Jeder. Dieß Gefühl drückte sich durch feierliche Stille aus, die Keiner unterbrechen mochte; denn für das Unaussprechliche hat die Sprache keine Worte. Die Königin blickte im Ausdruck tiefer, heiterer Ruhe nach der untergehenden Sonne hin; ihr Blick war Gebet, Dank und Freude. Ihr Angesicht schien wie verklärt, und seit ich sie so gesehen, hat keines ihrer Bilder, auch das beste und gelungenste nicht, mir ferner ein Genüge thun können."

Zwei englische Reisende, die im Sommer 1799 die Pfauen-

insel besuchten, erzählten ein köstliches Abenteuer, das ihnen dort begegnete. Die Herren wußten nicht, daß Fremde bei Anwesenheit des Königs und der Königin auf der Insel keinen Zutritt in den Park und die Güter hatten. An einem hellen Sommermorgen ruderten sie in einem Nachen von Potsdam herüber, landeten an einem Punkte fern von der gewöhnlichen Fähre, wo Niemand sie bemerkt hatte und streiften nach dem Schlosse hin, als der Hofmarschall von Massow ihnen begegnete und befahl, umzukehren und sofort die Insel zu verlassen. Die beiden Reisenden nahmen aber einen Umweg, und auf diesem begegnete ihnen ein Herr und eine Dame, ohne alle Begleitung und so einfach gekleidet, so ungekünstelt in Haltung und Wesen, daß sie keine Ahnung davon hatten, wer dieselben waren. Der unbekannte Herr aber fragte sie, „wie ihnen die Insel gefiele“, und als sie ihre Freude über ihre Lage und Cultur ausgedrückt, forderte die unbekannte Dame sie freundlich auf, mitzugehen; sie wären hier bekannt und würden ihnen gern Alles zeigen. „Wir thäten's gerne,“ antworteten die Engländer; „aber der Herr Hofmarschall hat uns soeben zurückgewiesen und befohlen, sogleich die Insel zu verlassen. Ihre Majestäten der König und die Königin sollen hier sein; und dann ist Fremden der Zutritt nicht gestattet.“

„So schlimm ist's nun eben nicht,“ sprach die freundliche, schöne Frau, „kommen Sie nur mit, wir wollen Sie schon entschuldigen; der Herr von Massow ist unser guter Freund.“ Diese so einfach und freundlich gegebene Einladung unterstützte ihr Gefährte, und dankbar nahmen die Engländer sie an. Der Spaziergang, den alle Viere nun machten, war reizend; man erging sich in zwanglosem, geistreichem Gespräch und hielt öfters an, um von verschiedenen Punkten die Aussicht zu genießen. Man kam auf England zu reden; die Dame sprach begeistert von dem Lande, und ihr liebliches Gesicht und Wesen gaben allem, was sie sagte, volle Bedeutung. Namentlich freuten sich der Herr und die Dame über das dreiste, kecke Urteil der Engländer.

Aber wie erstaunten diese, als sie, in die Nähe des Schlosses gekommen, vor demselben ehrerbietig stehend die Dienerschaft in königlicher Livree erblickten und Herr von Massow ankündigte, daß das Frühstück bereit stehe. Nun erkannten sie mit freudigem Schreck, daß sie sich in Gegenwart des Königs und der Königin befunden hatten. Sie wollten sich entschuldigen, aber die herzgewinnende Güte der Königin half ihnen aus jeder Verlegenheit; auch der König

drückte ihnen gnädig sein Vergnügen darüber aus, ihre Bekanntschaft gemacht zu haben und sprach: „Treten Sie näher, meine Herren! frühstücken Sie mit uns. Nach der schönen Morgenpromenade, denke ich, wird's uns schmecken."

Während der Sommermonate war das kleine Landschloß oft so voll von Besuch, daß viele Mitglieder der königlichen Hofhaltung unter aufgeschlagenen Zelten übernachten mußten. Die jungen Prinzen mit ihrem Hofmeister brachte man oft in einem merkwürdigen Hause unter, das von Danzig (daher „Danziger Haus") auf die Insel versetzt worden war. Nach einer Überlieferung soll dieses altdeutsche Haus ursprünglich in Nürnberg gestanden haben und zweimal versetzt worden sein. Es heißt auch „Kavalierhaus", da es manchmal, wenn der Hof auf der Insel weilte, den Rittern und Edelleuten zur Unterkunft diente.

Elftes Kapitel.

Als Nelson die französische Flotte an der Nilmündung vernichtete, war Großbritannien die einzige der europäischen Mächte ersten Ranges, welche Frankreich kräftigen Widerstand entgegensetzte. Die anderen hatte das Feldherrngenie und die Herrschsucht Napoleons so weit überwältigt, daß sie den hohlen Frieden, der ihnen aufgezwungen worden war, nicht offen zu brechen wagten.

„Das Geschütz Nelsons,“ sagt Sir Archibald Alison, „hallte von einem Ende Europas zum andern wider, und überall lebte der Geist des Widerstands gegen den Ehrgeiz der Republik wieder auf. Diese überaus wichtige und vollständige Niederlage zerstörte nicht nur den Zauber ihrer Unbesiegbarkeit, sondern befreite auch die Verbündeten von der Furcht, welche die kriegerischen Talente Napoleons einflößten. Auf dieses glückverheißende Ereignis hin entschlossen sich die Herrscher, die Rüstungen zur Wiederaufnahme der Feindseligkeiten offen zu betreiben.“

„Oesterreich fühlte, daß der günstige Augenblick nahte, in dem es seine verlorenen Provinzen wiedergewinnen, seinen gesunkenen Einfluß wiederherstellen und dem Italien überfluthenden revolutionären Strom einen Damm entgegensetzen könnte. Der Kaiser von Rußland schloß sich endlich der gemeinsamen Sache mit allem Eifer an und schien geneigt, nicht nur seine Heere den deutschen Staaten zu Hilfe zu schicken, sondern auch den ungeschmälerten Bestand ihres Bundes zu gewährleisten. Die Türkei vergaß in ihrer Erbitterung gegen Frankreich, infolge des grundlosen Angriffs auf Egypten, ihre alte Feindschaft gegen Rußland; ihre Flotte und ihr Heer drohten, den Sieger der Pyramiden in dem eroberten Reiche einzuschließen.“

„Am 29. Dezember 1798 schlossen Großbritannien und Rußland zu dem Zwecke, dem weiteren Umsichgreifen Frankreichs Einhalt zu thun, ein Schutz- und Trutzbündnis. Kaiser Paul begann sofort mit der ganzen Heftigkeit seines Charakters, die Eröffnung des Kriegs zu betreiben. Er gewährte dem spätern Ludwig XVIII. ein Asyl, zeigte großmüthige Rücksicht für die in seinem Reiche Zuflucht suchenden französischen Ausgewanderten, und reizte mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln zum Widerstande gegen die Fortschritte republikanischen Ehrgeizes auf. Jedoch blieben alle seine Anstrengungen, das preußische Kabinet zum Abweichen von seiner vorsichtig zuwartenden Politik und der seit dem Frieden zu Basel beobachteten Neutralität zu bewegen, ohne Erfolg. Diese Macht nahm eine scheinbar gleichgiltige, aufs Zuschauen beschränkte Haltung an, während zwischen den kriegführenden Mächten ein verzweifelter Kampf wütete. Und doch stand in diesem Kampfe auch Preußens Unabhängigkeit auf dem Spiele und zwar in einem Augenblicke, wo seine jetzt 200 000 Mann starke Armee ein entscheidendes Gewicht in die Wagschale des Kampfes hätte werfen können.“[62])

Die folgenden Ereignisse bewiesen nur zu deutlich, daß diese Zurückhaltung auf Seiten Preußens eine verfehlte Politik war. Das immer zwischen Rußland und Frankreich schwankende Berliner Kabinet zog einen falschen Schluß aus der Thatsache, daß eine Macht dritten Ranges sich mit Vorteil und Ehre unthätig zwischen zwei mächtigen Nachbarn behaupten kann; aber bei einer Macht ersten Ranges, die nur durch folgerichtige Durchführung einer festen und unabhängigen Politik ihre Stellung behaupten kann, ist eine solche Haltung in hohem Grade verwerflich. Durch seine kurzsichtige Politik verscherzte das preußische Kabinet die Achtung der öffentlichen Meinung. Andrerseits war der König stets vom Gefühl der Ehre und Wahrhaftigkeit beseelt, obwohl er unglücklicherweise Haugwitz, dem Lieblingsminister seines Vaters, traute, für dessen Fehler er nicht hätte blind sein sollen.

Prinz Ludwig Ferdinand, des Königs Vetter, hatte dagegen einen viel weiter reichenden Blick. Er erkannte nur zu deutlich die drohende Gefahr, in welche das Kabinet den Staat brachte; und als der König eines Tages ihm seine „unmäßige Kriegslust“ verwies, erwiderte er: „Aus Friedensliebe nimmt Preußen zu jeder anderen Macht eine feindselige Stellung ein; deshalb wird einmal irgend eine der Mächte, der es gerade gefallen mag, es zu bekriegen, Preußen un-

barmherzig über den Haufen werfen. Dann werden wir ohne Hilfe und wahrscheinlich auch ohne Ehre fallen.“[63])

Dieser Prinz Ludwig Ferdinand, Sohn des Prinzen Ferdinand, jüngsten Bruders Friedrichs des Großen, war im Jahre 1772 geboren. Er war ungewöhnlich begabt, aber es fehlte ihm das rechte Feld, auf dem er seine hervorragenden Anlagen hätte zur Geltung bringen können. Sein heißes Temperament stürzte ihn daher in jenes ausgelassene, vielbewegte Leben, das ihm den Namen eines preußischen Alcibiades eintrug. Er war so tapfer und unerschrocken, wie Friedrich der Große und ein ebenso eifriger Liebhaber der Litteratur, für die er noch mehr Befähigung besaß, als sein Onkel. Sein Charakter war dem Friedrich Wilhelms III. gerade entgegengesetzt, seine Neigungen und sein Privatleben waren verschieden, weshalb es nicht verwundern darf, daß er keinen Einfluß auf den Monarchen hatte. Bei allen Klassen, vornehmlich beim Heere, war er außerordentlich beliebt, und, abgesehen von der Königin, die glänzendste Zierde des preußischen Hofes.

Mit Leib und Seele Soldat, konnte Ludwig Ferdinand die friedliche Stimmung des Königs nicht begreifen. Friedrich Wilhelm fürchtete nicht nur die Greuel des Kriegs, welche sein Volk heimsuchen könnten, sondern auch die schwerwiegenden Kosten eines lange andauernden Kampfes, für den er nicht gerüstet war. Es war noch nicht drei Jahre her, daß er bei seiner Thronbesteigung den Staatsschatz in furchtbar erschöpftem Zustande gefunden, und nur durch beständige Beobachtung strenger Sparsamkeit konnte er hoffen, die unter der letzten Regierung angehäufte ungeheure Schuldenlast abzutragen. Diese nur Preußen berührenden Rücksichten hätten jedoch den gewichtigeren, allgemeinen Interessen Europas weichen sollen; aber der König weigerte sich beharrlich, der Koalition von 1798 beizutreten. Des von Seiten Rußlands oft wiederholten, dringenden Ansuchens müde, soll er ausgerufen haben: „Ich will neutral sein und bleiben, und wenn der Kaiser mich zum Kriege zwingt, so soll es nur gegen ihn selbst sein.“

Im Frühjahre 1799 war Frankreich zwar wiederum mit Österreich in Krieg verwickelt, stand aber immer noch im Frieden mit dem Deutschen Reiche. Kaiser Franz führte noch als neutraler Herrscher zu Gunsten des allgemeinen Friedens Unterhandlungen; aber gegen Ende April fanden die langwierigen Arbeiten des Rastatter Kongresses einen plötzlichen Abschluß, indem der Verkehr unter den Ministern durch die österreichischen Streifwachen unterbrochen wurde. Die

Republikaner richteten nachdrückliche Vorstellungen an die österreichischen Behörden; da diese aber keine Beachtung fanden, so erklärte sich der Kongreß für aufgelöst. Thatsächlich dachten die bis vor kurzem wegen des Friedens unterhandelnden Parteien nun an den Krieg; die Kunde davon, daß die Flagge der französischen Republik vom Ocean hinweggefegt worden, hatte sie kühn gemacht; auch fühlten sie die moralische Wirkung von Nelsons Sieg, und überdies ermutigte sie Napoleons andauernde Abwesenheit in Egypten.

Abermals brach nun ein allgemeiner Krieg aus, dessen Heftigkeit und Erbitterung sich infolge einer greuelvollen Verschwörung gegen das Leben der französischen Abgesandten unendlich steigerten. Am Tage ihrer Abreise von Rastatt nach Straßburg wurden diese Herren unterwegs im Walde überfallen, zwei von ihnen tötlich und einer schwer verwundet. Der Mord sollte von zwei betrunkenen Husaren begangen sein, welche jedoch nie entdeckt und zur Bestrafung gezogen werden konnten. Diese ruchlose Verletzung des Völkerrechtes erregte in ganz Europa den äußersten Unwillen; aber die Deutschen, vor allem Kaiser Franz, waren völlig unschuldig und gaben ihrem tiefen Bedauern und Abscheu vor dieser entsetzlichen Unthat Ausdruck.

Dieser Vorfall nützte der Sache der französischen Republik ungemein. Der kriegerische Geist des französischen Volkes, der seit dem Wiederbeginn der Feindseligkeiten erlahmt war, wurde durch diese an seinen Gesandten verübte Gewaltthat zu hellem Feuer entflammt. Die Truppenaushebungen zur Ergänzung des Heeres begegneten keinen Schwierigkeiten mehr, und die rasche Verstärkung desselben, sowie die nachfolgenden Niederlagen der Kaiserlichen am Schlusse des Feldzuges sind in hohem Maße diesem plötzlichen Ausbruche des Nationalgefühls zuzuschreiben.

Während die entfesselten Leidenschaften die Flammen des im Norden der Alpen ausbrechenden Kriegs von neuem schürten, erlitten die Heere der Republik auf den Ebenen Italiens empfindliche Niederlagen. Die Russen unter Marschall Suworoff und die von einem tapferen ungarischen Helden, General Kray, geführten Österreicher erfochten bedeutende Siege. Ein Schlag nach dem andern traf die Franzosen, bis sie über die Seealpen zurückgeworfen und aus der ganzen Halbinsel vertrieben waren. Sie verloren auch ihren letzten Halt auf den jonischen Inseln, als Korfu sich den vereinigten Streitkräften Rußlands und der Türkei ergab. Unter solch' ungünstigen Verhältnissen war in der That die Republik ihrem Verfalle nahe;

seit dem Jahre 1793 hatte sie nicht in so unmittelbarer Gefahr geschwebt.

Ehe die Schlacht bei Valmy einen Umschwung der Lage herbeiführte, standen die Verbündeten den Grenzen Frankreichs näher, und heftigere Zwietracht zerriß das Innere des Landes; aber andrerseits waren 1799 die angreifenden Mächte ungleich furchtbarer, und die ins Feld geführten Heere standen auf einer viel höheren Stufe kriegerischer Tüchtigkeit und moralischer Kraft. Auf beiden Seiten waren die Leidenschaften aufs hitzigste entbrannt und die Schlachten wurden nicht ohne großes Blutvergießen verloren oder gewonnen. Der Kampfesmut der Österreicher war nun von den Schicksalsschlägen, welche die Monarchie getroffen und aus den drohenden Gefahren, denen sie ausgesetzt gewesen, wieder zu frischem Leben erwacht; der feurige Geist und entflammte Mut Suworoffs hatten die standhafte Tapferkeit der Russen aufs äußerste gesteigert. Vom Meerbusen von Genua bis zur Mündung des Rheins waren nahezu 300 000 Mann altgedienter Truppen im Vormarsch gegen die Republik begriffen, während die Revolution die geistige Kraft, welche ihre Geschicke leitete, vernichtet und das Lebenselement, welches sie aufrecht erhielt, aufgezehrt hatte. Eine erschöpfte Nation und ein entmutigtes Heer sollten der von Erzherzog Karls Kriegskunst und Suworoffs Energie geleiteten Heeresmacht Österreichs und Rußlands Widerstand leisten.

Aber der gewaltige Kriegsheld, der das militärische Geschick besaß, Frankreich aus den Händen seiner Feinde zu befreien, gab bald der Wagschale des Glücks eine andere Wendung.

Als Napoleon die unheilvollen Nachrichten von Europa erhielt, beschloß er, unverzüglich Egypten insgeheim zu verlassen. Nachdem er für Kleber, dem er den Oberbefehl über das Heer anvertraute, ausführliche Anweisungen hinterlassen hatte, kehrte er nach Alexandrien zurück und schiffte sich an einer unbesuchten Stelle des Strandes bei dieser Stadt ein. Am achten Oktober landete er in der Bucht von Frejus und reiste ohne Verzug nach Paris weiter. Überall bewillkommnete das Volk den Besieger des Ostens mit höchster Begeisterung.

Es war hohe Zeit, daß ein militärischer Führer von achtunggebietender Begabung das Steuer ergriff, um die sinkende Republik zu retten, deren Aussichten sowohl infolge äußeren Mißgeschicks, als der Bedrängnis im Innern nie seit Beginn des Kriegs so düster erschienen waren. Ein zeitgenössischer, ungewöhnlich begabter, republikanischer Schriftsteller entwarf ein schreckliches, aber wahrhaftes Bild des

inneren Zustandes Frankreichs zu jener Zeit. Das Verdienst wurde allgemein verfolgt, alle Ehrenmänner wurden aus öffentlichen Stellungen verdrängt, Räuber sammelten sich überall in ihren höllischen Schlupfwinkeln; die Plünderung erhielt unter dem Namen von Zwangsanleihen gesetzliche Geltung, Mordanschläge wurden vorher verabredet. Tausende von Schlachtopfern waren schon im voraus bezeichnet; das in die Worte „Das Vaterland ist in Gefahr" gekleidete Signal zu Raub, Mord und Brand wurde sehnlich erwartet. Dieselben Rufe, dasselbe Geschrei, wie im Jahre 1793, hörte man in den Klubs; dieselben Vollstrecker, dieselbe Art von Schlachtopfern zeigte sich. Die Bürger ermangelten jeder Sicherheit für ihr Leben oder ihre Freiheit, der Staat derjenigen für seine Finanzen.

Trotz seiner eben erst gemachten, glänzenden Eroberungen befand sich Frankreich noch im Zustande gesetzloser Verwirrung. Seine in die Länge gezogene Revolution hatte nun den gewöhnlichen Entwickelungsgang solcher Ereignisse durchlaufen: allgemeine Begeisterung, allgemeines Leiden, allgemeiner Volksaufruhr, blutdürstige Wut, demokratische Grausamkeit und soldatische Gewaltherrschaft. Ein Stadium blieb noch übrig, das sie noch nicht erreicht hatte, das aber zur Zähmung der Volksleidenschaften und Wiedererrichtung des Gebäudes der Gesellschaft aus den Trümmern der früheren Gesittung nichtsdestoweniger notwendig war; und das war das Stadium des alleinigen, willkürlichen Selbstherrschers, welches Endergebnis raschen Schrittes herannahte, um der Rückkehr einer haltbaren Ordnung der Dinge den Weg zu bahnen.

Das letzte, aber nicht am wenigsten wichtige Ereignis des achtzehnten Jahrhunderts war die Erhebung Napoleon Bonapartes zur Würde des ersten Konsuls. Die neue Verfassung Frankreichs wurde am 24. Dezember 1799 verkündet.

Der König und die Königin von Preußen hatten dieses und das vorhergehende Jahr größtenteils auf Rundreisen in die Provinzen verwendet, wobei sie bisweilen in die abgelegensten und ödesten Gegenden eindrangen. Sie waren begierig und entschlossen, so gründlich als möglich mit Leuten aller Stände dadurch bekannt zu werden, daß sie dieselben im eigenen Heim aufsuchten, ihr Leben und Treiben und ihre Sitten beobachteten. Bei ihrem lebendigen Sinn für die Naturschönheiten war die Königin nie in froherer Stimmung als auf diesen Ausflügen. Ein hoher Genuß war ihr ein Mahl im Freien unter den Waldbäumen, dessen Zubereitungen sie mit fast

kindlicher Freude leitete. Sie pflegte zu sagen: „Der Kinder Welt ist meine Welt.“ Darin liegt auch gewiß das Geheimnis der unvergänglichen Liebe ihrer eigenen Kinder zu ihr.

Besonders liebte die Königin das schöne, klang- und sangreiche Schlesien und war gern unter seinen frohen, biederen Bewohnern auf den weiten, fruchtbaren Ebenen und romantischen Bergen. In frischer Luft atmete sie frischer und freier, und schöner noch blühete sie da auf in der Fülle der Gesundheit. Von allen Seiten, wie in dem volkreichen, prächtigen Breslau, so in dem entlegensten, stillen, verborgenen Dörfchen des Riesengebirges, kam man dem Könige und der Königin mit treuem Herzen huldigend entgegen, und die glänzendsten, ihnen zu Ehren gegebenen Feste und das aus Feldblumen gewundene Kränzchen des armen Hirtenknaben, nahmen sie mit derselben herzgewinnenden Freundlichkeit dankbar an.

Wenn der Volksjubel laut und lauter wurde, ging der König mit wohlwollendem Gruße ernst vorüber, oder drückte sich schweigsam in die Ecke des Wagens, und ließ die Königin walten; und wenn sie unerschöpflich in Bezeigung der Huld war, pflegte der König in der trockenen Kürze seiner einfachen, schlichten Natur zu sagen: „Nun, Luise, Du machst es für mich mit gut, und kannst das besser als ich. Aber wie hältst Du das so lange aus?“ Und sie erwiderte: „Ach sieh doch die guten, frohen Menschen mit ihren treuen Augen!“ Ihr Herz war bei diesen Gelegenheiten zu tief vom Gefühle der Dankbarkeit bewegt, als daß sie die Müdigkeit empfunden hätte, und sie genoß das reinste und beste Glück, das es auf Erden giebt, das Glück der Liebe und Gegenliebe.

Reich an Freuden aller Art war vorzüglich ihr Aufenthalt in Schlesien im Monat August 1800. Von Warmbrunn aus, dem „alten schlesischen Bethesda im Hirschberger Thalkessel“ wurde das Riesengebirge besucht und zunächst der Kynast bestiegen. Das sagenumklungene alte Schloß auf dem Kynast wurde bei dieser Gelegenheit beleuchtet und tags darauf besichtigte die königliche Gesellschaft die Ruinen. Die herrliche Aussicht, ebenso wie das Echo in der Burgruine gewährten einen seltenen Genuß.

Am folgenden Tage, dem 18. August 1800, erstiegen dann die Majestäten mit der Familie des Grafen von Schaffgotsch die Schneekoppe. Angekommen bei der Schlingelbaude, wo der Weg sich steil erhebt, setzte die hohe, ritterliche Frau sich im Amazonenanzuge (in dem sie später der Hofrat Ternite malte) zu Pferde, das sie mit

fester und leichter Hand ruhig und sicher zu leiten wußte. Es war ein schöner, heiterer Augustmorgen, als der lange, königliche Zug sich hinauf zur Schneekoppe bewegte, und alle, die ihn gesehen und mitgemacht, an der Spitze der König und die Königin, das erste und schönste Ehepaar im Lande, in der Fülle einer blühenden Gesundheit, redeten mit Entzücken von der Pracht dieser Bergkavalkade.

Mit jedem Schritte vorwärts und empor wurde die Aussicht freier und weiter. Bald nebeneinander, bald dicht hintereinander reitend wünschte Friedrich Wilhelm, Luise möchte sich nicht umsehen, um auf dem Gipfel die volle Aussicht in ihrer Unermeßlichkeit auf einmal zu genießen. Sie aber sprach dann mit schalkhaft freundlichem Blicke: „Ich muß Dich doch bisweilen ansehen, und dann schaue ich neugierig ein wenig nebenher.“ In heiterer, scherzender Stimmung, angehaucht von frischer, reiner Bergluft, erreichten sie den letzten Teil, die Schneekoppe, zu Fuß, und befanden sich nun auf dem höchsten Gipfel Deutschlands (4950 Fuß über der Meeresfläche), umgeben von einer unzählbaren Menge Menschen aus der Nähe und Ferne.

Aller Augen waren nur immer auf den König und die Königin gerichtet, und als er, hinschauend auf die Unermeßlichkeit weiter Ebenen und steiler Gründe, in ernster und religiöser Stimmung sein Haupt entblößte und die Königin mit seelenvollem Blick und gefalteten Händen neben ihm stand, wurde die Volksmenge unwillkürlich von derselben Empfindung ergriffen. Es trat eine Pause feierlicher, andächtiger Stille ein, und ein reineres Morgenopfer tiefer Anbetung ist auf diesen herrlichen Höhen dem allmächtigen Weltenschöpfer wohl nie dargebracht worden. „Dieser Augenblick“, sagte später zuweilen die Königin, „ist einer der seligsten meines Lebens gewesen und es war mir, als wäre ich erhoben über die Erde, meinem Gotte näher gerückt.“

Bald aber fand auch die freudige Stimmung der Volksmenge ihren begeisterten Ausdruck. Liebliche Hirtenkinder überreichten mit fröhlichen Gesängen der Königin Blumenkränze; auch freute sie sich über die ihr dargereichten Veilchensteine, die dort zahlreich vorkommen und gerieben wie Veilchen riechen. Ein Korps uniformierter Bergleute war mit wehenden Fahnen herbeigezogen und sang und spielte auf Blasinstrumenten ernste und heitere Lieder. Ein dreimaliges Vivat wurde dem geliebten Königspaare dargebracht und eine dreimalige Kanonensalve abgegeben, sodaß sich der mächtige Schall fortwälzte von Berg zu Berg im vielfachen, sanft verhallenden Echo.

Die Königin sagte später in bezug auf alle diese Huldigungen: „Es war zu viel auf ein Mal; mehr, als das Herz fassen konnte“; und der König rühmte die vom Volke bewiesene Ruhe, Ordnung und Sitte.

Bei der fortgesetzten Fahrt traf die Königin der Unfall, daß sie mit den im Wagen sitzenden Hofdamen von dem unvorsichtig fahrenden Postillon gänzlich umgeworfen wurde, jedoch so, daß es ohne allen Schaden abging. Der im nächsten Wagen fahrende, herbeigeeilte Adjutant wollte den zitternd dastehenden Kutscher züchtigen. „Nicht doch“, sprach die schnell hinzutretende Königin, „wir alle sind gnädig in der Gefahr behütet worden und müssen dem Himmel danken; wir können also auch dem Manne verzeihen, der sich mehr ängstiget wie wir;“ und auf der nächsten Station glücklich angekommen, gab sie selbst dem nochmals um Verzeihung Bittenden mit milden, gütigen Worten ein beträchtliches Geschenk.

Tags darauf reisten dann die Majestäten von Warmbrunn über Buchwald und Landshut nach dem freundlichen Bergstädtchen Waldenburg, wo den verehrten und geliebten königlichen Gästen ein Fest eigentümlicher Art bereitet war. Das Seltene und Unerwartete desselben machte auf sie einen ebenso angenehmen, als tiefen Eindruck. Sie fuhren nämlich in ein Kohlenbergwerk hinab, das in der Wand einer Berghöhe gelegen gewöhnlich durch eine tiefe, von einem mächtigen Gießbache durchflossene Höhle betreten wird; die Besucher fahren daher meist auf einem langen Boote hinein. Das von den hohen Herrschaften eingenommene, geschmackvoll dekorierte Schiff wurde von drei Nachen begleitet, die das Gefolge führten. Diese ‚lange Wasserstraße tief unter der Erde‘, eingehüllt in dunkle, stille Nacht, vom matten Schimmer der Grubenlampen magisch beschienen, sowie die unheimlichen Gruppen der Bergleute in ihrer eigenartigen Tracht riefen einen seltsamen, wunderbaren Eindruck hervor.

Welch’ ein Kontrast! Tags zuvor auf der Sonnenhöhe der Schneekoppe über der Erde, und jetzt in ihren Tiefen; gestern auf dem Olymp, heute im Tartarus, schwimmend auf dem Styx in Charons Nachen. Da ertönt aus weiter Ferne in sanfter, von Blasinstrumenten begleiteter, vierstimmiger Melodie der bewillkommnende Chorgesang, das alte herrliche Lied: „Lobet den Herren, den mächtigen König der Ehren.“ Still und feierlich hallt es ringsum durch die Nacht; es ist, als schwebte der Geist Gottes über den Wassern; keiner spricht ein Wort und jeder wünscht, noch lange so fahren zu können.

Doch plötzlich wendet sich das Schiff und lenket ein in eine strahlend erleuchtete, mit einer transparenten Inschrift geschmückte, große Grotte, aus welcher ein anderer, froher, bergmännischer Gesang entgegenrauscht und nach einem munteren „Glück auf!“ ein reiches, schön geordnetes Frühstück zum überraschenden Genusse einladet. Der König und die Königin, von dem allen nichts ahnend, blieben, von der Seltenheit dieser Scenen betroffen, anfangs ganz still; dann aber bezeigte er dem Berghauptmanne lebhaften Dank und sie rief wiederholt aus: „Ja, ja, auch unter der Erde ists schön und prächtig. Tausend Dank! Nein, das kann und werde ich nie vergessen!“ und zum Andenken nahm sie ihren Grubenanzug und ihren Schachthut mit.

Aber auch die Königin wurde von den Bergleuten nicht vergessen. Als nach einem Zwischenraume von mehr als zwanzig Jahren Fürst Radziwill eine ähnliche Einfahrt unternahm, hatte das königliche Bergamt aus Achtung vor dem trefflichen, hochverehrten Fürsten, einem nahen Verwandten des königlichen Hauses, eine ähnliche Feier, wie die vorher beschriebene, veranstaltet. Im Schiffe fragte der Fürst die rudernden Bergleute, ob welche unter ihnen wären, die am 19. August 1800 den König und die Königin gefahren hätten. Ein alter, biederer Bergmann, offen, treuherzig und gesprächig, wie es Bergleute gewöhnlich sind, antwortete:

„Ja, Ew. Durchlaucht, von uns, denen diese Ehre zu Theil wurde, leben noch über die Hälfte, und drei davon sind hier mit mir gegenwärtig. Ich saß am Ruder und konnte der Königin ganz nahe im Lampenlichte in's Gesicht sehen. Mein Lebtag habe ich so ein Frauen-Angesicht nicht mehr gesehen! Sie sah prächtig aus, wie eine Königin, und doch dabei auch so gut und freundlich wie ein Kind; und um den Mund hatte Sie im Lächeln einen gütigen Zug, accurat so, wie meine selige Mutter. Als das Lied angestimmt wurde ‚Lobet den Herren, den mächtigen König der Ehren‘, da faßte Sie den neben Ihr sitzenden König bei der Hand und sagte leise, doch so, daß ich's hören konnte: ‚Dein Lieblingslied! Göttlich!‘ und zu mir: ‚O langsam, lieber Fährmann!‘ Der König und die Königin beschenkten uns Alle; mir aber drückte Sie, als Sie aus dem Schiffe stieg, noch absonderlich ein Papierchen in die Hand. Als ich's öffnete, lagen zwei neue, blanke Holländische Dukaten drin; die habe ich meiner Frau geschenkt, und die trägt sie als Halsschmuck, wenn sie zur Kirche und zum heiligen Nachtmahl gehet. Mein Gott! was war das für

eine Frau! Warum der liebe Gott die wohl so frühe hat sterben lassen?"

Indem er so redete, liefen ihm und den anderen Bergleuten die hellen Thränen über die Wangen. „Glücklich!" sprach bewegt der Fürst von Radziwill, „von treuen, redlichen Seelen also geliebt zu werden; und wenn Gottes- und Menschenliebe die höchste Tugend und das größte Glück ist: wer war dann besser und glücklicher, als unsere unvergeßliche Königin!"

So gedachten der Königin Luise die Unterthanen ihres Gemahls, denn sie wußten, daß auch sie ihr Leben lang sich ihrer erinnerte. Sie pflegte den Leuten Zeichen ihrer rücksichtsvollen Anerkennung zu übersenden, einmal den Holzhauern zu Memel, ein anderes Mal den Königsberger Bernsteinarbeitern; auch die Kohlenträger in Waldenburg wurden nicht vergessen. Des biederen, alten Bergmanns Gedanke, daß das Halsband in der Kirche getragen werden sollte, erinnert an den, welchen Goethe so poetisch ausspricht: Die Stelle, die ein guter Mensch betrat, ist heilig.

Von Waldenburg ging nun der königliche Zug über Altwasser nach Fürstenstein. Diese auf einen Felsen gebaute, altertümliche, fürstliche Burg bildet einen der schönsten Punkte deutscher Erde. Auf ihrer beherrschenden Höhe erblickt man einen großen Teil von Ober- und Nieder-Schlesien. Von der einen Seite des Schlosses sieht man aus den Fenstern seiner Säle hin über die weite Hochebene nach Breslau, von der anderen schaut man hinab in romantische, tiefe Thäler und hinauf zum fernen, in blauen Duft gehüllten Riesengebirge. Man weiß nicht, wohin das Auge zuerst sich wenden und wo es ruhen soll: Hier eine einfache, von den stillen Segnungen des Ackerbaues beglückte Natur, dort wildes Hochwaldsgebirge mit mächtig zerrissenen Felsen, zertrümmerten Gipfeln, tiefen Abgründen, tobenden Wasserfällen, lieblichen Thälern, schön bewaldeten Abhängen und Bergweiden, und über diesem allen am fernen Horizonte der Gipfel des Riesengebirges, die glänzende, stolze Schneekoppe, umschlossen vom Kynast, Sturmhaube, Großen Rad, Heuscheuer und Reifträger in pittoresken Gruppierungen. Ein großes, wunderbares, malerisch-schönes Bild, das die Seele mit Erstaunen und Entzücken erfüllt.

Aus der Zeit des Mittelalters ragt Fürstenstein herüber und alles in dieser hohen Ritterburg erinnert lebhaft an jene poetisch-verklärte Zeit, die auch die Königin mit ihrer reichen Phantasie besonders liebte. Gern wandte sich ihr Gemüt in heiteren Stunden der Ro-

mantik zu und hatte Freude an Romanzen und Sanggeschichten, umhaucht vom Geiste des Mittelalters und seiner Minnesänger. Das wußte der Besitzer des Fürstensteins, der Graf von Hochberg, und darum hatte er seinen erhabenen Gästen ein heiteres, überraschendes Fest, ein richtiges, altdeutsches Turnier, sinnvoll und schön, bereitet. Jenseits des dortigen pittoresken Thales hatte in uralten Zeiten eine Rittervefte Vorstinburg gelegen. Auf dieser historischen Stelle hatte der Graf ein Gebäude im altgotischen Stile aufführen lassen, welches einen bewohnbaren Rest einer Ritterburg darstellte und in diesem Geschmacke auch möbliert war, so daß Lage, Stil und Einrichtung das Mittelalter mit einem Schlage vor die Seele zauberte.

Nachdem der König und die Königin auf dieser Burg angekommen, ohne von der eigenartigen Empfangsfeierlichkeit die geringste Ahnung zu haben, ritt unter kriegerischer Musik die Ritterschar auf mutigen Rossen in die Schranken ein und nun begann ein regelrechtes Turnier, in dem alle Gebräuche der Vorzeit gewissenhaft beobachtet wurden. Beim salutierenden Eintreten nannten die Ritter ihre Dame und darauf alle mit einem Munde und einem Herzen im Tone huldigender Ehrfurcht und bei gesenktem Schwerte nur die Eine: „Luise, Königin von Preußen“; und die schöne Königin verneigte sich in bezaubernder Anmut.

Fröhlicher, mutiger, prächtiger als dieses ist vielleicht nie ein Turnier abgehalten worden, gehoben durch solche Gegenwart, herüberschimmernd mit seinen Farben, herübertönend mit seinen Klängen aus dem zehnten und elften in die Morgenröte des neunzehnten Jahrhunderts! Und wohl nie hat ein erkorenes, schönes Ritterfräulein oder eine hohe ritterliche Frau den „Dank“ lieblicher und freundlicher ausgesprochen, als hier die Königin, die jetzt an die Ritter den zuerkannten Preis mit huldvoller Grazie verteilte und eigenhändig die vier Sieger mit goldenen Ketten, Bändern und Medaillen schmückte.

Nach feierlichem Abzuge der Ritter wurden die hohen Herrschaften, unter Vortragung des Banners, auf die Burg begleitet, wo sämtliche Ritter sie auf der Brücke unter einem von ihren Lanzen gebildeten Dache empfingen. Der König, ungemein heiter und froh und den angenehmen Eindrücken des schönen Festes hingegeben, redete hier die Ritter in altertümlich ritterlicher Sprache an und erfüllte alle, die ihn und die Königin sahen und hörten, mit festlicher Lust. Bei der reichen, fröhlichen Tafel blieben die Ritter in ihrem festlichen Kostüme;

altertümliche, mit köstlichen Weinen gefüllte Becher und Humpen kreisten wacker umher, und zwischen Bardengesängen, Minneliedern, Romanzen und Balladen, von denen die hohen Säle der Burg erklangen, tönte laut das dreimalige, jubelnde Vivat, welches die biederen, treuen und lebensfrohen Schlesier den Majestäten aus voller Seele darbrachten.

Als der schöne, heitere Tag geendet und die Abendschatten sich auf die Berge und Thäler gesenkt hatten, wurde das fünf Geschoß hohe Schloß prächtig erleuchtet, und die strahlenden, sinnvollen Embleme glänzten weit in die stille Nacht hinein. Seit dieser Zeit hat Fürstenstein eine historisch-patriotische Bedeutung erhalten, die beiden Fenster aber im hohen Schlosse auf beiden Seiten, an welchen die Königin lange stand, und aus denen sie sinnend, mit stillem Entzücken, auf ihr schönes Schlesien herabschaute, heißen noch heute und werden immerdar heißen: „Luisens Blick“.[65])

Von Fürstenstein aus besuchten die Majestäten schließlich noch das Lager bei Lissa, um dem Manöver eines ganzen Armeekorps beizuwohnen. Dasselbe fiel so zur Zufriedenheit des Königs aus, daß er den Truppen das übliche Revuegeld doppelt auszahlen ließ. Von Lissa aus wurde dann die Rückreise nach Charlottenburg angetreten, wo der König und die Königin am zweiten September abends eintrafen.

Im Herbste desselben Jahres besuchten der König und die Königin den Herzog und die Herzogin von Weimar. Von früher Kindheit an kannte Luise die Herzogin, welche als Tochter Ludwigs IX. von Hessen-Darmstadt und der Landgräfin Karoline mit ihr verwandt war. Im litterarischen Kreise zu Weimar wurde Herder der Königin Luise vorgestellt. Ihr liebliches Gesicht strahlte vor Freude, als sie den Schriftsteller, dessen reine, erhabene Poesie in ihren eigenen Gefühlen stets einen Widerhall gefunden hatte, zum ersten Male sah. Seit ihrem Mädchenalter hatte sie stets, wohin sie auch ging, eine kleine Ausgabe von Herders Gedichten mitgenommen; ebenso waren seine zerstreuten Blätter, seine Briefe zur Bildung der Humanität, seine Terpsichore, seine Adrastea ihre beständigen Gefährten auf ihren Reisen. Groß war daher die Freude, die ihr das Zusammentreffen mit dem Dichter machte.

Während Friedrich Wilhelm in dieser unruhigen Zeit, ungeachtet des dringenden Ansuchens des Kaisers von Rußland, den Frieden aufrecht erhielt, während er und die Königin sich Herzen ge-

wannen, erfocht Napoleon mit seinen glücklichen Heeren in den glänzenden Schlachten von Marengo und Hohenlinden Sieg auf Sieg. Durch ersteren gelangte die französische Republik in den Besitz der sardinischen Festungen und der cisalpinischen Republik; durch letzteren wurde gegen das deutsche Heer ein Schlag geführt, der mit einem Male die Streitmacht des Reiches niederschmetterte.

Am Beginn des Jahres 1801 wurde das vollendete erste Jahrhundert des Königreichs Preußen mit einem Nationaljubelfeste gefeiert. Der 18. Januar wurde als Krönungstag Friedrichs I. nicht nur bei Hofe, sondern auch in allen preußischen Landen mit großen Lustbarkeiten bezeichnet. Bei dieser Gelegenheit weilten viele fürstliche Besucher, unter anderen der Erbprinz und die Erbprinzessin von Mecklenburg-Schwerin, am Berliner Hofe. Die Prinzessin war von Geburt eine Russin — Großfürstin Helene, Tochter des Kaisers Paul. Sie war von ihrem Besuche so wohl befriedigt, daß sie ihn vor Jahresschluß auf ihrer Heimkehr von St. Petersburg, wo sie einige Zeit bei ihrem Vater zugebracht hatte, wiederholte. Diese Besuche sind, sofern Königin Luise und Prinzessin Helene ungemein herzliche Freundschaft schlossen, bemerkenswert; dem Einflusse dieser russischen Prinzessin auf ihren Vater und Bruder sind auch in hohem Maße die vertrauten und engen freundschaftlichen Beziehungen zuzuschreiben, welche zwischen den Herrscherfamilien von Rußland und Preußen angeknüpft und nachmals durch eheliche Verbindung besiegelt wurden.

Während der Berliner Hof durch die Gegenwart dieser anziehenden Erbprinzessin von Mecklenburg-Schwerin beglückt wurde, hielt sich auch Karl August, Herzog von Weimar, der Freund und Gönner Goethes, daselbst auf. Er war eine eigenartige Natur, voll fröhlicher Laune; niemand trug mehr als er zur heiteren, bisweilen auch geräuschvollen und ausschweifenden Belebung der Festlichkeiten bei. Als er in jenem Jahre am 10. März, dem Geburtstage der Königin, gerade in Berlin war, veranstaltete er einen höchst ergötzlichen Spaß.

Zur Abendmahlzeit brachte er einen seiner Schützlinge, einen Karikaturenmaler von ungewöhnlicher Begabung, herein. Dieser sollte von allen hohen Persönlichkeiten und ihrem Gefolge je ein komisches Konterfei ausschneiden, und diese Bildnisse sollten alle in einem Gesamtbild zusammengestellt werden. Die Großfürstin, die Prinzessin von Oranien, der Herzog von Cambridge, der Herzog von Strelitz, die Prinzen von Oranien und Darmstadt und andere hohe

Besucher fanden sich in der albernsten Weise auf dem Gemälde dargestellt, das der Königin mit den Geburtstagsglückwünschen des lebenslustigen Kreises überreicht wurde. Die vom Großherzog von Weimar vorgeschlagenen Belustigungen waren gewöhnlich freier und leichter Art; die Königin und die auf Besuch bei ihr weilenden königlichen Damen hatten manchmal Mühe, ihn innerhalb der Grenzen des Ceremoniells zu halten; sein lebhaftes Wesen und seine äußerste Gutmütigkeit machten ihn jedoch bei allen sehr beliebt.

Als das hundertjährige Kronjubiläum vorüber war, brachte die Königin den Rest des Jahres noch stiller zu als sonst, und machte nur mit dem Könige eine kurze Reise zur Truppenmusterung in Magdeburg. Den größeren Teil des Jahres verlebten sie in Paretz, Charlottenburg und Potsdam. Die Königin, welche damals bei nicht ganz fester Gesundheit war, hatte Bedürfnis nach einiger Ruhezeit und benutzte die ihr so gebotene Muße dazu, der Erziehung ihrer Kinder besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Sie mißbilligte das damals herrschende, auf äußeren Glanz und Schein berechnete Erziehungssystem; sie meinte, es führe leicht zu Eigendünkel, begünstige die Verbreitung oberflächlichen Wissens und sei nicht so geeignet, den Geist auszubilden und den kostbaren Samen der Weisheit und nützlichen Kenntnisse auszustreuen, wie man es von der Erziehung erwarte. Sie begnügte sich nicht damit, die Anschauungen ihrer Kinder nach den bewährtesten Mustern zu bilden und ihr Gedächtnis sorgfältig zu bereichern; sie bestrebte sich auch, ihre mannigfachen Fähigkeiten zu entwickeln und zu kräftigen. In diesem Sinne schrieb die Königin an Professor Heydenreich:

„Ich hege den Wunsch, meinen Kindern eine solche geistige Bildung zu geben, die sie für menschenfreundliche Bestrebungen und Genüsse befähigt, damit sie einst dem lebenden Geschlechte Gutes thun und die Wohlthäter ihrer Nebenmenschen werden mögen.“ Nach demselben Grundsatze bemühte sie sich, ihre natürlichen Anlagen zum Wohlthun auszubilden. Als die königlichen Kinder alt genug wurden, um das, was sie sahen, zu verstehen, führte man sie in Waisenanstalten, öffentliche Schulen und Ausstellungen und zeigte und erklärte ihnen alles, was dazu dienen konnte, Herz oder Geist zu erschließen. Bei Preisverteilungen in den Schulen wurden die Preise oft von einem Prinzen oder einer Prinzessin ausgehändigt.

Sowohl der König als die Königin nahmen am Potsdamer Kadettenhause den lebhaftesten Anteil, und die Knaben fühlten es

wohl, daß ihres Königs vorsorgliches, aufmerksames Auge besonders über ihnen wache."[66])

Wer des Obersten Corvin „Erinnerungen an meine Schulzeit" liest, wird sehen, wie das preußische Heer das geworden, was es jetzt ist. Diese Kriegsschule wurde nach bewundernswerten Grundsätzen geleitet, die Schulverordnungen waren vortrefflich und die Erziehung, die sie gab, war sowohl im allgemeinen, als vom militärischen Standpunkte aus eine gesunde und tüchtige zu nennen. Die zu der Anstalt gehörigen Gebäude, Höfe und Anlagen waren sehr ausgedehnt und alle ihre inneren Einrichtungen waren einfach und zweckmäßig.

Gleich nach dem gemeinschaftlichen Frühstücke im großen Saale, führte jeder Hauptlehrer seine Klasse an ihren Platz im Betsaale, wo der Geistliche oder einer der Direktoren ein Gebet sprach. Das ganze Tagesleben war sehr regelmäßig und nach einem höchst zweckmäßigen Plane eingeteilt. Strenge Zucht wurde gehalten, aber auch mit freundlicher Rücksicht gemildert. Alles war nach militärischer Art eingerichtet, doch wurde darin Maß gehalten, und da dies alles erleichterte, so wurde es dem Zöglinge bald angenehm. Jeder Kadett hatte sein eigenes Gärtchen und jedes Gärtchen hatte seinen Obstbaum. Der alte Offizier, der diese Schilderung giebt, vergißt seine schönen Nelken nicht.

Allerlei unschuldige Belustigungen wurden gefördert; man machte Schmetterlings-, Insekten- und andere naturgeschichtliche Sammlungen, auch solche von Bildern und Siegeln, und viele der Knaben wurden geschickte Schachspieler. An den Winterabenden luden die Professoren die Schüler abwechselungsweise in ihre Zimmer ein, wo Unterhaltungsbücher laut gelesen wurden; so wurden die jungen Preußen auch mit englischen Romanen, z. B. von Fenimore Cooper und Sir Walter Scott bekannt gemacht. Jede Gesellschaft besaß eine eigene Bibliothek, die nicht nur die besten deutschen Jugendschriften, sondern auch die die Fassungskraft der Jugend nicht übersteigenden, deutschen Klassiker in sich begriff.

Die Auswahl war mit der größten Sorgfalt getroffen. „Als eine Homerübersetzung unserer Bibliothek einverleibt wurde", sagt Oberst Corvin, „so verursachte dies eine Art Umwälzung im Kadettenhause. Wir wurden alle in Griechen und Trojaner umgewandelt und fertigten aus Pappe Helme und Schilde, die wir mit Silberpapier beklebten und mit unseren Wappen verzierten. Hitzige Schlachten wurden mit hölzernen Schwertern und Lanzen geschlagen, mit welchen

wir besser umzugehen wußten, als mit den dem Kampfe zweier Helden vorhergehenden homerischen Schmähreden."

Aus der griechischen Geschichte lernten die Kadetten vor allem die Spartaner bewundern; von ihren Bemühungen, den Heldenmut derselben nachzuahmen, erzählt man sich lustige Geschichten. Es kamen dabei hie und da Unfälle vor, aber die Direktoren der Anstalt verboten deshalb diese Spiele nicht. Ein Kadettenhaus ist keine Kinderschule und solche Erholungsspiele entwickeln körperlichen und geistigen Mut und Kraft. Die großen Reiterangriffe, wobei einer dem andern auf die Schultern stieg, boten einen höchst drolligen Anblick.

Zu allen großen Paraden, Musterungen und militärischen Schauspielen wurden die Kadetten stets herangezogen, wobei sie immer an des Königs Seite oder gerade ihm gegenüber aufgestellt wurden, so daß die Truppen zwischen ihnen und dem Herrscher durchzogen. Es geschah alles, um den Knaben fühlbar zu machen, daß sie ein Glied des Leibes bildeten, dessen Haupt der König war — kurz, daß sie ihm gehörten.

Gab es in Potsdam irgend eine öffentliche Lustbarkeit, welche die Jugend genießen durfte, so vergaß man die Kadetten gewiß nicht. Jeden Sommer wurden die Knaben wiederholt abwechselungsweise auf einen Nachmittag auf die Pfaueninsel und auf ein kleines königliches, im Walde gelegenes Jagdschloß eingeladen. Bei diesen Gelegenheiten durften sie ohne die geringste Beschränkung umherlaufen und sich nach Belieben belustigen; für ihr Vergnügen, sowie reichliche Speise und Trank wurde vortrefflich gesorgt.

Im Winter wurden zur Freude derer, die nicht nach Hause gehen konnten, Weihnachtsbäume angezündet. In den Sommerferien wurde die Reise in die Heimat auf jede Weise gefördert, damit eine zu lange Trennung von Verwandten und Freunden die Anhänglichkeit an die Familie nicht schädigte. Die ärmsten Kadetten, deren Eltern in weiter Ferne wohnten und die Reisekosten nicht bestreiten konnten, erhielten nicht nur den wirklichen Betrag des Postfahrpreises, sondern obendrein Taschengeld und ein Sümmchen für besondere Ausgaben ausgezahlt. „Ich kann, sagt Oberst Corvin, „die herzliche, väterliche, ja mütterliche Güte, mit der unsere würdigen Vorgesetzten ihre große Familie behandelten und versorgten, nicht genug anerkennen."

Jede Viertelstunde ertönt eine liebliche Weise vom melodischen Glockenspiel der Garnisonkirche, welche die Herzen der jungen

Soldaten erfreut. Das ganze Glockenspiel soll ein wohlbekanntes Lied darstellen, dessen erster Vers lautet:

„Üb' immer Treu und Redlichkeit
Bis an Dein kühles Grab,
Und weiche keinen Finger breit
Von Gottes Wegen ab."

In der Kirche saßen die Kadetten alle in Ordnung gegenüber der königlichen Familie. Gerade über dem Eingange der Gruft, in welcher die Gebeine Friedrichs des Großen und seines Vaters, des Gründers der Kirche und der Schule, ruhen, erhebt sich die Kanzel, die damals oft Bischof Eylert einnahm. Der König hörte der Predigt immer mit großer Aufmerksamkeit zu, erhob sich nach Beendigung des Gottesdienstes und zog mit einer ihm eigentümlichen ruckweisen Bewegung den Überrock herab. Sonntag auf Sonntag, Jahr auf Jahr schauten Hundert und aber Hundert dieser Kadetten mit kindlicher Teilnahme auf die neben dem Vater stehenden königlichen Knaben. Wie viele davon erlebten es, daß sie auf den Gefilden von Königgrätz und Sedan sich um König Wilhelm drängten und ihm die Hand küßten?

Dennoch unterlag Preußen, ehe noch diese Knaben zu Verteidigern des Vaterlandes herangewachsen waren, der Macht eines fremden Gewaltherrschers. Die Nation fiel, weil in ihrer Staatsverfassung, in ihren geschäftigen Handelsstädten, in jeder Schicht ihrer Gesellschaft vieles verwittert und verfault war, das schon längst zu zerfallen gedroht hatte; obwohl die abgestorbene Hülle noch einen Lebenskeim barg — einen guten Samen, der unter göttlichem Segen zu neuem Leben aufgehen und das Land einer Wiedergeburt entgegenführen sollte.

Vor fünfzig Jahren gab es im Königreiche Preußen nur drei Kadettenhäuser — eins in Potsdam, das andere in Culm, das dritte in Berlin in der Neuen Friedrichsstraße; alle drei waren Vorbereitungsanstalten für die große Kriegsschule in Berlin, in welche die Kadetten mit dem vierzehnten Lebensjahre eintraten.

Es bestand der Brauch, den demnächst auf die Kriegsschule abgehenden Kadetten das Innere der Paläste und andere Sehenswürdigkeiten Potsdams zu zeigen. Zu Sanssouci erhielten sie Einlaß in Friedrichs des Großen Arbeitskabinet, welches in genau demselben Zustande, wie zu seinen Lebzeiten, erhalten wurde. Dort sahen sie seine Bücher, den Armstuhl, in dem er verschied und die

kleine weiße Marmoruhr, welche im Augenblick seines Hinscheidens von selbst stehen geblieben sein soll. Auf einem Fußgestell befand sich dort auch eine schöne Büste von Friedrichs Lieblingshelden — Karl XII. von Schweden. Hatte der junge Kadett alle Merkwürdigkeiten Potsdams gesehen, so nahm er von seinen Direktoren, Offizieren und Kameraden Abschied und fuhr mit dem gemischten Gefühle des Bedauerns und des Vergnügens nach Berlin ab.

Der Wechsel der Zeiten und Umstände, der Umschwung in politischen Anschauungen und Grundsätzen, konnte einen tiefen Eindruck, den diese Zöglinge in Potsdam erhielten, nie verwischen: Ihr Leben lang bewahrten sie sich für die Person Friedrich Wilhelms III. und für die der Königin Luise eine unbegrenzte Hochachtung und behielten ihre Güte in dankbarster Erinnerung. Besonders lebhaft gedachten sie immer des Besuchs der Majestäten am Tage des großen Examens. Über einen solchen berichtet uns der Hauptmann Vincent von Ehrenkreutz aus seinen Kadettenjahren folgendes:

„Es wurden zuerst die Voltigir-Uebungen unter den Augen Ihrer Majestäten produzirt, darauf die Tanz-Uebungen von 16 Cadetten in Form einer combinirten Quadrille ausgeführt und daran die Fecht-Uebungen gereiht. Sodann wurde das ganze Cadettencorps in neuen Uniformen in Linie aufgestellt. Der König nahm die Parade ab. Danach wurde exerzirt, manövrirt, die Wache vorgezogen, welche mit Musik und Trommelschlag aufzog, und zuletzt die Parole ausgegeben, während die Andern abmarschirten, die Gewehre und Patrontaschen ablegten und in den Speisesaal schritten. Hier hatte ich damals meinen Platz auf dem äußersten Flügel des Tisches, neben dem Unteroffizier. Es gab (wie immer an solchen Tagen) eine Schüssel mehr, auch Wein bei Tische.

Ihre Majestäten erschienen ebenfalls im Speisesaal und blieben in nächster Nähe von meinem Platze stehen, sich da des Königs Bildniß besehend. Plötzlich wandte sich die holdselige Königin zu mir mit den Worten: „Lieber Cadett, wollen Sie mir wohl erlauben, daß ich von Ihrer Kost etwas versuche?“ Ich sprang von meinem Sitze auf, und während ein Offizier ein reines Couvert für die Königin holte, fragte sie mich nach Namen, Heimath und wie lange ich schon Cadett sei. Dann setzte sie sich auf meinen Platz, nahm ihren Teller und erbat sich von dem Unteroffizier eine kleine Portion von den als Gemüse aufgetragenen Erbsen mit Pökelfleisch. Sie lud auch den König ein; er dankte für seine Person, wünschte ihr aber guten

Appetit. Die Königin aß etwas von den Erbsen und ein Stückchen Pökelfleisch; danach stand sie auf, dankte mir freundlich und ging mit dem König weiter."

Wie Königin Luise sich hier in so freundlicher Weise bei den Kadetten zu Tische lud, so bewirtete sie einst selbst die Waisenkinder in Charlottenburg. Eines Sonntags nachmittags (es war am ersten September 1799) stand die Königin mit dem König am Fenster jenes runden, mit Marmor gepflasterten Sommersaales des Schlosses, wo man einen so anmutigen Ausblick in den Garten hat. Hier wurden sie gewahr, wie draußen eine Schaar von Knaben und Mädchen lustwandelte; die Kinder waren gleichförmig gekleidet und daran als Zöglinge eines Waisenhauses kenntlich. Die Königin äußerte ihr Wohlgefallen, wie sauber diese Waisenkinder aussähen. „Scheinen auch gut gezogen", bemerkte der König, „sie bleiben hübsch auf den Wegen, treten nicht auf den Rasen."

Er schickte einen Diener hinaus, um zu fragen, aus welcher Anstalt die Kinder wären. Die Antwort lautete: „Aus dem großen Friedrich-Waisenhaus." Als der König das hörte, ließ er ihrem Lehrer sagen, sobald er die Kinder überall im Garten umher geführt habe, solle er mit ihnen in den Orangeriesaal kommen. Hier in dem mittlern, auf Säulen ruhenden Salon, der bei Hoffesten als Speise- und Tanzsaal diente, hatte Luise unterdessen ein Abendbrod auftischen lassen. Sie selbst hieß dann als Landesmutter die Waisenkinder (ungefähr 70 an der Zahl) willkommen und freute sich mit dem Könige, wie gut es ihren kleinen Gästen schmeckte.

Viele andere Ausflügler aus Berlin waren den Kindern bis in den Orangerie-Garten gefolgt, aber von den Hofbedienten nicht mit in den Saal hineingelassen worden. Die Königin bemerkte die mißvergnügten Gesichter derselben; sie sprach mit dem Könige, und er befahl, den sonst freien Zutritt auch jetzt niemandem zu wehren. „Müssen doch sehen, die Fenstergucker", sagte er zu ihr, „was Du den Kindern angerichtet. Werden's wieder, als wär's Wunder was, an die große Glocke bringen." Damit meinte er die Zeitungen, in denen er sich und sein häusliches Walten nicht gern „ausgeläutet" sah.[67])

Bei dem großen Anteil, den der König am Erziehungswesen nahm, beschränkte er seine Aufmerksamkeit nicht auf die Militärschulen; vielmehr war es sein höchstes Streben, die Wohlthaten guter Erziehung unter allen Volksklassen zu verbreiten. Damals war Pestalozzis System etwas neues und seine Verdienste waren Gegenstand

vielfacher Erörterungen. Pestalozzi hatte neue Lehren aufgestellt, die noch in rohem Zustande waren, aber in der Folge von anderen Männern aufgenommen und als Grundsteine benutzt wurden, auf welchen sich die verschiedenen, jetzt in Europa und Amerika herrschenden Systeme aufgebaut haben. Nicht durch sein System, sondern durch das von ihm aufgestellte Prinzip hat sich Pestalozzi Anspruch darauf erworben, einer der größten Wohlthäter der Welt genannt zu werden.

Er entdeckte ein Prinzip, das ihn darauf führte, die Entwicklung der natürlichen Fähigkeiten des Kindes, des Anschauungs- und Denkvermögens, besonders ins Auge zu fassen, es denken zu lehren, statt lediglich sein Gedächtnis mit Thatsachen, sowie mit den Gedanken und Äußerungen anderer zu beladen. Viele von den Plänen des großen Erziehers waren mangelhaft, wiewohl er mit einem Eifer und Fleiß nach denselben arbeitete, die das, was an der systematischen Vollendung fehlte, ersetzten. Die Kinder erhielten in seinen Schulen eine gesündere Erziehung, als sie anderswo hätten erhalten können, wenn auch das Werk, zu dessen Vollführung dieser merkwürdige Mann in die Welt gesandt war, ein zu großes war, um in einem einzigen Menschenalter zu Ende geführt zu werden.

Der König von Preußen schickte Dr. Friedrich Gedike, ein Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften und Künste, nach der Schweiz, damit er sich mit Pestalozzi persönlich bekannt machte und von ihm in seine Erziehungsmethode eingeführt würde. Dieses System war das Werkzeug, mittelst dessen Friedrich Wilhelm III. das wichtigste Werk seiner langen, 43jährigen Regierung durchführte, einer Regierung, die ungeachtet des überwältigenden Mißgeschicks, das sein Land wie eine verwüstende Flut acht bis zehn Jahre hindurch heimsuchte, in hervorragendem Maße wohlthätig und glücklich war.

Die allgemeine Verbreitung der Bildung ist im Begriff, eine gründliche Umgestaltung des kräftigen Deutschen Charakters herbeizuführen. Die Deutschen sind sich dessen wohl bewußt. Wir können uns nicht darauf einlassen, die Folgen, welche sich aus der Bildungsbewegung ergeben haben oder wahrscheinlich noch ergeben werden, zu erörtern oder auch nur zu berühren; wir wollen nur eine ihrer Wirkungen hervorheben, welche mit einigen der in unserer geschichtlichen Darstellung erwähnten Erscheinungen im Zusammenhange steht.

Wenn eine ganze Nation aufgeklärt wird, so schmelzen Vorurteile wie Morgennebel hinweg, und alsdann sind die verschiedenen

Gesellschaftsklassen im stande, einander besser zu würdigen und sich von ihren gegenseitigen, verwandtschaftlichen Beziehungen eine richtigere und edlere Anschauung zu bilden. Die Staaten Deutschlands und alle Gesellschaftsklassen im ganzen Lande schied damals ein außerordentlich hoher Grad von Partikularismus und Kastengeist von einander. Jeder Teil that sich etwas zu gute darauf, dieses Gefühl und alle die kleinlichen Eifersüchteleien, wozu es Anlaß gab, lebendig zu erhalten, aber der planmäßigsten Pflege erfreute sich dasselbe im preußischen Heere, was Oberst Corvin anerkennt, wenn er in ergötzlicher Weise darlegt, was er als preußischer Offizier in seiner Jugend von sich selbst hielt.

Jede Klasse und jeder Stand war ausschließlich auf sich beschränkt, und ein seitdem abgeschafftes Gesetz verbot ihnen, Wechselheiraten zu schließen. Man sagt, daß die gemeinen Sprichwörter eines Volkes dessen hervorragende Charakterzüge andeuten. Nun giebt es im Deutschen ein veraltetes Sprichwort, das für die damaligen Zustände charakteristisch ist:

„Nur der Adel ist von Geburt,
Alles andre ist Mißgeburt.“

Eine der vielen von Bischof Eylert über Königin Luise berichteten Anekdoten ist für die engherzige Art bezeichnend, auf welche dieses Sprichwort Anwendung finden konnte. Der von dem Bischof geschilderte Vorfall spielt in Magdeburg, dem damaligen Hauptbollwerke Preußens, das wegen seiner beherrschenden Lage an der Elbe der Schlüssel Preußens genannt worden ist. Der König besuchte die wichtige Garnisonstadt alljährlich, um die Truppen zu mustern, und gewöhnlich begleitete ihn die Königin, welche bei diesen Gelegenheiten in Magdeburg einen Hofempfang hielt. Die Leute, welche bei diesen Empfängen zu erscheinen pflegten, behielt die Königin in der Erinnerung und kannte sie persönlich; aber eines Tages ereignete es sich, daß eine Dame, die Tochter eines reichen Kaufherrn der Stadt, bei ihrer Vermählung mit einem Major v. N. vorgestellt wurde.

Die Königin, welche sie noch nie gesehen, richtete die gütige Frage an sie: „Was sind Sie für eine Geborene?“ Und ängstlich und verlegen in dieser hohen, ihr bis dahin ganz fremden Sphäre, aber ihrem Wahrheitstriebe folgend, antwortete die junge Frau mit zitternder Stimme: „Ach! Ihro Majestät, ich bin gar keine — Geborene.“ Ein spöttisches, höhnendes Lächeln zuckte auf den Gesichtern der meisten anderen Damen. Dies würde die Königin mit

Stillschweigen haben hingehen lassen; da sie aber vernahm, daß eine nicht fern stehende Dame vornehmer Abkunft leise zu ihrer Nachbarin sprach: „Also eine Mißgeburt!“, da fühlte die Königin ihr rein menschliches, sittliches Gefühl verletzt und konnte und durfte nicht schweigen. Mit ihrer natürlichen Lebhaftigkeit hob sie ihr schönes, lockiges, mit einem Diadem geschmücktes Haupt und sprach so vernehmlich, daß alle Umstehenden es hören konnten:

„Ei! Frau Majorin, Sie haben mir naiv-satyrisch geantwortet. Ich gestehe, mit dem herkömmlichen Ausdruck „von Geburt sein“, wenn damit ein angeborener Vorzug bezeichnet werden soll, habe ich nie einen vernünftigen, sittlichen Begriff verbinden können, denn in der Geburt sind sich alle Menschen ohne Ausnahme gleich. Allerdings ist es von hohem Werthe, ermunternd und erhebend, von guter Familie zu sein, und von Vorfahren und Eltern abzustammen, die sich durch Tugend und Verdienste auszeichneten, und wer wollte das nicht ehren und bewahren? Aber dieß findet man, Gott Lob! in allen Ständen, und aus den untersten selbst sind oft die größten Wohlthäter des menschlichen Geschlechts hervorgegangen. Aeußere glückliche Lagen und Vorzüge kann man erben, aber innere persönliche Würdigkeit, worauf am Ende doch alles ankommt, muß Jeder für sich und seine Person durch Selbstbeherrschung erwerben. Ich danke Ihnen, liebe Frau Majorin, daß Sie mir Gelegenheit gegeben haben, diese, wie ich glaube, für's Leben nicht unwichtigen Gedanken unbefangen auszusprechen und wünsche Ihnen in Ihrer Ehe viel Glück, dessen Quelle doch immer nur allein im Herzen liegt.“

Indem die Königin so sprach, bewegte sie lebhaft ihren kleinen Fächer. Sie hatte die Gewohnheit, denselben je nach dem Laufe ihrer Gedanken sanft oder rasch zu schwingen, und wie ihr alles schön stand, so lag ein ganz besonderer Zauber darin, wenn sie mit dem Fächer das Zeichen der Entlassung gab. Und so entließ denn auch die Königin diesmal die versammelten Damen nicht ohne bedeutsame Warnung. Die Ungeborene aber fühlte sich wie neugeboren, und alle waren von der, die über allen am höchsten stand, in des Lebens rechte und wahre Mitte zurückgeführt. — Es ist ein köstlich Ding, wenn die, welche Gott in Majestät und Gewalt über uns gesetzt hat, zugleich dastehen im Übergewichte des Geistes und der Menschenliebe, und wenn sie „von Gottes Gnaden“ sein Ebenbild zu werden trachten!

Zwölftes Kapitel.

Napoleons entscheidender Sieg über die Österreicher bei Marengo hatte zwischen Österreich und Frankreich zum Frieden von Luneville geführt, der im Februar 1801 bestätigt wurde. England, Holland und Spanien setzten den Krieg noch ein Jahr lang fort und schlossen dann am 27. März 1802 zu Amiens mit Frankreich gleichfalls einen Friedensvertrag.

Gegen Ende März dieses Jahres wurde die Welt durch furchtbare Nachrichten von St. Petersburg aufgeschreckt. In der Nacht des 23. wurde Kaiser Paul im Michaelspalaste von sechzig Verschwörern ermordet. Viele Ursachen hatten dazu beigetragen, den russischen Adel gegen seinen Kaiser aufzureizen, und in letzter Zeit war das Verhalten desselben so seltsam und widersinnig gewesen, daß der Glaube, sein Geist sei zerrüttet, allgemeine Verbreitung fand. Das war ein fürchterliches Mißgeschick für die Nation, denn der Wille des Czaren war Gesetz. Die unbändige Grausamkeit und der Starrsinn seines Charakters schlossen alle Hoffnungen auf eine Rückkehr zu vernünftigeren Verwaltungsgrundsätzen seinerseits aus.

Seine Gemahlin und Söhne sollen von der Verwickelung der mächtigsten Adeligen in ein zur Entthronung des Kaisers angezetteltes Komplott wohl Kenntnis, jedoch von der Gefährdung seines Lebens keine Ahnung gehabt haben; die Kunde von der schrecklichen Katastrophe stürzte sie daher in eine wahre Todesangst des Schmerzes und der Verzweiflung. Die augenscheinlichen Anzeichen von Wahnsinn, die der unglückselige Monarch gegen das Ende seiner Regierung an den Tag legte, sein Wankelmut und seine inkonsequente Haltung dürfen uns die von ihm in früherer Zeit bethätigten guten Eigenschaften, sowie seine Reformen nicht ver-

gessen lassen. Er war hastig, unbeständig und launisch, doch bisweilen edelmütiger und heldenhafter Handlungen nicht unfähig.

Der unglückliche Monarch hinterließ zehn Kinder; der älteste Sohn, Alexander, war 24 Jahre alt, Konstantin 22, auf welche beiden sechs Töchter folgten; Nikolaus war kaum fünf und Michael drei Jahre alt, als ihr Vater ermordet wurde. Kaiserin Katharina war auf ihre beiden ältesten Enkel sehr stolz gewesen, und ihrem Wunsche gemäß hatten sich beide vermählt. Im Alter von sechzehn Jahren führte Alexander eine vierzehnjährige Braut an den Altar, würdigte aber lange Jahre hindurch die guten Charakterzüge seiner Gemahlin Elisabeth durchaus nicht. Sein Bruder Konstantin hatte auch zu jung geheiratet, ließ sich von seiner ersten Frau scheiden und hatte wunderliche Begriffe von ehelichem Glücke.

Am Abende vor seiner Ermordung spielte der Czar mit seinem fünfjährigen Sohne, als das Kind, die durchdringenden blauen Augen zum Gesichte des Vaters erhebend, plötzlich sagte: „Papa, warum heißest Du denn Paul der Erste?“ „Weil keiner von diesem Namen vor mir regiert hat.“ „Oh! dann werde ich Nikolaus der Erste sein.“ „Wenn Du jemals den Thron besteigst“, erwiderte der Vater. Von innigem, väterlichen Gefühl bewegt, küßte er den Knaben, doch konnte er nicht ahnen, daß es der letzte Kuß war.

Obwohl Kaiser Paul den König von Preußen durch seine Bemühungen, ihn zur Teilnahme am europäischen Kriege zu nötigen, hart bedrängt hatte, empfanden doch sowohl Friedrich Wilhelm als Luise seinen traurigen Tod tiefschmerzlich und nahmen an der schweren und außerordentlichen Betrübnis seiner Familie herzlichen Anteil. Als Zeichen der Dankbarkeit und Achtung verlieh die verwitwete Kaiserin von Rußland der Königin Luise die in die kostbarsten Diamanten gefaßten Insignien des Großkreuzes des Ordens der h. Katharina, welche ihr durch den russischen Gesandten am Berliner Hofe überreicht wurden.

Am 29. Juni 1801 gebar Königin Luise einen dritten Sohn, der die Namen Friedrich Karl Alexander erhielt und Prinz Karl genannt wurde.

Als am 27. März 1802 der Frieden zu Amiens unterzeichnet worden war, ruhte der ganze europäische Kontinent vom Kriege aus, und man hoffte, die Ruhe werde lange andauern. Am achten April fand ein anderes, wichtiges Ereignis statt, das dem französischen Volke tiefe, innere Befriedigung brachte. An jenem Tage erhielten das

Konkordat zwischen der französischen Regierung und der römischen Kirche und die verschiedenen, die Errichtung einer neuen Kirche in Frankreich betreffenden Bestimmungen desselben die Bestätigung des gesetzgebenden Körpers. So wurden die Religionsformen, die von Grund aus abgeschafft worden waren, durch das Landesgesetz wieder neu begründet. Am folgenden Tage wurde Kardinal Caprera, der päpstliche Legat, zur Audienz beim ersten Konsul zugelassen; die hierbei in Anwendung gekommenen Förmlichkeiten entsprachen den unter monarchischer Regierungsform herkömmlichen in jeder Beziehung.

Am 18. April, dem Ostertage, wurde die Notredame-Kathedrale wieder dem öffentlichen Gottesdienste übergeben, in welche sich der erste Konsul und seine Amtsgenossen in feierlichem Aufzuge begaben. Der päpstliche Legat erschien ebenfalls in voller Staatskleidung und teilte die Ehren des Tages mit dem großen Wohlthäter der Nation, durch welchen dieser glückliche Umschwung herbeigeführt worden war. Für die Reinigung und Ausschmückung der Kirche war nur so kurze Zeit bewilligt worden, daß der Gegensatz zwischen dem lange geduldeten, schmutzigen und verödeten Zustande des Innern und dem an diesem Ostermorgen entfalteten Glanz und Prunk eine seltsame Wirkung hervorbrachte. Das Tedeum wurde wunderschön und mit tiefem Gefühl gesungen, viele hielten nur mit Mühe ihre Bewegung zurück, während nicht wenige davon überwältigt wurden; denn diese ergreifende Feier des Hochamts mußte notwendig die traurigsten Gefühle und die schmerzlichsten Erinnerungen wachrufen.

Tags darauf fand zur Feier des Friedens und der Wiederherstellung des öffentlichen Gottesdienstes ein großartiges Bankett statt und Paris wurde prächtig beleuchtet. Es war ein wirklich großartiges Fest, aber es konnte nicht alles, was von Grund aus zerstört worden war, in einem Tage wieder hergestellt werden. Die religiösen Eindrücke aller Art waren durch das Aufhören des öffentlichen Gottesdienstes und Unterrichts verwischt und die überwiegende Mehrheit der Jugend trat, der Grundelemente des Glaubens unkundig und gleichgültig gegen alles, was über die Interessen dieser Welt hinausging, ins Leben ein.

Der König und die Königin von Preußen brachten beinahe den ganzen Sommer 1802 auf einer Rundreise im östlichen Teile des Königreiches zu. Sie reisten durch Pommern und hielten sich in Stargard auf, wo eine große Heerschau stattfand. Dann fuhren sie über Graudenz nach Königsberg, wo die treuergebenen Einwohner

ihrer Freude wieder durch allerlei Lustbarkeiten Ausdruck gaben. Auf dem Pregelflusse wurde für die Königin eine Ausfahrt nach dem etwa eine halbe Stunde von der Stadt entfernten Landschlosse Holstein veranstaltet. Die freudigen Jubelrufe des beide Ufer besetzt haltenden Volkes, die auf den Schiffen flatternden Fahnen, der Kanonendonner die muntere, türkische Musik auf den Booten, welche das Schiff Ihrer Majestäten begleiteten, alles dies bot ein herrliches und lebensvolles Schauspiel.

Am siebenten Juni verließen sie Königsberg, um nach Memel weiter zu reisen. Als sie sich auf einer geschmackvoll verzierten Barke, die sie über den Hafen hinüber nach dem Memeler Hafen bringen sollte, einschifften, näherte sich der königlichen Yacht ein Boot mit zwölf litauischen Mädchen, die zum Willkommen ein fröhliches Lied sangen und einige Mustererzeugnisse litauischen Gewerbfleißes überreichten. Die Königin bewunderte ihre malerische Tracht und redete einige Worte in ihrer eigenen Sprache zu ihnen, in welchen sie die Hoffnung ausdrückte, sie möchten ihre Volkstracht nicht nach und nach verändern, damit sie nicht zuletzt gänzlich aufhöre. Als die Litauerinnen bemerkten, daß die Königin sich so lebhaft für sie interessierte, erschienen sie zu Pferde und in voller Landestracht vor ihr. Die Frauen der höheren sowohl als der unteren Klassen reiten dort ohne Ausnahme wie die Männer, und tragen ein weißes, wollenes, am Saume mit einer breiten, farbigen Borde besetztes Kleid, das wie ein Mantel von der linken Schulter herabhängt und an der rechten mit einer großen, runden Metallbrosche befestigt ist.[68])

Dieser Besuch ist wegen der damals erfolgten Zusammenkunft des Königs von Preußen mit dem Kaiser von Rußland besonders denkwürdig. Alexander besuchte Friedrich Wilhelm und Luise in Memel und die hier gemachte persönliche Bekanntschaft entwickelte sich rasch zu einer sehr vertrauten Freundschaft zwischen den Monarchen. In Paretz befindet sich ein schönes, diese Begegnung darstellendes Gemälde, das den König von Preußen zeigt, wie er den Kaiser der Königin vorstellt. Die beleibte, doch ziemlich große und sehr stattliche Gestalt der Gräfin von Voß tritt darauf ebenfalls hervor. Sie hat zwar die bei den Deutschen häufige blonde Farbe und blauen Augen; aber doch mehr das Aussehen einer Französin von Rang.

Kaiser Alexander war von Natur zu seiner hervorragenden Stellung und für die außerordentlichen Zeiten, in denen er lebte, wunderbar ausgestattet. Seine persönliche Erscheinung und sein Auftreten waren

sehr gewinnend und erweckten Ehrfurcht und Achtung zugleich. Er schien zum Herrscher geboren, jedoch zu einem solchen, der nicht sowohl durch die Kraft eines gebieterischen Willens, als durch die Macht des moralischen Einflusses herrscht, die naturgemäß einem edlen und menschenfreundlichen Charakter innewohnt, wenn derselbe mit scharfem Verstand und energischem Temperament verbunden ist. Eine majestätische Gestalt und ein wohlwollender Gesichtsausdruck verliehen ihm jene Gewalt über die Menge, die körperlichen Vorzügen an jugendlichen Fürsten stets eigen ist, während seine Geisteseigenschaften und seine Gefühle ihm die Bewunderung aller erwarben, die zu einem Urteile über jene Zeit befähigt waren. Da er indessen von vielen wegen der Ungezwungenheit und zeitweiligen Leichtfertigkeit seines Benehmens mißverstanden wurde, bildete sich früh eine große Entschiedenheit in ihm aus, und unter den kritischsten Umständen bekundete er eine Festigkeit des Urteils, welcher nur die Kraft seiner Entschlüsse gleichkam.[69])

Es war natürlich, daß zwei junge Monarchen von nahezu gleichem Alter, beide höchst gewissenhaft und in vielen Beziehungen einander ähnlich, sich in herzlicher und fester Freundschaft eng aneinander schlossen; und nicht weniger natürlich war es, daß Alexanders Charakter, als der festere und entschiedenere, auch der herrschende wurde, und daß er großen Einfluß auf Friedrich Wilhelm gewann.

In jenem Zeitpunkte war Alexander einer der eifrigsten und aufrichtigsten der vielen Bewunderer Napoleon Bonapartes. Bei Geschichtsstudien sollten zur Verhütung eines sehr gewöhnlichen Irrtums und falscher Ansichten die Daten dem Gedächtnisse stets gegenwärtig sein; denn sonst vergißt man zu leicht, daß diejenigen, welche Gegenstand unserer Betrachtung sind, nicht in die Zukunft schauen, sondern nur das wissen konnten, was sich bis dahin ereignet hatte. Am Anfange dieses Jahrhunderts war zum Beispiel Napoleons Charakter in der That noch nicht völlig entwickelt; während er heranreifte, verdarb er unter dem feurigen Sonnenscheine außerordentlichen Glücks, unter Strahlen, die für die schwache, menschliche Natur zu blendend sind. Man bedenke auch, daß nur die Oberfläche sich uns darbietet, der innere Mensch ist Gott allein bekannt.

Alexander und Friedrich Wilhelm verbrachten acht Tage zusammen in Memel. Die Einwohner der Stadt waren nicht wenig stolz darauf, zwei regierende Häupter auf einmal zu beherbergen. Die Schiffseigentümer und Kaufherren gaben einen glänzenden Ball, den

der Kaiser von Rußland mit der Königin von Preußen eröffnete. Am achten Juli kehrte Alexander in sein Reich zurück; am selben Tage traten auch der König und die Königin ihre Heimreise über Warschau und Posen an. Zum Andenken an diese glänzenden Tage wurde die Straße, wo der Kaiser gewohnt, fortan die Kaiserstraße, und die, in welcher die Königin wohnte, die Luisenstraße genannt.

Hier in Memel ereignete sich auch folgende originelle Scene: Der Kaiser und der König gingen eines Tages im schlichten, einfachen Oberrocke, ohne alle dekorierende Auszeichnungen und ohne alles Gefolge, in ernste Gespräche vertieft, am Hafen zu Memel auf und ab. Da landete gerade ein russisches Kauffahrteischiff, und der Schiffskapitän, der auf seinen Seereisen mehrere Jahre in Indien abwesend war und weder den Kaiser jemals gesehen, noch von dessen Anwesenheit in Memel eine Ahnung hatte, trat ans Land: ein stattlicher, imponierender Mann, der einen russischen Orden trug und natürlich, ohne die beiden hohen Herren zu grüßen, vorüberging.

Als der Kaiser Alexander ihn deshalb anredete und fragte, bei welcher Gelegenheit er den Orden verdient und erhalten hätte, befrembete den barschen Seekapitän diese Frage der Neugierde und so entgegnete er kurz und derb: „Herr! was haben Sie für ein Recht, mich danach hier auf der Straße zu fragen? Von schwer errungenen Gnaden-Erweisungen Seiner Majestät meines Kaisers Paul spricht man nicht auf der Gasse gegen Unbekannte.“ Der König von Preußen besorgte, daß noch mehr des Verletzenden vorkommen möchte, und unterbrach ihn deshalb schnell mit den Worten: „Sie wissen nicht, mit wem Sie reden; der Herr, welchem Sie so unbescheiden antworten, ist Seine Majestät der Kaiser von Rußland.“ Einen Augenblick stutzend, dann von Ehrfurcht ergriffen, sank der Mann sofort auf seine Kniee und bat wegen seiner Unwissenheit tausendmal um Verzeihung.

Als nun aber der Kaiser, mit freundlicher Güte ihn beruhigend, sagte: „Wissen Sie auch wohl, wer dieser hohe Herr ist? Es ist Seine Majestät der König von Preußen!“ da kam doch dem ehrlichen, biederen Seemanne dieses seltsame Zusammentreffen zu abenteuerlich vor, als daß er es nicht für eine lustige Posse hätte halten sollen. Sofort erhob er sich wieder und wandte sich schnell um mit den spöttischen Worten: „Nun, Ihr Beiden seid mir auch die Rechten! Der Eine will ein Kaiser, der Andere ein König sein, und das hier in Memel mitten im Frieden. Bindet das einem Andern auf

die Nase, mir nicht." Der Kaiser und der König lachten herzlich. Wer aber beschreibt das Erstaunen und die Verlegenheit des biederen Seemannes, als er gleich darauf vom Kaiser zur Tafel geladen und mit der dem hohen Herrn so eigentümlichen, freundlichen Huld aufgenommen wurde!"

Am 23. Februar 1803 gab Luise ihrem siebenten Kinde das Leben. Diese vierte Tochter erhielt die Namen Friederike Wilhelmine Alexandra. Als die älteren Kinder ein Alter erreichten, in dem sie Vorstellungen und Lustbarkeiten genießen konnten, wurden solche in einer ihrer Fassungskraft entsprechenden Auswahl bei Hofe eingeführt. Man liest von Zauberern, Bauchrednern, Seiltänzern, Riesen und Zwergen, die die Ehre hatten, vor der königlichen Familie zu erscheinen. Kinderbälle, gewöhnlich zugleich Kostümbälle, wurden in Berlin in glänzender Weise veranstaltet. Auch allegorische Vorstellungen waren damals sehr in der Mode und gaben zur Erfindung der phantastischsten Trachten, die man sich denken kann, Anlaß. Junge Damen stellten in ihrer Gewandung die Jahreszeiten und Monate, die Tagesstunden und die vom silbernen Halbmond und den glitzernden Sternen erleuchtete dunkle Nacht vor. Oft wurden klassische Figuren im Schauspiele dargestellt; Juno, Minerva, Venus, Kupido und alle Musen und Grazien erschienen in den Salons der Berliner und Potsdamer Paläste und Adelshäuser.

Die Königin genoß diese Dinge in der ihr eigenen, lebenslustigen Weise, auch der König fand ein eigentümliches Vergnügen daran. Sie regten die in seiner Gemütsart liegende spöttische Ader an, und hie und da spielte um seine Lippen ein Lächeln widerstreitender guter Laune und feinen versteckten Spottes, wenn er in seinem beschaulichen Sinne den Widerspruch zwischen dem eitlen Schaugepränge und der Wirklichkeit des Lebens erwog. Er liebte es, sich mit allem, was in der Hauptstadt zu sehen war und vor sich ging, bekannt zu machen; sogar die Vergnügungen der unteren Klassen entgingen seinem beobachtenden Auge nicht. Er kannte die Gewohnheiten seines Volkes wohl und verschaffte ihm gern solche unschuldige Belustigungen, die es zu schätzen wußte.

Besonders wurden die Einwohner des stillen, friedlichen Paretz des Segens seiner Gegenwart froh. Am Abende pflegte der König im Dorfe auf und ab zu gehen, und an den stillen, ländlichen Scenen der beim Sonnenuntergange heimkehrenden Herden hatte sein patriarchalischer Sinn inniges, reines Vergnügen. In fröhlicher

Unbefangenheit näherten sich ihm dann die spielenden Kinder, denen es eine freundlich gestattete Gewohnheit geworden war, bei der Anwesenheit des Königs jeden Mittag vor dem Garten- und Speisesaale sich zu versammeln und den Überrest der Kuchen und Früchte von der königlichen Tafel zu empfangen. Die kleinen, willkommenen Geschenke reichten ihnen der König und die Königin sowie die königlichen Kinder gewöhnlich selbst, und freudejauchzend eilten jene damit zu ihren Eltern.

Einst fragte der König einen hübschen Bauerknaben mit frischem, offenen Angesicht, ob er schon einmal Ananas gegessen hätte. Auf die verneinende Antwort reichte ihm der König eine Scheibe mit den Worten: „Nun iß, aber mit Bedacht!" Man will behaupten, die Ananas schmecke wie mehrere Früchte zusammen und habe einen Beigeschmack von fast allen Obstsorten. Als nun der König weiter fragte: „Sage mir, was schmeckst du heraus?" antwortete der Knabe, das ihm Beste und Delikateste nennend: „Herr König, sie schmeckt mir wie Wurst." Alles lachte laut auf; der König aber bemerkte mild lächelnd: „So trägt Jeder seinen eigenthümlichen Maßstab, nach dem er denkt und fühlt und urtheilt, persönlich in sich, und Jeder glaubt daran Recht zu haben. Der Eine schmeckt in der Ananas die Melone, ein Anderer die Birne, ein Dritter die Pflaume; Der Knabe da findet in seinem Gefühlskreise darin sein Lieblingsgericht, die Wurst."

Überhaupt vermied es der König mit äußerster Sorgfalt, die Gefühle selbst der Niedrigsten unter seinen Unterthanen zu verletzen. Auf seinen Reisen nach Breslau zur Truppenmusterung pflegte er in einem zwischen Grünberg und Krossen gelegenen Dorfe vor einem Bauernhause im Freien unter einer schönen Eiche zu frühstücken. Das einfache Mahl, welches der dort wohnende Schulze besorgte, bestand aus Milch, frischen, weichen Eiern, Butter und gewöhnlichem, hausbackenen Bauernbrode. Dieses zog der König vor und so war es ihm unlieb, als er es einmal sauer und ungenießbar fand.

In der Befürchtung, daß dies wieder vorkommen könnte, hatte der Kammerdiener vorsorglich bei der nächsten Reise von Frankfurt ein frisches, weißes Brod mitgenommen und legte nun dasselbe auf den gedeckten Tisch unter der Eiche neben dem Bauernbrode. Diesmal war aber das letztere ganz nach Wunsch und vortrefflich. Der König schob das weiße, städtische Brod mit den Worten zurück:

„Wozu der Unrath? Will das nicht! Sollten's wissen; und kommt doch immer wieder vor. Auf dem Lande ländlich leben. Den Bauern muß man ehren und gern mit ihm sein tägliches Brod genießen. Verachtung thut weh; darf nicht wieder geschehen!"

Der Kammerdiener, der seine Fürsorge und gute Absicht verkannt sah, schwieg, setzte aber nachher dem Generaladjutanten von Witzleben seine Beweggründe auseinander und dieser beruhigte ihn denn auch mit der Versicherung, er wolle den Hergang dem Könige mitteilen. Als man sich des Mittags zu Tische setzte, sagte der hohe Herr zu dem neben ihm servierenden Diener, indem er ihn von der Seite ansah: „Diesen Morgen zuviel gethan! Witzleben mir erzählt. Gut gemeint. Danke; und dieß (indem er ihm eine goldene Uhr überreichte) zum Andenken an den schönen Morgen unter der Eiche." Der König hatte erkannt, daß er bei seiner Rücksicht für die Gefühle des Bauern einen treuen Diener gekränkt hatte, und machte geschwind das Unrecht wieder gut.

Dabei ließ der König die Notwendigkeit der Sparsamkeit in seinem Haushalte nie in Vergessenheit geraten. Einst hatte der Bischof Eylert über die bedeutungsvollen Worte Christi nach der Speisung von 5000 Mann gepredigt: „Sammlet die übrigen Brocken, daß nichts umkomme" (Ev. Joh. 6, 12). Seine Majestät billigte die Predigt ausdrücklich und bemerkte nachher zu Eylert: „Heute haben Sie aus meiner Seele gesprochen. So ist's; das Geheimniß des Thalers liegt im Groschen. Im Kleinen das Große; wer Dieses will, darf Jenes nicht gering achten. Bei sich selbst muß man aber immer anfangen."

Für diese Liebe zur Sparsamkeit ist auch folgende häusliche Scene charakteristisch, die zugleich den täglichen Umgang des Königs und der Königin trefflich kennzeichnet. Der König pflegte jeden Morgen nach gehaltenem Vortrage, wenn auch nur auf Augenblicke, sich im Wohnzimmer der Königin aufzuhalten und mit ihr zu frühstücken. Da bemerkte er einmal beim Hereintreten auf ihrem Nähtischchen eine hübsche Haube, die ihm neu zu sein schien. Lächelnd fragt er nach dem Preise. „Es ist nicht immer gut," erwiderte scherzend die Königin, „wenn die Männer wissen wollen, was der Putz der Frauen kostet; sie verstehen das nicht und finden dann Alles zu theuer." „Aber Du kannst mir doch wohl sagen, was diese Haube kostet; möchte es gerne wissen!" „O ja! ich habe eine wohlfeile gewählt; sie kostet nur vier Thaler." „Nur? Erschrecklich viel Geld für so ein Ding!"

Darauf tritt der König an's Fenster, bemerkt einen vorübergehenden Garde-Invaliden und ruft ihn herauf. Wie derselbe eingetreten, sagt der König zu ihm: „Die Dame, welche da auf dem Sopha sitzt, hat viel Geld; denn, was meinst du wohl, alter Camerad, was sie für die Mütze gegeben, die da auf dem Tische liegt? Darfst dich aber nicht blenden lassen von dem schönen Rosabande.“ Der alte Kriegsmann, unerfahren in solchen Dingen, zuckt mit den Achseln, und spricht endlich lakonisch: „Na, die wird wohl einige Groschen kosten!“ „Da hörst Du's!“ fährt der König fort. „Ja, was Groschen! Vier Thaler hat sie dafür bezahlt. Nun geh' mal hin und laß Dir von der schönen Frau ebenso viel geben.“

Luise sieht lächelnd den König an, öffnet flugs ihre Börse und legt dem langsam herangetretenen Soldaten vier blanke Thaler in die vorgehaltene Hand. „Aber“, fügte sie dann mit einem schalkhaften Blicke hinzu, „sieh mal, der hohe Herr, der da am Fenster steht, hat noch viel mehr Geld als ich; Alles, was ich habe, habe ich nur allein von ihm, und er giebt gern. Nun gehe auch zu ihm hin, und laß Dir das Doppelte, acht Thaler, geben.“ Mit fröhlichem Auflachen sieht die Königin auch diese Spende des zum Wohlthun stets geneigten Königs in die Hände des braven Veteranen gleiten; dieser aber hat das glücklichste Ehepaar gesehen und hört noch, wie er schon das königliche Zimmer verlassen, da drinnen den lauten, fröhlichen Scherz.

Ein andres Mal betrat der König sein Zimmer mißvergnügt darüber, daß bei der eben abgehaltenen Parade die Feder seines Hutes vom Regen ganz durchnäßt war. Der anwesende Leibjäger bemerkte: „Die Reparatur kostet ja nur 16 Groschen.“ „Nur?“ fragte der König. Wenn man immer bei allen Ausgaben sagt Nur, wird man nie auf einen grünen Zweig kommen. Von 16 weggeworfenen Groschen konnte sich ja eine arme, hungrige Familie sättigen.“ Überhaupt pflegte er bei ähnlichen Anlässen zu sagen: „Wenn ich die Groschen nicht spare, so haben ja meine Unterthanen keine Thaler.“

So ist es denn nicht zu verwundern, daß auch die Mittagstafel des Königs gewöhnlich nicht besser besetzt war, als die eines wohlhabenden Privatmannes, wenn nicht Hoffeste hierin eine Ausnahme herbeiführten. Mitunter kam allerdings auch Ungewöhnliches und Kostbares vor; doch war davon beim Genusse nie die Rede, weil der hohe Wirt selbst darauf keinen Wert legte.

„Um so unerwarteter war mir daher,“ erzählt der Bischof Eylert,

„die einmal von ihm an mich gerichtete Frage: Wie schmeckt Ihnen die Suppe?“ Ich konnte nur antworten: „Wie immer, wenn ich die Ehre habe, hier zu sein, sehr gut.“ „Schmecken Sie denn nichts Besonderes daran?“ — „Nein!“ „Wofür essen Sie denn das Gewebe von Faden, die drin sind?“ — Und treuherzig erwiderte ich: „Für Nudeln,“ setzte dann aber noch rasch hinzu: „für feine Nudeln.“ Laut auflachend sprach der König: „Charmant! Nudeln! Nudeln! Muß Ihnen nur sagen: sind indianische Vogelnester, womit meine Schwester, die Königin der Niederlande, mir ein Präsent gemacht hat. So ein Nestchen soll jedes einen Dukaten kosten. Miserabel! für so ein Ding so viel Geld zu geben! Aber die Menschen haben Raupen- und Vogelnester im Kopf. Sie haben recht: Nudeln thun's auch. Die Armen haben auch diese nicht einmal.“

Obwohl der König unnötigen Ausgaben abgeneigt war, sparte er das Geld nicht, wenn es sich um Wohlthaten handelte. Er selbst spendete freigebig und setzte auch der Königin zu demselben Zwecke große Summen aus. Indessen reichten bei ihrer nach allen Richtungen hin tagtäglich geübten Wohlthätigkeit oft die Geldmittel, welche sie vierteljährlich durch den Geheimen Kämmerer Wolter empfing, nicht aus, und sie begehrte dann von diesem Vorschüsse. Wolter war ein biederer, treuherziger und in allen seinen Sachen, namentlich Rechnungen, höchst gewissenhafter Mann. „Bei mir,“ sprach er, „muß Alles jeden Monat im Abschlusse seine Richtigkeit haben, und bei Vorlegung meiner Rechnungen darf ich in der Ausgabe keine Vorschüsse notiren; des Königs Majestät wollen und gestatten das nicht. Wahrhaftig, Ihro Majestät, das geht ferner nicht mehr so, Sie geben sich noch arm!“

Und begütigend sprach die Königin: „Guter Wolter, ich liebe meine Kinder, und das Wort Landeskind hat für mich einen süßen Klang, und der Gedanke, neben meinem besten Freunde, dem Landesvater, die Landesmutter zu sein, entzückt mich. Ich kann und darf nicht von ihm lassen und muß helfen überall, wo es noth thut.“ „Nun gut,“ erwiderte Wolter, „dann will ich's dem Könige sagen.“ „Aber doch so,“ bemerkte die Königin, „daß Er ja nicht böse wird!“ Und er, der zärtliche, glückliche Gemahl, ebenso gesinnt und ebenso handelnd, zürnte nicht; denn bald nachher fand die Königin die Schublade ihres Schreibpultes wieder gefüllt. „Welcher Engel,“ fragte sie dann, „hat mir das wieder hinein gelegt?“ „Der Engel,“ erwiderte der König, „ist Legion; ich weiß nicht, wie er heißt, und ich kenne

nur Einen: aber Du kennst ja den schönen Spruch: Seinen Freunden giebt er es schlafend." (Psalm 127.)

Ebenso sprechend ist folgender Beweis seiner Wohlthätigkeitsliebe: Als der König einst, gekleidet in eine einfache Offiziersuniform ohne Dekoration, mit einer seiner Töchter spazieren ging, lief ein armer Knabe neben dem von ihm unerkannten hohen Herrn her und bat, ihm eine kleine Börse abzukaufen, die er in großer Anzahl in dem vorgehaltenen Körbchen trug. Der fremde Herr weist ihn zurück, das Kind hört aber nicht auf zu bitten: „Ach! Herr Lieutenant, kaufen Sie mir doch eine Börse ab! kostet nur 6 Groschen; und wenn Sie auch keine brauchen, dann schenken Sie der schönen Mamsell eine, die Sie am Arme haben." Noch einmal zurückgewiesen, seufzt der Knabe aus tiefer Brust: „Ach, nun haben wir diesen Mittag nichts zu essen!" Jetzt steht der König still, nimmt aus dem Körbchen sechs Börsen, und reicht dem Kinde einen doppelten Friedrichsd'or.

Wie der Knabe das Goldstück sieht, spricht er: „Ach, gnädiger Herr Lieutenant, geben Sie mir lieber Groschen, ich habe weiter kein Geld, und kann darauf nicht zurückgeben." Gerührt von der Ehrlichkeit des Kindes, das mit unschuldigem, offenem Angesicht ihn ansieht, erkundigt sich der König nach seinen Familienverhältnissen und erfährt, daß seine Mutter, die Witwe eines Feldwebels, mit sechs noch unmündigen Kindern in einem Dachstübchen wohne und sich kümmerlich vom Verfertigen kleiner Geldbörsen ernähre. „Nun," sagt der vermeinte Lieutenant, „dann gehe nach Hause und bringe Deiner Mutter das Geld; ich will's ihr schenken." Beglückt durch die reiche Gabe, saß eben die arme Familie bei ihrem Mittagsbrode, als zu ihrem Erstaunen ein königlicher Adjutant in das kleine, aber sauber gehaltene Zimmer trat, den Zusammenhang erzählte und sich erkundigte, ob der Knabe in Allem auch die Wahrheit gesagt habe. Da sich dies auch noch auf anderem Wege bestätigte, ließ der König die jüngsten Kinder in einem Waisenhause erziehen und bewilligte der Witwe eine jährliche Pension von hundert Thalern.

Eine andere Anekdote, die Eylert ebenfalls erzählt, beweist zugleich die menschenfreundliche und leutselige Gesinnung des Königs:

In dem kleinen, anmutig gelegenen Städtchen Schwedt, einer ehemaligen markgräflichen Residenz mit einem altertümlichen Schlosse, wohnte ein Fischer und Schiffer, der dem dort öfters anwesenden königlichen Prinzen Ludwig, dem Bruder des Königs, bei Spazierfahrten auf der Oder persönlich bekannt geworden war. Der Prinz

wollte dem ehrlichen Manne wohl und hatte versprochen, ihm für seine zahlreiche Familie ein Haus bauen zu lassen. Der Anschlag belief sich auf 6000 Thaler, und der Prinz machte sich anheischig, diese Summe in vier Quartalen zu zahlen, wies die ersten 1500 Thaler an, und der Bau begann.

Als aber bald nachher der Prinz und auch der Fischer starb, blieb der Bau liegen und keiner bekümmerte sich darum. Die arme, unglückliche Witwe wußte aber, daß der Bruder des verewigten Prinzen der König von Preußen sei, und machte sich mit schwerem Herzen auf den Weg nach Berlin, um den Landesherrn zu sprechen und um die Fortsetzung und Vollendung des angefangenen Hausbaues zu bitten. Gleich vorgelassen, fragte die ehrliche Fischerfrau in plattdeutscher Sprache: „Is he de Broder von dem verstorbenen Prinzen Ludwig?“ Der König bejahete es, und sie fuhr nun fort: „Syn Broder war en ehrlik gut Man, un ick denke, he wart et ok sien, un wyl he nu wat worden is, wart he myn Hus buen laten.“

Dem Könige gefiel die Treuherzigkeit der Frau, er erkundigte sich genauer nach der Sache, versprach ihr den Hausbau, ließ den nötigen Befehl ausfertigen und händigte ihn ihr selbst ein. „Dat is all gud,“ sprach die Frau, fragte aber doch bedenklich, ob die Herren in Schwedt das nun auch respektieren und thun würden. „Ich meine doch,“ antwortete der König; und so geschah es denn auch, und die getröstete Witwe konnte mit ihren Kindern bald das neue Haus beziehen. Von Dankbarkeit erfüllt eilt sie nun nochmals nach Berlin und verlangt wieder den Bruder des verstorbenen Prinzen Ludwig zu sprechen. Der König erscheint, und sie sagt: „Wyl ick sehe, dat he eben so en ehrlik gud Man is, as sien Broder, so bring ick em hier een Vattken Nien-Ogen vor siene kleene Mosjeu's met.“

Der König nahm es freundlich an, beschenkte die glückliche Fischerfrau und entließ sie mit den besten Wünschen. Darauf aber nimmt der königliche Hausvater das Fäßchen Neunaugen, trägt es selbst in das nahe Wohnzimmer der Königin und überreicht es ihr mit den Worten: „Sieh einmal, welch' ein angenehmes Geschenk ich da soeben empfangen habe! Was die Liebe giebt und die Liebe genießt, gedeihet wohl!“ Die Königin aber machte bei der Mittagstafel die mit Neunaugen angefüllte Schüssel zum Hauptgericht, erzählte mit heiterer Anmut der Tischgesellschaft den ganzen Vorfall, suchte die beste der Neunaugen aus und überreichte sie dem Könige auf einem mit Blumen bekränzten Teller und mit sinnreichen, verbindlichen Scherzen.

Auch der Königin wurden oft Bittschriften zugesandt, und sie half, wo sie konnte. Bischof Eylert erzählt darüber: Bei ihrer Anwesenheit in der Residenz Potsdam schickte sie die von der großen Anzahl ihrer Armen an sie eingegangenen Bittschriften mir gewöhnlich zur Begutachtung zu, und ich war so glücklich, oft der Überbringer ihrer milden Gaben zu sein. Sie pflegte dann wohl zu sagen: „Alles kommt darauf an, daß die Quellen und Ursachen der Armuth gehoben und die Dürftigen durch pflichtmäßige Thätigkeit besser und glücklicher werden," und fuhr dann fort: „Ob der Arme die Hülfe verdient? das wollen und dürfen wir nicht untersuchen. Wer kann das wissen und abwägen! Die Grenzlinien zwischen verschuldetem Elend sind fein gezogen und laufen ineinander. Und wie macht's denn der liebe Gott mit uns, denen er reichlich giebt? Ist nicht Alles Erbarmen und Gnade?" —

Bei ihrer Geneigtheit, schnell zu helfen, irrte die Königin aber auch zuweilen. So bemerkte sie einst auf einem Spaziergange im Lustgarten zu Potsdam im Vorbeigehen einen blassen, erschöpften Mann, der auf einer Bank am Wege saß. Da er auch dürftig gekleidet war, so hielt sie ihn für arm und ließ ihm durch einen Lakaien vier Friedrichsd'or reichen. Es war aber ein nicht unbemittelter Potsdamer Bürger, der, lange krank gewesen, an der frischen Luft und wärmenden Frühlingssonne sich erquicken wollte, und nun die dargebotene Gabe in richtigem Ehrgefühl ablehnte.

Als die inzwischen weiter gegangene Königin dies erfuhr, kehrte sie auf der Stelle um, zu dem, wie sie nun glaubte, verletzten Manne, und es war ihr, als müsse sie das wieder gut machen. „Verzeihen Sie, ich habe Ihnen nicht wehe thun wollen," sprach sie; „nun müssen Sie mir aber gestatten, täglich bis zu Ihrer Genesung durch Erfrischungen, die Sie vielleicht nicht so gut bekommen können, für Ihre Küche zu sorgen. Der König liebt die guten Bürger Seiner Vaterstadt Potsdam und ich theile von Herzen diese Empfindung." Dankbar und gerührt stand der Maurermeister van der Leeden (so hieß der Mann) vor unserer Luise und empfing nun viele Wochen hindurch jeden Mittag stärkende, erquickende Nahrungsmittel aus der königlichen Küche.

Der König und seine Gemahlin gehörten zu den fleißigsten und pünktlichsten Kirchenbesuchern; sie munterten ihre Diener zur Befolgung ihres Beispiels auf, und keines ihrer Kinder durfte fehlen. Auch darüber hat uns Bischof Eylert einige charakteristische Anek-

boten hinterlassen: „Der König erschien stets pünktlich mit dem Glockenschlage beim Anfange des Gottesdienstes und ließ nicht auf sich warten. Als das doch einmal der Fall war, und ich fünf bis zehn Minuten später, erst bei Seinem Eintreten in die Kirche, durch den Klingelzug in der Sacristei dem Organisten das Zeichen zum Anfange gab, schickte Er nach beendigtem Gottesdienste Seinen Adjutanten, den Obristen von Witzleben, zu mir und ließ mir sagen:

„Er sei diesen Morgen auf seinem Kirchgange durch eine eben empfangene Courier-Depesche aufgehalten. Er ließe danken für die Aufmerksamkeit, in der ich so lange gewartet, bis er gekommen. Ich möchte aber, wenn je ähnliche Fälle wieder eintreten sollten, dieß nie wieder thun: Viele könnten und dürften nicht auf Einen warten, und in der Kirche wolle er wie jedes andere Gemeindeglied angesehen sein."

Derselben Ansicht, daß es vor Gott keinen Unterschied der Stände gebe, war auch unsere Luise, wie aus einem Berichte Eylerts hervorgeht: „Bei einem glänzenden Militär-Kirchenfeste, welchem der König und die Königin mit Ihren Hofstaaten in der Hof- und Garnison-Kirche zu Potsdam beiwohnten, kam eine würdige und hochachtbare Frau aus der Gemeinde zu spät und konnte in der überfüllten Kirche nigends mehr ein Plätzchen finden. Unbekannt mit der Localität, geräth sie in den Gang, der zur Loge der Königin führt, und öffnet, dieß nicht ahnend, die Thür derselben. Erstaunt über die glänzende Versammlung, die sie in Andacht schon auf den vortragenden Geistlichen gerichtet, hier erblickt, will sie zurücktreten, als sie, freundlich gewinkt von einer Hofdame, still und demüthig, ihrem anspruchslosen Charakter treu, in der hintersten Reihe Platz nimmt."

„Aber damit hatte sie über ihr schuldloses Haupt ein schweres Unwetter gebracht; denn nach geendigtem Gottesdienste, als die Königin die Loge zuerst verlassen, trat der Ober-Ceremonienmeister v. N., kraft seines Amtes, mit allen Ausdrücken des Unwillens und Zornes zu der geängstigten Frau hin, mit einem Strome von Vorwürfen: ‚wie sie sich hätte unterstehen können, unanständigerweise in die Loge Ihrer Majestät der Königin sich zu drängen und damit eine unverzeihliche Ungeschicklichkeit zu begehen!' Alle Versicherungen, daß dieß ohne Absicht, zufällig geschehen sei, alle Bitten um Verzeihung halfen auch da nicht, als sie den Namen und Stand ihres Mannes genannt; sie wurde behandelt, wie wenn sie sich des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig gemacht hätte."

„Trostlos und in Thränen kam sie zu mir und klagte mir ihre Noth, am meisten gequält von dem Gedanken, als wenn es scheinen könne, sie habe die Ehrfurcht vor der Königin, die sie doch so tief und aufrichtig verehre, unverzeihlicherweise aus den Augen gesetzt. Als sie nun so weinte und klagte, trat ein Kammerherr der Königin, Graf von Brühl, herein, mir zu sagen: ‚die Königin wünsche mich zu sprechen, und womöglich sogleich.‘ Als er mich in das Audienz-Zimmer geführt, kam mir die Königin rascheren Schrittes mit den Worten entgegen:

‚Aber ich bitte Sie um's Himmelswillen, was ist in Ihrer Kirche geschehen? Soeben habe ich mit Unwillen gehört, wie eine würdige Frau der Gemeinde von dem Herrn v. N. gekränkt worden ist. Warum? — Sollte man's glauben, darum, weil sie in meiner Loge während des Gottesdienstes Platz genommen hat. Man weiß, wie der König und ich über das Hofes-Ceremoniell denken. Ganz läßt es sich auch nicht beseitigen; aber man sollte doch einen Unterschied machen! Und das nun vollends in der Kirche! Ich bin trostlos darüber, wiewohl ich's nicht verschuldete. Ich bitte Sie, machen Sie es wieder gut. Essen Sie diesen Mittag bei uns auf der Pfauen-Insel und bringen Sie mir die Versicherung, daß die würdige Frau wieder zufriedengestellt ist. Morgen aber kommen Sie mit ihr zu mir und ich werde mich freuen, ihre persönliche Bekanntschaft zu machen.‘"

Auch war die Königin ungemein glücklich und gewandt im Zurechtstellen und Wenden verunglückter Gedanken und Ausdrücke. Dies bewies sie einst in dem nahe bei Berlin gelegenen Freienwalde, einem angenehmen Brunnen- und Badeorte, unter dessen Buchen und Eichen sie gern verweilte. Als sie einmal daselbst nach aufgehobener Tafel mit besonderem Wohlgefallen Kaffee getrunken hatte, reichte sie die leere Tasse dem dastehenden Lakaien zurück mit den Worten: „Man trinkt doch nirgends besseren Kaffee als in Freienwalde", worauf der Diener bemerkte: „Ja, Ihro Majestät, das macht das moralische Wasser!"

Ein lautes Gelächter erfüllte darauf den Saal, und der arme Mensch stand beschämt und verwirrt da, nicht wissend, wie ihm geschehen. Aber die Königin nahm lächelnd das Wort und sprach: „Ich glaube, wir haben unsern guten Heinrich nicht verstanden; mir will's scheinen, als ob er eine ernste Wahrheit gesagt hätte. Wer mit Nutzen und Erfolg eine Brunnen- und Badekur gebrauchen will, der muß einfach, mäßig und still leben, so daß das mineralische Wasser ihm zugleich ein moralisches werde. Lieber Heinrich, ich bitte um ein Glas mineralisch-moralisches Wasser!" Dann wandte sie sich zu dem

anwesenden Brunnenprediger und sagte: „Nicht wahr, Herr Prediger, so verstehen Sie es auch?“ Der alte Heinrich aber richtete nun sein Haupt wieder empor und meinte: „Niemand versteht mich doch besser, als unsere gute Königin.“

Bischof Eylert weilte häufig bei dem Könige und der Königin, wenn sie sich in Potsdam oder auf der nur etwa eine Stunde von der Stadt entfernten Pfaueninsel aufhielten. Auf der Insel hatten sie mehr Muße, die Gesellschaft ihres ehrwürdigen Hofpredigers zu genießen, welche ihnen sowohl Vergnügen als Befriedigung gewährte. Dort ereignete sich auch folgende herrliche Abendscene, die der Bischof erzählt:

„Einst hatte ich in Gegenwart des Königs und der Königin über die gemüthvolle Bibelstelle gepredigt: ‚Ruth sprach: Rede mir nicht darein, daß ich Dich verlassen sollte und von Dir umkehren. Wo Du hingehst, da will ich auch hingehen; wo Du bleibest, da bleibe ich auch. Dein Volk ist mein Volk, und Dein Gott ist mein Gott. Wo Du stirbst, da sterbe ich auch, da will ich auch begraben werden, nur der Tod kann mich und Dich scheiden (Buch Ruth, Cap. 1, 16 und 17)‘. Diese Predigt hatte den Majestäten gefallen, und die Königin ließ mir, eingeladen zur Pfaueninsel, durch den Kammerherrn Grafen von Brühl sagen: ‚ich möchte das Manuscript meiner gehaltenen Rede mitbringen.‘“

„Als ich sie nun am Abend eines schönen, heiteren Tages im Freien, umschattet von alten Eichen, der hohen Versammlung in feierlicher Stille vorlas, saßen Beide dicht vertraulich neben einander; die Hand der Königin ruhete in der des Königs, und der höhere Friede der Andacht umhauchte die unvergeßliche Stätte, wie Alle, die sie umschloß. Nachdem die kurze Rede geendet, wurde ihr Eindruck verstärkt durch die aus einiger Entfernung sanft herüber tönenden Klänge des vom Garde-Hautboisten-Chor gespielten Liedes:

„In allen meinen Thaten
Laß ich den Höchsten rathen,
Der Alles kann und hat;
Er muß zu allen Dingen,
Soll's anders wohl gelingen,
Selbst geben Segen, Rath und That.

Nichts ist es spät und frühe
Um alle meine Mühe,
Mein Sorgen ist umsunst;
Er mag's mit meinen Sachen
Nach seinem Willen machen,
Ich stell's in seine Vatergunst.

Es kann mir nichts geschehen,
Als was er hat ersehen,
Und was mir selig ist,
Ich nehm' es wie er's giebet,
Was ihm von mir beliebet,
Dasselbe hab' ich auch erkiest." (Paul Flemming.)

„Stillschweigend folgten wir dem Gedankengange, den der Choral uns in den Sinn gab, und als er zu Ende war, trat eine feierliche Pause ein, denn wir waren Alle mit unsern eigenen Gedanken beschäftigt. Das Abendroth umglänzte den Eichenhain; im Osten stieg der Vollmond herauf; die langgezogenen Töne der Waldhörner klangen in leisen Accorden melodisch durch die stille Abendruhe, die mit ihrem himmlischen Frieden sich erquickend herabsenkte; es war, als wenn die schöne Insel ein Tempel Gottes geworden, und man hätte ausrufen mögen: ‚Ja, gewißlich ist der Herr an diesem Orte, wie heilig ist diese Stätte; hier ist nichts anderes denn Gotteshaus; hier ist die Pforte des Himmels.'"

„Der König stand zuerst auf, legte Seine Hand auf die Schulter der Königin, sah, wie wenn Er sich] auf Etwas besinne, vor sich hin und sagte dann zu Ihr leise, doch hörbar, die Worte: „Es bleibt dabei, liebe Luise; ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen." Sichtbar bewegt, doch schweigend, nahm Er Seinen leichten Feldstuhl, schlug ihn zusammen und entfernte sich, die Einsamkeit suchend, wie Er es liebte und immer zu thun pflegte, wenn irgend eine große, ins Gefühl übergegangene Idee Ihn bewegte. Alle sahen Ihm nach, bis Er, selbst Seinen Stuhl tragend, im Gebüsch an den Ufern der Havel, da, wo es still und verborgen ist, unsern Blicken entschwand."

„Die Königin dagegen liebte es, das volle Herz zu ergießen und Mittheilung war Ihr Bedürfniß. War Sie aber in einer religiösen Stimmung, dann wurde aus Ihrer sonstigen Lebhaftigkeit eine gehaltene, sanfte, heitere Ruhe. Doch lag darin nichts Unklares, Mystisches und Verschwommenes, nichts Frömmelndes und Überschwengliches, noch weniger Sentimentales. Gleichwohl sprach Sie über religiöse Gegenstände nicht in herkömmlichen, kirchlichen Redensarten, in bloß allgemeinen Begriffen; vielmehr war Sie hier, mehr noch als in andern Dingen, formlos, frei und hatte alles das, was Sie aus der unermeßlichen Fülle des Christenthums als Ihren Antheil in sich aufgenommen, Ihrer Natur so angepaßt, so in Ihr Eigen-

thum verwandelt, daß Sie die Wahrheit nicht bloß kannte, sondern auch die Wahrheit hatte und besaß."

„Darin hatte es auch seinen physisch-moralischen Grund, daß in heiligen Momenten Ihre Gesichtszüge eine gewisse Durchsichtigkeit empfingen, die man in dem dann sichtbar werdenden, sanften Schimmer um Mund und Augen wohl Verklärung nennen könnte. In solcher inneren Bewegung hob sich dann von selbst Ihre hohe, edle Gestalt und empfing einen Ausdruck der Hoheit, Ruhe und Würde, in deren Abglanz es klar wurde, daß jede äußere Schönheit ihre reinsten und unvergänglichen Farben doch nur allein von der innern Schönheit empfangen kann."

„So war es eben jetzt an diesem Abend, als Sie entfernt von der größeren Gesellschaft, in einem hohen, schattigen Bogengange, in des Grafen von Brühl und meiner Gegenwart das Wort nahm und also sprach:

„Wie schön und erquickend, wie milde und ruhig ist der Abend! Gern folgt das Herz seinen sanften Eindrücken. Ich bitte, sehen Sie das liebliche Abbild der Waldung, von der Abendröthe umflossen, im ruhigen Strome der Havel! Gemüthsruhe ist doch gewiß von allen innern Gütern das erste und größte, und wahrhaft wohl wird uns nur erst in ihr. Umgeben von Allem, was die Erde Glänzendes hat, habe ich mich oft verstimmt und mit mir uneins, und oft in den allereinfachsten Verhältnissen, auf mich selbst zurückgeführt, mich befriedigt und glückselig gefühlt. Das ist sich auch immer unter den verschiedenartigsten Umständen gleich geblieben, zum klaren und gewissen Beweise, daß es so in der Natur der Sache und der Menschen liegt. Ich begreife, daß man unter den Zerstreuungen und wechselnden Genüssen des Lebens Gott und dem Heiland vergessen und oft ohne ihn leben kann; aber ich begreife nicht, wie es dahin kommen kann, zu wähnen und zu meinen, die ganze Sache sei nur eine schöne Phantasie, die zerflattere und verschwinde, sobald man klar und gründlich denke, so daß der Aufgeklärte keiner, am Wenigsten einer geoffenbarten Religion bedürfe. Gerade wenn ich ernst und tief denke, soweit ich dazu fähig bin, komme ich immer am Ersten an eine Grenze, die mir Stillstand gebietet, und festen Haltpunkt kann ich dann nur allein im Glauben finden. Ich liebe Ideale und lebe gern in Idealen. Man schafft sich da eine Welt, wie man sie gern hätte; aber es sind Träumereien, und wenn man erwacht, ist Alles ganz anders. Und doch will und begehrt unser sittliches Ge-

fühl und Gewissen das Vollkommene und ganz Reine. Wir suchen und suchen und finden nicht, auch bei dem Besten thun uns die Mängel und Makel wehe, die wir bei genauer Bekanntschaft gewahr werden. Darum habe ich den Heiland Jesum Christum so unaussprechlich lieb."

„Delbrück ist mir werth und wichtig vorzüglich darum, weil er diese Liebe für den Erlöser und sein untrügliches, heiliges Wort in den Herzen meiner Kinder weckt und nährt. Meinem ehrwürdigen Beichtvater, dem Propste Ribbeck, verdanke ich viel. Seine Gründlichkeit, Ruhe und Klarheit giebt der Erbauung, die ich bei ihm finde, ein festes Fundament. Seine fromme Wärme ist eine sanfte und milde. Hufeland ist auch zugleich mein Seelenarzt. Was ist der für ein seltener, köstlicher Mann! Alles an ihm trägt ein höheres Gepräge; fest und männlich, und doch gläubig und kindlich, — der König nennt ihn einen Apostel."

„Ich bin sehr glücklich; am Meisten dadurch, daß ich in meinen christlich-religiösen Ueberzeugungen mit dem Könige vollkommen übereinstimme. Durch Ihn bin ich besser geworden. Ich glaube, Er ist der beste Mensch und Christ auf Erden. Haben Sie gehört, als Sie Ihre Rede über eheliche und häusliche Glückseligkeit geendet, sagte Er in herzinnigem Tone zu mir: „Es bleibt bei'm alten guten Spruche: ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen." Wo mag Er sein, — mein bester Freund? Kommen Sie, wir wollen Ihn aufsuchen!" [70])

Der oben erwähnte Johann Friedrich Delbrück, Rektor der öffentlichen Schule zu Magdeburg, war von den Majestäten zum ersten Hofmeister des Kronprinzen erwählt worden.

Die wenigen aus dem Munde der Königin gekommenen Worte sind uns ein Schlüssel zum Charakter ihres ältesten Sohnes. Die frühen Eindrücke, die er von den Vorschriften und dem Vorbilde seiner Eltern und seines ersten Erziehers empfing, hielten sein ganzes Leben hindurch an. Friedrich Wilhelm IV. hat auf Erden viele Zeichen seines Vertrauens zum Erlöser und seines Verlangens, diesen Glauben vor den Menschen frei und offen zu bekennen, zurückgelassen.

Eines der auffallendsten ist die Inschrift um die Kuppel über der Kapelle des alten Berliner Schlosses, welche der letzte König neu ausstatten ließ. Hoch über dem Palaste und der Stadt liest man auf dem blauen Grunde der Kuppel in glänzenden Buchstaben: „Und ist in keinem Andern Heil; ist auch kein anderer Name den Menschen ge-

geben, darinnen wir sollen selig werden." „Daß in dem Namen Jesu sich beugen sollen aller derer Kniee, die im Himmel und auf Erden und unter der Erde sind; und alle Zungen bekennen sollen, daß Jesus Christus der Herr sei, zur Ehre Gottes des Vaters." (Apostelgesch. IV, 12 und Philipper II, 10, 11).

Von Jahr zu Jahr feiert Preußen, wenn der 18. Januar wiederkehrt, seine erste Krönung; und an diesem Tage versammelt sich unter jener Kuppel und ihrem zum Himmel weisenden Kreuze eine größere Gemeinde als sonst. Eine Menge Andächtiger steht umher und schaut in Begeisterung auf den Herrscher, die Königliche Familie und alle die Männer, die im Dienste des Vaterlandes Ehren erlangt haben.

Mögen die Nachkommen Friedrich Wilhelms III. auf immer dem Entschlusse treu bleiben, den er an jenem stillen Sonntagnachmittage im Schatten der Eichen, auf der friedlichen Insel kundgab. Das Schloß auf der Pfaueninsel ist nun in zu verfallenem Zustande, um als königlicher Wohnsitz zu dienen; doch werden teure Andenken an das glückliche Familienleben, das einst darin herrschte, noch sorgfältig aufbewahrt. Königin Luisens Klavier sieht man noch dort, sowie eine Vase und ein Körbchen, worin sie mit eigener Hand gepflückte Blumensträuße anzuordnen pflegte; auch kleine Geschenke, die sie bei verschiedenen Gelegenheiten von ihren Kindern erhielt, Sachen, die sie selbst fertigen konnten. Das Schloß steht unter der Obhut eines alten Dieners, und wird den ganzen Sommer hindurch von den verschiedenen Zweigen der königlichen Familie besucht, einer Familie, die noch wachsend sich ausbreitet, wie ein Baum am Ufer des Wassers. Die Kronprinzessin von Deutschland, bringt oder schickt ihre Kinder oft auf einige glückliche Stunden nach der Insel; besonders ist sie ein Lieblingsort für Ferienkränzchen, welche kleinen Prinzen und Prinzessinnen ein ebenso hoher Genuß sind als anderen Kindern.

Dreizehntes Kapitel.

Die durch den Friedensvertrag von Amiens hervorgerufene allgemeine Befriedigung schildert Sir Archibald Alison folgendermaßen: „Unermeßlich war die Freude, schrankenlos waren die Hoffnungen, die der Friedensschluß zu Amiens in Europa erweckte. Zehn Jahre unaufhörlichen Blutvergießens hatten die erbittertsten Gemüter besänftigt und die hitzigsten Leidenschaften gedämpft; die Finanzen aller bei dem Kampfe beteiligten Staaten waren bedenklich zerrüttet, und jedes Land gab sich unter dem Einflusse einer freudigen Täuschung der thörichten Einbildung hin, daß nunmehr die Zeit der Zwietracht ihr Ende erreicht habe.“

Ohne eine Ahnung von dem seiner noch harrenden Mißgeschicke vergaß das Pariser Volk über der Pracht militärischen Schaugepränges alle Greuel und Bedrängnisse der Revolution. Die Wiener genossen die langentbehrte Freude der Befreiung von banger Besorgnis und vom Kriegsdienste, und die Jugend Britanniens eilte in Scharen nach der französischen Hauptstadt. Neugierig betrachteten sie die Schauplätze, auf denen sich so lange die tragischen Ereignisse abgespielt, und starrten die Helden an, die durch ruhmvolle Thaten sich Unsterblichkeit erworben hatten.

Der Anblick, den Paris in diesem Zeitpunkte bot, würde hingereicht haben, auch ein weniger oberflächliches Volk als die Franzosen waren, zu fesseln, zumal jetzt, nach den düsteren Greuelscenen der Revolution. Bei dem ungeheuren Zuflusse von Fremden, hauptsächlich Engländern und Russen, boten die Straßen ein prächtiges Bild, und die verschiedenen Diensttrachten blendeten die Pariser durch den auffallenden Gegensatz, den sie zu der ernsten, dunklen Kleidung der Jakobiner bildeten.

Die ganze Bevölkerung strömte nach der Place du Carrousel, wo täglich eine glänzende Heerschau einen herrlichen Anblick gewährte. Die höheren Bürgerklassen fesselten nicht weniger die zahlreichen und prächtigen Gesellschaften, in welchen der Hof des ersten Konsuls mit dem höchsten Prachtaufwande europäischen Königtums wetteiferte. Die Vertreter Rußlands, Englands und Preußens thaten sich durch ihre glänzenden Gefolge und die dem ersten Konsul vorgestellten hervorragenden Persönlichkeiten besonders hervor.

Zugleich zogen die Kunstfreunde in Scharen nach Paris, um die schönen Gemälde vom Vatikan, Meisterwerke Correggios, Raphaels und Domenichinos, die alle im Louvre ausgestellt waren, zu sehen, sowie die mediceische Venus von Florenz und die prächtigen oder merkwürdigen Dinge aus Egypten und den anderen Ländern, welche die siegreichen Heere Frankreichs durchzogen hatten, zu besichtigen.

In diesem glanz- und hoffnungsvollen zweiten Jahre des neuen Jahrhunderts wurde auch der Code Napoleon verfaßt und eingeführt. Das berühmte Gesetzbuch trägt gerechterweise Napoleons Namen, und mit ebensoviel Berechtigung behauptet es ihn noch heute und wahrt sein Andenken, indem es von seinen höchsten und besten Geisteseigenschaften unbestreitbares und fortdauerndes Zeugnis ablegt. Lord Bacon bemerkt, daß, wenn „Gesetze auf Gesetze in solcher Verwirrung gehäuft worden sind, daß deren Durchsicht und Aufnahme ihres Geistes in eine neue und faßliche Form notwendig wird, diejenigen, welche ein so heldenwürdiges Werk zu Stande bringen, ein gutes Recht haben, unter die Wohlthäter der Menschheit gezählt zu werden." Die Schwierigkeiten einer Gesetzgebung für ein aus den Überresten monarchischer und republikanischer Einrichtungen zusammengesetztes Reich waren ganz besonders abschreckend, aber Napoleon löste die Aufgabe zu seiner eigenen Befriedigung; er sagte selbst, sein Ruhm in den Augen der Nachwelt würde sogar mehr auf dem seinen Namen tragenden Gesetzbuche, als auf allen den Siegen, die er errungen, beruhen.

Die Zeit hat die Wahrheit dieser Vorhersagung bestätigt — der Code Napoleon hat nicht nur das Kaiserreich, das ihn ins Leben rief, überlebt, sondern übt auch jetzt noch seine bestimmende Wirkung auf die gesetzlichen Entscheidungen in Frankreich und bei vielen anderen Nationen, welche ihn als Grundlage ihrer Rechtspflege angenommen

haben, — durch ihn kam auch zwischen den Völkern ein Bund zum Sturze seines Urhebers zu Stande. Hier erkennen wir nicht mehr den Sieger von Jena und Austerlitz, der auf einem einzigen Schlachtfelde Völker niederwirft; es ist ein Solon, der einem zerrütteten Volke Gesetze giebt, ein Justinian, der die Schätze alter Rechtswissenschaft wohlüberlegt ordnet, und die vorübergehende Herrlichkeit selbst der kaiserlichen Regierung schwindet vor dem dauernden Denkmal dahin, das sein vielseitiges Genie im dauernd giltigen Codex halb Europas sich errichtet hat.

Nach Wiederherstellung der Ruhe lebten alle Völker des Festlandes wieder auf freundschaftlichem Fuße. Der Friede von Amiens war noch unversehrt erhalten und man glaubte zuversichtlich an seinen dauernden Bestand; aber dabei bedachte man nicht, auf welch' unsicherer Grundlage dieses Übereinkommen beruhte, erwog nicht, daß nicht das Ende der Feindseligkeiten, sondern die Erschöpfung der Mittel den Waffenstillstand herbeigeführt hatte. In diesem glücklichen Augenblicke sah man Napoleon ausschließlich auf seine Gesetzgebung bedacht und man mußte hierbei seine Weisheit bewundern. Zugleich erregte er durch Erweiterung und bedeutende Verschönerung von Paris das Wohlgefallen der Pariser und die Aufmerksamkeit der Welt.

Unbegrenzt war die Dankbarkeit der französischen Nation gegen den großen Führer, der das Staatsruder ergriffen und es durch drohende Gefahren zum Ruhme geführt hatte. Aber nicht nur in Frankreich genoß der erste Konsul die höchste Verehrung und Achtung; seine glänzende Laufbahn hatte ihm auch die Bewunderung vieler erworben, die sich vor kurzem noch zu seinen Feinden bekannt hatten. Doch würdigte keiner Napoleons große Eigenschaften mehr oder war blinder für seine verborgenen Pläne, als der Kaiser von Rußland. Alexander war jung und von zu edlem, hohen Sinne, um dunklen Verdacht zu hegen, und bis jetzt hatten die Umstände Napoleons größten Fehler, den Mangel an Mäßigung, noch nicht offenbart. Alexander erkannte wohl, daß er ehrgeizig war, hatte sich aber von dem unersättlichen und im höchsten Grade gebieterischen Charakter dieses Ehrgeizes noch keine Vorstellung gemacht.

Der König von Preußen war ebenfalls geneigt, den ersten Konsul in günstigem Lichte anzusehen, ihn als den Retter seines Vaterlandes zu ehren, und Alexanders Ansichten fielen bei Friedrich Wilhelm sehr ins Gewicht. Letzterer wünschte aufrichtig die Fortdauer des Friedens und stimmte deshalb mit seinem Minister Haug=

witz überein, der lieber Napoleons Willkür gewähren lassen, als einen Krieg mit Frankreich herausfordern wollte. Haugwitz scheint in der That ein Handinhandgehen mit Frankreich dem Zusammenwirken mit Großbritannien vorgezogen zu haben, aber seine Haltung war so diplomatisch, daß seine wirklichen Beweggründe sehr schwer zu erkennen waren.

Im Mai 1802, etwa zwei Monate nach Abschluß des Friedens zu Amiens, den man damals allgemein als dauernd ansah, ließ sich die preußische Regierung auf ein Bündnis mit Frankreich ein; Kaiser Alexander billigte den Vertrag in aller Form, obgleich er demselben nicht beitrat. Die Bedingungen waren für Preußen, welches dadurch ausgedehnte, an sein Gebiet grenzende Landesteile erwarb, entschieden vorteilhaft. Napoleon, der voraussah, daß nicht alle europäischen Mächte sich seinem Willen fügen oder bereitwillig seine schiedsrichterliche Entscheidung annehmen würden, und der allen Widerstand gegen seine Pläne und Bestrebungen zu unterdrücken entschlossen war, war damals aufs eifrigste bestrebt, Preußen für sich zu gewinnen und dasselbe in eine solche Lage zu bringen, daß ihm nachher der Anschluß an einen Waffenbund gegen Frankreich ernstlich erschwert würde.

So verbanden sich durch den Vertrag vom Mai 1802 Rußland und Preußen mit dem ersten Konsul und legten dadurch den Grund für den Rheinbund, von dem aus, gleich einem feindlichen Außenwerke, Napoleon Bonaparte nachmals seine Heere nach Jena, Friedland und in den Kreml zu führen im stande war.

Sehr verschieden davon war die Stimmung, welche in Großbritannien im Kabinette und in allen Volksklassen herrschte. Kaum begann Napoleon zu zeigen, daß er nicht gesonnen war, sich durch Verträge binden zu lassen, als England seinen Entschluß, dem Willen desselben zu widerstehen, kundgab. Die englische Presse benutzte ihre Freiheit, den Volksgeist gegen jede Vergewaltigung von seiten Napoleons aufzureizen. Sie tadelte offen seine Haltung der Schweiz gegenüber, seine Verletzung der Friedensbestimmungen von Amiens und seine Eingriffe in die Rechte anderer Herrscher. Napoleon geriet darüber in heftigen Zorn und stellte höchst unbillige Forderungen an die britische Regierung; auch zeigten sich noch andere Ursachen zur Gereiztheit, wie es gewöhnlich der Fall ist, wenn Individuen oder Nationen einander in beiderseitiger Verstimmung gegenüberstehen, und so ist es erklärlich, daß kaum ein Jahr nach dem Frieden zu Amiens

Frankreich und England sich von neuem im Kriegszustande befanden.

Napoleon begann durch rasche Wegnahme Hannovers die Feindseligkeiten. Die wackeren Deutschen dieses Landes kämpften mannhaft, wurden aber überrumpelt und geschlagen. Das hannöversche Heer wurde aufgelöst und die Soldaten zerstreuten sich. Diese Truppen leisteten nachmals der gemeinsamen Sache wesentliche Dienste; sie wurden in den englischen Dienst aufgenommen und erschienen unter dem Namen „Des Königs deutsche Legion" an der Seite der britischen Regimenter auf jedem folgenden Ruhmesfeld von Vimeira bis Waterloo.[71])

Indem Napoleon so von Hannover Besitz ergriff, besetzte er einen Teil des Deutschen Reiches, brach also mit einem Schlage die Verträge von Luneville und Amiens. Überdies eroberte er ohne die geringsten Gewissensbisse Hamburg und Bremen und schloß die Elbe- und Wesermündungen für britische Kauffahrer. Der Kaiser von Deutschland war durch eine lange Reihe von Unglücksfällen zu sehr niedergebeugt, um diese Verletzung des Deutschen Bundes in offener Fehde zu ahnden. Preußen machte zwar Vorstellungen, es war aber selbst in sein vermeintliches Bündnis mit Frankreich zu tief verwickelt, um den Eingriffen dieser anmaßenden Macht irgend welche Schranken setzen zu können.

Als die Hannoveraner sich überwältigt und geknechtet sahen, seufzten sie verzweiflungsvoll unter den ihnen vom Sieger mit rücksichtsloser Ungerechtigkeit und Unbarmherzigkeit auferlegten, schweren Lasten. Napoleon, welchem mehr an dem, was er im Lande vorfand, als am Lande selbst lag, beraubte das Schloß Herrenhausen seiner herrlichen Kunstwerke und schleppte alle Waffen aus dem Zeughause hinweg.

In dem Zeitraume vom fünften Juli bis 23. Dezember erpreßte er nicht weniger als siebzehn einhalb Millionen Franken mittelst Kriegsauflagen; außerdem quartierte er seine rohen, anspruchsvollen Offiziere bei den friedlichen Bewohnern ein, die auch von Mortier, dem ersten französischen Oberbefehlshaber in Hannover, viel Grausamkeiten zu erdulden hatten. Die unglücklichen Leute fühlten, daß sie dies harte Schicksal nicht verdient hatten: sie waren dem alten Reiche, zu dem ihr Vaterland gehörte, und ihrem angestammten Herrscher treu geblieben und sahen sich jetzt doch in ihrer Not verlassen. Der Kaiser von Deutschland hatte keine Anstrengung gemacht, sie zu

retten; sie waren dem Scepter des Königs Georg entrissen worden, der sie nicht wiederzugewinnen vermochte; so richteten sie ihre Blicke auf den König von Preußen, und Viele, die dem Könige Georg treue Unterthanen gewesen, würden Friedrich Wilhelm, wenn er sich beeilt hätte, sie aus den Händen der verhaßten französischen Unterdrücker zu erretten, als einen Befreier begrüßt haben.

Die deutschen Geschichtschreiber sind allgemein der Ansicht, daß der König von Preußen in seiner damaligen Unentschlossenheit einen politischen Fehler beging, indem er nicht schleunigst Truppen an die Elbe und Weser sandte, um wegen der Wegnahme von Hannover den Kampf mit Frankreich aufzunehmen. Häusser sagt: „Durch diese zögernde Haltung versäumte Preußen den Augenblick, wo es hätte Hannover Frankreich entreißen können; aber man mag es entschuldigen, es fühlte sich nicht verpflichtet, die Kastanien für England aus dem Feuer zu holen!"

Den Grafen Haugwitz, den preußischen Minister, mag ein solches Gefühl beeinflußt haben; aber gewiß ist alles, was von des Königs Charakter bekannt ist, dazu geeignet, die Zuversicht zu erwecken, daß ein besserer Beweggrund ihn zurückhielt: seine tiefgefühlte Friedensliebe, sein beharrlicher Wunsch, seinem Volke die Segnungen des Friedens zu erhalten, erklären es zur Genüge, daß er den Krieg sorgfältig vermied; mit Hinblick auf Erhaltung des Friedens hatte er sich bisher bemüht, die raubsüchtigste Macht in Europa zu versöhnen. Die Königin scheint sich darein ergeben zu haben, denn am Neujahr 1804 nahm sie ein ihr von Madame Bonaparte verehrtes, prachtvolles Spitzenkleid als Geschenk an.

Aus Bischof Eylerts interessantem Werke über das Privatleben und die Anschauungen Friedrich Wilhelms III. geht, obwohl politische Angelegenheiten darin selten angezogen und dann nur flüchtig berührt werden, klar hervor, daß diese schwer auf dem Könige lasteten, ihn quälten und betrübten; in seinem häuslichen Leben besonders gesegnet, hatte er keine anderen, schweren Drangsale zu bestehen. Man hat von dem Monarchen gesagt, daß er seine Unterthanen mehr liebte, als ihren Beifall; daß er der heldenmütigsten Selbstaufopferung fähig war, indem er sich lieber von seinem Volke wegen Feigheit tadeln ließ, als daß er es durch vorschnelle Befriedigung seiner Wünsche zu Schaden kommen ließ. Sein Urteil ging manchmal irre, aber nie geschah dies durch Sorglosigkeit und Übereilung, im Gegenteil durch bange Besorgnis, welche ihn verleitete, auf Erwägung des Für und

Wider zu viel Zeit und Nachdenken zu verwenden, wenn es sich um eine zweifelhafte, bedenkliche Angelegenheit handelte.

Königin Luisens heiteres Gemüt war ihrem Gemahl eine unversiegbare Quelle des Trostes, und die ihr verliehenen geistigen Anlagen brachten seinem ängstlichen Gemüte Erquickung. Sie war seine ständige Begleiterin, selbst auf Reisen, und ihrem Rate folgte der König oft in wichtigen Angelegenheiten. So berichtet der schon früher erwähnte Karl Heinrich Ritter von Lang in seinen „Skizzen" über eine im Juni 1803 unternommene Reise nach Franken:

„Der König traf am siebenten Juni mit der Königin in Ansbach ein, in ziemlicher Mißstimmung gegen den Minister von Hardenberg, von dem ihm die Haugwitzianer glauben machten, er benehme sich in Ansbach wie ein verschwenderischer Nabob, hätte auf des Königs Kosten das Schloß sich zu einem Feenpalaste hergerichtet, auf welchem für die Frau Ministerin hängende Gärten in die Lüfte gezaubert wären. Da sich nun der König persönlich von diesen boshaften Lügen und von den zu seiner Verwunderung bescheidenen häuslichen Einrichtungen des Ministers überzeugte, der seinem Hange zur Großmuth und Gastfreiheit durch Zubuße seiner eigenen Renten von dreißigtausend Gulden jährlich Genüge leistete, so war er wie ganz umgewandelt und eilte, dem Minister zur Schadloshaltung das eben heimgefallene Leutersheimer Rittergut Altenmuhr, von zwölftausend Gulden Jahresertrag, zu schenken."

„Auf alle Fälle trug wohl auch die anwesende Königin das Ihrige mit bei, um dem Minister wieder auf das Gnadenpferd zu helfen. Das war nun freilich eine Frau, die wie ein ganz überirdisches Wesen vor einem schwebte, in einer englischen Gestalt und von honigsüßer Beredsamkeit, mit der sie Allen die Strahlen ihrer Holdseligkeit zuwarf, so daß Jeder, wie in einen zauberischen Traum versetzt, von diesem lebendigen, regsamen Feenbilde entzückt war. Auch mich sprach sie, eine Zauberin, wenn ich jemals eine gesehen. Sie hatte früher schon dem Könige Stücke aus meiner Bayreuther Geschichte vorgelesen und mir schmeichelhafte Briefe darüber geschrieben."

Den übrigen Teil der schönen Jahreszeit, welchen die Majestäten nicht auf Reisen zubrachten, verlebten sie am liebsten auf ihren ruhigen und idyllischen Landschlössern. Hier fanden sie auch am ehesten Zeit und Muße, sich mit den Werken der bedeutendsten Dichter bekannt zu machen. So bot ihnen z. B. Schiller, der in

dieser Zeit auf dem Gipfel seines Ruhmes stand, in stillen Stunden viel Trost und Erquickung. Dieser Dichter rief damals eine beinahe ebenso tiefe, geistige Bewegung in Deutschland hervor, wie Shakespeare in Elisabeths Zeitalter in England. Beide Dichter erlangten nicht nur beim eigenen Volke, sondern in der ganzen Welt die höchste Berühmtheit.

Die „Jungfrau von Orleans“ war schon vor zwei Jahren erschienen; das geistvolle Drama wurde in der ganzen Welt gelesen und bewundert, und am 23. April 1803 wurde es zum ersten Male in Weimar aufgeführt. Obwohl die Endkatastrophe in Schillers Drama der geschichtlichen Begebenheit nicht entspricht, wurde das Schauspiel doch bald ungemein volkstümlich, denn es stand mit den Zeitumständen und den von der reißenden Flut der Tagesereignisse getragenen Anschauungen im Einklang. Die Jungfrau von Orleans, wie der Geist des Dichters sie zeichnete, erstand wieder, um die Feigheit verächtlich zu machen, den Widerstand zu predigen und jene edle Vaterlandsliebe, die über die Todesfurcht siegt, zu preisen und zu erheben.

Das Vorbild der hingebungsvollen Heldin von Frankreich wurde zur Erweckung des deutschen Volkes emporgehalten, gerade wie in unseren Tagen das Beispiel der Königin Luise von Preußen von einem Bischof von Orleans angeführt worden ist, um seine Landsleute zu ermutigen. Wir sehen hier eine gewaltige, moralische Macht sich stärker erweisen, als die große Macht der Nationalität.

Die durch Schillers Gedichte auf sehr verschiedene Gemüter geübte, mächtige Wirkung ist merkwürdig. Im Jahre 1809 sagte ein junger Fanatiker, der einen Mordversuch auf Napoleon gemacht hatte zum Richter, vor den er zum Verhöre geführt wurde: „Ich hatte vornehmlich Geschichte studiert und oft die Jungfrau von Orleans bewundert, weil sie Frankreich vom Joche seiner Feinde befreite. Ich wollte ihrem Beispiele folgen.“

Schon in Weimar hatte Schiller die Ehre gehabt, den Majestäten vorgestellt zu werden, und zwar bei Gelegenheit einer Aufführung von Wallensteins Tod (am zweiten Juli 1799). Schiller schrieb damals über Luise an seinen Freund Körner: „Die Königin ist sehr graziös und von dem verbindlichsten Betragen.“ Fünf Jahre später empfing die Königin den Dichter auch in Berlin (am 13. Mai 1804) und stellte ihm bei dieser Gelegenheit den Kronprinzen Friedrich Wilhelm und den Prinzen Wilhelm vor. Über diesen Empfang schrieb Schiller an Körner: „Es ist dort eine große, persönliche Freiheit und eine

Ungezwungenheit im bürgerlichen Leben. Musik und Theater bieten mancherlei Genüsse dar, obgleich beide bei Weitem das nicht leisten, was sie kosten. Auch kann ich in Berlin eher Aussichten für meine Kinder finden und mich vielleicht, wenn ich erst dort bin, noch auf manche Art verbessern. Auch meine beiden Jungen waren mit, und Carl hat mit dem Kronprinzen Freundschaft geschlossen."

Als ein Jahr darauf Schiller plötzlich starb, befahl der König zum Besten von Schillers Erben die „Braut von Messina" aufzuführen und steuerte aus seinen eigenen Mitteln noch hundert Friedrichsd'or zu der Einnahme bei. Ein Schreiben seines Leibarztes Hufeland an die Witwe des Dichters kennzeichnet auch Luisens Teilnahme an dem schweren Verluste: „Wie viel haben wir, wie viel haben Sie verloren! Wie verwaiset kommt mir der bessere Theil der Menschheit vor. Ein guter Genius ist von ihr gewichen. Die Königin, die unbeschreiblich von diesem Verlust gerührt war, hat mir ausdrücklich aufgetragen, Ihnen ihre innigste Theilnahme zu bezeugen, und wie sehr sie wünsche, etwas zu Ihrer Tröstung und Aufheiterung beitragen zu können. Hatte nicht der Verewigte den Plan, einen seiner Söhne dem Kriegsdienste zu widmen? Wäre dies, so würde sich jetzt die beste Gelegenheit dazu darbieten, und ich würde Sie bitten, mir nur ein Wort darüber zu schreiben."

Königin Luise war eine echt deutsche Frau und ihr Geist war, wie Frau von Berg sich ausdrückt, von deutschen Geschichtschreibern und Dichtern, besonders von Schiller, Goethe und Herder „ausgestattet" worden. Dabei hatte die Königin eigentlich nicht viel Muße zum Lesen, weil auch bei einer einfachen Lebensweise ihre Zeit durch ihre mannigfaltigen Pflichten und Sorgen als Königin, Gattin und Mutter in Anspruch genommen wurde. Aber von dem, was sie las, war kein bedeutendes Wort für sie verloren.

Von flacher Vielwisserei hielt sie nichts: es war ihrem Geiste nicht entgangen, wie das Wissen der Frauen, wohlgeordnet und nur auf Ein Ziel gerichtet, der Veredelung und Verschönerung des Charakters allein dienen müsse. Innerlich zuwider war ihr daher eine gewisse Schein- und Modebildung der Frauen, welche damals so überhand nahm, daß sie zu wirklicher Verbildung ausartete, sowie die daraus erwachsende Schöngeisterei, in welcher die weibliche Eitelkeit nur einen neuen Zweig zu treiben schien. Obgleich Königin Luise sich verständig, fließend und ungezwungen unterhielt, hörte sie doch lieber zu, als daß sie ihre eigenen Gedanken äußerte. Was

Goethe im Tasso die Prinzessin sagen läßt, das bezeichnet treffend, wie die Königin über die Bildung der Frauen dachte:

Ich freue mich, wenn kluge Männer sprechen,
Daß ich verstehen kann, wie sie es meinen:
Es sei ein Urtheil über einen Mann
Der alten Zeit und seiner Thaten Werth;
Es sei von einer Wissenschaft die Rede,
Die durch Erfahrung weiter ausgebreitet,
Dem Menschen nutzt, indem sie ihn erhebt. —
Wohin sich das Gespräch der Edlen lenkt,
Ich folge gern, denn mir wird leicht zu folgen.
Ich höre gern dem Streit der Klugen zu,
Wenn um die Kräfte, die des Menschen Brust
So freundlich und so fürchterlich bewegen,
Mit Grazie die Redner-Lippe spielt;
Gern, wenn die fürstliche Begier des Ruhms,
Des ausgebreiteten Besitzes Stoff
Dem Denken wird, und wenn die feine Klugheit
Von einem klugen Manne zart entwickelt,
Statt uns zu hintergehen, uns belehrt.

Der König und die Königin liebten es, Schriftsteller, Gelehrte und Künstler, deren Werke das getreue Abbild ihres Herzens waren, um sich zu versammeln. In besonderer Gunst stand bei Luise Jean Paul Richter, den sie als Mädchen zuerst in Hildburghausen getroffen hatte; der wackere, schlichte Mann war der königlichen Gunst auch würdig, denn seine Schriften gehören zu denen, welche den Gedankenstrom zu läutern, den Brunnquell unseres höheren Lebens zu öffnen und die edlen Leidenschaften der Seele zu erwecken geeignet sind. Im Frühjahre 1800 erschien dann Jean Paul zum ersten Male in Berlin und widmete bei dieser Gelegenheit der Königin seinen „Titan". Dafür erhielt er am 29. Mai 1800 aus Sanssouci folgendes Dankschreiben:

„Ich habe Ihren Titan erhalten und daraus mit Vergnügen ersehen, daß Sie noch immer fortfahren, Ihre Zeitgenossen mit Wahrheiten zu unterhalten, die in dem Gewande romantischer Dichtkunst, mit welchem Sie sie zu bekleiden wissen, ihre Wirkung gewiß nicht verfehlen werden. Ihr Zweck, die Menschheit von mancher trüben Wolke zu befreien, ist zu schön, als daß Sie ihn nicht erreichen sollten, und es wird mir daher auch eine Freude sein, Sie während Ihres Hierseins zu sehen und Ihnen zu zeigen, wie sehr ich bin

Ihre wohlaffectionirte

Luise."

Wie bald die Königin Wort hielt, beweisen zwei Briefe Jean Pauls; der eine an seinen Freund Otto in Baireuth enthält folgende Stelle: „Die herrliche Königin lud mich brieflich nach Sanssouci ein, ich aß bei ihr, sie zeigte mir Alles um dasselbe. Der Ton an der Hoftafel war leicht und gut.“ In dem andern schreibt er unterm 14. Juni an Gleim nach Halberstadt: „Ich sah die gekrönte Aphrodite, ich war an der heiligen Stelle, wo der große Geist des Erbauers sich und Europa beherrscht hatte. Geheiligt und gerührt stand ich in diesem Tempel des aufgeflogenen Adlers“.

Wie Jean Paul, so war auch Gottlieb Hiller aller Unterhaltsmittel so entblöst, daß er wahrscheinlich nie auf die Höhe gelangt wäre, nach welcher sein Genie ihn emporstreben ließ, wenn nicht eine mächtige Hand ihm Hilfe dargeboten hätte. Hiller stammte aus der Bergwerksgegend Sachsens, wo sein Vater als gewöhnlicher Fuhrmann sein Brod verdiente. Der junge Dichter wurde durch Fürst Radziwill entdeckt, der ihn dem König und der Königin vorstellte. Mit ihrer gewohnten Rücksicht für die Gefühle anderer trat ihm die Königin, welche sich erinnerte, daß er der förmlichen Hofsitte ganz fremd sei, entgegen und sprach mit ihm zwanglos über Gegenstände, die ihn interessieren konnten. Folgenden Tags erhielt Hiller zehn Friedrichsd'or und zwei Ringe zu seiner Verlobung, die, wie die Königin von ihm erfahren hatte, bald stattfinden sollte.

Der Königin natürliche Offenheit und Herzlichkeit warf alle einzwängenden Fesseln ab; ihr Anschauungsvermögen befähigte sie, gewöhnlichen Vorkommnissen eine ideale, geläuterte Seite abzugewinnen, und dieselben zur Hinleitung des Gesprächs auf Dinge höherer Bedeutung zu gebrauchen. Immer suchte sie das Interesse der ihr Vorgestellten zu erregen und die natürlichen Fähigkeiten ihrer Umgebung zu wecken. Gelang ihr dies nicht, so brach sie das Gespräch ab, sobald sie mit ein paar artigen Worten etwas Angenehmes gesagt hatte. Jedermann schied mit angenehmen Eindrücken aus ihrer Gegenwart und niemand fühlte je, daß er unsanft entlassen oder übersehen worden sei. Sie besaß die Kunst, jeden Gegenstand, den sie berührte, zu verschönern — eine unschätzbare Naturgabe für eine Herrscherin. Bei hochfeierlichen Gelegenheiten traten in ihrem Benehmen das Bewußtsein von der Verantwortlichkeit ihrer Stellung und eine angemessene Würde zu Tage. Sie empfing die Gesandten nicht nur mit der ihrem Range zukommenden Höflichkeit, sondern knüpfte auch häufig Gespräche über merkwürdige, geschichtliche Begebenheiten mit

ihnen an, was sie bei ihrer gründlichen Kenntnis der Geschichte der betreffenden Staaten auch mit ungezwungener Leichtigkeit zu thun im stande war. [72])

So hervorragend in ihrer Stellung als Königin, war Luise nicht weniger vollkommen als Gattin. Von der schweren Bürde seiner Besorgnisse ermüdet, von den Widerwärtigkeiten jener drangvollen Zeit bedrückt, stellte ihr Gemahl, den Kleinigkeiten schon reizen konnten, bisweilen ihre Geduld auf die Probe. Darauf bedacht, ihm im Geringsten sowohl, wie im Wichtigsten zu gefallen, pflegte die Königin, ehe sie in Gesellschaft erschien, seinem Geschmacke gemäß Kleidung zu wechseln. Sehr oft wechselte sie im letzten Augenblicke ihren Schmuck, und bei einer Gelegenheit ließ sie sich thatsächlich ein Kleid, in dem der König sie gerne sah, eilends über ein anderes anlegen, da sie dasselbe nicht augenblicklich in seiner Gegenwart wechseln konnte. Durch diese Selbstbeherrschung erlangte und behauptete die Königin unbewußt einen starken Einfluß auf die Damen ihres Hofes, von welchen mehr als eine ihre liebliche Sanftmut als etwas Wunderbares geschildert hat.

Am 13. Januar 1804 vermählte sich des Königs jüngster Bruder, Prinz Wilhelm, mit Amalie Marianne, der neunzehnjährigen Tochter des Landgrafen von Hessen-Homburg. Der Freiherr vom Stein beschreibt die Prinzessin, als sie im Alter von 22 Jahren war, folgendermaßen: „Prinzessin Wilhelm vereinigt mit Schönheit und Würde einen kräftigen, gebildeten und tiefsinnigen Geist, einen gründlichen, großen und edlen Charakter. Ihre Erscheinung ist nur der Eindruck ihres Geistes und verbindet Lauterkeit und Ebenmaß mit Würde. Sie ist einem Throne nahe geboren, würde aber jede Lebensstellung veredeln und verschönern, wäre es auch die niedrigste. Ihre Erziehung erhielt sie von ihrem trefflichen Vater, der ihr Lehrer und Freund war und frühe in ihrem Charakter die Keime des Großen und Guten entwickelte. Mit Leiden und Entbehrung wurde sie schon in zartem Alter bekannt, denn der Einfall der Franzosen vertrieb sie schon als Kind aus dem väterlichen Heim."

Zwei so verwandte Geister wie der unserer Luise und ihrer neuen Schwester konnten sich des Bandes, das sie so eng aneinander schloß, nur herzlich freuen und als die Zeit der Prüfung kam, ermunterten und unterstützten sie einander gegenseitig.

Prinz Wilhelms Hochzeit wurde in Berlin durch glänzende Hoffestlichkeiten gefeiert, die den Winter ungewöhnlich belebten; auch

am Geburtstage der Königin, an welchem sie ihr 28. Lebensjahr erreichte, wurde im Theater zu Berlin ein großartiges Fest gegeben. Der Masken- und Kostümball war ganz ähnlich dem schon früher beschriebenen. Sämtliche Quadrillen, welche aufgeführt wurden, hatten nur den einen Sinn und Zweck, der königlichen Gebieterin Ehrfurcht und Freude zu bezeigen.

Die erste Quadrille wurde von Mitgliedern und Personen des königlichen Hauses dargestellt. Meder, Scythen und Aegypter erschienen im Nationalkostüm, um den siegreichen Alexander den Großen (Prinz Heinrich von Preußen) zu empfangen. Statyra (die Königin), Tochter des Darius, bringt ein Opfer für das Leben Alexanders, und als er, angekommen und umgeben von seinen Heerführern, sie sieht, bietet er, von ihrer Schönheit entzückt, ihr zum Ehebündnis seine Hand. Ihre Gefährtinnen bekränzen ihn. Sein Admiral Nearch (Prinz Wilhelm) erscheint mit Schiffsbefehlshabern und gefangenen Indiern. Alexander wählt denselben unter den Hofdamen des Darius Gattinnen aus. Die Gefangenen übergiebt er der huldvollen Statyra, welche ihnen nun in freundlicher Teilnahme die Freiheit schenkt, worauf dann die verschiedenen Völker ihre huldigende Freude durch charakteristische Tänze an den Tag legen. Diese überaus glänzende, an historischen Beziehungen reiche Quadrille wurde mit dem edelsten Anstande ausgeführt.

Jetzt folgten noch andere Tänze in wechselnder Mannigfaltigkeit. Ein Zug von 64 Bergschotten, die der Königin unter Gesang und Tanz ein Gedicht überreichten, erregte allseitige Bewunderung. Auch die andern Aufführungen dieses Festes sind ein so merkwürdiges Andenken an vergangene Tage, daß sie der Beschreibung wert erscheinen. Die eine hieß „Verwandlung der Puppe.“ Sechzehn junge, in graue Decken gehüllte Damen stellten ebensoviele Raupen im Zustande der Puppe dar, welche sich mit gezwungenen Bewegungen langsam, in einer Art verwickeltem Knäuel, drehten. Bei Annäherung der Königin entkleideten sich diese Gestalten plötzlich ihrer äußeren Hülle und entlarvten sich als bunte Schmetterlinge mit Flügeln aus wolligen Fäden. Dann flatterten sie im hellen Lichte umher und führten nach den Tönen einer sanften Musik einen Tanz auf, der den Eindruck bewegter Leichtigkeit und Freiheit versinnbildlichen sollte.

Darauf öffnete sich ein zehnseitiger Tempel, in welchem fünf Opferpriester auf dem Altare ein Opfer für die Königin darbrachten. Zwölf geflügelte Gestalten, die Horen, schwebten in den

Saal, tanzten mit schwingenden Bewegungen um die Königin herum und streuten ihr einen Blumenpfad. Endlich kamen neun Kegel, sechs Fuß hoch, hereingewandelt, mit einem Kegeljungen und einer goldenen Kugel, welche derselbe, als die Kegel aufgestellt waren, der Königin überreichte. Diese warf die Kugel, alle Kegel wackelten, es platzte ein Kegel nach dem anderen, und so erschienen dann in seltsamer Metamorphose nacheinander eine travestierte Venus, ein Küchenmeister, ein Harlekin, ein possierlicher Amor, ein Blumengärtner, Tanzmeister, Nachtwächter u. s. w., die ihre Erscheinungen in lustigen Versen erklärten. Man tanzte bis zum Tagesanbruch lustig fort, bis das Licht des anbrechenden Tages hereinströmte und das künstliche überwältigte. Zuletzt sang die ganze Versammlung in gehobener Stimmung das schöne Lied: „Heil unserm König, Heil!" und am Schlusse des glänzenden Geburtstagsfestes umarmte der frohbewegte König seine glückliche Gemahlin.

Niemand dachte, daß diese schmeichelhafte Aufmerksamkeit den letzten fröhlichen Geburtstag bezeichnete, beinahe die letzte Stunde solch' rauschender Freude, welche Königin Luise auf Erden erleben sollte. Der Augenblick der großen Katastrophe nahte, aber das Mißgeschick sollte die Landesmutter fest und mutig finden, wie sie vor dem Sturme lächelnd und voll freundlichen Mitgefühls war. Als sie mit der dahinfliehenden Zeit dem hellstrahlenden Sonnenscheine des Glücks entrückt war, da erleuchteten Lichtstrahlen edlerer Freude ihren verdunkelten Pfad, und auch künftig noch werden wir sie ihrem innersten Wesen mehr entsprechende Vergnügungen genießen sehen.

Fünf Tage nach diesem 10. März beging Napoleon gegen die Gesetze der Gerechtigkeit und Menschlichkeit eine schändliche Gewaltthat, vor der jedermann schauderte und sich der furchtbaren „Herrschaft des Schreckens" erinnerte. Es war ein Komplott zum Zwecke des Sturzes der bestehenden Regierung von Frankreich und Wiederherstellung der Monarchie und der Bourbonen entdeckt worden; überdies standen die Verschwörer im Verdacht eines Anschlags auf das Leben des ersten Konsuls. Einige wurden verhaftet und ihre Geständnisse verleiteten die Behörden zu der Annahme, der Herzog von Enghien sei ein Mitschuldiger. Derselbe besaß ein Haus in Ettenheim in Baden, wo eine große Zahl französischer Ausgewanderter sich zusammengefunden hatte. Hier schien er ein harmloses Leben zu führen und der Bebauung und Bepflanzung seines Gartens und Gutes viel Zeit zu widmen.

Als Enkel des Prinzen von Condé stand er durch seine Geburt unter den militärischen Ausgewanderten oben an und galt in jeder Beziehung als einer der vornehmsten. Am 15. März wurde nun der Herzog in Ettenheim, also gegen alles Völkerrecht auf neutralem Gebiete, verhaftet und von dort aus als Gefangener nach der Citadelle von Straßburg abgeführt. Am 18. fand seine geheime Überführung nach Vincennes statt; in der Nacht versammelte sich im Schlosse ein Kriegsrat zu seinem Verhör oder vielmehr zu seiner Verurteilung ohne Verhör, und am 21. bei Tagesanbruch wurde er in den Gräben erschossen. Als man ihn durch einen dunklen Gang hinabführte, meinte er, er würde durch Meuchelmord fallen, aber hinaus gelangt, sah er die zur Hinrichtung auserlesene Mannschaft stehen; er stieß einen Schrei der Überraschung aus und sagte, er freue sich, den Soldatentod zu sterben.

Einige Jahre nachher wurde klar nachgewiesen, daß der Herzog von Enghien selbst Gegenstand eines teuflischen Anschlages gewesen war. Im Jahre 1814 fand man in der geheimen Schublade eines Sekretärs in des Kaisers Schlafzimmer zu St. Cloud ein Schreiben, das die dunklen, mit dem traurigen Schicksale des unglücklichen Prinzen zusammenhängenden Abmachungen aufhellte. Das wichtige Papier war eine von dem niederträchtigen Senator Fouché verfaßte Denkschrift oder ein Nachweis, welcher umständlich die von der Beseitigung des hervorragenden Prinzen zu erwartenden Vorteile darlegte. In dieser Denkschrift äußert Fouché seine Ansicht, Frankreich sei aus vielen Gründen noch nicht reif für die republikanische Regierung und empfinde dies auch selbst. Da infolgedessen das französische Volk nach dem Königtume verlange, so sei es nötig, ihm dasselbe zurückzugeben.

„Wer ist nun der König, den man Frankreich geben sollte? sollen wir ihm die Bourbonen zurück geben? Frankreich hat den Bourbonen zu viel Unrecht zugefügt und in den letzten Jahren haben die Bourbonen Frankreich zu viel Leides angethan, als daß eine Versöhnung möglich wäre: Die Bourbonen müssen für immer beseitigt werden. ... Der erste Konsul mag König, Kaiser, Cäsar, oder Präsident von Frankreich sein; was liegt an dem Titel? Der erste Konsul ist sicher, zur höchsten Gewalt zu gelangen — aber wird er sie behaupten? Untersuchen wir die Hindernisse!“ ... Hier werden nun viele Einwürfe vorgebracht, und das Beispiel des Generals Monk wird als die Geister immer noch beeinflussend aufgeführt.

„Wenn der erste Konsul sich der Häupter der beiden Gegenparteien zu versichern wünscht, (und diese Häupter sind ihm unerläßlich notwendig) so sollte er eine ebenso feste Bürgschaft leisten, wie einst Caesar durch das Überschreiten des Rubikon. Er muß wie ein neuer Fernando Cortez seine Schiffe verbrennen, um eine Rückkehr unmöglich zu machen. Was ist nun aber diese bestimmte Garantie? Es ist folgende:

„In nächster Nähe der Grenze lebt ein Bourbon Condé, der einzige des heldenmütigen Stammes, der Nachkommenschaft zu erwarten hat. Der Herzog von Enghien ist ein unversöhnlicher Feind des ersten Konsuls, weil eine aus Männern jeder politischen Richtung gebildete Partei dem Prinzen die Krone angeboten hat. Er hat zahlreiche Freunde und Anhänger: Dumouriez, Pichegru, Moreau sind seine Leute; mehrere geheime Zusammenkünfte haben in seinem Interesse stattgefunden, der Herzog von Enghien ist kürzlich zweimal nach Paris gekommen und geht oft nach Straßburg; nichts wünscht er so sehnlich, wie den Tod des ersten Konsuls."

„Wenn der Herzog von Enghien, dieser gefährliche und tückische Feind in Frankreich überrascht, verhaftet, den Gesetzen gemäß gerichtet und verurteilt würde, denn das könnte geschehen, so könnte das Blut als sichere Bürgschaft eines unheilbaren Bruches zwischen dem ersten Konsul und den Bourbonen vergossen werden; dann würden die Republikaner nicht mehr einen Vergleich zwischen ihrem neuen und ihren alten Herrschern und die Rache eines jeden von ihnen zu befürchten haben. Die Königlich Gesinnten werden in der Erkenntnis, daß fortan eine Aussöhnung zwischen Ihnen und den Bourbonen eine Unmöglichkeit ist, nicht darauf warten, und ihre Unterwerfung nicht verzögern. Legen Sie dieses eine Haupt in den Staub und der neue Thron ist befestigt, und wird sofort von den mächtigen und hochberühmten Männern, welche die Republik gründeten und Sie unterstützen würden, umgeben werden. Bedenken Sie das und leisten Sie uns diese Bürgschaft. Um diesen Preis können Sie eine friedliche Regierung erlangen und diejenigen gewinnen, welche immer mißtrauisch einen Vergleich gefürchtet haben würden. Mit einem Worte, Blut ist das beste aller Bindemittel."

Napoleon dachte lange über diesen Rat nach und entschloß sich zuletzt, ihm zu folgen. Ohne Zweifel erbitterte ihn die Entdeckung der Verschwörung, welche sicherlich den Umsturz seiner Regierung bezweckte und wahrscheinlich sein Leben gefährdete, und drängte ihn zu

dem verhängnisvollen Entschlusse. Als der Mord begangen war, fühlten auch Napoleons eifrigste Bewunderer, daß er seine Ehre befleckt und seinen Ruhm durch diese schwarze That verdunkelt habe. Ganz Europa sah darin ein greuelhaftes Verbrechen, das um so größere Mißbilligung verdiente, als der Herzog wegen seiner hohen Tapferkeit und Liebenswürdigkeit sich allgemeiner Beliebtheit erfreute.

Den hochsinnigen, edlen Kaiser von Rußland, der den Herzog sehr bewunderte, setzte die unerwartete Kunde von seinem tragischen Tode in höchstes Erstaunen. Diese grausame Gewaltthat erschütterte Alexanders Vertrauen zu seinem idealen Helden, dem ersten Konsul von Frankreich, bis in seine Grundfesten. Sie öffnete auch dem Könige von Preußen die Augen, der sich von da an von Napoleons Charakter eine richtigere Ansicht als bisher bildete. Ettenheim, wo der Herzog weilte und wo er verhaftet worden war, liegt, wie oben erwähnt, in Baden, und dieses Land stand unter dem Schutze Friedrich Wilhelms, der sich daher von dem beklagenswerten Ereignisse persönlich berührt fühlte. Unwillig über die ihm bezeigte Mißachtung und empört über die barbarische Unthat, schrieb er an Napoleon einen sehr erregten Brief, worin er sich über die Verletzung des neutralen Gebietes beklagte. Der hochmütige Despot hegte für den König von Preußen nicht mehr Achtung als für den Markgrafen von Baden; er äußerte: „Wenn der Markgraf von Baden aufgebracht ist, so soll er uns den Krieg erklären, wir werden schon bald mit ihm fertig werden.“ [73])

Nicht allein die Herrscher, auch das Volk empfand die schmachvolle Gewaltthat aufs tiefste. Johannes Müller, der Geschichtschreiber, ein geborener Schweizer, weilte in diesem Sommer 1804 in Berlin und that sein äußerstes, die Kregsflamme zu entzünden. Soll Krieg sein oder fortgesetzte Unterwerfung unter den französischen Kaiser? war eine Frage, über welche gar viele in die größte Aufregung gerieten. Bei drückender Hitze begab sich Müller nach Charlottenburg, in der Hoffnung, die Aufmerksamkeit der Königin zu erregen und ihren Einfluß zu gunsten des Krieges zu gewinnen. Es scheint, daß es Müller nicht gelang, so freien Zutritt zu der Königin, zum Zwecke einer Besprechung der Sache mit ihr, zu erlangen, wie er es wünschte. Ihre Majestät war von anderen Angelegenheiten vollauf in Anspruch genommen und Müller sah sich von dem Ergebnis seiner Bemühungen enttäuscht.

Da ihm keine Unterredung mit der Königin gewährt wurde, so suchte er ihren Bruder auf, aber der Erbprinz von Mecklenburg ging nicht ernstlich auf Müllers Anschauungen ein. Der Prinz war nicht vom Kriegsgeist, sondern von Liebe zu den schönen Künsten beseelt und zog die Gesellschaft des sanften Dichters Matthisson, seines Lieblings, dem Stampfen der Rosse und Donner des Krieges entschieden vor.[74])

Am 13. Dezember 1804 beschenkte die Königin von Preußen ihre Familie wiederum mit einem Sohne, der am sechsten Januar des folgenden Jahres auf die Namen Friedrich Julius Ferdinand Leopold getauft wurde. Ehe Luise wieder in den vollen Besitz ihrer Kräfte gelangt war, wurde sie noch durch die gefährliche Krankheit der Mutter des Königs auf eine harte Probe gestellt. Die damals auf ihrem Schlosse bei Potsdam weilende Königin Mutter wurde am 26. Januar von einer Lähmung befallen und erholte sich nie wieder von dem Schlage; mehrere Wochen lag sie an dem darauf folgenden Fieber darnieder.

Seit dem Tode ihres Gemahls hatte Königin Friederike gewöhnlich in Potsdam oder zu Freienwalde residiert, im schönsten Teile der Provinz Brandenburg, wo diese von den Wellen der Oder bespült wird. Königin Friederike hatte stets gern dort gewohnt, bei Lebzeiten ihres Gemahls hatte sie bisweilen in einem Forsthause Wohnung genommen, da damals noch kein königliches Schloß sich dort befand. Der alte, vom Großen Kurfürsten erbaute Palast war in ein Schulhaus umgewandelt worden, denn Friedrich I., der ihn nicht als Residenz erhalten wollte, hatte ihn aufgegeben.

Seit sie Witwe geworden, hatte sich die Königin Mutter mit großem Interesse dem Entwurfe, der Erbauung und Einrichtung eines Schlosses und Bepflanzung der umliegenden Anlagen gewidmet. Sie war in ihren Ausgaben zur Verschwendung geneigt, aber der König, obgleich selbst so sparsam, war gegen seine Mutter stets sehr freigebig; er freute sich zu sehen, wie sich ihre Lebensgeister in gesunden Zerstreuungen wieder kräftigten und ließ sie nie die Folgen der Verschwendung fühlen. Es war ihm ein Trost, sein Möglichstes zu thun, um ihr die späteren Jahre glücklicher zu machen, als die ihres Ehelebens; sie erwiderte diese liebevolle Aufmerksamkeit durch die Achtung, mit der sie seines Vaters Andenken ehrte. Nie entschlüpfte ihr ein Wort bitterer Erinnerung. Ihre Enkel, besonders den Kronprinzen, der oft auf Besuch zu ihr nach Freienwalde kam, liebte sie

innig; letzterer war ein sehr anziehendes Kind, etwas zu empfindlich, aber voll Lebhaftigkeit und munterer Laune.

Königin Friederike starb am 25. Februar 1805, im 54. Jahre. Durch eine gnädige Schickung ging sie zur Ruhe ein, ehe die schwere Trübsal über das Volk und die königliche Familie hereinbrach. Einem von ihr geäußerten Wunsche gemäß fand ihr Leichenbegängnis ohne Prachtentfaltung statt; sie wurde am vierten März im Berliner Dome beigesetzt, und am 17. wurde nach altem Brauche in jeder Kirche der ganzen Monarchie über einen hierzu gewählten Bibeltext eine Trauerpredigt gehalten. Bei dieser Gelegenheit war es Offenb. XIV, 13: „Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben, von nun an. Ja, der Geist spricht, daß sie ruhen von ihrer Arbeit, denn ihre Werke folgen ihnen nach." Der König wählte den Text und schickte ihn dem Bischof Sack. Er war nicht unpassend, denn die verstorbene Königin hatte menschenfreundliche Anstalten freigebig unterstützt und gute Werke gefördert: Ihre wahre, echte Mildthätigkeit verbreitete aller Orten Segen, und man erzählt viele Züge, die von ihrer Herzensgüte beredtes Zeugnis ablegen.

Als Schloß Freienwalde seine Erbauerin, deren höchste Freude es war, verloren hatte, diente es selten mehr als königlicher Wohnsitz. Aber nach der Schlacht bei Jena, als alle Mitglieder der königlichen Familie Berlin verlassen mußten, versammelten sie sich zu Freienwalde, und auch als ihre Majestäten von Memel nach ihrer befreiten Hauptstadt zurückkehrten, hielten sie auf diesem Schlosse Rast. Friedrich Wilhelm IV., der die in früher Kindheit bei seiner Großmutter dort zugebrachten, glücklichen Tage nie vergaß, hegte den Wunsch, das Schloß wieder herzustellen, fand aber nie die günstige Gelegenheit dazu: das Schloß dient jetzt nur noch als Jagdsitz. In den zweiunddreißig Zimmern sind noch manche merkwürdige und interessante, von Königin Friederike gesammelte Gegenstände zu sehen; die Gemälde sind wertvoll, hauptsächlich die Landschaften, doch finden sich auch einige gute Bildnisse, unter anderen eins von Königin Luise, das sie darstellt, wie sie zur Zeit ihrer Vermählung aussah, eine holde, liebliche Erscheinung gleich einer im milden Frühlingssonnenschein erblühenden Rose." [75])

Vierzehntes Kapitel.

Trotz der aufrichtigen Achtung und hohen Bewunderung, welche Kaiser Alexander für Napoleon empfunden hatte, war im Laufe der Zeit doch eine gewisse Erkaltung eingetreten, die zuletzt den offenen Bruch herbeiführte. Alexander war ein zu ehrenhafter Mann, um die gewissenlose Haltung Napoleons, seine Mißachtung der Verträge, zu welchen er sich verpflichtet hatte und die tyrannischen Maßregeln, die er ergriff, zu billigen. Der durch die Hinrichtung des Herzogs von Enghien verursachte Schmerz und Unwillen führten vollends den Wechsel in der Gesinnung Alexanders herbei. Überhaupt wurde durch diese ebenso unpolitische als verbrecherische That die Bildung einer neuen Koalition gegen Frankreich ungemein begünstigt. Die Ermordung des Herzogs von Enghien entzündete von neuem die Kriegsflamme auf dem Festlande und führte den furchtbaren Ringkampf herbei, der schließlich die Tartaren der Steppe vor die Mauern von Paris führte: von ihr läßt sich der Ursprung jener Reihe von Ereignissen datieren, welche Napoleon vom Throne Karls des Großen auf den Felsen von St. Helena schleuderten.

Das russische Kabinet, dem nun über den augenscheinlichen Entschluß des ersten Konsuls, seine Gewalt über das ganze Festland auszudehnen, völlig die Augen aufgingen, war über die seinem Kaiser in seinem Briefwechsel mit Napoleon zugefügten Beleidigungen höchst aufgebracht. Ganz Rußland war erbittert gegen Frankreich und entschlossen, seinen Eingriffen Einhalt zu thun, sowie der übermütigen Anmaßung seines Herrschers Trotz zu bieten. Das war die Stimmung, als Napoleons Besteigung des Kaiserthrons dem Hofe von St. Petersburg angekündigt wurde. Der Kaiser von Rußland

weigerte sich, Napoleons neuen Titel anzuerkennen, obwohl der Kaiser von Deutschland ihn schon bereits anerkannt hatte; aber Franz II. hatte seine eigenen Zwecke, die er mit großer Geschicklichkeit verfolgte. Schon lange hatte er gewünscht, den Titel eines Kaisers von Österreich anzunehmen und denselben erblich zu machen, welche Absicht er denn auch am 11. August 1804 zur Ausführung brachte. Der Schritt war „durch den Vorgang, welchen die Czaren von Rußland früher durch Annahme der kaiserlichen Krone und jüngst das regierende Oberhaupt von Frankreich gegeben hatte, gerechtfertigt"; und obgleich derselbe zuerst unter den kleineren Fürsten Deutschlands Eifersucht erregte, erkannten sie doch bald alle den neuen, erblichen Titel des Kaisers an; und es dauerte nicht lange, so gaben alle Herrscher Europas ihre Zustimmung.

Napoleon, der einen unmittelbaren Bruch mit Rußland ahnte, erkannte, daß es für ihn von der größten Wichtigkeit sei, sich, wenn nicht die Waffenbrüderschaft, doch wenigstens die Neutralität Preußens zu sichern, damit dem Durchmarsche der moskowitischen Truppen durch den Norden Deutschlands der Weg versperrt wäre. Es gelang ihm, Preußen zu einem Abkommen zu bewegen, wonach es strenge Neutralität einzuhalten und den Durchmarsch russischer oder anderer fremder Truppen durch sein Gebiet nicht zu gestatten versprach. Der französische Kaiser köderte den König und die Minister von Preußen durch diplomatische Künste, bis sie sich in Netze verstricken ließen, aus denen es nicht leicht war, sich wieder frei zu machen.

Aber vor Jahresschluß 1804 vollzog sich im preußischen Ministerium ein Wechsel, der zu einer wesentlichen Umwandlung der auswärtigen Politik desselben führte. Graf Haugwitz, der seit zehn Jahren der Hauptleiter der diplomatischen Beziehungen gewesen, und dessen Hinneigung zu einem französischen Bündnisse während seiner ganzen Verwaltung aufgefallen war, zog sich aus Gesundheitsrücksichten auf seine Güter in Schlesien zurück. Die Oberleitung der Geschäfte übernahm nun Baron Hardenberg, ein höchst tüchtiger Staatsmann, dessen entschiedene Feindschaft gegen das revolutionäre Prinzip bekannt war, und von dessen Vorliebe zu einem englischen und russischen Bündnisse man mächtige Einwirkungen auf die Geschicke des nördlichen Europa erwartete.[76])

Hardenberg war ein klarer und weitsichtiger Diplomat, dabei maßvoll und sehr vorsichtig. Er hielt es für angezeigt, keine großen, unmittelbaren, plötzlichen Veränderungen herbeizuführen, sondern lieber

abzuwarten und den Weg zur Verfolgung einer von der seines Vorgängers verschiedenen Politik zu bahnen. Hardenberg sah ungern Hannover von französischen Truppen besetzt, er fühlte dies als Schmach und Unrecht zugleich gegen das ganze Deutsche Reich, mit dem der König von Preußen als Kurfürst von Brandenburg verbunden war. Hannover sollte nach seiner Meinung als Kurstaat von allen anderen Staaten des Reiches beschützt werden. Seine Meinung ging dahin, daß entweder sächsische oder hessische, oder preußische Truppen in Hannover Quartiere beziehen sollten, bis ein allgemeiner Friedensvertrag zu Stande gekommen und die Gebiete der verschiedenen Länder durch gemeinsame Vereinbarung wieder abgegrenzt wären.

Napoleon zeigte einen ausgesprochenen Widerwillen, Hannover, das er durch das Schwert gewonnen und durch das Recht der Eroberung festhielt, wieder frei zu geben. Alle Staaten des Deutschen Reiches waren darüber gekränkt und in Schrecken gesetzt, daß einer der Kurstaaten so von Frankreich mit Füßen getreten wurde. Die preußischen Minister drangen Napoleon das Versprechen ab, daß die Zahl der im Kurfürstentum liegenden Truppen 30 000 Mann nicht übersteigen sollte, wogegen der König von Preußen sich verbindlich machte, daß Frankreich von seinem Gebiete her keinen Einfall zu befürchten habe.

Friedrich Wilhelm war immer noch ernstlich bemüht, den Krieg mit Frankreich zu vermeiden. Seit seiner Thronbesteigung hatte er stets den Frieden aufrecht erhalten, trotz außerordentlicher Schwierigkeiten und durch Verzichtleistung auf jene Vorrangstellung, die Friedrich der Große für sich und Preußen errungen hatte. Mehr als acht Jahre der Ruhe hatten die innere Wohlfahrt des Königreichs bedeutend gefördert, hatten auch dem Hofe Zeit gelassen, alle Klassen der Gesellschaft zu läutern und sittlich zu verbessern. Zeit und Klugheit hatten auch den Staatsschatz wieder gefüllt, aber Preußen war noch nicht wohlhabend genug, um die Kosten eines großen Krieges zu tragen. Was Friedrichs Heer anbelangt, so waren sein Ruhm und sein Stolz noch unbestritten, und ganz Preußen vertraute darauf, ausgenommen vielleicht der König selbst; aber Zaghaftigkeit galt allgemein als seine schwache Seite.

Seine besten Freunde und nächsten Verwandten waren daher der Ansicht, er sollte der militärischen Kraft des Landes, die in schweren Kämpfen so hohen Ruhm sich erworben, Vertrauen schenken. Noch nicht ganz zwanzig Jahre waren seit dem Tode Friedrichs des Großen

vergangen, und die, welche sein Andenken in Ehren hielten, konnten die Möglichkeit nicht begreifen, daß der Geist des Heeres nicht mehr so kräftig sein könnte, wie er zu seiner Zeit gewesen, daß seine Kriegskunst durch die eines anderen, siegreichen Kriegshelden verdrängt und die meisten seiner berühmten Heerführer einer veralteten Kriegsschule angehören sollten. Prinz Ludwig Ferdinand war daher nicht der Einzige, der von flammender Begeisterung erfüllt war. Er war unter den Augen seines erlauchten Oheims zu einem tüchtigen Soldaten und hochgebildeten Manne herangewachsen, und die glorreichen Erinnerungen vergangener Tage ließen ihn bei der friedlichen Politik seines Vetters Friedrich Wilhelm schier vor Ungeduld vergehen.

In Augenblicken des Unmuts gab sich der Prinz auch keine Mühe, seine Unzufriedenheit zu verheimlichen, er war nur zu bereit, zugleich als Aufwiegler und als Hauptführer der gemeinhin sogenannten Kriegspartei aufzutreten. Die Königin gehörte mit zu jenen Zahlreichen, welche seine Beweisgründe als überzeugende ansahen und seinen Eifer und seine aufopfernde Vaterlandsliebe bewunderten Und wie wir sahen, waren im Laufe der Zeit verschiedene Ereignisse eingetreten, welche bei entsprechendem Handeln eine Einschränkung der Macht Napoleons begünstigt hätten, ehe sie unwiderstehlich geworden war; aber jetzt war es zu spät.

Prinz Ludwig Ferdinand soll eines Tages im Berliner Museum eine Marmorbüste nächst derjenigen des Königs bemerkt und den Direktor gefragt haben, wen denn diese Büste vorstellen sollte. Der letztere antwortete in breiter Schweizermundart: „Den Kriegsgott, Marsch“ (Mars). „Oh,“ sagte der Prinz lachend und auf das Brustbild des Königs deutend, „und diese den Gott Halt!“ Doch sah der König bei der unsicheren Lage der Dinge in Europa die Notwendigkeit ein, zum Kriege gerüstet zu sein. Nie versäumte er es, seine Truppen zu besichtigen, und zu diesem Zwecke ging er bald nach dem Leichenbegängnisse seiner Mutter nach Magdeburg. Mehrere Musterungen fanden im Frühjahre 1805 statt, welchen auf eine Einladung hin auch französische Offiziere beiwohnten. Ohne Zweifel wünschte der König von Preußen, daß diese großartigen Schauspiele durchaus nicht als Vorwand betrachtet werden sollten, den bestehenden Frieden zu brechen.[77])

Von Magdeburg ging der König, von der Königin begleitet, nach Halberstadt. Dieser Ort bietet, wenn man von Magdeburg kommt, mit seinen Türmen und romantisch aussehenden Gebäuden

einen gefälligen Anblick dar. Von dort aus machten ihre Majestäten einen Ausflug durch das Ilsethal ins Harzgebirge; das Wetter war aber für die Jahreszeit so rauh, daß Ende Mai ein Schneesturm den königlichen Reisenden das Vergnügen der Besteigung des Brockens störte, welche an hellen Tagen eine wildromantische, ausgedehnte Fernsicht bietet. Aber nun sollte sie nicht der Anblick des herrlichen Sonnenscheins, sondern die kalte Wirklichkeit der treibenden Schneeflocken blenden, welche ihnen alle Möglichkeit benahm, von den merkwürdigen, atmosphärischen Trugbildern, wegen deren das Gebirge so berühmt ist, bezaubert zu werden. Das berühmte Brockengespenst ist nur eine Lufttäuschung. Auf diesem höchsten Gipfel des Harz sieht man manchmal geisterhafte Erscheinungen, besonders ein riesenhaftes Spiegelbild der Gestalt des Zuschauers und der umliegenden Gegenstände auf dem weißen Nebelschleier, der den Berg in der Morgendämmerung einhüllt und von den Harzbewohnern der „Brockenhut“ genannt wird.

Anmutiger verlief die Weiterreise durch Thüringen und Franken nach Alexandersbad am Fuße des Fichtelgebirges. Hier trank der König vom 14. Juni an drei Wochen lang den Egerbrunnen, während die Königin das Bad gebrauchte. Als sie Beide zum ersten Male die Luxburg besuchten, den etwa eine halbe Stunde von Alexandersbad entfernten Berg mit seinen wild umherliegenden Granitmassen und Felsengrotten, da wurden sie durch unsichtbare Chöre mit Musik begrüßt. Weiterhin auf dem grünen Platze, in der Nähe der Ruine, hatten sich Sänger und Sängerinnen mit Spielleuten aufgestellt; sie empfingen die ankommenden Majestäten mit einem von Jean Paul auf Anregung des Ministers Hardenberg gedichteten Wechselgesange zwischen Oreaden und Najaden:

„Seid gegrüßt, Erhabene, den Geistern der Berge und Ströme!
Die Ruine blüht vor Euch;
Blumen opfert das Gebirg;
Der Berg wird zum Throne durch Ihn,
Der Thron ein Olympos durch Sie!

Oreaden.

Deinem Adler gebührt die Höh'!
Unser Vater verlieh ihn Dir,
Mit Klauen voll Frühlingsgewitter,
Um Fluren zu segnen,
Um die Feinde zu treffen.

Najaden.

Wir bewohnen bloß vier kleine Flüsse,
Nur das Meer gebar die schönste Göttin.
Zum Meere eilen die Flüsse,
Zur Schönheit ziehen die Herzen.
Doch auch die Welle schafft die Göttin, und ihr Demant
Faßt das göttliche Bild.
Uns're vier schönen Ströme spiegeln Anadyomene
Als vier Schwestern zurück.

Eine Oreade.

Ich besiege die Nymphen der Berge und Flüsse.
Ich sende aus der Tiefe, statt Goldes, die Heilquelle ins Thal,
Und die Erhabenen weilen am längsten bei ihr.

Die Najade der Saale.

Ich besiege Dich; ich begleite sie am längsten in ihr Reich.
Dann eilt meine Götterschwester mir vom Riesengebirg entgegen,
Und umarmend tragen wir des deutschen Königs Schiff ins deutsche Meer.

Chor der Oreaden und Najaden.

Wir sind alle gleich,
Denn sie sind bei uns,
Ueberschauet die Welt,
Große, die ihr beschützt!

Seitdem heißt die Luxburg, der Königin Luise zu Ehren, die Luisenburg.[78])

Wegen des schwächlichen Gesundheitszustandes Ihrer Majestät, wurde dieser Sommer stiller als gewöhnlich zugebracht. Nach ihrer Rückkehr nach Charlottenburg hatte sie die Freude, den Besuch ihres Bruders zu empfangen. Es ist ein Brief von Prinz Georg von Mecklenburg an Frau Rat Goethe vorhanden, den er am 20. August zu Charlottenburg schrieb. Der Zweck des Briefes scheint der zu sein, die alte Freundin in der Trübsal der sinkenden Körperkräfte aufzuheitern; denn der Prinz spricht die Hoffnung aus, sie möge hienieden noch viele Tage erleben, damit er das Vergnügen hätte, mit ihr über alte Zeiten zu plaudern, wenn er durch Frankfurt komme. Der auch für uns interessante Brief lautet folgendermaßen:

„Da ich weiß, daß Sie Ihrem alten Freunde Gerechtigkeit wiederfahren laßen, so würde es mir unmöglich seyn, Ihnen meine Freude Ihres lieben Briefes wegen mit den gewöhnlichen Schnirkeln vorzumahlen. — Ich sage Ihnen lieber, daß ich darin ganz meine alte

liebe Räthin erkannt habe, die Frau, von der es mich nie gewundert hat, daß sie uns Goethe gebahr — denn Alles dieß habe ich nicht allein dem Sinn, sondern auch beynah den Worten nach so empfunden — und nur auf diese Weise können Worte den Weg zu Ihrem Herzen finden — das weiß ich — u. darum schreibe ich an Sie. Denn an die Menschen, die einst Massenweiß in Elysium wandeln werden, ohne Gestalt und Nahmen — wie Ihr Sohn in seiner Euphrosine sagt — an die schreib ich gewiß nicht — und wenn sie auch hier um desto strahlender dastünden. Bleiben Sie mir nur immer recht gut, u. recht lang noch hier auf Erden — damit wir noch oft die Gläser anklingen können, wenn ich durch Frankfurth komme, zum Angedenken der schönen, alten Zeit, denn ich glaube nun mit ziemlicher Gewißheit bestimmen zu können, daß ich wohl immerdar der Alte bleiben werde. — Die Königin, welche mich versichert, Sie mit herzlicher Freude in Frankfurth wiedergesehen zu haben, grüßt Sie schönstens; und ich — wenn Sie's erlauben — umarme Sie nach alter Uebereinkunft auf alte deutsche Weise. —

Georg." [79])

Damals schenkten der König und die Königin der neuen Wissenschaft der Phrenologie, die sich durch Dr. Gall zu entwickeln begann, einige Aufmerksamkeit. Die Königin zeigte für den Gegenstand Interesse und erfreute den Doktor mit dem Geschenk eines kostbaren Diamantringes. Dr. Galls System führte nicht zum Materialismus; er bestrebte sich nur, nachzuweisen, daß die Menschen mit verschiedenen Anlagen und Neigungen geboren werden, fügte aber immer hinzu, daß Religion und Sittlichkeit dieselben zu verändern, verbessern und vervollkommnen vermögen.

Napoleon Bonaparte hatte sich also, wie bereits erwähnt, die Titel Kaiser von Frankreich und König von Italien beigelegt. Er war in der Notredamekathedrale zu Paris von Papst Pius VII. feierlich gesalbt und gekrönt worden, eine Feierlichkeit, die sich darauf in Mailand wiederholte. Der Kaiser hatte seinen Stiefsohn Eugène Beauharnais zum Vizekönig von Italien ernannt und sich damit eine den Friedensbedingungen von Amiens zuwiderlaufende Befugnis angemaßt. Deshalb schenkte der Kaiser von Österreich durch diese Verletzung erschreckt und erzürnt, den Vorschlägen William Pitts, der zwischen England, Rußland und Schweden einen Waffenbund zu bilden im Begriffe war, bereitwilliges Gehör. Österreich schloß

sich nun an und die Verbündeten beschlossen, die Franzosen an jedem Punkte anzugreifen, aber sie waren nicht augenblicklich schlagfertig, und Napoleon war ihnen in allen Stücken überlegen.

Bald nach seiner Krönung veranstaltete er zu Boulogne, dem Hauptquartiere seiner großen Armee, ein überaus prächtiges, kriegerisches Schauspiel. Die Flottenschau war weniger glücklich, da sich ein heftiger Sturm erhob und mit so fürchterlicher Gewalt wütete, daß mehrere Schiffe strandeten. Napoleon zog sich verstimmt und mißmutig zurück. All' die Herrlichkeit seiner kriegerischen Machtentfaltung konnte ihn über die unsanfte Art, auf welche er an seine Schwäche zur See erinnert worden war, nicht trösten, denn die See mußte ihm unterthan werden, wenn seine Welteroberungsträume sich verwirklichen sollten. Von Boulogne begab sich der Kaiser nach Ostende und von dort nach Mainz, wo er die Beglückwünschungen aller östlichen Provinzen Frankreichs und der kleineren deutschen Staaten auf dem rechten Rheinufer entgegennahm, welche er in ein Grenzbollwerk seines Reiches umzugestalten sich schon anschickte. Hier brachte er den schon entworfenen Plan eines Rheinbundes unter Frankreichs Schutzherrschaft, der thatsächlich einer Ausdehnung seiner Macht bis ins Herz von Deutschland gleichkam, zuerst zur Reife.

Napoleon hatte den ganzen Herbst 1804 in der großen Grenzfestung zugebracht, und während das große Publikum meinte, daß er nur von militärischen Schaustellungen und Prachtentfaltung in Anspruch genommen würde, befaßte er sich in Wirklichkeit unablässig mit jenen weittragenden Entwürfen, die in kurzem zu Land und zu Wasser so denkwürdige Ergebnisse herbeiführten. Der Kaiser kehrte dann in seine Hauptstadt zurück und verließ am zweiten August 1805 Paris von neuem, um sich ins Lager zu Boulogne zu begeben. Dort übte sein Erscheinen eine große Wirkung aus; seinen alten Soldaten und Matrosen schwellte das Herz vor Stolz bei dem Gedanken, an die Küsten Großbritanniens geführt zu werden, und das englische Volk ergriff eine wahre Panik; doch bewahrte es trotz der außerordentlichen Aufregung kaltes Blut genug, um planmäßige, wenn auch schleunige Rüstungen zur Abwehr der erwarteten Angreifer zu treffen. Der Anschein war höchst bedrohlich; denn Napoleon hatte alle seine Schiffe im Kanal zum Angriffe zusammengezogen. Über die öffentliche Stimmung beunruhigt, befahl die britische Regierung ihrem Gesandten am Wiener Hofe, der österreichischen Regierung die Notwendigkeit des sofortigen Beginns der Feindseligkeiten gegen die Franzosen zu be-

deuten, widrigenfalls sie ihr Recht auf die versprochenen Hilfsgelder von England verwirken würde. Vergebens hielten die österreichischen Minister entgegen, man sei noch nicht schlagfertig und erklärten, den Anmarsch der Russen abwarten zu müssen. Von der Furcht eines Einfalles getrieben, bestand England auf seinen Forderungen und Kaiser Franz sah sich genötigt, zu der übereilten Eröffnung des Feldzuges, der für ihn so unheilvoll enden sollte, seine Zustimmung zu geben.

Sir Archibald Alison ist der Ansicht, daß der Augenblick für Großbritannien wirklich ein höchst kritischer war, da Napoleon in der That einen Einfall beabsichtigte und die britische Monarchie in größerer Gefahr als je seit der Schlacht bei Hastings schwebte.

Große Aufregung herrschte in ganz Europa. Sir George Jackson, der englische Gesandte am Berliner Hofe, schrieb am 12. September in sein Tagebuch: „Man spricht hier nur von Krieg. Wie Preußen neutral bleiben kann, weiß niemand, als vielleicht der König. General Duroc ist hier und der kleine Mann thut ohne Zweifel sein möglichstes, um die preußischen Kanonen gegen uns zu kehren. Er zeigt sich der Königin sehr gefällig. Man erzählt sich, daß die Königin, da er eine von ihr eigenhändig gestickte Schärpe sehr bewundert habe, ihn bat, dieselbe für Madame Duroc anzunehmen.“

Zu dieser Zeit vermied es Königin Luise augenscheinlich, sich zu irgend einer Partei zu bekennen. Sie hielt nicht zu denen, welche wünschten, daß Preußen sein Schwert gegen Frankreich ziehe. Sie liebte den Frieden und alle seine Segnungen, welche sie mit fröhlichem und dankbarem Sinne in vollem Maße genossen hatte. Erst als der Ehrgeiz des unersättlichen Despoten eine verzweifelte Lage der Dinge in Europa herbeigeführt hatte, entzündete sich ihr sanftes Frauenherz zu heißem Verlangen, fernerer Vergewaltigung Preußens Widerstand zu leisten und entfaltete sich der ihr angeborene Heldenmut aufs glänzendste. Als die Drangsale, die sie ihren Gemahl erdulden sah, weil er in seiner bangen Unschlüssigkeit sich zu keinem entschiedenen Handeln entschließen konnte, die Königin quälten und beunruhigten, schenkte sie den Ratgebern auf beiden Seiten Gehör, von dem Wunsche geleitet, das Gewicht ihres Einflusses in die rechte Wagschale zu werfen.

Im September willigte der König ein, den General Marfelt, den österreichischen Gesandten, in Audienz zu empfangen. „Seine Majestät,“ sagt Sir George Jackson, „wußte kein Wort für sich selbst zu sagen, gab in der That alles, was General Marfelt gegen Napoleon und zu Gunsten unseres Widerstandes gegen ihn sagte, zu, endete

aber immer mit den Worten: „Ich kann mich nicht zum Krieg entschließen.“

Einige hielten irrtümlicherweise die schwankende und zaghafte Politik des Königs für Feigheit; aber wer ihn besser kannte, verteidigte ihn mit Wärme und fühlte, daß es sich in seinem Falle um keinen Mangel an Tapferkeit handelte.

Als Napoleon von der starken Koalition, welche durch die Verbindung von Schweden, Rußland, Österreich und England gegen ihn in der Bildung begriffen war, Nachricht erhielt, zog er plötzlich seine Truppen von Boulogne, wo sie die Küste von Kent beobachtet hatten, zurück. Er zog in Eilmärschen über den Rhein nach Württemberg und schloß das österreichische Heer bei Ulm an der Donau ein. Schon am 13. Oktober konnte Napoleon aus Pfaffenhofen folgende Proklamation an seine Soldaten erlassen: „Das feindliche Kriegsheer, getäuscht durch unsere Schwenkungen und raschen Bewegungen, ist vollständig umgangen. — Die Schanzen, die es mit ungeheuren Kosten längs der Iller gebaut hat, uns an den Pässen des Schwarzwaldes vermuthend, sind nun für sie unnütz; denn wir kommen durch die bayrischen Ebenen.“ Und am 17. Oktober schrieb er an Talleyrand: „Mein Plan ist vollführt worden, wie ich ihn entworfen hatte. Ich habe den Feind vollständig getäuscht — seine Dispositionen waren fortwährend verfehlt, und meine Absichten hat er nie errathen.“ 24 000 Österreicher unter Erzherzog Ferdinand durchbrachen die französischen Linien; aber der größere Teil des Heeres erlitt eine furchtbare Niederlage, und General Mack wurde vom Feinde gefangen genommen.

Gerade in dieser Krisis der europäischen Lage, gegen Ende Oktober 1805, stattete Kaiser Alexander Friedrich Wilhelm einen freundschaftlichen Besuch ab. Der Czar hatte den König eingeladen, ihn in St. Petersburg zu besuchen, aber dieser hatte unter dem Vorwande, daß er in diesem Augenblicke seine Hauptstadt nicht verlassen könne, abgelehnt. Alsdann gab Alexander seine Absicht nach Berlin zu kommen kund und bat hierbei zugleich um Unterlassung aller Förmlichkeiten.

Der Kaiser kam am 25. Oktober nachmittags zwei Uhr in Berlin an. Der Stadthauptmann und der Kommandant hatten sich zu seiner Bewillkommnung am Stadtthore aufgestellt; eine ungeheure Volksmenge wogte durch die Straßen, um ihn vorbeifahren zu sehen, und begrüßte ihn aufs Lebhafteste und ohne Zweifel auch aufs Herzlichste.

Die gesamte königliche Familie und der Hof empfingen den erlauchten Gast im Schlosse; aber die eigentümliche Stellung, in der sich die französische Gesandtschaft befand, verhinderte die Übermittelung jeder Einladung an das diplomatische Korps. Zwischen drei und vier Uhr begaben sich Ihre Majestäten nach Potsdam, die Königin an der Seite Alexanders. Als beide so in den langen, schattigen Alleen von Potsdam und Sanssouci auf- und abfuhren, müssen sie ein so schönes und lebensvolles Bild auf der Höhe irdischer Größe und Herrlichkeit dargeboten haben, wie es die Welt wohl selten gesehen hat.

Alexander, damals ein schöner Mann, in frischer, blühender Lebenskraft, geistreich, voll Gefühl und Phantasie, originell, kühn und offen, beredt und unbefangen, heiter um sich schauend, und doch dabei imponierend und gebietend, der mächtige Beherrscher eines halben Weltteils; ihm zur Seite die schönste, anmutigste, gemütvollste Frau, eine Königin der Herzen, damals noch ganz glücklich. Beide in geistvoller Unterredung, gehoben von schönen Hoffnungen für die Zukunft, beleuchtet vom Purpurlichte der glänzenden Sonne im Bardenhaine des großen Friedrich, umrauscht von den harmonischen Klängen der Waldhörner, umjubelt von einem treuen Volke, wahrlich ein schönes, sinnvolles Fest, wohl wert, als Bild jener Zeit aufbewahrt zu werden!

Alexander gab den Gesandten Rußlands, Englands, Österreichs und der Türkei Privataudienzen und empfing auch die Vertreter anderer befreundeter Staaten. Da seine Kaiserliche Majestät nicht alle ihm als Czar von Rußland gebührenden Ehrenbezeugungen zu empfangen wünschte, so nahm er den Titel eines „Comte du Nord“ an, besuchte unter diesem Namen die Mitglieder der königlichen Familie und genoß die verschiedenen ihm zu Ehren veranstalteten Lustbarkeiten. Eines Abends ging er mit ihren Majestäten ins Theater, wo er mit ungewöhnlicher, vom Berliner Publikum selten an den Tag gelegter Begeisterung empfangen wurde. Leute aller Klassen priesen laut den Czar, denn sein Wesen war wirklich dazu geeignet, sich Volkstümlichkeit zu erwerben; große Leutseligkeit, die, ohne der Würde Eintrag zu thun, nicht durch anscheinende Herablassung drückend wirkt.

Seine Majestät besuchte das Zeughaus und andere öffentliche Gebäude und Anstalten in Berlin; doch wurden die Geschäfte nicht vernachlässigt. Die Mitglieder seines Gefolges waren beständig mit schriftlichen Arbeiten oder der Ausführung seiner sonstigen Befehle beschäftigt, und viele Eilboten trafen täglich von seiner Hauptstadt ein

und gingen wieder mit Aufträgen dahin, sowie zum russischen Heere zurück. Der Kaiser hatte schon Anstalten zu seiner Abreise von Potsdam getroffen, als unerwartet Metternich ankam, um den König von Preußen zu benachrichtigen, daß der Erzherzog Anton von Österreich auf einer beschleunigten Reise von Wien her begriffen sei. Der König befahl sogleich Sanssouci zu dessen Aufnahme bereit zu halten, und Alexander blieb noch, um ihn zu erwarten.

Es kann kein Zweifel darüber herrschen, daß der Zweck des Besuchs des Kaisers der war, den König zum Bruche mit Frankreich und zum Anschlusse an die Koalition gegen diese ehrgeizige Macht zu überreden. Ehe Friedrich Wilhelm sich auf irgend einen Vertrag mit Frankreich eingelassen hatte und ehe es erhellte, daß Napoleon auf einem Bündnisse zwischen Frankreich und Preußen bestehen würde, äußerte man es in der zu den Franzosen hinneigenden Partei in Berlin offen, daß Preußen zwischen dem Bündnisse und der Feindschaft Frankreichs und Rußlands wählen müsse, da die nun eingetretene Lage der Dinge keine andere Wahl mehr lasse. Napoleon hatte Friedrich Wilhelm zur Einwilligung in diesen Vertrag genötigt, ihm aber seitdem oftmals Veranlassung zu dessen Lösung gegeben, indem er selbst wiederholt durch Verletzung neutralen Gebiets dessen Bedingungen mißachtete, wogegen der König wiederholte Vorstellungen gemacht hatte. Als der Herzog von Enghien und später Sir George Rumbolt, englischer Gesandter in Hamburg, auf neutralem Boden verhaftet worden waren, hatte der König seiner Überraschung und seinem Unwillen über diesen Vertragsbruch rückhaltslosen Ausdruck gegeben.

In äußerster Mißachtung des Vertrags hatte nun Napoleon im Laufe seines Feldzuges gegen die Verbündeten seine von Bernadotte befehligten Truppen durch das Preußen gehörige Ansbacher Gebiet marschieren lassen; und diesem ungerechtfertigten Vorgehen war hauptsächlich sein fortwährender Erfolg zuzuschreiben. Die Besiegten sahen darin naturgemäß eine der Hauptursachen ihres Mißgeschicks; und sofort nach der Schlacht bei Ulm hatte sich deshalb Alexander behufs einer Besprechung mit Friedrich Wilhelm nach Potsdam begeben. Einige Tage später traf Erzherzog Anton von seinem Bruder, dem Kaiser Franz abgesandt, dort ein.

Der König von Preußen hatte der französischen Gesandtschaft in Berlin sofort nach jener Rücksichtslosigkeit Napoleons erklären lassen, „er empfinde die Verletzung seiner Neutralität mit gerechtem

Unwillen, betrachte jede diesseitig gegen Frankreich übernommene Verbindlichkeit als aufgehoben und sehe sich genöthigt, da eitle Versprechungen keine Beruhigung weiter gewähren, seine Armee die Stellungen nehmen zu lassen, welche allein der Monarchie Sicherheit verschaffen können. Übrigens wisse er nicht, ob er sich mehr über die Gewaltthätigkeiten in Franken oder über die unbegreiflichen Gründe wundern solle, mit denen man jene zu rechtfertigen suche." Auch bei der Königin vollzog sich damals eine Umwandlung in ihrer Gesinnung. Sie erklärte dem französischen Gesandten, „der König würde sich selbst an die Spitze der Armee stellen und die Nation Gut und Leben wagen, um ihre Unabhängigkeit zu behaupten." Unter diesen Umständen wurde endlich zwischen Rußland, Österreich und Preußen eine Übereinkunft getroffen, wonach Preußen, wenn Napoleon die Annahme der Bedingungen seitens der Verbündeten verweigerte, 180000 Mann ins Feld zu stellen versprach.

Bei dieser Schwenkung in seiner Politik handelte der Herrscher in völligem Einklange mit der im ganzen Lande herrschenden Stimmung, welche dem Kriege entschieden günstig war. „Was müssen wir erleben", so schrieb damals ein echt deutscher Patriot, Friedrich Perthes, an den oben erwähnten Johannes von Müller, „welche Schmach, welche Verhöhnung, welche Herabwürdigung steht Deutschland, steht den Völkern und der Welt bevor, und doch, welche Momente bietet die Vorsehung den Menschen dar, die Macht haben! Preußen kann Oesterreichs Retter werden, und es muß es werden bei Gefahr des eigenen Verderbens. Hebt Preußen Deutschlands Panier auf, so schließen Alle sich an und geben jetzt gerne ihre geliebte Unabhängigkeit theilweise hin, um nur endlich der Gefahr der Nation ins Auge zu sehen und nicht Knechte eines Volkes zu werden, welches sich als Verstandesmaschine von der Faust des Einen gebrauchen läßt, der Alles in der Welt gleich niedrig zu machen strebt."

Der Kaiser von Rußland verweilte bei dem Könige von Preußen bis zur Nacht vom vierten auf den fünften November. Während sie zum letzten Male zusammen im Schlosse zu Potsdam das Abendbrod einnahmen, drückte Alexander sein Bedauern aus, das Grab Friedrichs des Großen nicht besucht zu haben. „Dazu ist es noch Zeit", sagte der König und gab sogleich Befehl zur Beleuchtung der Kirche. Die Königliche Gruft, welche sich unter einer Gallerie befindet, liegt auf gleicher Höhe mit der Kirche; die massive, kunstvoll ausgehauene Kanzel springt über die Thüre der Grabkammer, einer

klosterartigen Zelle mit niederem Gewölbe, vor. Diese ist so klein, daß man beim Eintritte nur Raum findet, zwischen dem schwarzen Marmorsarkophage Friedrich Wilhelms I. zur Linken und dem äußerst einfachen aus Zinn bestehenden Sarge Friedrichs des Großen hindurchzugehen. Die durchaus schmucklose, feierliche Einfachheit der Grabkammer steht in auffallendem Gegensatze zu der Pracht der Kirche.

Alexander und Luise standen neben dem Grabmale, während der König im Hintergrunde folgte. In überströmender Empfindung beugte sich der Kaiser nieder und küßte den Sarg des großen Herrschers. Sie schauten um sich, erkannten, wie der Tod alles unterwirft und beherrscht, und im festen Glauben an den Sieg unsers Herrn Jesus Christus über die Macht des bösen Feindes reichten sich die beiden Herrscher über dem Sarge Friedrichs die Hand und schwuren, ihr Leben lang der Tyrannei zu widerstehen und die Freiheit zu behaupten.

Unter den mächtigen Eindrücken, die eine solche Scene notwendig hervorbringen mußte, kehrten die Majestäten in die Kirche zurück; so lange sie lebten, waren sie der ergreifenden Stunde eingedenk und blieben ihrem Versprechen treu. Königin Luisens Thränen wurden nicht vergessen; ihr Gemahl und sein Freund verehrten stets ihren selbstlosen Schmerz, und dieses Gefühl wurde gleichsam ein religiöses, als sie abberufen worden war, um die ewige Freude einzuernten, für die sie hienieden in Thränen säte.

Der erste Gedanke zu dieser erhebenden Feier soll von der Königin ausgegangen sein, aber dieser Punkt ist unwesentlich und kann nicht sicher festgestellt werden. Kaiser Alexander andererseits war so ritterlich als irgend ein edelgeborner Held der alten Zeit, alle seine Charakterzüge waren entschieden romantisch angehaucht, und so ist es wahrscheinlicher, daß er jenen Wunsch zuerst äußerte.

Der Reisewagen des Kaisers wartete in der dunklen Novembernacht an der Thür der Garnisonkirche. Er nahm Abschied von den Majestäten, bestieg denselben und reiste zunächst nach Weimar und Dresden. Er befand sich auf dem Wege nach Prag, als er Nachrichten erhielt, die ihn zur Abänderung seines Reiseplans und zum Einschlagen des Wegs über Bautzen und Breslau nach Olmütz veranlaßten, wo der Kaiser von Deutschland damals Hoflager hielt. Alexander stattete dem Kaiser Franz nur einen flüchtigen Besuch ab, da er mit Ungeduld sein jetzt in Galizien stehendes Heer zu er-

reichen und dem Vorrücken der Franzosen, welche nach Einnahme Münchens rasch ostwärts zogen, Einhalt zu thun strebte. Alexander nahm Stellung bei Wischau in Mähren und ließ sein ganzes Heer hinter dieser Stadt ein Lager beziehen.

Das preußische Kabinett brachte seine Beschlüsse nicht so rasch zur Ausführung, wie der Kaiser von Rußland. Am dritten November hatte es das Abkommen mit Rußland und Österreich getroffen, die Ausrüstung einer festgesetzten Truppenzahl und die Übersendung des gemeinsam aufgesetzten Briefes an Napoleon zu bewerkstelligen. Indessen mochte es angezeigt erscheinen, dieses Schreiben, das einer Herausforderung gleichkam, erst abzusenden, wenn die Rüstungen für einen unmittelbaren Ausbruch des Krieges hinreichend vorgeschritten wären. Doch waren unzweifelhaft der König und seine Minister jetzt zu dem festen Entschlusse gekommen, Napoleon zu widerstehen und zur Einschränkung der Macht des Eroberers alle Anstrengung zu machen. Das Heer wurde von der Weichsel abberufen, um in möglichster Nähe des Kriegsschauplatzes und in Bereitschaft zu stehen, den Franzosen den Rückzug aus Österreich abzuschneiden, falls der Krieg an Preußen sogleich erklärt würde.

William Pitt betrachtete Preußen als für das Mißgeschick dieses Feldzuges verantwortlich. Er hatte es vor den Gefahren gewarnt und sie wahr und offen geschildert. Er hatte den Beweis geführt, daß der gemeinsame Feind Preußen nur das traurige Vorrecht eingeräumt hatte, zuletzt verschlungen zu werden. Der Augenblick nach der Verletzung des Ansbacher Gebiets war nach seiner Ansicht der geeignete, eine entschiedene Rolle zu spielen. Aber England muß auch seinen Teil an der gemeinsamen Verantwortlichkeit tragen, weil es bis nach der Entscheidung des Feldzuges sich aller Feindseligkeiten auf dem Festlande enthielt. Großbritannien, in seiner seeumgürteten Citadelle in Sicherheit, hatte damals 500000 Mann unter den Waffen. Hätte es in der Zeit 80000 Mann von dieser gewaltigen Macht an einen entscheidenden Punkt abgehen lassen, so hätte der Marsch der Truppen, die Macks Rückzug abschnitten, verhindert werden können, und durch ein solches Auftreten wäre Preußen wahrscheinlich bestimmt worden, sein Gewicht bei Zeiten in die Wagschale zu legen, um einer Unterjochung Europas vorzubeugen.

Ohne Zweifel hatte Preußen damals die Entscheidung des Feldzuges und das Schicksal Europas in seiner Hand. Napoleon sah

sich in drohender Gefahr; wenn er nicht rasch und vollständig siegte, so hatte er 150000 Feinde mehr zu bekämpfen, und das Schicksal seines Heeres, seine eigene Krone stand auf dem Spiele. Dazu kam noch der Umstand, daß gerade damals Napoleons Flotte bei Trafalgar durch Nelson gänzlich vernichtet worden war. Gewiß würde der Kaiser, ehe er die Entscheidung durch die Spitze des Schwertes herbeigeführt hätte, versucht haben, einen für beide Teile günstigen Frieden zu stande zu bringen.

Die nun von Berlin abmarschierenden Truppen wurden auf dem großen, freien Platze am Ostende der Linden, wo jetzt Friedrichs des Großen Standbild steht, zusammengezogen. Fast alle Mitglieder der königlichen Familie begaben sich dorthin, um sie noch einmal zu sehen und Abschied von ihnen zu nehmen. Auch die Königin erschien und sagte mit der ihr eigenen Herzlichkeit des Gefühls und Benehmens den tapferen Soldaten Lebewohl. Während der König umsichtig diese Vorbereitungen traf, gewann Napoleon rasch Boden. Am 13. November waren die Franzosen in Wien eingezogen; und Napoleon hatte im Schlosse zu Schönbrunn, unweit der Stadt, Wohnung genommen. Die Familie des Kaisers Franz hatte in der Eile eben erst das Schloß verlassen, als Napoleon es schon betrat.

Endlich ging der Brief des Königs von Preußen an den Kaiser von Frankreich ab. Derselbe wurde in die Hände des Grafen Haugwitz gelegt, welcher zugleich wegen der Schwierigkeit dieser internationalen Angelegenheit besondere Weisungen erhielt. Prinz Ludwig Ferdinand nahm es mit Unmut auf, daß Haugwitz zu dieser Dienstleistung ausersehen worden war, und dessen war sich der letztere wohl bewußt. Beim Abschiede fragte er mit triumphierendem Lächeln: „Haben Königliche Hoheit Aufträge für mich nach Wien?“ worauf der Prinz erwiderte: „Hätte ich Aufträge zu geben, Graf, so würde ich Sie nicht zum Träger derselben wählen.“

Haugwitz ging nach Wien und von da ins französische Lager, um den Brief Napoleon zu überreichen. Er fand die feindlichen Heere am Vorabend einer großen Schlacht. Rußland und Österreich hatten ihre Streitkräfte vereinigt, und die beiden Kaiser befanden sich auf den etwa vier Stunden östlich von Brünn gelegenen Höhen, welche ein fruchtbares Thal Mährens beherrschen. Napoleon hielt auf der gegenüberliegenden Anhöhe. Seine Soldaten, die frischen Mutes waren, äußerten, die Schlacht, die sie zu schlagen im Begriffe ständen, sollte die Dreikaiserschlacht genannt werden. Napoleons

Zelt war auf einem hohen Abhange aufgeschlagen, der den Fernblick auf ein von zwei Flüssen bewässertes Thal gewährt, welche sich vereinigen und einen der zahlreichen Zuflüsse der mächtigen Donau bilden. An einem dieser Flüßchen liegt das Dorf Austerlitz; zwischen beiden dehnt sich Marschland aus, welches von der Straße von Brünn nach Olmütz durchschnitten wird. Von seinem Zelt aus konnte Napoleon seine Schlachtlinie in ihrer ganzen Ausdehnung überschauen, obgleich dieselbe hier und da von aufsteigendem Gelände, Schlaghölzern und Dörfern verdeckt war. Der durch die Vereinigung der beiden Flüsse gebildete See Mönitz lag zur Rechten des französischen Heeres. Gerade gegenüber der Stellung des letzteren hielten die Österreicher Pratzen, den höchsten Punkt eines wellenförmigen Höhenzuges, besetzt.

Als Haugwitz im Lager eintraf, empfing ihn Napoleon wohl, erklärte ihm aber, er sei zu sehr in Anspruch genommen, um auf eine Verhandlung eingehen zu können, und wies den preußischen Gesandten an Talleyrand, seinen Minister, in Wien. Der scharfsinnige Diplomat sah um sich, und seine Beobachtungen brachten ihn auf den Gedanken, daß es angezeigt sein dürfte, das Ergebnis des Kampfes abzuwarten, ehe er sich seines Auftrags entledigte. Bald nach drei Uhr wurde das Getöse entfernten Kanonendonners vernehmbar, worauf Napoleon Soult befahl, seine Heersäulen vorrücken zu lassen. Der Vormarsch begann demgemäß; jedes Herz pochte vor banger Aufregung, jedes Auge wandte sich gen Osten, obwohl die Sterne in vollem Glanze erstrahlten, denn bis jetzt war zu dieser Winterzeit noch kein Schimmer von Licht wahrnehmbar.

Der zweite Dezember 1805, ein klarer, heller Wintertag, brach an, und während Napoleon die Vorbereitungen zur Schlacht traf, beobachtete er den herrlichen Sonnenaufgang. Es war der erste Jahrestag seiner Krönung; das eigentümliche Zusammentreffen erfüllte seine Leute mit Zuversicht und übte auch auf ihn eine mächtige Wirkung aus. Als die glühenden Strahlen der Morgensonne hervorbrachen, verglich er sie mit seinem ehrgeizigen Streben, und in späteren Jahren schien die Erinnerung an diesen Morgen die mystischen Ideen über sein eigenes Schicksal zu bestätigen, denn noch oft rief er „die Sonne von Austerlitz“ an und sie verlieh ihm Sieg.

Eine mörderische Schlacht entspann sich, und das Schlachtfeld bot einen grauenerregenden Anblick dar. Hunderte ertranken in den Seen, ihr vergebliches Hilfegeschrei übertönte das Getöse des Kampfes

Die russische Garde wurde vollständig durchbrochen; ihr Oberst sank sterbend nieder; Kanonen, Standarten, alles ging verloren. Das Regiment des Großfürsten Konstantin wurde vernichtet, seine Rettung verdankte er selbst nur der Schnelligkeit seines Pferdes. So vollständig und entscheidend auch Napoleons Sieg bei Austerlitz war, gelangten doch sehr übertriebene Berichte nach Berlin. Zuerst hieß es, Alexander sei gefallen, und die nachher einlaufenden Meldungen besagten, daß die halbe russische Armee niedergehauen, der Rest gänzlich in die Flucht geschlagen sei und die Waffen weggeworfen hätte. Ebenso unrichtig war die Angabe, die Franzosen hätten nur neunhundert Mann verloren und etwa tausend Verwundete. „Thatsache ist," bemerkt Sir George Jackson, „daß ein Sieg wie der von Austerlitz sehr wenige Wiederholungen ertragen würde. Zwei solche Siege würden die Franzosen fast völlig zu Grunde richten, wie behauptet wird, und eine solche Niederlage wäre für sie gänzliche Vernichtung. Es mag vielleicht den Preußen vorbehalten sein, sie vor diese Wahl zu stellen." [80])

Bonapartes an seine siegreichen Truppen gerichteter Tagesbefehl zeigt den gewohnten hochtrabenden Ton. „Ihr habt sie gelehrt", sagt er darin, „daß es leichter ist, uns herauszufordern und zu bedrohen, als uns zu besiegen."

Als die durch diese große Schlacht veranlaßte Verwirrung beseitigt war, wurde Haugwitz wieder zur Audienz bei Napoleon zugelassen. Er beglückwünschte den Eroberer zu seinem glänzenden Siege, und anstatt den Brief, der Verzicht auf alle seit dem Vertrage von Luneville gemachten Eroberungen verlangte, zu überreichen, schlug der politische Gesandte vor, einen Vertrag zwischen Frankreich und Preußen zu schließen und hatte die Kühnheit zu beantragen, daß nach dessen Bestimmungen und Bedingungen Hannover in Preußen einverleibt werden sollte. Nach Vehse geriet Napoleon darüber in rasenden Zorn; er erklärte Haugwitz, er sei von allem, was zwischen dem Könige von Preußen und den Kaisern von Rußland und Österreich vor sich gegangen wäre, wohl unterrichtet und sagte: „Voilà un compliment, dont la fortune a changé l'adresse", (Sie waren mit Ihres Herrn Glückwünschen zu einem Siege beauftragt, aber das Schicksal hat deren Adresse gewechselt). Er fügte hinzu, es würde Preußen recht geschehen, wenn er darüber herfiele und das Königreich auf einmal vernichtete. Doch gewann die Klugheit bald wieder die Oberhand und gerade eine Woche nach der Schlacht bei Austerlitz ließ

ihn Napoleon holen und empfing ihn mit den Worten: „Obwohl ein Tag dem andern folgt, sind sie doch darin, was sie uns bringen, verschieden. Wie Sie wohl wissen, habe ich den Krieg mit Ihnen gewünscht und jetzt biete ich Ihnen Hannover an." Dann fuhr er fort, er würde nur Cleve, Neufchâtel und Ansbach in Besitz nehmen, und wenn die preußische Regierung wirklich auf ein festes Bündnis mit Frankreich eingehen wollte, so würde er dafür die von ihm begehrten Gebiete Hannover zu gunsten Preußens ganz aufgeben. Haugwitz nahm diese Bedingungen an und unterzeichnete am 15. Dezember einen dahingehenden Vertrag.

Während die Einleitungen zu dieser Angelegenheit getroffen wurden und ehe noch Haugwitz seinen Namen unter die Urkunde gesetzt hatte, befand sich das völlig geschlagene und hilflose Österreich in Friedensunterhandlungen mit Napoleon. Der Kaiser von Rußland hatte sich mit den Resten seines stattlichen Heeres zurückgezogen. Er machte dem Könige von Preußen das Anerbieten, ihm die ganze übriggebliebene Streitmacht Rußlands zur Verfügung zu stellen, wenn er den Krieg mit aller Kraft fortsetzen wollte. Friedrich Wilhelm fühlte tief für Alexander, aber das Berliner Kabinett riet ihm, den Antrag abzulehnen, und bei der damaligen Sachlage wäre auch in der That das Eingehen auf diesen Vorschlag nicht angezeigt gewesen. Es war für Preußen nicht der rechte Augenblick, sich ohne genügende Unterstützung in einen Krieg mit Frankreich zu stürzen.

Dennoch herrschte, als Graf Haugwitz bei seiner Rückkehr nach Berlin über seine Handlungsweise Bericht erstattet hatte, allgemeine und offene Enttäuschung und Erbitterung. Der von ihm mit Napoleon in Wien abgeschlossene Vertrag erregte des Königs Unwillen im höchsten Grade; er erklärte, ihn nicht unterzeichnen zu wollen, gab aber den Wünschen seiner Minister nach, indem er zugleich die Bestimmung traf, Hannover sollte nicht in aller Form von Frankreich angenommen, sondern nur von Preußen besetzt werden, bis bei einem etwaigen allgemeinen Frieden die Angelegenheiten Europas in dauernde Ordnung gebracht werden könnten. Unter den obwaltenden Umständen wäre die gänzliche Beseitigung des durch Haugwitz vermittelten Vertrags nicht wohl möglich gewesen, da unterdessen der Friede zu Preßburg mit Österreich geschlossen worden war.

Auch der Freiherr vom Stein hielt beharrlich an der Ansicht fest, daß, in politischem Sinne genommen, Hannover in Preußen einverleibt werden sollte. Er meinte, die preußischen Staats-

männer sollten dieses Ziel nie aus dem Auge verlieren und schließlich werde es auch erreicht werden, — es sei, sagte er, „eine Notwendigkeit“; aber er billigte durchaus nicht die Mittel, wodurch Haugwitz dasselbe in ungewissenhafter Übereilung gewonnen hatte.

In dieser drangvollen und so gespannten Lage blieb die Königin festen Mutes, wenn sie auch äußerst besorgt und bisweilen in so hohem Grade aufgeregt war, daß ihr sonst so sanftes Wesen dadurch eine Umwandlung erfuhr.

Graf Hoym sagte zu Gentz, er habe bemerkt, daß seit dem Besuche des Kaisers von Rußland in ihrer Majestät ein großer Umschwung sich vollzogen habe. Die Königin war auf Alexanders Anschauungen eingegangen, seine Ansichten hatten ihr gefallen, seine Beweisführungen hatten stärker auf sie eingewirkt, als auf den König. Aber Hoym fügt hinzu, daß der Vertrag vom 15. Dezember der Kriegslust der Königin ein Ende machte. Wahrscheinlicher ist, daß dieselbe vierzehn Tage früher durch die verhängnisvolle Schlacht bei Austerlitz, deren unglücklicher Ausgang wenig Aussicht auf Kriegserfolge bot, unterdrückt wurde.

Welche Gefühle die Königin auch bewegt haben mögen, sie hielt den Drang in ihrem Innern nieder und ließ den Dingen, soweit sie von ihr abhingen, ihren ruhigen Lauf. Als Großfürst Konstantin zehn Tage in Berlin zubrachte, wurden der Hofsitte gemäß ihm zu Ehren Bälle und andere Feste veranstaltet; da aber der Hof den französischen Gesandten und sein Gefolge nicht zu sehen wünschte, so wurde das diplomatische Korps — sogar, zu ihrem großen Mißfallen, auch die jungen Russen, von diesen Festlichkeiten ausgeschlossen.

In diesem unglücklichen Herbste 1805 trat der Kronprinz in das Heer ein. Der König wählte für seinen Sohn dasselbe Bataillon, in das auch er, im Jahre 1777, eingetreten war. General Knesebeck und Oberst Scharnhorst wurden mit der militärischen Ausbildung des Prinzen betraut. Der König fühlte, daß des letzteren edler Charakter und ausgezeichnete Geistesgaben ihn, obgleich er nicht adeliger Abkunft war, zu dieser Stellung befähigten. Dem Herkommen gemäß, wurde der junge Prinz an seinem zehnten Geburtstage zum Offizier ernannt, und trug nunmehr beständig die Uniform des Heeresteiles, zu dem er gehörte. Als er im Laufe jenes Tages seiner Mutter vorgestellt wurde, da sagte sie in Erinnerung an die jüngsten Ereignisse zu dem kleinen, auf seine neue, militärische Kleidung stolzen Soldaten die denkwürdigen Worte: „Ich hoffe, mein Sohn, daß an

dem Tage, wo Du Gebrauch machst von diesem Rocke, Dein einziger Gedanke der sein wird, Deine unglücklichen Brüder zu rächen."

Sie wünschte, ihr Sohn sollte mit ihr fühlen, daß auch die Österreicher und Russen seine Brüder seien; daß der anmaßende Eroberer, der ganz Europa unter seine Füße trat, nie sein Freund sein könnte; daß er es immer verschmähen sollte, den Schutz Napoleon Bonapartes anzunehmen, wie es jetzt viele deutsche Fürsten thaten. Sie suchte in ihm das Gefühl der Verwandtschaft zu wecken, das alle die zusammenhält, welche gegen einen gemeinsamen Feind tapfer um die Freiheit kämpfen.

Die Truppen, welche an Preußens Südgrenze aufgestellt waren, um Napoleon, wenn er von den Verbündeten geschlagen oder zurückgedrängt worden wäre, den Rückzug abzuschneiden, wurden nun zurückgerufen. Sie mußten sich viele Kränkungen gefallen lassen, denn das Volk, welches den raschen Verlauf der Ereignisse nicht recht begriff, überhäufte die Soldaten wegen ihrer Unthätigkeit mit unverdienten Äußerungen der Verachtung. Viele der tüchtigsten Offiziere fühlten sich über die Maßen gekränkt, nach Potsdam zurückkehren zu müssen, ohne irgend etwas ausgerichtet zu haben und das unverhohlene Mitgefühl des Prinzen Ludwig Ferdinand tröstete sie nicht, sondern reizte sie nur um so mehr.

General Rüchel erschien im königlichen Schlosse und fragte in gebieterischem Tone: „Wo ist der König?" General von Köckeritz trat mit freundlichem Lächeln auf ihn zu und verlangte zu erfahren, was er zu berichten habe. „Wo ist der König?" fragte Rüchel nochmals mit erhöhtem Nachdruck; „auf Freundschaft soll man erst nach der Wohlfahrt des Staates achten." Der König, welcher sich in einem anstoßenden Gemache befand, wurde durch die laute Unterredung aufmerksam gemacht. Kaum war er erschienen, als Rüchel entschlossen ausrief: „Ich bin gekommen, um Ew. Majestät den tiefsten Schmerz des Heeres über das Fehlschlagen des Feldzuges auszudrücken!" Über diese Rede erzürnt entgegnete Friedrich Wilhelm: „Seit wann hat das Heer bei den Entschließungen des Kabinettes das große Wort zu führen?" Außerdem gab er Rüchel einen Verweis und zog sich zurück, ohne auf Weiteres zu hören. Die daraus sich ergebende Kälte zwischen dem Herrscher und diesem ausgezeichneten Offizier hätte zu beklagenswerten Folgen führen können, wäre nicht durch Vermittelung der Königin und des Generals von Köckeritz eine Aussöhnung zu stande gekommen.

Bis jetzt hatte die Königin als Mitglied der Kriegspartei keine entschiedene Rolle gespielt, in der That stellte sie sich auf keinen Parteistandpunkt. Man zählte sie indessen zu der Partei, welche sich damals zu Gunsten des Krieges bemühte, weil sie infolge ihrer natürlichen Offenherzigkeit sich wenig darum bekümmerte, den Schmerz zu verheimlichen, den ihr das herausfordernde Wesen Napoleons verursachte. Den Gedanken des Widerstandes zog sie dem der Unterwerfung vor, so oft sie nur immer Anlaß zu der Hoffnung fand, daß ein Kampf um die europäische Freiheit nicht vergeblich sein würde.

Dagegen waren die Seele der sogenannten Kriegspartei der Prinz Ludwig Ferdinand und die Prinzessin Luise, Gemahlin des Prinzen Radziwill; der Bruder und die Schwester unterstützten einander thatkräftig in der Sache, die ihnen am Herzen lag. Die Königin wünschte und suchte nicht, eine leitende Rolle zu spielen, verheimlichte aber auch nicht ihre Gefühle und Bestrebungen und so stellte der Volksmund ihren Namen naturgemäß in den Vordergrund. Die Königin vermied also ein entschiedenes Hervortreten, war aber den Besten im Volke ein beständiger Sporn, für die Befreiung des Vaterlandes zu wirken. Was sie war, nicht was sie that, machte ihren Namen zur Losung für die Feinde Napoleons. Des Königs Brüder, die Prinzen Wilhelm und Heinrich stimmten mit Prinz Ludwig Ferdinand, Stein und General Rüchel völlig überein, als diese trotz der Gefahr, beim Könige in Ungnade zu fallen, eine Denkschrift an ihn richteten, in welcher sie ihn drängten, den Grafen Haugwitz und die Friedenspolitik aufzugeben und gegen Napoleon zu rüsten. Der tapfere Blücher war stets unter denen, welche sich nach einem Angriff auf Frankreich sehnten. Unehre war ihm bei weitem schlimmer als der Tod, und immer stand er in der vordersten Reihe derer, welche die nationale Ehre eifersüchtig hüteten.[81])

Napoleon hatte Friedrich Wilhelms gewissenhafte Bedenken mit vollkommener Verachtung behandelt; folglich erfuhren die Bedingungen des Vertrages, der zu so viel schlauer Diplomatenkunst, erbitterter Erörterung und gerechtem Unwillen Anlaß gegeben hatte, nur sehr unbedeutende Abänderungen. Beim endgiltigen Abschlusse waren die Bedingungen fast genau dieselben, welche zu Wien mit Haugwitzens Genehmigung festgesetzt worden waren. Nach Unterzeichnung des Vertrags sagte der König zu Graf Hoym: „Ich habe unterzeichnet, mein lieber Graf, aber ich zittere für die Folgen.

Die Franzosen räumten Hannover und preußische Truppen

wurden in das Land gesandt. Dieser Wechsel beleidigte Großbritannien eben so sehr, als er ganz Deutschland befriedigte. Das englische Volk sah nicht ohne natürliches Recht Hannover als zu England gehörig an. Die Menge machte sich über die Art der Verwandtschaft zwischen den beiden Ländern keine Gedanken, erinnerte sich aber, daß seit der Thronbesteigung Georgs I. zur Behauptung Hannovers viel britisches Blut vergossen und viel britisches Geld verausgabt worden war. Nahezu fünfzig Jahre lang nach jenem Ereignisse stand beim Volke die Meinung fest, daß des Königs hannöverscher Landbesitz England mehr Sorgen und Ausgaben verursache, als er wert sei. Zeitungen und Flugschriften, die sich damals großer Verbreitung erfreuten, zeigen, wie allgemein die Unzufriedenheit war. Seit Georg III. den Thron bestiegen, war diese Stimmung im Schwinden begriffen, wie auch die Eifersucht, die sie teilweise hervorgerufen hatte, und im Jahre 1803, als Napoleon Hannover angriff, fühlte sich jeder treugesinnte Engländer von der Sache tief berührt und aufgebracht. Noch mehr aber erbitterte es alle, als Napoleon das Land schließlich Preußen übergab als Ersatz für Gebiete, die er dem Königreiche abgenommen hatte.

Deutschland sah die Sache von einem ganz anderen Standpunkte an. In seinen Augen war Hannover einer der Kurstaaten des deutsch-römischen Reiches und in Wahrheit hatte es nie zum britischen Reiche gehört. Die Deutschen hatten ebensowenig dagegen einzuwenden, daß ein Kurfürst von Hannover zugleich König von England wurde, als daß ein Kurfürst von Brandenburg auch König von Preußen war; als aber Hannover von Frankreich, ihrem alten Erbfeinde, weggenommen und durch französische Soldaten besetzt wurde, da betrachteten sich alle anderen Staaten des Deutschen Reiches als beschimpft und gefährdet. Sie sahen darin einen empörenden Bruch des zwischen Frankreich und Deutschland bestehenden Vertrages von Luneville. Groß war darum ihre Befriedigung, als die französischen Truppen aus den Kurstaaten zurückgezogen und durch preußische Regimenter ersetzt wurden.

Der Vertrag wurde genau zwei Monate, nachdem Haugwitz in Wien die Präliminarien unterzeichnet hatte, förmlich bestätigt und am 15. Februar 1806 in Paris endgiltig geschlossen.

Von da an fühlte Napoleon, daß er Preußen vollständig in seiner Gewalt hatte. Er drang auf sofortige Durchführung aller Frankreich günstigen Bestimmungen, aber von dieser Zeit an gründeten sich alle seine Entwürfe auf Erwägungen, die mit dem Bündnisse nichts

zu schaffen hatten: er schmiedete seine eigenen Pläne und brachte sie zur Reife, ohne Rücksicht auf den bestehenden Vertrag. Anstatt Befehle zur Räumung Deutschlands zu geben, ließ Bonaparte thatsächlich frische Truppen von Frankreich kommen, bis die französischen Streitkräfte samt Hilfstruppen in Deutschland nicht weniger als 100000 Mann zählten.

Diese Streitmacht verteilte er nun zwischen der Lahn und der Donau so, daß sie das Fürstentum Ansbach einschloß, das Kurfürstentum Hessen bedrohte und Preußens westfälische Provinz von dessen Hauptländern abschnitt. Nachdem er diese beherrschende Stellung eingenommen, verlangte Bonaparte, daß Preußen sofort Ansbach abtrete und Hannover besetze, damit ersteres, wie er erklärte, unter die Regierung eines Gliedes seiner Familie gestellt würde. Er bestand auch auf der Zurückberufung des Grafen Schulenburg und dessen Betrauung mit der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten, mit gänzlichem Ausschlusse Hardenbergs; ferner sollte der König auf seine Verbindung mit Rußland verzichten und sich an Frankreich anschließen. Im Gefühle der Unmöglichkeit des Widerstandes fügten sich der König und seine Minister diesen demütigenden Forderungen.

Die Wirkungen dieser unbegrenzten Mißachtung Preußens machten sich bald in einer Reihe von Maßregeln geltend, welche die ganze Verfassung des Deutschen Reiches umstürzten.

Der Sturm der entfesselten Leidenschaften des Ärgers, des Zorns und der Vaterlandsliebe, der jetzt in allen Volksklassen Preußens gegen die französischen Anmaßungen losbrach, spottet jeder Beschreibung. Die Kriegspartei appellierte an den patriotischen Volksgeist, und nicht vergeblich; aus allen Klassen ertönte ein allgemeiner Schrei des Unwillens. Die jungen Offiziere verlangten laut, in den Kampf geführt zu werden, die älteren sprachen vom Ruhme Friedrichs und von Roßbach; ein unwiderstehlicher Strom riß die ganze Nation mit sich fort.

Schriften voll zornentbrannter Beredsamkeit erschienen fortwährend; Arndts Werk „Germania und Europa“, das ein paar Jahre früher veröffentlicht worden war, wurde jetzt begierig gelesen; der erste Teil seines großen, politischen Werkes „Geist der Zeit“ war eben damals erschienen und entflammte die steigende Erbitterung gegen den „Emporkömmling“, wie er Napoleon nennt. Gentz schrieb unter dem Titel „Europa im Jahre 1806“ eine Schrift, welche damals sich rasch verbreitete und noch jetzt interessant zu lesen ist. Er sagt darin: „Weder

von England noch von Rußland dürfen wir unsere Befreiung erwarten, so wünschenswert auch die Mitwirkung dieser Mächte sein mag: Deutschland allein ist die Ehre unserer Befreiung vorbehalten. Deutschland muß sich aus seinen Trümmern erheben und die allgemeine Erlösung vollbringen. Wir werden noch mehr thun, wir werden Frankreich selbst befreien und dieser Macht ein freies, friedliches, mit Europas Unabhängigkeit vereinbartes Dasein wiedergeben."

Als Gentz, ein tiefdenkender Mann, diese Worte niederschrieb, war keine eigentliche Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß sie je in Erfüllung gehen könnten. Napoleon vollbrachte eben jetzt das Meisterstück seiner angreifenden Politik, die Gründung des „Rheinbundes", womit er die letzte Hand an seinen langerwogenen Plan zum gänzlichen Umsturze des deutschen Reiches legte. Er spielte mit außerordentlicher Geschicklichkeit eine Politik, die ehrgeizige Herrscher oft mit Erfolg zu Ende führten: er pflegte und nährte die Spaltungen, indem er in den angrenzenden Staaten einen Teil des Volkes gegen den anderen aufreizte und dann, aus der Uneinigkeit Vorteil ziehend, für sich selbst die Oberherrschaft erlangte. Er bot seinen Schutz an und viele Staaten, die ihre eigene Schwäche fühlten und kein Vertrauen zu den Nachbarn hatten, schätzten sich glücklich, zu einem Bündnisse mit dem mächtigsten Herrscher der Zeit eingeladen zu werden. Nachdem er sorgfältig diesen ersten Schritt gethan, vereinigte er alle Staaten zu einem dauernden Bunde, welcher ihm die Verwendung ihrer kriegerischen Hilfsquellen zur Verfolgung seiner eigenen Zwecke ermöglichte. Überdies ging er unter dem Vorwande, das gewaltige, stehende Heer Frankreichs so aufzustellen, daß es seine Verbündeten am besten schützte, darauf aus, den ganzen Aufwand für 200 000 Mann den verbündeten Staaten aufzulegen.

Die Bevollmächtigten aller Staaten, welche in den Bund aufgenommen werden sollten, versammelten sich Anfang Juli in Paris, und am 12. dieses Monats wurde die Bundesakte unterzeichnet. Der Vertrag erklärte die verbündeten Staaten für immer vom Deutschen Reiche getrennt, für unabhängig von jeder dem Bunde fremden Macht und unter den Schutz des Kaisers der Franzosen gestellt; auch sollte jede gegen einen der Staaten verübte Feindseligkeit als Kriegserklärung gegen den ganzen Bund gelten.[82]) Mehrere Verbündete erhielten Gebietszuwachs oder Erhöhung ihrer Würde. Damals vertauschte Ludwig IX. von Hessen-Darmstadt den Titel eines Landgrafen mit dem eines Großherzogs. Dieser Bund war bei weitem der wichtigste

Streich, den Napoleon bis jetzt gegen die Unabhängigkeit der europäischen Staaten geführt hatte.

Sechzehn Millionen Menschen wurden so mit einem Male vom Reiche in einen ausländischen Bund versetzt. Das deutsche Reich war damit ins Herz getroffen, und tiefes Mitleid erregte der Kaiser, welcher, durch den bei Austerlitz gegen Österreich geführten Schlag niedergeworfen und durch den Frieden zu Preßburg gebunden, außer stande war, sich zu verteidigen. Den Umständen, über die es keine Gewalt hatte, wohlweislich nachgebend, glaubte das kaiserliche Kabinett mit Recht, daß dieser Streich das Reich gänzlich vernichtet habe. Franz verzichtete durch feierliche Urkunde auf den Thron und gab dem Gefühle, das ihn dabei leitete, in folgender Rede würdevollen Ausdruck:

„Da wir von der Unmöglichkeit überzeugt sind, die Pflichten, welche der Kaiserliche Thron uns auferlegte, zu erfüllen, sind wir es unseren Grundsätzen schuldig, eine Krone niederzulegen, welche in unseren Augen keinen Wert haben konnte, wenn wir außer stande waren, deren Pflichten zu genügen und das Vertrauen der Fürsten und Kurfürsten des Reiches zu verdienen. Indem wir deshalb die Bande, die uns mit dem Reiche verknüpfen, als durch den Rheinbund gelöst betrachten, verzichten wir auf die kaiserliche Krone und entbinden die Kurfürsten, Fürsten und Staaten, Mitglieder des Obersten Gerichts und die anderen Beamten der Pflichten, welche sie mit uns als ihrem gesetzlichen Oberhaupte verbanden."

Franz war auf diese Krisis vorbereitet; er hatte gefühlt, daß der uralte, den Kaiserlichen Thron stützende Bau unter seinen Füßen zusammenbrach; er wußte, daß das von seinen Ahnen mit Stolz und Kraft geführte kaiserliche Scepter schwach wie ein Rohr geworden war. Er hatte sich daher seine Machtstellung in seinen Erbländern gesichert, und den günstigen Augenblick, gleich nachdem Napoleon zum Kaiser von Frankreich gekrönt worden war, benutzt: er nahm damals den Titel „Kaiser von Österreich" an, den die Wiener Regierung durch Gesetz für seine Nachkommen erblich machte und den die anderen Regierungen und Herrscher Europas anerkannten.

Fünfzehntes Kapitel.

Während des Winters von 1806—1807 erfreute sich Königin Luise keiner kräftigen Gesundheit, und das ganze folgende Frühjahr hindurch war sie infolge der Krankheit und des Todes ihres jüngsten Sohnes, des Prinzen Ferdinand, ernstlich angegriffen. Während das Kind trotz der zärtlichsten mütterlichen Pflege dahinwelkte, fand sich der König immer mehr in Verlegenheiten und Schwierigkeiten verwickelt. Da er fühlte, daß das Land zur Aufnahme des Kampfes mit Frankreich nicht stark genug sei, so konnte er sich nicht zum Krieg entschließen, und mußte somit Bonapartes willkürlichen Forderungen sich fügen. Er sah sich vor die Alternative gestellt, entweder Ansbach aufzugeben, ohne sich Ersatz dafür zu verschaffen, oder das dem Kaiser von Rußland gegebene Wort zu brechen, daß Hannover nicht ohne die Zustimmung des Königs von England in andere Hände übergehen sollte.

Schließlich wurde vom König und seinem Rate der Beschluß gefaßt, daß von Hannover gänzlich Besitz ergriffen und die in dem Abkommen vom 25. Dezember festgesetzte Abtretung von Ansbach ohne Verzug bewerkstelligt werden sollte. Der Rat, welcher in Gegenwart des Königs diese Maßnahmen erörterte, bestand aus Baron Hardenberg, dem Marquis von Lucchesini, Feldmarschall Möllendorf, den Generalen Rüchel und Köckeritz und den Herren Lombard und Beyme. Baron Hardenberg und General Rüchel allein waren dagegen, und der erstere weigerte sich, des Königs Befehl zur Ausführung der Maßregeln gegenzuzeichnen, weshalb derselbe mit des Königs Unterschrift allein erschien. Der Baron, welcher durch das Geschehene aufs Schmerzlichste berührt war, äußerte seinen Wunsch, zurückzutreten.

Kaum war die demütigende Nachricht bekannt geworden, daß Ansbach den Forderungen Napoleons gemäß ausgeliefert werden sollte, als die schmerzliche Stimmung durch die von einem preußischen Offizier gebrachte Meldung noch gesteigert wurde, daß die Franzosen, ohne auf die Entscheidung des Königs zu warten, mit 15000 Mann in Ansbach eingerückt seien und die Truppenzahl seitdem auf nahezu 40000 erhöht worden sei. Die Franzosen hatten alle öffentlichen Ämter und eine bedeutende Geldsumme an sich genommen. Die Einwohner von Ansbach, nicht gewärtig, daß sie fast ohne Kenntnis ihres Schicksals, dem Feind in die Hände fallen sollten, richteten eine Bittschrift an den König, welche zu gleicher Zeit mit der Nachricht anlangte, daß die Franzosen schon in Ansbach eingezogen und von dem Lande Besitz ergriffen hätten.

Die Bewohner baten flehentlich darum, ihr Land möchte nicht vom preußischen Gebiete abgetrennt werden; sie erboten sich auf jede Befreiung von persönlichem Dienste zu verzichten und zur Unterstützung seiner Majestät in dem Kriege zu ihrer Verteidigung Truppen und Geld zusammenzubringen. Der König war von dieser Bittschrift tief bewegt und erwiderte, er würde den ihm gegebenen Beweis ihrer Treue und Anhänglichkeit nie vergessen.

Friedrich Wilhelm gewann durch den Austausch dieser treugesinnten Ansbacher gegen die im allgemeinen zur Eifersucht auf die Preußen und Feindseligkeit gegen preußische Herrschaft geneigten Hannoveraner keinen Vorteil. Es waren nicht wenige darunter, welche lieber unter Frankreichs als unter Preußens Herrschaft gestellt sein wollten.

Von dem Wunsche geleitet, Ansbach ein Zeichen königlicher Gunst zu verleihen, erließ der König die Verordnung, daß das zuletzt vom Markgrafen von Ansbach befehligte Dragonerregiment, dessen Oberst General von Kalckreuth war, fortan „Regiment Königin Dragoner“ heißen sollte.

In der Kabinetts-Ordre bemerkte der König, „er sei überzeugt, daß dieses brave Regiment auch unter diesem Namen nicht nur seinen alten Ruhm behaupten, sondern sich auch denselben zu einem neuen Antriebe werde gereichen lassen, sich wie bisher auch ferner vortheilhaft auszuzeichnen.“ Es war dies dasselbe Reiterregiment, welches in der Schlacht bei Hohenfriedberg jenen kühnen Angriff machte, der nach dem Ausspruche Friedrichs des Großen verdiente, mit goldenen Buchstaben in die preußischen Annalen geschrieben zu werden.

Infolge der neuen Auszeichnung empfing die Königin auch den monatlichen Bericht nebst der Rang- und Quartierliste ihres Regiments. Nach der ersten Zusendung sandte die Königin folgendes Dankschreiben an den Grafen von Kalckreuth:

Berlin, den 16. März 1806.

Mein Herr General!

Ich bin Ihnen sehr verbunden, daß Sie Mir mit Ihrem gefälligen Schreiben vom 7. d. M. den monatlichen Rapport nebst der Rang- und Qartier-Liste Meines Ihrem Befehle untergebenen Regiments zugesendet haben. Ich werde diese Listen gern ferner annehmen, und da Ich nach Ihrem mündlichen Versprechen dem baldigen Eingang des Regimentsbuches entgegensehen darf, so glaube Ich für jetzt Meine Wünsche auf dasselbe beschränken zu müssen, weil dieses Buch Mich wahrscheinlich von allen Nachrichten in Bezug auf das Regiment Kenntniß nehmen lassen wird.

Ich bin mit wahrer Achtung des Herrn Generals

wohlaffectionirte Königin

Luise."

In diesem Jahre, einem so verhängnisvollen für die preußische Monarchie, feierte Luise ihren Geburtstag nicht in Berlin, zum ersten Male, seit sie als Kronprinzessin und Königin dort heimisch geworden. Der vorjährige zehnte März war in die ersten Wochen der tiefen Trauer gefallen, welche der Hof um die verstorbene Königin-Mutter trug. Vor ihrem diesjährigen Geburtsfeste mußte Luise noch düstere, sorgenvolle Tage über sich ergehen lassen, bis es zum Abschlusse des schimpflichen Vertrages mit Napoleon kam. Dieser hatte sogleich nach seinem Austerlitzer Siege die Bedingung an den Waffenstillstand geknüpft, daß die Russen Deutschland und Galizien in Etappenmärschen räumen und nach Hause ziehen sollten. Als nun das russische Landungskorps, das bisher unter dem General Tolstoi in Hannover gestanden, auf seinem Rückmarsche durch die Uckermark und Pommern kam, wollte der König das bisher seinen Befehlen unterstellte Korps sehen. Er reiste am sechsten März mit der Königin nach Schwedt an der Oder, begrüßte am siebenten zunächst die dort über die Oder gehenden 5000 Mann Russen, fuhr am achten weiter nach Stettin und blieb da bis zum zwölften März nachmittags, um den andern, größeren Teil des russischen Korps brigadeweise zu besichtigen.

Die Majestäten wohnten diese vier Tage hindurch im Landständehaus am Paradeplatze; im Schlosse residierte die Prinzessin Elisabeth, die erste Gemahlin Friedrich Wilhelms II. Am zehnten März erbat sich der Ihre Majestät zum Geburtstage beglückwünschende Magistrat von Stettin die Erlaubnis, fortan die Mühlenstraße, in der das Landständehaus sich befand, „Luisenstraße" zu nennen. Ebenso erhielt der mit Friedrichs des Großen Standbild geschmückte Paradeplatz hinfort die Bezeichnung „Königsplatz". Abends rötete die herrlich erleuchtete Stadt den Himmel mit einem weithin sichtbaren Freudenscheine. In Stettin erzählte man sich in jenen Tagen: Bei einer reichen Festlichkeit im Börsensaale habe die Königin den kostbaren Ballstaat der Tänzerinnen bewundert und darauf vom Könige die Antwort erhalten: „Ja, liebe Luise, das kann wohl eine Stettiner Kaufmannsfrau, aber nicht eine einfache Soldatenfrau wie Du."

Zwei Jahre vorher hatte die Stettiner Freimaurer-Loge „zu den drei goldenen Zirkeln" eine Stiftung zur Verpflegung hilfsbedürftiger, weiblicher Kranken beschlossen und die Königin in einem Schreiben vom 22. März 1804 gebeten, dies milde Werk mit ihrem Namen weihen zu dürfen. Die Königin antwortete darauf am 16. April 1804 aus Potsdam: „Mit Vergnügen gebe Ich nicht nur Meine Einwilligung, daß dieser Stiftung Mein Name beigelegt werden möge, sondern übersende gern auch in den beikommenden 10 Friedrichs-d'or einen Beitrag, der zu Meinem Bedauern zwar für den Endzweck sehr unbedeutend ist, den Ich aber nach anderweit auf Meine Almosengelder bestimmt schon gegebenen Anweisungen nicht erhöhen kann und der wenigstens zureichen wird, den Herren Unternehmern Meine guten Wünsche für den besten Erfolg ihrer wohlthätigen Absicht an den Tag zu legen." — Diese wahrscheinlich erste Luisenstiftung wirkt noch heutigen Tages in Stettin segensreich fort und hält das Andenken an die teure Landesmutter in hohen Ehren.[83]).

Baron Hardenbergs Entlassung wurde nicht genehmigt, er erhielt aber unbeschränkten Urlaub und schied so mit der Hochachtung aller Volksklassen und mit der Gnade des Königs aus dem Amte.

Gemäß dem gebieterischen Willen Bonapartes übernahm Herr von Haugwitz wieder die gesamte Leitung des Auswärtigen; er wurde aber mit den stärksten Zeichen allgemeiner Mißbilligung von Seiten aller Gesellschaftsklassen empfangen. Die Königin und ihr Hof waren in ihrem Benehmen ihm gegenüber peinlich zurückhaltend und kalt, einige Mitglieder der Regierung lehnten den geschäftlichen

Verkehr mit ihm ab, und mehr als einmal sammelte sich auf der Straße ein Volkshaufe an und warf ihm alle Fenster seines Hauses ein. Sogar die Freunde des verrufenen Ministers rechtfertigten ihn nicht und er scheint sich des vollen Maßes seiner Unbeliebtheit wohl bewußt gewesen zu sein. Er versicherte dem britischen Gesandten, nach allgemeiner Ansicht könne die augenblickliche Lage der Dinge unmöglich lange andauern und drang daher in ihn, sein Möglichstes zu thun, um einen offenen Bruch zwischen den beiden Ländern zu verhindern.

Als auf Napoleons Befehl die britische Flagge von den Häfen Hannovers verbannt wurde, rief natürlich England seinen Gesandten von Berlin zurück und erklärte an Preußen den Krieg. Charles Fox und die Whigs, welche seit dem Tode William Pitt's ans Ruder gekommen waren, wünschten einen Frieden mit Frankreich herbeizuführen, und darum wurde, wie nachher erhellte, ein von Napoleon insgeheim gemachter Vorschlag nicht augenblicklich verworfen; aber für jetzt kam derselbe nicht ans Tageslicht.

Der König von Schweden, welcher schon seinen tapferen unabhängigen Sinn bewiesen hatte, gab sogleich seine Absicht zu erkennen, das Kurfürstentum Hannover in seinen Schutz zu nehmen und handelte auf diese Erklärung hin rasch. In der Provinz Lauenburg fanden zwischen den schwedischen und den preußischen Truppen einige Scharmützel statt; fernerem Kampfe wurde durch den Kaiser von Rußland vorgebeugt, der mit den Herrschern beider Völker auf freundlichem Fuße stehend, sie überredete, von weiteren Feindseligkeiten abzustehen, oder solche wenigstens vorläufig einzustellen.

Der König und die Königin von Preußen verloren ihren Sohn Ferdinand am 6. April, und dieser Kummer verschlimmerte das bisherige Unwohlsein der Königin so sehr, daß der Arzt ihr riet, in Pyrmont eine Badekur zu gebrauchen und dort das erquickende Stahlwasser zu trinken. Der König war von wichtigen Angelegenheiten zu sehr in Anspruch genommen, um auf irgend welche Zeitdauer Berlin verlassen zu können, und die Königin, welche sich nach der Wiedervereinigung mit ihm sehnte, befolgte gewissenhaft und mit äußerster Regelmäßigkeit die Anordnungen ihres ärztlichen Beraters. Da ein Nervenfieber ihre Kraft geschwächt hatte, wurde es für notwendig erachtet, alles was sie beunruhigen oder aufregen konnte, so viel als möglich fern von ihr zu halten und ihren Geist von allen schmerzlichen und verwirrenden Eindrücken abzulenken. Ihr Vater, der Herzog von Mecklenburg, und ihr Bruder, Prinz Georg, kamen

nach Pyrmont, um beständig in ihrer Nähe zu sein, und ihre teure Freundin, die Erbprinzessin von Weimar (Großfürstin Marie von Rußland) besuchte sie ebenfalls in dem idyllischen Kurorte, der bei ihrer Anwesenheit im Juni und Juli, in seiner vollen, sommerlichen Schönheit prangte.

Der Ortswechsel und die Gesellschaft teurer Verwandten und Freundinnen, die sonst nur selten bei ihr verweilen konnten, heiterten die Königin auf und thaten ihr wohl; aber ihre frühere Kraft erlangte sie nach dieser Krankheit nicht wieder. In der Folge waren einige der damals sie umgebenden Personen der Ansicht, der Keim jener Krankheit, welche ihr verhängnisvoll wurde, sei in diesem Zeitpunkte ihres Lebens entstanden. Quälende Besorgnisse um ihren Gemahl, um ihr Land und das Kindchen, das von ihr genommen wurde, hatten ihre Konstitution erschüttert.[84]) Diejenigen, welche die Königin Tag für Tag mit der liebevollsten Sorgfalt pflegten, hatten das Glück, sie allmählich wieder genesen zu sehen; aber ihre Erholung, welche durch mehrere Rückfälle verzögert wurde, ging nur langsam von statten.

Obgleich die königlichen Kurgäste sich nach Pyrmont der Zurückgezogenheit halber begeben hatten, so konnten sie doch über die wichtigen Neuigkeiten der Welt nicht in Unwissenheit bleiben: Napoleons großer Plan, der „Rheinbund", war der Gegenstand des politischen Tagesgespräches. Die Bevollmächtigten aller Staaten, die in den Bund aufgenommen werden sollten, waren jetzt in Paris versammelt und die Bundesakte wurde am 12. Juli unterzeichnet.

Über diesen Aufenthalt in Pyrmont berichtet die Obersthofmeisterin: „Hier in dem ungezwungenen, geselligen Kreise der Badegäste ward meine geliebte Königin wahrhaft angebetet von Allen, Allen, die sie sahen. — Sie vergaß sich nie, auch nicht auf einen Augenblick; aber bei dieser rührend sanften und doch so erhabenen Würde, die sie nie verließ, war ihr Wesen doch heiter, ja fröhlich, und ihre immer gleiche, freundliche Stimmung machte das Dasein Allen leicht und beglückend, die mit ihr lebten. — Vor Allem, wenn sie Briefe vom König oder von ihren anderen Angehörigen erhielt, war sie von einer strahlenden Freude und beeilte ihre Rückkehr auch so viel als möglich, um nur zum Geburtstag des Königs wieder mit diesem vereint zu sein. Das Bad that ihr sichtlich gut. Ihre Freude bei dem endlichen Wiedersehen mit dem König, der ihr bis mehrere Meilen hinter Potsdam entgegen kam, war wahrhaft rührend."

Als Königin Luise nach Charlottenburg zurückkehrte, wurde ihr vom Könige eine Überraschung bereitet. Der große, sandige Platz vor dem Hofthore des Schlosses war in Rasen umgewandelt und mit Sträuchern bepflanzt worden; damals wurden die Pappeln und Buchen gesetzt, welche jetzt über das schwerfällige, veraltete Gebäude, dem sie etwas von ihrer anmutigen Würde verleihen, emporsteigen. Während ihres Aufenthaltes in Pyrmont war die Königin nicht von allen Vorgängen im preußischen Kabinette unterrichtet worden; jetzt aber übernahm sie mit erneuter Kraft wieder alle ihre früheren Pflichten. Dem Könige war es ohne Zweifel ein großer Trost, mit jenem völligen, liebevollen Vertrauen, das er ihr seit der Vermählung stets entgegengebracht und das sie nie mißbraucht hatte, mit seiner Gemahlin wieder sprechen zu können. Die Königin erfuhr jetzt, daß der König und seine Minister sich zum Kriege gegen Frankreich entschlossen hatten; doch war bis jetzt noch kein eigentlicher Bruch erfolgt. Sie schloß sich der Ansicht an, daß dies der einzige, ihnen offenstehende, ehrenvolle Weg sei. Der Beschluß, oder vielmehr die darauffolgende Aufgabe friedlicher Pläne, brachte für sie eine Enttäuschung mit sich; denn die Königin hatte einen Besuch bei ihrem Vater in Aussicht genommen und es war verabredet, daß sie zu seinem bevorstehenden Geburtstage bei dem Herzoge von Strelitz eintreffen sollte.

Seit ihrer Vermählung hatte Luise nur eine Nacht im väterlichen Hause zugebracht und zwar bei einer traurigen Gelegenheit. Im Jahre 1803 war sie eilends nach Ludwigslust in Mecklenburg-Schwerin zu ihrer Freundin, der Erbprinzessin von Schwerin, Großfürstin Helene von Rußland gereist, welche damals im Sterben lag. Auf ihrer Rückkehr von Schwerin hielt sie sich einige Stunden auf Hohenzieritz, dem Landschlosse ihres Vaters, auf, war aber durch Strelitz nur hindurchgefahren. Mit dieser Hauptstadt ihres Vaterlandes war sie gar nicht bekannt und naturgemäß war es ihr Herzenswunsch, den Vater dort als Fürsten und Landesherrn residieren zu sehen. Aber alle lediglich persönlichen Rücksichten mußten in der bangen Besorgnis und geräuschvollen Unruhe jener aufregenden Zeit zurücktreten und wurden auch wirklich bald vergessen.

Die Königin erfuhr nun alle Einzelheiten über Napoleons Haltung in betreff des „Rheinbundes“, über die Bedrückungen, unter welchen die Hansastädte seufzten und über die seitens des tyrannischen Despoten von Frankreich ihrem Schwager, dem Fürsten von Turn und Taxis zugefügten, unverdienten Beleidigungen. Aber alles dies,

so ernst es auch war, sank zur Bedeutungslosigkeit herab, im Vergleich mit der Entdeckung Lucchesinis, des preußischen Gesandten in Paris, daß Frankreich wegen Hannover mit England Unterhandlungen angeknüpft hatte. Nunmehr erfuhr auch der König, daß es Napoleons Absicht wäre, Preußen und Schweden dadurch zu verfeinden, daß er ihm Pommern versprach. Ebenso hatte sich Napoleon erboten, während er immer noch freundschaftliche Gefühle gegen Friedrich Wilhelm heuchelte, der Wiederherstellung des Königreichs Polen mit Einschluß von ganz polnisch Preußen zu Gunsten des Großfürsten Konstantin von Rußland keine Hindernisse in den Weg zu legen.

Bald wurde es Lucchesini auch zur Gewißheit, daß Bonaparte auf nichts Geringeres als Besitzergreifung von ganz Westfalen sann. Die Enthüllung dieses Anschlages übte auf den König eine solche Wirkung aus und erregte so allgemeinen Unwillen, daß über die Notwendigkeit, zu den Waffen zu greifen, nur noch eine Stimme herrschte. Unglücklicherweise waren Preußen durch die neuesten Verträge die Hände derart gebunden, daß die Aushebungen für das Heer schwierig erschienen, auch war der Staatsschatz nahezu erschöpft; zwei Umstände, die es ihm fast unmöglich machten, ohne Englands Hilfe einen Krieg mit Frankreich zu bestehen. Aber England hatte erklärt, es würde Preußen seinem Schicksal überlassen, wenn nicht Hannover zurückerstattet würde, während der König von Preußen fest entschlossen war, Hannover zu behalten. Als Grund dafür hatte Friedrich Wilhelm angeführt, daß ihm dieses Land wichtig und notwendig sei zur Aufrechterhaltung der Unabhängigkeit Norddeutschlands. Sogar Baron Hardenberg hatte sich bewegen lassen, der Frage gegenüber diese Stellung einzunehmen.

Es war eine drohende Gefahr, welcher Preußen bei einem sofortigen Zusammenstoße mit Frankreich entgegen ging; niemand fühlte es mehr als der König; aber er war aufs tiefste gekränkt und empfand es nun bitter, daß er getäuscht worden war. Die Entdeckung der geheimen Umtriebe Napoleons hatte die Flut des öffentlichen Unwillens in Berlin zu unwiderstehlicher Höhe angeschwellt. Man kann sich denken, welche Gefühle die hochsinnige Königin in dieser Lage bewegt haben müssen. Luise war in ihrem Innersten empört, aber die Behauptung, daß sie sich an die Spitze der Kriegspartei stellte, wäre ungerechtfertigt; denn thatsächlich hatte dieselbe aufgehört zu bestehen — es war keine Partei mehr; ihre Stimme war die Stimme

der Nation, ihre Entschlüsse stimmten völlig mit denen des Herrschers, der Regierung und des Volkes überein.

In seinem „Leben der Königin Luise“ spricht Hennings sehr entschieden seine Überzeugung aus, daß die Anklage, welche später nicht die geschlagenen und enttäuschten Preußen, sondern der Kaiser von Frankreich gegen sie erhob, unberechtigt war. Er sagt: „Erst nach ihrer Rückkehr von Pyrmont erfuhr die Königin, daß der Krieg mit Frankreich beschlossen sei, daß große Rüstungen im Gange wären und die Truppen in Marschbereitschaft gesetzt würden. So wenig Einfluß hatte die Königin auf diesen Krieg, von dem Napoleon die Welt glauben machen wollte, er sei ihr Werk und sie habe leidenschaftlich dazu gedrängt, daß sie erst dann überhaupt etwas davon erfuhr, als er schon unabwendbar war. Der Krieg war eine fest beschlossene Sache geworden, die den König und das ganze Volk aufs tiefste berührte; es kann also nicht auffallen, daß nun auch die Königin offen darüber sprach und ihren Ansichten Ausdruck verlieh. Sie wollte nichts, als was der König wollte und was dem Staate zu Ruhm und Ehre gereichen würde, und so groß war ihre Liebe zum Könige, daß sie keine anderen Anschauungen hatte, als die seinigen.“ [85])

Durch eine Reihe von schimpflichen Beleidigungen über das erträgliche Maß hinaus gereizt, setzte der König sein Heer auf den Kriegsfuß, ließ Gesandte nach St. Petersburg und London abgehen, um eine Versöhnung mit diesen Mächten zu betreiben, eröffnete die Elbe wieder für die Schiffahrt, legte seine Streitigkeiten mit Schweden bei, versammelte seine Generale und ließ seine Truppen in der Richtung nach Leipzig abmarschieren.

Diese entschlossenen Maßregeln fanden im ganzen Königreiche allgemeinen Beifall. Ungestümes Verlangen nach Krieg durchzog das ganze Land; das Heer war voll Selbstvertrauen; die älteren Offiziere sprachen vom siebenjährigen Kriege und von den Siegen, welche Preußen unter Friedrich dem Großen errungen hatte; eine Menge begeisterter, junger Offiziere versammelte sich bei dem Hause des französischen Gesandten und schliff die Degen auf seiner Schwelle und seinen Fensterbänken.

Ein Augenzeuge der letzten Truppenmusterung in Berlin erzählt folgendes: „Wir sahen an den Manövertagen noch einmal die Armee aus dem siebenjährigen Kriege exerzieren, die Regimenter ganz in der alten Uniform, die Offiziere mit ihren Spontons vor ihren Pelotons. Den ersten Revuetag zeigte sich die Armee in ihrem

höchsten Glanze: vor Allen brillirte das Regiment Leibhusaren in rothen Dolmans, blauen Pelzen mit Bärenmützen. Die Offiziere, mit einem Tigerfelle behangen, auf dem Sonne, Mond und Sterne in starker Vergoldung prangten und verziert durch unzählige goldene Schnüre und Quasten, haben wohl an Schönheit und Pracht der Bekleidung nie ihres Gleichen gehabt."

„Ach, es war eine schöne, inhaltschwere Zeit, als wir prophetischen Geistes träumten, Preußens glänzende Armee würde die Welt von dem Joche Napoleons befreien und durch ihr Schwert den gordischen Knoten lösen, der Völker und Länder unter seiner gewaltigen Hand umschlungen hielt. Es waren hohe Festtage, als sie ins Feld rückten, die herrlichen Truppen, als die köstliche Gardes du Corps, die Gensdarmen unter Gesang kriegerischer Lieder vor den Augen des Königs, der Königin, des Sieges gewiß, die Mauern Berlins verließen, die sie in ganz anderem Zustande wiedersehen sollten! Ein angeblicher Professor Lange machte bekannt, daß er ein neues Blatt, den „Telegraphen" herausgeben und Alles schleunigst mittheilen werde, was sich Großes und Neues bei der Armee ereignen würde; er fand unzählige Abonnenten."

Die Einmütigkeit des Entschlusses, französischer Vergewaltigung zu widerstehen, war vor allen Dingen die Folge einer neuen Missethat des übermütigen Korsen, der Ermordung des Buchhändlers Palm. Die frevelhafte That hatte auf die große und wichtige Mittelklasse, welcher der Ermordete angehörte, einen überwältigenden Eindruck gemacht. Palm war ein höchst achtbarer Nürnberger Buchhändler, der eine Flugschrift „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung" verbreitet hatte. Das kleine Werk erzürnte Napoleon sehr und er verlangte den Namen des Verfassers zu erfahren. Der Buchhändler vermochte den Namen nicht anzugeben, da er ihm selbst unbekannt war; Napoleon aber maß seinen Beteuerungen keinen Glauben bei, ließ ihn verhaften, durch einen militärischen Ausschuß verhören und ohne weiteres erschießen. Durch seine mutige Haltung erwarb sich Palm in ganz Deutschland Achtung und Volkstümlichkeit, so daß sein trauriges Schicksal allgemeine Entrüstung hervorrief. Die beste Charakteristik Palms ist sein letzter Abschiedsbrief:

„Herzensschatz! herzlich geliebte Kinder!

Von Menschen, aber nicht von Gott verlassen, urteilte ein hiesiges Militärgericht über mich, nachdem ich nur zwei Verhöre hatte und gefragt wurde, ob ich politische Schriften verbreitet hätte. Ich sagte,

was ich wußte, daß höchstens nur per Spedition zufälliger Weise dergleichen versandt worden sei, aber nicht mit meinem Willen und Wissen. Auf dieses richtete man mich vom Leben zum Tode ohne Defensor. Ich bat mir dazu N. aus, welcher aber nicht erschien; indessen vor Gott wird er uns erscheinen. Dir, Herzensfrau, sage tausend Dank für Deine Liebe, tröste Dich mit Gott und vergesse mich nicht. Ich habe auf der Welt nun nichts zu sagen; aber dort destomehr. Lebe wohl, Du und Deine Kinder; Gott segne Dich und sie. Empfehle mich dem Herrn und der Frau Schwägerin und allen Freunden, denen ich für ihre Güte und Liebe danke. Nochmals lebe wohl! dort sehen wir uns wieder! Dein herzlicher Gatte und meiner Kinder Vater

Joh. Phil. Palm.

Braunau, im Gefängnisse, am 26. August 1806, eine halbe Stunde vor meinem Ende."

Diese Unthat war eine Wiederholung des greulichen an dem Herzog von Enghien verübten Verbrechens. Tausende, welche bisher an Napoleon voll Bewunderung hingen und die Millionen, welche in ihm einen furchtbaren Kriegsdämon erblickten und darum mit ihm in Frieden leben wollten, wurden ihm nun durch den Abscheu vor dieser grausamen und verräterischen That entfremdet. Fortan erkannten die Tapferen und Freien in allen Teilen Europas deutlich, daß nur noch von entschlossenem Widerstande gegen Frankreich öffentliche oder private Freiheit zu erhoffen sei, daß die dreifarbige Fahne Sklaverei und Ketten in ihrem Gefolge führe.

Königin Luise verblieb nach ihrer Rückkehr von Pyrmont sechs Wochen in Charlottenburg und kräftigte sich trotz der auf ihr lastenden Besorgnisse zusehends. Die aufrichtige Zuneigung des Volkes, das die größte Freude darüber bekundete, daß ihre geliebte Königin ihnen nach ihrer gefährlichen Krankheit wiedergegeben war, erfreute ihr Herz. Bei ihrem ersten Erscheinen im Theater zu Berlin wurde sie mit überwältigendem Ausdrucke der Treue und Ergebenheit empfangen. Soweit die Königin es beurteilen konnte, schienen die Rüstungen befriedigend. Auf des Königs Wunsch ritt sie bisweilen bei Truppenmusterungen an seiner Seite. Der Königin Regiment, die Ansbach-Baireuther Dragoner, kam nach Berlin und wurde dort vor dem Abmarsch ins Feld gemustert. Bei dieser Gelegenheit trug die Königin über ihrem Reitkleide einen mit Aufschlägen in den Farben des Regimentes besetzten Spencer, welcher später dem Regimente vom Könige geschenkt wurde und noch heute als kostbares Andenken aufbewahrt wird.

Die entgegenkommenden Schritte des Königs hatten in England insofern Anerkennung gefunden, als die Sperrung der preußischen Seefesten aufgehoben, der englische Gesandte nach Berlin zurückgesandt wurde und das Kabinett von St. James mit dem von Berlin die freundlichen Beziehungen wieder aufnahm, ehe in Betreff Hannovers noch eine Erklärung abgegeben war. Doch blieb der König von Preußen bei seiner entschiedenen Absicht, Hannover zu behalten, weil er es zum Besten Deutschlands behaupten müßte. König Georg III., jetzt ein gebrechlicher, betagter Mann, mit dem nicht leicht zu rechten war, geriet in heftigen Zorn, wollte nicht nachgeben und drohte mit Erneuerung der Feindseligkeiten. Man beschloß zuletzt, die deutsche Legion auszusenden, kam aber mit diesem Entschlusse zu spät.

Mit Schweden brachte der König von Preußen leicht einen Vergleich zustande und was Kaiser Alexander anbelangte, so war er kaum davon unterrichtet, daß Friedrich Wilhelm sich zum Kampfe rüste, als er unverzüglich mit dem Versprechen sofortiger Hilfeleistung antwortete. Er gab seine Absicht kund, selbst an der Spitze eines großen Heeres seinem Freunde und Verbündeten zu Hilfe zu ziehen.

Alles dies war vielversprechend. Mitte September begleitete die Königin den König nach Naumburg a. d. Saale, wo Friedrich Wilhelm die erste, ihm von seinem Freunde Alexander sehr rasch zu Hilfe gesandte russische Heeresabteilung antraf. Die Königin, welche den Ehrendienst des Hofes unter dem Zelte mit ebenso großer Anmut wie in den Gemächern der Paläste versah, empfing die russischen Offiziere mit ihrer gewinnenden Höflichkeit, und zeigte sich für den Beistand und Trost, den sie ihrem Gemahle brachten, herzlich dankbar.

Nichtsdestoweniger mußte unvermeidlich der erste Stoß des Angriffs fast ganz Preußen allein treffen. Denn obwohl von Rußland bedeutende und wirksame Unterstützung zu erwarten und von England Hilfe an Truppen und Geld zu hoffen war, so lag doch noch jeder erhebliche Beistand in weiter Ferne, während Napoleon an der Spitze von 180000 Mann altgedienter Truppen in raschem Anrücken begriffen war.

Der Kaiser hatte seit langer Zeit die von Seiten Preußens und Rußlands hervorgetretenen Anzeichen von Feindschaft gegen Frankreich scharf beobachtet. Er hatte einen Ausbruch erwartet, und, um darauf vorbereitet zu sein, hatte er sich zu seiner Armee nach Mainz begeben. Dort erhielt er das Schreiben des Königs von Preußen, in dem dieser sich über seine Haltung beschwerte und ihn an

Bedingungen zu binden suchte, welchen sich zu fügen Napoleon nicht die geringste Lust verspürte. Der König, seine Minister und Verbündeten waren sich wohl bewußt, daß ein solcher Brief mit einer Kriegserklärung gleichbedeutend sein würde.

In dieser Sachlage übersandte der preußische Minister Graf Haugwitz dem Ritter von Gentz, einem am Wiener Hofe dienstthuenden Diplomaten, der nachmals Metternichs rechte Hand wurde, eine Einladung, ins Lager zu Naumburg zu kommen. Der Ritter war von der Einladung überrascht, nahm sie aber sogleich an. Er reiste am zweiten Oktober von Dresden ab und langte am dritten im preußischen Hauptquartiere an. Er fand die Stadt Naumburg überfüllt; der König mit seinem ganzen militärischen Gefolge befand sich dort, auch die Königin mit ihren Damen und eine Menge von Prinzen, Generalen und Offizieren jedes Ranges, sowie Diplomaten hatten sich hier zusammen gefunden. Es standen nur die beiden ersten Bataillone der Fußgarde in der Stadt, da das Heer nach Erfurt abgezogen war.

Über diesen Aufenthalt in Naumburg berichtet der Prorektor Sausse in seinem Tagebuche: „Der König und seine Gemahlin wohnten im Schlosse und machten, vom freundlichen Herbstwetter begünstigt, täglich Ausflüge in die Umgegend, besonders nach der Henne, gingen auch, ohne sich den mindesten Zwang anzuthun, in der Stadt umher. Die Königin selbst kaufte einmal im Conditor-Laden meiner Mutter, welche ihre Majestät noch nicht kannte und noch weniger vermuthete, mehrere süße Kleinigkeiten; aber die drei Geheimschreiber des Königs, welche bei meinen Eltern einquartirt waren, hatten die Käuferin eintreten sehen und erkundigten sich alsbald, was die Königin gewollt habe. Tags darauf kam sie wieder; allein jetzt zeigte sich meine Mutter nicht mehr ganz unbefangen und redete sie mit „Majestät“ an. Von da an blieb die Königin weg, wie in dem Märchen von den guten Feen, welche mit den Menschen wohl dann und wann liebreich verkehren, aber nicht erkannt sein wollen.“

„Durch ihr leutseliges Benehmen, das doch gar nicht wie vornehme Herablassung aussah, hatten der König, die Königin und alle anwesenden Fürsten des brandenburgischen Herrscherhauses rasch die Herzen der Naumburger gewonnen und einige sogar für sich begeistert. Bei den Paraden, welche der König um elf Uhr auf dem Markte abhielt, war ich stets zugegen. Einmal sprang dem König ein Knopf von der Kleidung ab, und die Majestät hielt es nicht für zu gering

sich bückend ihn vom Pflaster wieder aufzuheben. Bei einer andern Gelegenheit lief er, als seine Gemahlin ein Umschlagetuch vergessen hatte, selbst in das Schloß zurück, um es ihr zu holen. Geschichtchen der Art, wie das vom Umschlagetuche, von dem abgesprungenen Knopfe, von der kindlichen Freude der Königin über die Aussicht auf dem rothen Sandsteinfelsen bei der nackten Henne u. s. w. entzückten den größern Theil der Einwohner Naumburgs und vornehmlich die Frauen, während freilich dieser und jener meinte, daß die Preußen besser thäten, vorwärts in Eilmärschen an den Rhein zu rücken, und dem Feinde Hülfsmittel abzuschneiden."

Haugwitz hieß Gentz herzlich willkommen und legte ihm in einer längeren Unterredung die Gründe seiner bisherigen Handlungsweise dar. Doch vermochte er es nicht über sich, offen einzugestehen, daß er und mit ihm Preußen von Napoleon getäuscht worden waren, während der Minister Lombard, mit dem Gentz ebenfalls eine Unterredung hatte, wenigstens soviel Ehrlichkeit besaß, zu sagen: „Es ist wahr, ich ließ mich einen kurzen Augenblick von dem Ungeheuer, das jetzt die Erde verwüstet, düpiren. Als ich ihn im Jahre 1803 in Brüssel sah, wußte er mich äußerst geschickt zu fassen, allein weniger durch seine insinuirende Schmeichelei, als vielmehr dadurch, daß es ihm gelang, mir den Glauben an den Adel und die Größe seines Charakters und seine friedfertige Stimmung einzuflößen, und vor Allem durch die Scheinfreundlichkeit, mit der er über Preußens Angelegenheiten sprach, sowie durch seine erheuchelte Zuneigung zu diesem Reich."

Gentz besuchte auch General Kalckreuth, einen einsichtsvollen, scharf urteilenden und zu beißendem Spotte geneigten Mann, der seine Ausbildung unter Friedrich dem Großen erhalten hatte. Der ausgezeichnete Offizier äußerte dem Ritter gegenüber, niemand habe den Krieg sehnlicher gewünscht, als er, aber jetzt würde es auch niemand mehr freuen, als ihn selbst, wenn sich irgend ein ehrenvolles Mittel, den Ausbruch zu verhüten, darböte; denn an der Art und Weise, wie die Rüstungen betrieben würden, sähe er voraus, daß der Krieg ohne eine fast wunderbare Schicksalswendung zum verhängnisvollsten Ausgange führen würde. Er sagte: „Wenn nicht irgend ein unvorhergesehener Zwischenfall die augenblickliche Lage innerhalb der nächsten acht Tage gänzlich umgestaltet, so wird dieser Feldzug wie der von 1792 mit einem Rückzuge oder mit einer denkwürdigen Katastrophe enden, welche die Welt die Schlacht bei Austerlitz vergessen lassen wird."

Kalckreuth hielt auch den Herzog von Braunschweig für zu alt und zum Oberbefehl durchaus ungeeignet.

Gentz scheint die Beweggründe, die den Grafen Haugwitz bestimmt haben konnten, nach ihm zu schicken, erwogen zu haben und zu dem Schlusse gekommen zu sein, daß es nicht nur geschah, um den Wiener Hof zu versöhnen und von Preußens Treue gegen die Sache Europas zu versichern, sondern auch um dem preußischen Heere Vertrauen zu den Ministern einzuflößen. Viele Offiziere schmerzte noch die bittere Enttäuschung, die sie im vorhergehenden Jahre erfahren, als sie mit feurigem Mute dem Feinde entgegengezogen, aber umkehren mußten, weil inzwischen ein entehrender Vertrag geschlossen worden war. Als Gentz in Naumburg erschien, bewillkommnete ihn fast jeder, dem er begegnete mit ungefähr demselben schmeichelhaften Gruße: „Sie sind hier! Gott sei Dank, diesmal werden wir nicht betrogen!" Der Ritter zog am vierten Oktober mit den Truppen nach Weimar und einige Tage später rückte er mit ihnen nach Erfurt vor.

Gentz berichtet über diese Reise folgendes: „Ich verließ Naumburg um 7 Uhr Morgens; der Weg nach Auerstädt bot eines der feierlichsten Schauspiele, die ich in meinem Leben gesehen. Der König und die Königin saßen in einem verschlossenen Wagen, von zwanzig andren begleitet, und waren von allen Seiten von Truppen, Kanonen und Geschützwagen umringt. Großartig war der Anblick. In dem Augenblick passirte der Wagenzug die Brücke zu Kösen und die Höhen, welche dies Städtchen umgeben; der Gedanke aber, daß die Herrscher einer Schlacht zueilten, deren glücklicher Erfolg eine europäische Umänderung hervorbringen mußte, während andrerseits ein entgegengesetzter Ausgang die letzte Friedenshoffnung für so viele Länder zerstören würde, machte diesen Marsch zugleich Ehrfurcht gebietend und Trauer erregend."

Als des Königs Brief mit dem beigefügten Schriftstücke, das seine Bedingungen enthielt, in die Hände des Kaisers Napoleon gelangte, las er das Schreiben und die Urkunde hastig durch, warf dann beides verächtlich auf den Tisch und begann seinem Geheimschreiber einen Aufruf an seine Soldaten zu diktieren:

„Soldaten! Der Befehl zu eurer Rückkehr nach Frankreich war erlassen. Ihr hattet euch eurer Heimat schon auf ein paar Tagemärsche genähert, Triumphfeste erwarteten euch und in der Hauptstadt hatten die Vorbereitungen zu eurem Empfange begonnen. Aber während wir allzu vertrauensvoll uns fügten und uns zu sicher fühlten, wurden

unter der Maske der Freundschaft und Bundesgenossenschaft neue Anschläge geschmiedet. In Berlin hat sich Kriegsgeschrei erhoben und seit zwei Monaten werden wir mit einer solch' maßlosen Kühnheit herausgefordert, die Rache erheischt. Sie suchen euch eure Lorbeeren von der Stirn zu reißen; sie erwarten, daß wir Deutschland angesichts ihres Heeres räumen. Welche Tollheit! — Soldaten, ich weiß es, es ist nicht einer unter euch, der auf einem andern Wege als dem der Ehre nach Frankreich zurückkehren möchte. Nur unter Triumphbogen gebührt es uns, heimzuziehen. Was! haben wir rauhen Jahreszeiten, dem Ozean und der Wüste getrotzt, haben wir Europa, das sich so oft gegen uns vereinte, unterworfen, haben wir unsern Ruhm von Osten nach Westen getragen, nur, um wie Fahnenflüchtige heimzukehren? und soll man uns sagen, daß der französische Adler im Schrecken vor dem preußischen geflohen ist?"

Diese Ansprache brachte die beabsichtigte Wirkung hervor; die französischen Truppen marschierten mit kühnem Mute und voll Siegesbewußtsein dem Feinde entgegen.

Der preußische Aufruf war weniger geeignet, den kriegerischen Geist zu wecken; aber er war ein Muster würdevoller Vernunft. Überdies war er nicht prahlerisch, sondern wahrhaftig. Friedrich Wilhelm erklärte seinen Soldaten rund heraus: „Von diesem Kriege hängt nicht nur die Ehre der preußischen Waffen, sondern das Bestehen der Monarchie selbst ab."

Der entgegengesetzte Ton dieser beiden beredten Proklamationen ist sehr bemerkenswert. Beide richten sich an die mächtigsten Leidenschaften der menschlichen Brust, beide sind Meisterstücke mannhafter Redekunst, aber die Sprache, in der sie so verschieden von einander verfaßt sind, ist sehr bezeichnend für die verschiedenen Lagen, in denen ihre Urheber sich befanden. Napoleon spricht zu seinen Soldaten nur von einem ihren Waffen zugefügten Schimpfe, von Ruhm und Triumphen und von zu erringenden Siegen. — Friedrich Wilhelm, ebenso festen Mutes, aber weniger zuversichtlich in betreff des Erfolges, verhehlt die Gefahren und Wechselfälle des Kampfes nicht, erinnert aber seine Leute an ihre Pflichten gegen sich selbst, das Vaterland und die Menschheit. Der Kaiser ruft die Adler Frankreichs an und fordert seine Unterthanen auf, ihrer Ruhmeslaufbahn zu folgen: Der König beruft sich auf den Gott der Schlachten und ahnt durch Seine Hilfe den schließlichen Triumph einer gerechten Sache voraus — den Triumph der Freiheit über die Gewaltherr-

schaft. Die Katastrophe von Jena und die Ketten von Tilsit erscheinen als seltsame Antwort, aber man bedenke die Worte Friedrich Wilhelms und vergleiche sie mit dem Endergebnisse des Kampfes.

Beide Proklamationen finden sich vollständig in Alisons Geschichte Europas und sind vom höchsten Interesse, denn die preußische hat sich als prophetisch erwiesen, und in der Zukunft ist sie mehr als einmal in Erfüllung gegangen.

Sechzehntes Kapitel.

Endlich zog der allzu friedliebende Friedrich Wilhelm, in der vollen Überzeugung, daß er nur auf den Ruf der Pflicht das Schwert aus der Scheide ziehe, über Zweifel und Furcht erhaben, tapferen Mutes in den Kampf, obgleich vorerst nur 20 000 Mann sich um die Kriegsfahnen sammeln konnten. Unter sehr verschiedenen Eindrücken und Hoffnungen zogen die Kriegerscharen von da und dort auf Erfurt zu, welches der König als Hauptquartier gewählt hatte. Die Soldaten marschierten durch die Dörfer im freudig stolzen Bewußtsein, daß das Volk auf sie als vertrauenswerte Verteidiger des Vaterlandes schaute, da sie ja zu dem Heere gehört hatten, das auf Preußens Ruhmesfeldern solche Wunder vollbracht hatte. Vorwärts ging es unter den Klängen der Siegeslieder und im Glauben an das stolze Wort Friedrich des Großen, daß die Welt nicht so sicher auf den Schultern des Atlas ruhe, wie die preußische Monarchie auf den Bajonetten des preußischen Heeres.

Der König stellte sein Heer um Erfurt und Weimar auf; seine Majestät verblieb im Hauptquartier, wo er strenge Mannszucht einführte, sich aber auch durch persönliche Anteilnahme am Wohle der Truppen ihre Achtung und Zuneigung erwarb. Des Königs Volkstümlichkeit, verbunden mit der häufigen Anwesenheit der Königin, beseelte die Soldaten mit dem feurigen Eifer treuester Gesinnung. Wenn Königin Luise im Lager weilte, so hatte sie kein Verlangen, sich in militärische Dinge zu mischen, sondern lediglich den Wunsch, bei ihrem Gemahle zu sein und ihm auch jetzt noch beizustehen, wo sie nur konnte.

Das heldenmütige Element in Königin Luisens Charakter befähigte sie, auf die Gefühle der Soldaten einzugehen, und ihr Talent,

im Drange des Augenblicks mit natürlicher Kraft und Eindringlichkeit zu sprechen, konnte sich im Lager nutzbar machen. Wir haben keine Ursache, zu glauben, daß sie die Krieger anfeuern konnte, dem Tode die Stirn zu bieten, ohne dabei zugleich bestrebt zu sein, ihre Herzen auch für das ewige Leben vorzubereiten. Frau von Berg erzählt, daß die Königin bei aller Unerschrockenheit heiße Thränen vergoß beim Gedanken an die Witwen und Waisen, denen trostlose Verlassenheit beschieden war.

In dem vom Ritter Gentz damals regelmäßig geführten Tagebuche finden sich Einzelheiten aus der kurzen Zeit, in welcher Königin Luise mit ihrem Gemahle dem Heere folgte. Es waren im ganzen gerade drei Wochen, denn am 23. September begaben sie sich nach Naumburg und am unglücklichen 14. Oktober verließ die Königin den Kriegsschauplatz. Gentz hatte bei der Königin um eine Audienz nachgesucht, welche ihm auch gewährt und auf den achten Oktober angesetzt worden war. Indessen wurde dieselbe auf den folgenden Tag verschoben, da die Herzogin von Weimar einen Tag länger, als man erwartete, in Erfurt verblieb. Gentz berichtet über diese Audienz folgendes:

„Donnerstag, 9. Oktober. Um neun Uhr Morgens erhielt ich Zutritt bei Ihrer Majestät der Königin. Schon seit einem Jahre hörte ich beständige Lobpreisungen dieser Fürstin; ich war daher ganz darauf vorbereitet, sie anders zu finden, als ich sie mir früher gedacht. Die feinen, erhabenen Eigenschaften aber, die sie während einer dreiviertelstündigen Unterhaltung jeden Augenblick entwickelte, hatte ich nicht erwartet. Sie berathschlagte mit Präcision, Selbständigkeit und Energie, zugleich eine Klugheit offenbarend, die ich selbst bei einem Manne bewunderungswürdig gefunden hätte. Und doch zeigte sie sich bei Allem, was sie sagte, so voll tiefen Gefühles, daß man keinen Augenblick vergessen konnte, es sei ein weibliches Gemüth, dem man hier Bewunderung zolle. Nicht ein Wort, das nicht zum Zwecke gehörte — keine Reflexion, keine Gefühlsäußerung, die nicht in vollkommenstem Einklang gestanden mit dem allgemeinen Gegenstande der Unterredung, so daß eine Vereinigung von Würde, Wohlwollen und Eleganz, wie ich mich etwas Aehnlichen nie zuvor entsinne, das Resultat war."

„Ihre erste Frage war: was ich von diesem Kriege denke, und welche Ansichten ich hege. Sie fügte unmittelbar hinzu: ‚Ich frage nicht, um Muth zu schöpfen — das habe ich, Gott sei Dank, nicht

erst nöthig! Zudem weiß ich ja: wenn Sie auch eine ungünstige Meinung von der Sache hegten, Sie würden mir solche doch nicht kund thun. Allein wissen möchte ich doch gern, worauf die Männer, die in der Lage sind, den Stand der Dinge zu beurtheilen, ihre Hoffnungen gründen, um dann zu sehen, ob deren Beweggründe mit den meinen übereinstimmen.' — Ich suchte Alles hervor, was sich mir selbst bei dieser Frage von der schönen Seite bot. Besondern Nachdruck legte ich auf den Zustand der öffentlichen Meinung, auf die günstige Neigung von Seiten der Zeitgenossen und auf die eifrigen Wünsche, die von allen Parteien Deutschlands dahin getheilt würden, daß ein günstiger Erfolg Preußens Unternehmungen krönen möge."

„Die Königin bemerkte: ,sie habe schon seit langer Zeit Befürchtungen darüber gehegt, in welchem Lichte die öffentliche Meinung und vor Allem die der anderen Länder diesen Feldzug betrachten möchte, da sie wohl wisse, daß die Gesinnungen gegen Preußen nicht die günstigsten; jedoch habe sie seit einigen Wochen in dieser Beziehung Erfahrungen gemacht, die ihr wieder großes Vertrauen eingeflößt hätten. Sie fuhr fort: Sie kennen die Vergangenheit besser, als ich; aber ist jetzt nicht der Augenblick, wo sie vergessen werden sollte?' Freimüthig sprach sie hierauf über den Krieg von 1805; und, obgleich sie hierbei in dem, was sie sagte, geheimen Verdacht und düstere Ahnung kund gab, so war doch auch dies keineswegs der mindest interessante Theil unserer Unterhaltung. Ich erstaunte über die Genauigkeit, mit der sie jedes Ereigniß kannte, jedes Datum citirte und selbst auf die unbedeutendsten Umstände aufmerksam machte. Unerlöschlichen Eindruck machten aber auf mich die liebenswürdigen, tiefen Gefühle, die sie offenbarte, als sie auf das Mißgeschick des Hauses Oesterreich anspielte. Mehr als einmal sah ich dabei ihre Augen voll Thränen."

„Dann fragte sie mich, ob ich einen Artikel im ,Publicisten' gelesen, in welchem man höchst unwürdige Auslegungen ihres politischen Benehmens gegeben habe. Ich hatte ihn nie gesehen. Nachdem sie einige Redensarten daraus angeführt, rief sie aus: Gott weiß es, daß ich nie über öffentliche Angelegenheiten zu Rathe gezogen worden bin und auch nie danach gestrebt habe. Wäre ich je darum befragt worden, so hätte ich — ich bekenne es offen — für den Krieg gestimmt, da ich glaube, daß er nothwendig war. Unsere Lage war so kritisch geworden, daß wir auf alle Gefahr hin verpflichtet waren, uns herauszuwickeln; es war dringend nothwendig, den Vorwürfen und den Verdacht, welchen man gegen uns hegte, ein Ende zu machen. Aus einem

Princip der Ehre und folglich der Pflicht, weit entfernt von aller selbsüchtigen Berechnung, waren wir, soweit ich es verstehe, berufen, jenen Weg einzuschlagen."

'„In Beziehung auf die ihr angedichtete Parteilichkeit für die Russen sagte sie: es sei dies von allen die ungerechteste und widersinnigste Beschuldigung. Was den Eifer, die Hingebung und persönlichen Tugenden des Kaisers Alexander betreffe, so habe sie diesen stets alle Gerechtigkeit angedeihen lassen und werde dies auch immer thun; allein weit entfernt, Rußland als das Hauptwerkzeug zur Befreiung Europas zu betrachten, habe sie dessen Beihülfe nur immer als letzte Hülfsquelle angesehen, und sie sei fest überzeugt, daß die großen Rettungsmittel ganz allein in der engsten Vereinigung aller Derer zu finden wären, die sich des deutschen Namens rühmten."

„Man hatte sich (fährt Gentz fort) seit einigen Tagen viel mit der Abneigung beschäftigt, welche die Königin offenbart hatte, das Hauptquartier zu verlassen. Die Meinungen waren sehr getheilt über diese Maßregel; indessen war doch die Mehrzahl gegen ihren längeren Aufenthalt hier. Sehr schätzenswerthe Männer theilten diese Ansicht und es fehlte nicht an solchen, die diese Absicht ohne Rückhalt verwarfen. So äußerte sich z. B. Lombard den Tag zuvor in den härtesten Ausdrücken hierüber. Allein auch die andere Meinung zählte tüchtige Männer als Vertheidiger, unter ihnen den General Kalckreuth, der mich in Erfurt gebeten hatte, daß ich, wenn sich mir dazu irgendwie Gelegenheit böte, gegen den Plan der Abreise der Königin sprechen solle. — ‚Ich weiß, was ich bitte — ihre Gegenwart ist von größtem Gewicht.'"

„Es geziemte mir nicht, zwischen diesen beiden entgegengesetzten Ansichten zu entscheiden. Alles, was ich zu sagen vermochte, war, daß der Königin Benehmen während ihres ganzen Aufenthaltes hierselbst auch vom leisesten Vorwurf frei blieb: offen, wie es immer gewesen war, und dabei eine Würde, Bescheidenheit und Klugheit, wie sie jede Fürstin ihres Ranges auszeichnen sollten, und wie man sie gewiß selten unter Umständen findet, wie die waren, in welche sie sich versetzt sah. Ich für meinen Theil glaube aber, daß ich — nachdem ich die Frage nach allen Seiten hin geprüft, und abgesehen von den Gefahren, denen sie sich aussetzte, die in ihren Augen aber kein Beweggrund waren — für ihr Dableiben gestimmt haben würde. Niemand vermochte dem König ihren Verlust zu ersetzen und da sie nicht öffentlich erschien, auch keine Ansprüche darauf machte, so über=

wogen die Vortheile ihrer Gegenwart alle Einwürfe. Da ich nun so viele Reden über diesen Gegenstand mit angehört hatte, war ich begierig, Erkundigungen über deren Ursprung einzuziehen und, die günstige Gelegenheit ergreifend, zu der Königin zu sagen: ‚Ich habe bemerkt, daß man sich in Dresden sehr mit der Aussicht beschäftigte, Ihre Majestät zu bewegen, einige Tage länger daselbst zu verweilen.‘“

„Darauf antwortete sie: Ich bekenne, unter anderen Verhältnissen hätte ein längerer Aufenthalt in Dresden mir großes Vergnügen gewährt; allein jetzt könnte ich mich desselben nicht erfreuen. Mein Gemüth ist voll zu ernster Betrachtungen, und zu dem weiß ich nicht, wie meine Stellung werden könnte. Uebrigens unterwerfe ich mich bei dieser wie bei allen anderen Gelegenheiten ganz des Königs Willen. Ich fürchte mich auch vor den beunruhigenden Gerüchten, denen man in größerer Entfernung von der eigentlichen Scene stets ausgesetzt ist. Auch wissen Sie ja, wie thätig gerade in diesem Augenblicke der böse Wille ist.“

„Den Tag zuvor hatte sie zu Herrn von Goetzen gesagt: Wie ist es möglich, daß man mich nach Berlin verbannt? Ist es denn so wünschenswerth, daß ich Kunde von den Vorgängen des Krieges durch des Herrn von Bray Hände erhalte? Dann sagte sie freimüthig, daß, sofern es von ihr abhänge, sie bleiben werde. Der König hat mir zum Glück erlaubt, ihn morgen zu begleiten, und ich werde ihn nicht eher verlassen, als bis er es wünscht.“

„Sie sagte durchaus nichts, was auf mich persönlich Bezug hatte, weder im Anfang, noch während des Verlaufs dieser Audienz; ein der vollkommensten Würde durchaus angemessener Umstand. Nur erst, als ich mich empfahl, beehrte sie mich mit einigen gütigen Worten; aber es geschah mit so vollendeter Anmuth, daß ich diese Worte nie vergessen werde. Die Herzogin von Hildburghausen, die Schwester der Königin (seit dem fünften Oktober hier), war während der ganzen Audienz gegenwärtig.“

Am Tage nach dieser Unterredung wurde das preußische Hauptquartier nach Blankenhain verlegt. Zwei Regimenter gaben dem Könige und der Königin das Geleit; ihre Majestät begleiteten die Gräfinnen von Voß und von Tauentzien, Frau von Buch, des Oberstkämmerers Gemahlin und zwei Damen, von denen eine die Schwester Schadows, des berühmten Bildhauers, war. Der königliche Zug hielt vor den Thoren von Erfurt zwei Stunden, während die Truppen aus der Stadt herausmarschierten. Am 11. Oktober rückte das Haupt-

heer nach Weimar vor, und bei der Ankunft in dieser Stadt erhielt es eine erschütternde Kunde, die seine Reihen durchschauerte, manches Herz entmutigte, und alle mit tiefer Betrübnis erfüllte.

Man erfuhr daselbst, daß Tags zuvor im engen Saalethal ein vorgeschobener Heeresteil von 6000 Mann, hauptsächlich Sachsen, welche unter dem Oberbefehle des ungestümen Prinzen Ludwig Ferdinand mit kühnem Mute kämpften, eingeschlossen und von dem 30 000 Mann starken Feinde umzingelt worden sei. Fünf Stunden lang fochten sie mit heldenmütiger Tapferkeit und schlugen die Franzosen beim ersten Angriffe zurück, aber in der Hitze und Aufregung des Augenblicks setzte Prinz Ludwig auf der Verfolgung über die Saale. Hierbei fiel der Prinz unter für seine Familie besonders schmerzlichen Umständen, da sein Tod teilweise durch einen Unfall verursacht wurde. Sein Schlachtroß fehlte beim Sprunge über eine Hecke und blieb darin stecken; ein französischer Sergeant vom zehnten Husaren-Regimente sah einen Offizier im Gebüsche straucheln und sprengte zu ihm heran. Der Prinz hatte sich losgemacht und wollte eben weiter reiten, als sein starker Gegner ihn aufhielt. „Ergeben Sie sich, General, oder Sie sind des Todes," rief der Husar. Der Prinz antwortete mit einem kräftigen Säbelhiebe, und im nächsten Augenblicke empfing er einen Stich in die Seite. Ein Adjutant wollte ihn vom offenen Felde wegtragen, mußte ihn aber am Ufer eines Baches niederlegen, und dort verschied er. Sein Tod flößte den Truppen Schrecken ein, welche sich über Hals und Kopf und in großer Unordnung zurückzogen, und dreißig Geschütze in den Händen des Feindes zurückließen. Die Sieger brachten den Leichnam des Prinzen nach Saalfeld, wo sie ihn unter militärischen Ehren in der Kirche bestatteten.[87])

Der Tod des tapferen Prinzen, der den Offizieren und Gemeinen gleich teuer war, rief in ihren Reihen eine düstere, ahnungsvolle Stimmung hervor. In dem schrecklichen Mißgeschicke bei Eröffnung des Feldzuges sah man mit einer gewissen abergläubischen Scheu eine furchtbare Vorbedeutung für dessen künftige Schicksale. Die Vorbereitungen zu einer entscheidenden Schlacht dauerten fort, wurden aber in einem Geiste fortgesetzt, der von dem, welcher bisher die Gemüter aller Beteiligten beseelt hatte, ganz verschieden war. In tiefer Niedergeschlagenheit zogen die Preußen ihre Streitkräfte zusammen. Alsdann wurde die ganze Truppenmacht in zwei große Haufen konzentriert, der eine unter dem Könige und dem Herzoge von Braunschweig in der Nähe von Weimar, und der andere unter Fürst

Hohenlohe bei Jena, am Fuße der äußersten Abhänge des Thüringer Waldes aufgestellt, so daß er eine Hügelkette im Rücken hatte, welche die Stellung zu einer sehr unglücklichen machte, wenn ein rascher Rückzug notwendig wurde.

In der Meinung, daß der französische Kaiser keinen sofortigen Kampf beabsichtigte und um die Sicherheit Naumburgs, wo sich die Hauptvorratskammern des Heeres befanden, ängstlich besorgt, war der Herzog von Braunschweig zu dem unheilvollen Entschlusse gekommen, seine Streitkräfte abermals zu teilen. So kam es, daß gerade in dem Augenblicke, wo Napoleon mit über 100 000 Mann seine Anordnungen zu einer allgemeinen Schlacht traf, der preußische Oberbefehlshaber seine Streitmacht schwächte. Der Sieg bei Saalfeld hatte den Franzosen den Lauf der Saale eröffnet und sofort waren sie gen Naumburg vorgerückt. Napoleon hatte diese Stadt und ihre Vorräte den Flammen übergeben, welche zuerst den Preußen verkündeten, daß der Feind vollständig in ihren Rücken gelangt sei und zwischen ihnen und Sachsen stehe. Da die Franzosen nun durch einen Fehler Hohenlohes auch zwischen ihnen und Magdeburg standen, das ihnen als Bollwerk der Zuflucht und Verteidigung hätte dienen können, so hatten die preußischen Heere keine andere Wahl mehr, als eine Schlacht anzunehmen, trotzdem sie sich der ungünstigen Verhältnisse, unter welchen sie sich schlagen mußten, bewußt waren. Am 13. Oktober, bei Tagesanbruch, zog die Hauptarmee mit dem Könige an der Spitze nach Sulza ab und langte bei Nacht auf den Höhen von Auerstädt an. Fürst Hohenlohe nahm bei Jena eine beobachtende und abwartende Stellung ein.

Scharnhorst, der damals Chef des Generalstabes des Herzogs von Braunschweig war, berichtet über den obigen Fehler Hohenlohes folgendes: „Dadurch daß der Fürst von Hohenlohe das Corps von Tauentzien nicht der Bestimmung und den Befehlen gemäß zwischen Dresden und dem Feinde ließ und, nachdem er dasselbe an sich gezogen hatte, nicht seine linke Flanke durch Detaschements observirte, entstand der unerhörte Fehler, daß der Feind der Armee in den Rücken kam, ehe sie es erfuhr. Der König that hier, was man in einem solchen Falle immer thun muß; er ging mit seiner Hauptarmee dem im Rücken befindlichen Feind auf den Hals, und da dieser weit schwächer war, so hätte die Sache weiter nichts auf sich gehabt, wenn sich bei dieser Gelegenheit nicht gezeigt hätte, daß die Vortheile der Kriegserfahrung die der Uebermacht vernichten könnten, daß die

inneren Verhältnisse der preußischen Armee keine glücklichen Erfolge zuließen."

Seine Majestät hatte die Königin und ihre Damen im herzoglichen Schlosse zu Weimar unter den Schutz der mutigen Herzogin gestellt, welche Luise als hessische Prinzessin, Tochter Ludwigs IX. und der Landgräfin Karoline, kannte. Das Schloß ist ein edler, eines Fürsten würdiger Bau in der östlichen Vorstadt Weimars, zwischen der Stadt und dem Ilmflusse. Sein malerischer Turm ist zweihundert Fuß hoch, doch ist es keine gegen feindlichen Angriff widerstandsfähige Burg. Es steht auf einer Anhöhe über dem linken Ufer des Flüßchen, das durch seinen hübschen Park fließt; die Stadt erstreckt sich bis in die nächste Nähe der andern Seite des Schlosses, das sie noch halb mit Gebäuden umgiebt. Herzog Karl August stand beim Heere; er war ein tapferer Soldat und doch auch als Kunstfreund und Gönner der Schriftstellerwelt ausgezeichnet. Unter dem Einflusse von Goethes Dichtergenie hatte er mehrere Reihen von Gemächern ausgeschmückt und eingerichtet und auch sonst sein Schloß, das eines königlichen Besuchs würdig war, mit feinfühlendem Geschmack und Kunstsinn verschönert.

Der König und die Königin hatten sich getrennt, ohne den unmittelbaren Ausbruch des Kampfes zu erwarten; aber schon nach einigen Stunden war die bevorstehende Notwendigkeit der großen Schlacht augenscheinlich. Die Königin, welche wünschte, mit ihrem Gemahle so lange als möglich zusammen zu sein, machte sich am Nachmittage des 13ten nach Auerstädt auf den Weg. Die Bewohner jener Gegenden, durch welche sie fuhr, waren sehr aufgeregt, da die Franzosen sich schon auf den Höhen von Kösen gezeigt hatten. Nach dem Berichte, den die Königin selbst ihrer Schwägerin, der Prinzessin von Oranien gab, scheint es, daß sie thatsächlich mit dem Könige zusammentraf und mitten in dem auf dem Marsche befindlichen Heere an seiner Seite dahinzog. Als der Herzog von Braunschweig die Königin in dieser Lage antraf, war er äußerst erstaunt; drang entschieden auf die sofortige Abreise ihrer Majestät und gab ihr zur Bedeckung auf dem Rückwege nach Weimar eine ganze Schwadron mit. Der König ergriff zum Abschiede unter einigen hoffnungsvollen Worten ihre Hand und versprach ihr, sie sollte die erste sein, die von errungenen Vorteilen hören würde.[88])

Ueber diese Rückreise der Königin Luise erzählt ihre Reisebegleiterin, die Gräfin Lisinka Tauentzien folgendes: „Der Herzog von

Braunschweig war es, der die Königin zuerst von der Gefahr, dem Feinde in die Hände zu fallen, unterrichtete: „Ihre Majestät können jetzt nicht mehr nach Berlin zurück", rief er ihr an die Portière tretend zu, „wir sind umgangen, man kann die Franzosen schon auf den Höhen von Eckardsberga sehen. Sie müssen jetzt bei der Armee bleiben und mit ihr vorwärts gehen." — „Fragen Sie den König, was ich thun soll?" rief die Königin in äußerster Bestürzung ihm aus dem Fenster zu. — Der König kam, sprengte an den Wagen heran, reichte der Königin die Hand, drückte sie und winkte den Vorreitern, auf der Chaussee umzuwenden. — In später Nacht erreichten wir Weimar. Im Schlosse nicht zu stören, war die Königin in einem Gasthof abgestiegen. Dort aber kam die Herzogin sogleich zu ihr und empfing in ihrer Gegenwart einen Brief, den sie nach einem flüchtigen Blick auf den Inhalt verbarg. — „Von wem ist der Brief?" fragte die Königin. — „Vom Herzog." — „Sie verbergen mir etwas", rief die Königin, „was schreibt der Herzog? Sagen Sie es mir, ich beschwöre Sie!" — „Das kann ich nicht," sagte die Herzogin, die schon die Armee gänzlich umgangen wußte, „nur so viel: es ist kein Augenblick zu verlieren, „Sie müssen eilen, Berlin zu erreichen." — Aber wie? Da alle Wege abgeschnitten waren! General Rüchel ward geholt und bestimmte die Reiseroute der Königin, die nur noch mit dem ungeheuren Umwege über Göttingen, den Harz, Braunschweig und Magdeburg möglich war."

Als die preußischen Truppen in Weimar die Königin zurückfahren sahen, vermuteten sie den Feind in nächster Nähe und bezeugten mit lauten, tausendstimmigen Zurufen ihre treue Gesinnung und Bereitschaft zum bevorstehenden Kampfe. Die gute Stimmung der Soldaten flößte der Königin neues Vertrauen und die Zuversicht ein, daß das ganze Heer von hoher patriotischer Begeisterung beseelt sei.

Mit großer Mühe nur ließ sich die Königin bewegen, zur Rückkehr in die Hauptstadt Anstalten zu treffen, obgleich alle ihre Berater darin den richtigen und angezeigten Schritt sahen. General Rüchel, der ihr ebenfalls zu schneller Abreise riet, berichtet darüber: „Bei der wachsenden Gefahr bat ich die Königin Majestät inständigst, nur abzureisen und sich nicht in eine, bei den größten Vorsichtsmaßregeln dennoch nicht zu berechnende Verlegenheit zu versetzen. Ihre Majestät nahmen meinen Vorschlag gnädigst an, und ich entwarf nach der bei mir habenden Karte Allerhöchstdero Reiseroute und Quartier: über Mühlhausen, die Chaussee von Sesen, Braunschweig und Magde=

burg nach Berlin, auf dem Weimarischen Schlosse in den Zimmern Ihrer Majestät, was die sonderbare Veranlassung zu der Äußerung des Kaisers Napoleon gegeben hat: ich hätte mit der Königin von Preußen, dieser so bescheidenen als edlen Fürstin, die stets mit Würde handelnd, nie aus ihrem Geleise getreten ist, die Pläne zu den Kriegsoperationen regulirt. — Gegen Anbruch des Tages fehlten noch die nöthigen Pferde für die Königin Majestät, weil die Armee Alles zu dem Marsche gebraucht hatte; ich ließ Haussuchung nach Pferden halten und ersetzte die fehlenden durch meine eigenen Pferde; ließ die ersten Stationen die Königin durch ein Kavallerie-Kommando (60 Mann vom Kürassier-Regiment Bailliodz unter Lieutenant Jagow) zur eigenen Sicherheit begleiten und verfügte mich nach dem Bivouac."

Dem 14. Oktober 1806 war es beschieden, im Gedächtnisse der Preußen als ein Tag unerhörten Mißgeschicks gebrandmarkt zu werden. In zwei entscheidenden Treffen wurde das preußische Heer vollständig geschlagen. Bei Jena führten Napoleon, Ney und Murat die Franzosen gegen Fürst Hohenlohe; und bei Auerstädt führte sie Davoust gegen den König von Preußen und den Herzog von Braunschweig. Ein wütender Angriff der französischen Kürassiere unter General Murat entschied das Schicksal der Schlacht bei Jena, während bei Auerstädt infolge der tödlichen Verwundung des Herzogs von Braunschweig das Heer in Verwirrung geriet und in die Flucht geschlagen wurde. Der Gesamtverlust der Preußen wurde auf nahezu 40 000 Mann angeschlagen, während derjenige der Franzosen kaum den achten Teil betrug.

Früh am nebeligen Morgen dieses doppelt unheilvollen Tages verließ Königin Luise mit ihrem Gefolge Weimar. Ihre Majestät war von der Obersthofmeisterin, Gräfin von Voß, zwei Hofdamen und ihrem Kämmerer begleitet. Trotz ihrer beklagenswerten Lage, gedachten doch die Bewohner des Schlosses in ängstlicher Besorgnis der Königin, welche durch ihren Mut, ihre Milde und Güte alle Herzen gewonnen hatte. Eine Offiziersfrau, eine junge und sehr schöne Dame, verweilte noch länger als selbst Königin Luise auf dem Kriegsschauplatze. Ihr Gemahl stand bei dem „Regiment Königin-Dragoner": dies waren die Eltern des späteren Oberst Corvin. Gegen Mittag, als die Niederlage des preußischen Heeres nicht mehr zweifelhaft war, traf die Herzogin von Weimar Anstalten zur ungefährdeten Abreise ihrer Schwiegertochter und der Herzogin Witwe, während der Gedanke an die eigene Rettung aus der Gefahr und dem Lärm des Krieges ihr

auch nicht einen Augenblick vorgeschwebt zu haben scheint. Die Drangsal und Not, welche diese hochgesinnte Frau infolgedessen bestehen mußte, schildert Johann Falk, der Menschenfreund, der zugleich mit ihr jene Trübsal zu bestehen hatte, folgendermaßen:

„Näher wälzte sich die Woge der Zerstörung heran — näher rollte der Donner der Schlacht: Kanonenkugeln fielen in die Stadt, Verwundete und Tote erfüllten die Straßen. Gegen Abend zog ein Teil des feindlichen Heeres in Weimar ein und die raubsüchtigste Plünderung begann. Der Einbruch der Nacht steigerte den Schrecken. In geringer Entfernung vom Schlosse brach Feuer aus; die Flammen warfen einen düsteren Schein auf die Gemächer der Herzogin und das Angst- und Notgeschrei mischte sich mit dem Saus und Braus der betrunkenen Soldateska. Französische Offiziere hatten sich mit vielen Untergebenen in verschiedenen Teilen des Schlosses einquartiert."

„Die gütige Herzogin hatte vielen Leuten der Stadt, sogar ganzen Familien mit ihren Wertsachen, Zuflucht im Schlosse gewährt. Die kostbarsten Gegenstände lagen in ihrem eigenen Gemache, in bunter Verwirrung, haufenweise umher. Die Herzogin hatte nicht nur alle Damen ihres Hofes, sondern auch die Engländer und andere zufällig in der Stadt weilenden Fremden bei sich aufgenommen. Für diesen so bedeutend vermehrten Haushalt gab es keine Lebensmittel, da die Feinde alle Vorräte weggenommen hatten. Die Herzogin versammelte die Schar, welche ihr Wohlwollen zusammengeführt hatte und brachte sie so gut als möglich in einem Flügel des Schlosses unter, während sie die Staatsgemächer, welche Königin Luise am Morgen verlassen, schleunigst zur Aufnahme des zu erwartenden unwillkommenen Gastes herrichten ließ. Nur langsam schwand die Zeit an jenem schrecklichen Tage dahin; die Herzogin und ihre Freunde waren in ihrem Schlupfwinkel in Sicherheit, aber außer einigen zufällig aufgefundenen Tafeln Schokolade hatten sie fast nichts zu essen."

„Die Stadt befand sich in furchtbarem Zustande; Preußen zogen sich, von den Franzosen verfolgt, durch die Straßen zurück und wurden unbarmherzig niedergemacht. Einige Einwohner, die sich dreinzulegen versuchten, wurden ermordet und eine allgemeine Plünderung begann. Der siegreiche Kaiser begab sich in der Nacht des 14. nicht zur Ruhe; die ganze Zeit hindurch diktierte er den verschiedenen Heeresteilen Befehle betreffend die bei der Verfolgung einzuhaltenden Richtungen. Gegen Abend am folgenden Tage betrat er das Schloß des Herzogs von Weimar, das nun durch das Recht der Eroberung sein eigen geworden war. Die

Herzogin erwartete ihn mit gezwungener Höflichkeit am Ende der Haupttreppe und ging ihm eine Treppenreihe hinab entgegen. Bei ihrem Anblicke stutzte Napoleon. „Wer sind Sie?“ sagte er, mit bezeichnender Kürze. „Ich bin die Herzogin von Weimar.“ „Ich bedaure Sie, denn ich muß Ihren Gemahl zermalmen — wo ist er?“ „Wo die Pflicht ihn hinrief.“ „Ich werde in meinem Gemach speisen.“ — Mit diesen Worten stürzte er an ihr vorbei.“

„Jene ganze Nacht hindurch verübten Hunderte betrunkener Soldaten die ärgsten Greuel des Raubes und der Plünderung. Die Herzogin und alle Schloßbewohner, obgleich nicht selbst persönlicher Gefahr ausgesetzt, hatten zu viel Mitgefühl für die Einwohner der Stadt, um in Ruhe zu schlafen.“

Ehe die Sonne aufging, trat Graf Philipp von Segur in des Kaisers Gemach, um eingehend über die hitzige Verfolgung zu berichten, die seit der Niederlage der preußischen Heere bei Jena und Auerstädt unaufhaltsam vor sich gegangen war. Wenn einer der glänzenden Züge in Napoleons Feldherrngenie unter den anderen hervorragte, so war es die Kraft und das Geschick, womit er einen geschlagenen Feind verfolgte; und nie hatte er bessere Gelegenheit, diese wesentliche Eigenschaft eines großen Feldherrn zu bethätigen nach jenem, an einem Tage errungenen Zwillingssiege. Der Kaiser, der einen leichten Schlaf hatte, erwachte beim Eintritte seines Adjutanten sofort und rief aus: „Was giebt's Neues?“ „Majestät,“ erwiderte der Offizier, „ich bringe gute Nachrichten, aber unser Versuch, die Königin von Preußen zu fangen, ist fehlgeschlagen.“ „Nun, das wäre ihr Recht geschehen,“ sagte der Kaiser, „denn sie hat den Krieg verursacht.“

Die unerschrockene Herzogin entschloß sich, einen Versuch zu machen, den eisernen Willen des Despoten, von dem so viele abhängig waren, zu erweichen und zu beugen. Demgemäß ließ sie sich Morgens durch ihren Kammerherrn nach dem Befinden seiner Majestät erkundigen und bat um die Gnade einer Audienz. Napoleon war bei ziemlich gnädiger Laune, gab eine gütige Antwort und lud sich bei der Herzogin in ihren Gemächern zum Frühstück ein.

Beim Eintritt ins Zimmer begann er gewohnheitsgemäß das Gespräch mit einer kurzangebundenen Frage: „Gnädige Frau, wie konnte Ihr Gemahl so toll sein und Krieg gegen mich führen?“ Gelassen und überlegt, ohne jeden Schein von Furcht, erwiderte die Herzogin: „Mein Gemahl steht schon mehr als dreißig Jahre im Dienste des Königs von Preußen, sicherlich konnte ihn der Herzog nicht in dem

Augenblicke im Stiche lassen, da der König mit einem so furchtbaren Feinde, wie Ew. Majestät, den Kampf aufnehmen mußte." Diese bewundernswerte Antwort machte den richtigen Eindruck; der Kaiser setzte die Unterhaltung in scharfem, aber achtungsvollerem Tone fort und, vom Frühstückstische sich erhebend, sagte er: „Gnädige Frau, Sie sind die verständigste Frau, die ich je gekannt habe. Sie haben Ihren Gemahl gerettet; ich verzeihe ihm, aber lediglich um Ihretwillen. Was ihn betrifft, so ist er ein schlechter Unterthan."

Die Herzogin schenkte diesem gehässigen Komplimente keine Beachtung, ergriff aber die Gelegenheit, den Einfluß, den sie zu erlangen vermocht hatte, zu Gunsten der hartbedrängten Einwohner Weimars zu gebrauchen; nicht ohne Erfolg verwandte sie sich für dieselben, denn Napoleon gab Befehl zum Einstellen der Plünderung. Der Gemahl der Frau Corvin war in der allgemeinen Verwirrung mitgeflohen; er entkam, vereinigte sich wieder mit seiner schönen, jungen Frau und führte sie und ihr Töchterchen eilends nach Stralsund, hielt sie aber nicht eher für sicher, bis er sie im Innern der Insel Rügen an einem einsamen Orte verborgen hatte.

Mit schwerem Herzen und von banger Besorgnis erfüllt, hatte Königin Luise auf den von General Rüchel vorgezeichneten Umwegen ihre Reise fortgesetzt. Er hatte die am wenigsten besuchten, somit die rauhesten Straßen und die abgelegensten Gebirgspässe gewählt. Zuerst klang das Geschützfeuer wie das Rollen fernen Donners, aber bald verstummte auch dies, und den Reisenden entschwand nun jedes Anzeichen des Kriegslärms. Zuverlässige Kunde von den wirklichen Vorgängen vermochten sie nicht zu erlangen; nur ab und zu vernahmen sie einzelne, oft höchst widersprechende Nachrichten in den am Wege liegenden Raststellen aus dem Munde der erschreckten Bauern.

„Ich reise weiter zwischen den Bergen der Hoffnung und den Abgründen des Zweifels", sagte Königin Luise, als die Höhen und Tiefen der Natur ihr einen bildlichen Ausdruck für die Unebenheit ihres Gedankenganges in den Sinn gaben. Sie strebte nach Seelenruhe, indem sie sich selbst und alles das Ihrige — ihren Gemahl, ihre Kinder, ihr Land, und die Menschen, deren Leben auf dem Spiele stand, — in Gottes Hände befahl. Alsdann schwebte ihr ein Schimmer von Erinnerung an das schöne, achte Kapitel des Römerbriefes vor. Ein paar abgebrochene Worte, hie und da ein Satz flossen vernehmbar über ihre Lippen und deuteten ihren Gefährten die Quelle an, woraus sie Kraft und Trost schöpfte:

„Denn ich halte es dafür, daß dieser Zeit Leiden der Herrlichkeit nicht werth sei, die an uns soll geoffenbaret werden. Desselbigen Gleichen auch der Geist hilft unserer Schwachheit auf. Denn wir wissen nicht, was wir beten sollen, wie sichs gebühret; sondern der Geist selbst vertritt uns aufs beste, mit unaussprechlichem Seufzen. Wir wissen aber, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen, die nach dem Vorsatz berufen sind. Was wollen wir denn hierzu sagen? Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein? Welcher auch seines eigenen Sohnes nicht hat verschonet, sondern hat ihn für uns Alle dahin gegeben, wie sollte er uns mit ihm nicht Alles schenken? Wer will uns scheiden von der Liebe Gottes? Trübsal oder Angst, oder Verfolgung, oder Hunger, oder Blöße, oder Fährlichkeit, oder Schwert? Weder Hohes noch Tiefes, noch keine andere Creatur mag uns scheiden von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist, unserm Herrn."

Gegen sechs Uhr am Abend des 15. Oktober kam die Königin in Braunschweig an und stieg im Englischen Hofe ab, wo bald nachher die damals in der Stadt weilenden Prinzessinnen ihrer Majestät ihre Aufwartung machten. Alle waren auf Nachrichten vom Kriegsschauplatze gespannt, und Luise versuchte, von dem, was sie gehört und gesehen, Bericht zu erstatten, aber in Folge ihrer Erlebnisse waren ihre Nerven so erschüttert, daß ihr Gespräch verworren erschien, und man bemerkte, daß auch ihre Schilderungen nur ein unklares Bild von den Ereignissen gaben.

Nach ihrer Abreise von Braunschweig waren von den Mitteilungen, die sie gemacht hatte, verschiedene Lesarten im Umlauf. Sie sollte gegen eine der Prinzessinnen im Vertrauen geäußert haben, der König und der Herzog seien sehr niedergeschlagen und der erstere habe ihr gesagt, er glaube, „alles sei verloren". Diese vertrauliche Mitteilung wurde überall herumgeflüstert und veranlaßte die bangsten Befürchtungen. „Aber", schrieb die Prinzessin von Oranien, „ich glaube nicht, daß die Königin gerade das sagte, wenigstens hörte ich es sie nicht sagen. Indessen ist es wahr, daß sie über die Maßen aufgeregt und angegriffen war, weil sie in dem Augenblicke, wo eine Schlacht bevorstand, vom Könige hatte Abschied nehmen müssen; und, entre nous, Ihrer Majestät war durch den Anblick des Kriegs, den sie in solcher Nähe gesehen, der Kopf ein wenig verdreht, und es wäre besser gewesen, wenn sie nicht hingegangen wäre."

Am Morgen des 16. Oktober setzte Königin Luise, nachdem

sie eine Nacht in Braunschweig gerastet hatte, ihre beschwerliche Reise fort. Erst am vierten Tage, als sie schon die Stadt Brandenburg erreichte, traf sie einen vom General von Kleist abgesandten Eilboten. Hastig nahm sie das Papier dem Reiter aus der Hand und las die Bestätigung ihrer Befürchtungen, die Vernichtung ihrer Hoffnungen. Der Brief benachrichtigte sie kurz, daß alles verloren sei, daß die Franzosen rasch vorrückten, daß sie mit ihren Kindern fliehen müsse und daß das ganze Königreich in der größten Gefahr schwebe. Diese erste Depesche gab vom Könige keine bestimmte Nachricht, sondern sprach nur die Hoffnung aus, daß der König in Sicherheit sei.

Mit größtmöglichster Eile wurde noch an diesem Abende die Reise nach Berlin fortgesetzt. Bei ihrer Ankunft fand sie, daß ihre Kinder schon nach Schwedt an der Oder vorausgesandt worden waren. Die schreckliche Wahrheit, oder wenigstens ein beängstigender Teil derselben, hatte Berlin wenige Stunden vor der Königin Ankunft erreicht; aber bis zum 16. waren die Berliner, sogar mit Einschluß der königlichen Familie, durch falsche Gerüchte von einem großen preußischen Siege getäuscht worden. Hufeland, der Leibarzt der Königin, und sein Freund Fichte, der gerade bei ihm weilte, hatten den eingebildeten Triumph dankbar gefeiert; aber am 18. wurde der erstere ins Schloß gerufen. Er fand die Königin mit verweinten Augen, aufgelösten Haaren und in voller Verzweiflung. Sie empfing ihn mit den Worten: „Alles ist verloren. Ich muß fliehen mit meinen Kindern, und Sie müssen uns begleiten."

Hufeland, wie jeder andere, der mit Königin Luise näher bekannt war, liebte sie mit treuergebener Zuneigung; er war glücklich, sich ihrem Dienste in einer solchen Stunde widmen zu können. In seiner Begleitung reiste sie nach Schwedt, wo sie alle ihre Kinder in Sicherheit und Wohlsein fand; aber das Wiedersehen überwältigte ihre ohnehin erschütterten Körperkräfte, ihre Seelenstärke brach in sich zusammen und ihre Bewegung war so groß, daß sie die kleinen Wesen erschreckte, welche die Mutter stets sanft und glücklich zu sehen gewohnt waren. Als die Königin nach geraumer Zeit die Fassung wiedergewonnen hatte, sprach sie zu den Kindern: „Ihr seht mich in Thränen, ich beweine den Untergang der Armee. Sie hat den Erwartungen des Königs nicht entsprochen!" Dann wandte sie sich insbesondere zu ihren beiden älteren, elf und neun Jahre alten Söhnen, dem Kronprinzen und dem Prinzen Wilhelm und sprach:

„Ich sehe ein Gebäude in einem Tage zerstört, an dessen

Erhöhung große Männer zwei Jahrhunderte hindurch gearbeitet haben. Es giebt keinen preußischen Staat, keine preußische Armee, keinen Nationalruhm mehr: Er ist verschwunden wie jener Nebel, der auf den Feldern von Jena und Auerstädt die Gefahren und Schrecken dieser unglücklichen Schlacht verbarg! — Ach, meine Söhne, Ihr seid schon in dem Alter, wo Euer Verstand diese schweren Heimsuchungen fassen kann! Rufet künftig, wenn Eure Mutter und Königin nicht mehr lebt, diese unglückliche Stunde in Euer Gedächtniß zurück! Weinet meinem Andenken Thränen, wie ich sie jetzt in diesem schrecklichen Augenblicke dem Umsturze meines Vaterlandes weine. Aber begnügt Euch nicht mit den Thränen allein. Handelt, entwickelt Eure Kräfte! Vielleicht läßt Preußens Schutzgeist sich auf Euch nieder. Befreiet dann Euer Volk von der Erniedrigung, worin es schmachtet. Suchet den jetzt verdunkelten Ruhm Eurer Vorfahren von Frankreich zurück zu erobern, wie Euer Ahnherr, der Große Kurfürst einst bei Fehrbellin die Niederlage und Schmach seines Vaters an den Schweden rächte. Ach, meine Söhne, lasset Euch nicht von der Entartung dieses Zeitalters hinreißen! Werdet Männer, Helden, würdig des Namens von Prinzen und Enkeln des großen Friedrich. Und wenn ihr den niedergebeugten Staat nicht wieder aufrichten könnt, so suchet den Tod, wie ihn Louis Ferdinand gesucht hat!"

Graf Hardenberg, der Ministerpräsident, traf von Berlin ein, um der Königin so früh als möglich Kunde zu bringen, daß der König in Sicherheit sei, und sie auf ihrer eiligen Flucht in Schutz zu nehmen. Erst jetzt begannen die Einzelnachrichten von dem kurzen, entscheidenden Kriege einzulaufen, und in vollem Umfange wurden sie erst bei der Ankunft in Stettin bekannt. Die Königin war aufs tiefste bewegt, sie konnte die Wahrheit kaum fassen. Als auf ihren Wunsch die Liste der Toten und Verwundeten ihr vorgelesen wurde, schien es ihr wie ein furchtbarer Traum; vor kurzem hatte sie noch die Offiziere und Mannschaften in voller Gesundheit und bei frohem Mute gesehen, von denen nun Tausende nicht mehr am Leben waren. Die Zahl der gefallenen hohen Offiziere lieferte den ehrenvollen Beweis, daß, wenn Eigendünkel sie ins Feld geführt, die Tapferkeit sie dort begeistert hatte.

Es war gut, daß die Königin weiterreiste und bald den Gemahl zu sehen hoffte, denn sie ruhte keinen Augenblick, während ihr Gemüt so kummervoll bewegt war. Sie reiste am 19. Oktober von Schwedt nach Stettin. Die wenigen, dort zugebrachten Stunden müssen voll banger

und schmerzlicher Erregung gewesen sein, denn dort wurde der Kabinettsrat Lombard verhaftet; derselbe stand im Verdachte, mit den Franzosen verräterischen Verkehr zu unterhalten, und war folglich Gegenstand der Furcht und des Abscheues beim Volke geworden. Gerade zu der Zeit, als die Königin in Stettin eintraf, erschien auch er dort, und kurz darauf wurde er verhaftet und ins Gefängnis abgeführt. Es ging das Gerücht, daß dieser Befehl in Abwesenheit des Königs von seiten der Königin ausgegangen sei. Ihre Majestät argwöhnte geheime Umtriebe von seiner Seite und sie fürchtete sich, ihre gefahrvolle Reise fortzusetzen, bevor dieser Verräter nicht in sichern Gewahrsam gebracht worden wäre.

Indessen stellt es der damals in Stralsund weilende Sir George Jackson mit Klarheit fest, daß die Verhaftung auf Befehl des Königs erfolgte. Er sagt: „Es ist ganz wahr, daß der Kabinettsrat Lombard in Stettin verhaftet wurde. Er selbst war der Träger eines dahingehenden Befehls in einem Schreiben vom König an die Königin, die damals in Stettin weilte. Der Befehl wurde, während Lombard im Vorzimmer wartete, zur Kenntnis des Gouverneurs gebracht; aber im Eifer der Vollziehung desselben vergaß man, seine Papiere mit Beschlag zu belegen, welche seine Frau, als sie erfuhr, was geschehen war, sofort ohne Ausnahme verbrannte. Bei der Ankunft des Königs in Stettin wurde ihm eine Bittschrift von Lombard vorgelegt; das Ergebnis ist nicht bekannt; nur so viel ist sicher, daß er unter starker Bedeckung entfernt wurde, ob aber zum Zwecke anderweitiger Gefangensetzung oder zum Schutze vor der Wut der Volksmenge, konnte nicht festgestellt werden.“

Indessen wurde Lombard bald in Freiheit gesetzt, entweder weil der König von seiner Unschuld überzeugt war, oder weil seine Majestät fühlte, daß in einer solchen Zeit eine gründliche Untersuchung der Sache ebenso wie der Nachweis der Schuld unmöglich seien, selbst wenn die Anklage wohlbegründet war. Was übrigens von Lombard zu halten sei, hatte schon im Mai 1806 der Freiherr vom Stein in seiner Denkschrift über die Reorganisation der inneren Verwaltung klar und deutlich nachgewiesen. Er sagt darin u. a.:

„Der Geheime Kabinetsrath Lombard ist physisch und moralisch gelähmt und abgestumpft; seine Kenntnisse schränken sich auf französische Schöngeisterei ein. Die ernsthaften Wissenschaften, die die Aufmerksamkeit des Staatsmannes und des Gelehrten auf sich ziehen, haben diesen frivolen Menschen nie beschäftigt. Seine frühzeitige Theilnahme

an den Orgien der Rietzschen Familie, seine frühe Bekanntschaft mit den Ränken dieser Menschen haben sein moralisches Gefühl erstickt und an dessen Stelle eine vollkommene Gleichgültigkeit gegen das Gute und Böse gesetzt. In den unreinen und schwachen Händen eines französischen Dichterlings von niederer Abkunft, eines Roué, der mit der moralischen Verderbtheit eine gänzliche physische Lähmung und Hinfälligkeit verbindet, der seine Zeit in dem Umgang leerer Menschen mit Spiel und Polissonnerien vergeudet, ist die Leitung der diplomatischen Verhältnisse dieses Staates in einer Periode, die in der neueren Staatengeschichte nicht ihres Gleichen findet!"

Die Königin verweilte nur einen Tag in Stettin; am 20. eilte sie weiter nach Küstrin, einer starkbefestigten Stadt an der Oder, wo sie mit dem Könige wieder zusammentraf. Nur eine Woche war seit ihrer Trennung verflossen, seit sie ihn ein stattliches Heer hatte in den Kampf führen sehen. In der kurzen Zwischenzeit hatten sie viel verloren, hatten aber auch für vieles dankbar zu sein, da sie für einander gerettet worden waren, während so viele Leben geopfert, so viel edles Blut anscheinend vergeblich vergossen worden war. Des Königs Brüder, die Prinzen Heinrich und Wilhelm, waren verwundet; letzterer trug sogar eine gefährliche, wenn auch nicht tödliche Verwundung davon.

Der König hatte bei Auerstädt tapfer gekämpft; er hatte die ausgezeichnetste Kaltblütigkeit und Unerschrockenheit an den Tag gelegt und bei den wiederholten Angriffen, die er an der Spitze seiner Truppen machte, wurden ihm zwei Pferde unter dem Leib erschossen. Er erteilte Befehle zum Rückzuge des Heeres auf Weimar, in der Absicht, an dem Heeresteile des Fürsten von Hohenlohe, um dessen Mißgeschick er damals noch nicht wußte, Rückhalt zu suchen.

Scharen von Flüchtigen von den beiden Schlachtfeldern hatten, einander den Weg kreuzend, unauflösliche Verwirrung und allgemeine Panik verursacht. Infanterie, Kavallerie und Artillerie hatten sich zerstreut und waren, Geschütze und Wagen zurücklassend, planlos, ohne Richtung, Führung und Sammelpunkt, über die Felder geflohen. Der König entging im Getümmel der Schlacht nur mit knapper Not der Gefangenschaft; erst um fünf Uhr Morgens gelangte er auf großen Umwegen nach Sömmerda, wo er von der traurigen Niederlage bei Jena amtliche Nachricht und zugleich das Schreiben mit dem Anerbieten eines Vergleiches erhielt, das Napoleon am Tage vor dem großen Siege so hinterlistiger Weise abgeschickt hatte.

Es war nun augenscheinlich, daß das schreckliche Mißgeschick des

Tages hauptsächlich dem außerordentlichen Umstande zuzuschreiben war, daß die vier Korpsführer, der Herzog von Braunschweig, der Marschall Möllendorf und die Generale Schmettau und Rüchel entweder gefallen oder kampfesunfähig geworden waren. Infolgedessen verwirrte sich die Masse der Flüchtlinge unter den Greueln eines nächtlichen Rückzuges, auf welchem sie unmöglich wissen konnten, wessen Befehlen Folge geleistet werden sollte. Der alte Oberbefehlshaber, der unglückliche Herzog von Braunschweig, war schwer verwundet worden; von einer Kugel getroffen, die ihn des linken Auges beraubte, war er besinnungslos vom Pferde gefallen, und früh am Morgen schon vom Schlachtfelde weggetragen worden. Nach seiner Verwundung hatte niemand, selbst der König nicht, irgendwelche genaue Kenntnis vom Operationsplane. Der Prinz von Oranien mit dem allein noch übrigen Heeresteile von fünf- bis sechshundert Mann, und der Herzog von Weimar führten den geordneten Rückzug nach Erfurt durch. Scharnhorst hatte als Generalquartiermeister an der Schlacht bei Auerstädt teilgenommen; er wurde zweimal schwer verwundet und trug dennoch zur Ausführung des wunderbaren Rückzuges, den Blüchers Korps nach Lübeck machte, aufs Wirksamste bei.

Als der König am Morgen des 16. Oktober, von nur einem Adjutanten begleitet, in Sondershausen anlangte, fand er, daß von seinem vor kurzem so glänzenden und zahlreichen Heere nur noch die Abteilungen des Herzogs von Weimar und des Generals Blücher im Felde standen; doch war er nicht aller seiner anderen Generale beraubt und freute sich, seinen alten Freund Köckeritz unter denen zu sehen, die sich jetzt um ihn sammelten. Er beriet mit seinen Offizieren und bestimmte die feste Stadt Magdeburg zum Sammelpunkte für die zersprengten Trümmer seines Heeres. Im Pfarrhause zu Sömmerda schrieb Friedrich Wilhelm eine Antwort auf Napoleons Brief, in der er einen Waffenstillstand vorschlug; er hatte jedoch selbst bei seinem Zusammentreffen mit der Königin in Küstrin noch keine Erwiderung erhalten. Der König verweilte einige Tage in Magdeburg, um für die Sicherung dieses wertvollen Bollwerkes und dessen Verproviantierung für eine Belagerung das Möglichste zu thun. Die erfolgreiche Verteidigung der fast uneinnehmbaren Festung durch die zersprengten Reste der preußischen Armee erschien möglich. Dem General Kleist das Kommando von Magdeburg übertragend, begab sich Friedrich Wilhelm nach Küstrin, nachdem er bei Nacht durch Berlin gefahren. Das waren die Erlebnisse des Königs seit seiner Verabschiedung von der Königin.

Der König verweilte einige Zeit in Küstrin, wo er die Verteidigungswerke untersuchte und die nötigen Befehle erteilte. Traurig war die abgehärmte, aber noch schöne Königin anzusehen, wie sie in einen großen Reisemantel gehüllt, mit ihrem Gemahle auf den Wällen auf und abging. Auch damals konnte man sich von der Ausdehnung des großen Unheils noch keine klare Vorstellung machen. Eilboten auf Eilboten brachten schlimme Kunde, und oft klang diese ebenso tief kränkend als schrecklich; denn mehrere der Kommandanten übergaben die ihnen anvertrauten Festungen, ohne den geringsten Widerstand geleistet zu haben. Der Fürst von Hohenlohe schien der einzige Feldherr, der fähig war, den Franzosen standzuhalten und dieser erlitt bei Prenzlau eine Niederlage, wobei er schwer verwundet wurde.

Beinahe alle Glieder der königlichen Familie fanden sich in Freienwalde, dem einsamen Schlosse, wo die verstorbene Königin Mutter residiert hatte, zusammen, um über die von jedem Einzelnen zu ergreifenden Maßregeln zu beraten. Welch' gedrückte Stimmung muß bei dieser Vereinigung geherrscht haben! Auch war die gemeinsam zu verlebende Zeit gar kurz zugemessen und nicht frei von aufregenden Befürchtungen, denn die Franzosen rückten, Napoleon an ihrer Spitze, unaufhaltsam weiter. Infolgedessen beschloß die ganze königliche Familie, außer dem alten Prinzen Ferdinand und der Witwe seines Bruders Heinrich, Berlin vorläufig zu verlassen.

Der König hatte den Entschluß gefaßt, sich nach Königsberg zurückzuziehen, eilte aber nicht sogleich dorthin, da die Sammlung der Trümmer seines Heeres ihn vorerst voll in Anspruch nahm. Er war entschlossen, lieber den Krieg fortzusetzen, als die von Napoleon jetzt angebotenen harten Friedensbedingungen anzunehmen.

Alles schien unter der Gewalt eines über dem ganzen Lande schwebenden düsteren Verhängnisses zu stehen. Ein Unglück folgte auf das andere, Stadt auf Stadt öffnete dem Sieger die Thore, Festung auf Festung fiel. Küstrin wurde einer Handvoll Franzosen übergeben; die starke Festung geriet auf höchst schmachvolle Weise in die Hände des Feindes. Stettin ergab sich, ohne einen Schuß abgefeuert zu haben; sogar Blücher verlor Lübeck, welche schlecht befestigte Stadt nach heldenmütiger Verteidigung genommen wurde. Die alten Soldaten vergossen Thränen, als der tapfere Heerführer das Übereinkommen unterzeichnete. Auch Scharnhorst geriet auf diese Weise in Gefangenschaft, wurde aber bald ausgewechselt und schloß sich nun den Truppen an, die sich um den Kaiser Alexander vereinigten. Da die

Franzosen durch die Einnahme von Küstrin die Oder beherrschten, zog sich der König bei der Kunde von diesem schmerzlichen Verluste nach Graudenz an der Weichsel zurück, wo der flüchtige Hof einige Wochen verweilte.

Da kam am 15. November um vier Uhr die Alarmmeldung, daß die Franzosen gegenüber der Stadt, jenseits des Flusses, ständen. Der Trommelschlag rief zu den Waffen und alles war sogleich auf dem Platze. Ein hereingeführter Gefangener meldete, daß zwei französische Reiterregimenter die Preußen hart bedrängten; diesen gelang es jedoch, sich in die Stadt zurückzuziehen, und die Brücke wurde in die Luft gesprengt. Der König und die Königin, die Minister, Beamten und andere Diener zogen schleunigst nach Marienwerder ab, wo sie zehn Tage verweilten, um alsdann nach Ortelsburg weiterzureisen. Hier verfügten ihre Majestäten buchstäblich nur über ein kleines, spärlich möbliertes Zimmer in einer der elenden Hütten, die man in diesem Dorfe Häuser nennt. Dabei war das Wetter kalt und äußerst feucht.

Die Königin konnte kaum aus der Wohnstätte heraustreten, ohne bis an die Knöchel in den Morast zu versinken, denn das Dorf war über die Maßen schmutzig. Der König machte jeden Morgen einen Spaziergang, währenddessen in der als Wohn- und Schlafzimmer dienenden Stube das Frühstück ihrer Majestäten zubereitet wurde. Die Hofdame schlief in einem Kämmerchen, und was die Minister und Hofbeamten betrifft, so lagen fünf von ihnen in einem kleinen Zimmer mit zwei Betten; sie wechselten mit den Betten ab, während drei auf dem Stroh schliefen. An Lebensmitteln herrschte großer Mangel, Fleisch war kaum zu bekommen; das Wasser war ganz schlecht und es gab keine Möglichkeit, sich als Verbesserungsmittel Wein zu verschaffen. Doch war diese Unterkunft noch erträglich gegen das, was sie zehn Tage lang im vorigen Hauptquartier, in einer schmutzigen Bierschenke zu Marienwerder, durchgemacht hatten. „Aber," sagt Sir George Jackson, „alles in allem, schlagen wir uns ganz ordentlich durch und haben Ursache, zufrieden zu sein, wenn wir an die Entbehrungen denken, welche die arme Königin aushält, deren würdevolle Ergebung in dieser Notlage sie interessanter macht, als ihre große Schönheit."

Das war eine Zeit tiefer Niedergeschlagenheit für das preußische Volk und die königliche Familie. Ein trauriges Erinnerungsblatt daran findet sich in einem Notizbuche der Königin: das Citat

aus Goethes „Wilhelm Meister", das sie als ihren Gefühlen am besten Ausdruck gebend aufzeichnete:

Wer nie sein Brot mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte!
Ihr führt ins Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden;
Dann überlaßt ihr ihn der Pein,
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden.

Goethe, W. M.[90])

Ortelsburg, den 5. Dezbr. 1806.

Von Ortelsburg zogen sie nach Wehlau am Pregel und von dort nach Königsberg.

Die dürftigen Nachrichten über Königin Luise in diesem ihrem düstern Lebensabschnitte, wie sie sich aus zeitgenössischen Aufzeichnungen ermitteln lassen, sind derart, wie man sie erwartet, und stehen mit allem, was von ihren Grundsätzen und ihrem Charakter bekannt ist, im Einklange. Die Königin war auch jetzt noch leutselig und liebenswürdig, beherrschte sich aber jetzt mehr und beobachtete jene schweigsame Zurückhaltung, welche in ihrer Lage ein so wesentliches Erfordernis sein mußte. Man erfährt, daß sie jenes Taktgefühl, die ihr so eigentümliche Gabe, nun offenbarte; sanft, sorgfältig, aber entschieden, brachte sie es im Kampfe gegen die namenlosen Verkehrtheiten und Widersprüche in Anwendung, welche auch bei hochgesinnten Völkern und Familien, das Elend einer Unglückszeit noch verschlimmernd, zum Vorschein kommen. Die Königin ließ sich nicht entmutigen; und darin liegt gewiß der stärkste Beweis, daß Luisens Gemüt, von göttlicher Liebe und Kraft, auf die sie vertraute, behütet, auch in den Prüfungen des Schicksals sich seine Reinheit bewahrt hatte; daß die eitle Lust der Welt in ihrem Herzen nie festen Fuß gefaßt und der Giftbecher der Schmeichelei ihre Unschuld und Sanftmut nicht verdorben hatte.

Wie Friedrich Wilhelm und Luise in dieser Zeit allgemeiner Drangsal herzliche Teilnahme für ihr Volk bezeugten, so nahm auch das Volk am Schicksale seines Königs und seiner Königin den aufrichtigsten Anteil. Die Sekte der Mennoniten, arme, schlichte Leute, ordneten aus ihrer Mitte einen gewissen Abraham Nickel ab und ließen die untereinander zusammengelegte Summe von 3000 Friedrichsd'or ihrem Landesherrn als Zeichen der Liebe und Treue darbringen.

Als Abraham das Geschenk überreichte, sprach er die Worte: „Gnädigster Herr! Deine getreuen mennonitischen Unterthanen in Preußen haben mit Schmerz erfahren, wie groß Deine Noth ist, die Gott über Dich, Dein Haus und Land verhängt hat. Das thut uns Allen leid, und darum sind unsere Gemeinden zusammengetreten und haben gern und willig diese Kleinigkeit zusammengebracht. Von ihnen geschickt, komme ich in ihrem Namen, unseren lieben König und Herrn zu bitten, diese Gabe aus treuen Herzen wohlwollend anzunehmen; und werden wir nicht aufhören, für Dich zu beten."

Die Frau des Abraham Nickel aber überreichte der Königin mit freundlichem Angesichte ihren Korb voll frischer Butter mit den Worten: „Man hat mir gesagt, daß unsere gnädige Frau Königin gute, frische Butter sehr liebt und auch die jungen Prinzchen und Prinzessinchen gern ein gutes Butterbrod essen. Diese Butter hier ist rein und gut, aus meiner eigenen Wirthschaft, und da sie jetzt rar ist, so habe ich gedacht, sie würde wohl angenehm sein. Die gnädige Königin wird auch meine kleine Gabe nicht verachten; Du siehst ja so freundlich und gut aus; wie freue ich mich, Dich mal in der Nähe so sehen zu können!"

Solche Sprache verstand unsere Luise. Mit Thränen der Rührung im Auge drückte sie der schlichten Bauersfrau die Hand, nahm das Umschlagetuch, das sie eben trug, ab und hing es der gutmütigen Geberin um mit den Worten: „Zum Andenken an diesen Augenblick." Auch der König nahm die Gabe treuer Liebe gern an, quittierte aber über den Empfang; es braucht nicht erst versichert zu werden, daß er späterhin reich und königlich vergalt. Als mehrere Jahre nachher den Abraham Nickel das Unglück traf, sein Wohnhaus nebst Ställen durch Brand zu verlieren, ließ der König das Gehöft des Mennoniten besser, als wie es vorher gewesen, wieder herstellen. Auch nahm er persönlichen Anteil am Entwerfen des neuen Hauses, damit es ein bequemes und behagliches Heim für den Greis und seine Familie würde.

Die letzte Hoffnung der preußischen Monarchie beruhte jetzt auf Magdeburg, und dieses wichtige Bollwerk wurde auf höchst schimpfliche Weise dem Marschall Ney in die Hände geliefert. Kaum fielen die ersten flammenden Geschosse auf die Häuser der Stadt hernieder, als die Bewohner den Kommandanten, General Kleist, mit flehentlichen Bitten um Übergabe bestürmten, und dieser sah in der Fortsetzung eines Kampfes, den er für hoffnungslos erachtete, keinen Nutzen. Die wichtige Grenzstadt, das Bollwerk der Monarchie mit seinen noch

unversehrten, furchtbaren Wällen, das noch kein Außenwerk verloren hatte und 12 000 Mann Bewaffneter, 600 Geschütze, einen vollständigen Schiffsbrückenbauzug und ungeheure Vorräte aller Art in sich schloß, fiel dem Feinde in die Hände, der außerhalb sicherer Festungsmauern stand und kaum über eine größere Streitmacht verfügte.

Vielleicht machten diese betäubenden Unglücksbotschaften die Königin Luise weniger empfindlich für den Schmerz, den die boshaften Tagesberichte im „Telegraphen" ihr verursachen mußten. Dies war eine amtliche, in Berlin unter Aufsicht der herrschenden, französischen Gewalt gedruckte Tageszeitung. Eitel Lug und Trug, sollte diese Zeitung die Tagesnachrichten dergestalt wiedergeben, daß sie das Volk von der Treue gegen das rechtmäßige Oberhaupt abwandten und ihm Anschauungen beibrächten, die es geneigt machen konnten, den Nacken unter das Joch des Siegers zu beugen. Bald nach dem Einzuge der Franzosen in Berlin wurde das Blatt in der ganzen Stadt verbreitet. Der erste höhnische, auf die Königin abzielende Artikel erschien am Anfange des Krieges; wir entnehmen demselben folgende Stellen:

„Sie haben uns auf den achten ein Stelldichein gegeben; nie hat ein Franzose einem solchen Rufe die Folge versagt. Wie wir hören, will eine schöne Königin Zeuge des Kampfes sein; laßt uns also artig sein und ohne Aufenthalt nach Sachsen marschieren....... Die Königin von Preußen ist beim Heere, als Amazone gekleidet, in der Uniform ihres Dragonerregiments; sie schreibt täglich 20 Briefe, um überallhin die Kriegsfackel zu tragen. Es scheint uns, als sähen wir Armida in ihrem Wahnsinn ihren eigenen Palast in Brand stecken. Ihr folgt Prinz Ludwig von Preußen, ein junger Prinz voll Tapferkeit und Mut, vom Parteigeist angefeuert, der sich schmeichelt, er werde in den Wechselfällen des Kriegs Ruhm finden. Dem Beispiele dieser erlauchten Personen folgend, schreit der ganze Hof: „Zu den Waffen!" Aber wenn der Krieg sie mit all seinen Greueln erreicht haben wird, werden alle sich davon rein zu waschen suchen, daß sie dazu verholfen haben, seine Donner in die friedlichen Gefilde des Nordens zu tragen."

Der neunte Tagesbericht, datiert Weimar, den 17. Oktober 1806, beschimpft die Königin von neuem:

„Der Kaiser hat im Schlosse zu Weimar Wohnung genommen, wo die Königin von Preußen vor ein paar Tagen wohnte. Es scheint, daß das, was man von ihr sagt, wahr ist. Sie war hier, um

die Kriegsflamme zu entfachen. Sie ist eine Frau, die ein hübsches Gesicht, aber sehr wenig Verstand hat und unfähig ist, die Folgen von dem, was sie thut, vorauszusehen. Heute müssen wir sie eher bedauern als anklagen, denn das Unheil, das sie über ihr Vaterland gebracht und die Art und Weise, wie sie ihren Einfluß auf ihren Gemahl, den jedermann als einen guten, seinem Volke Frieden und Wohlfahrt wünschenden Mann darstellt, ausgeübt hat, müssen ihr große Gewissensbisse machen."

„Alle Welt klagt die Königin als Urheberin des ganzen Mißgeschicks an, das über das preußische Volk gekommen ist. Nach ihrer lächerlichen Reise nach Erfurt und Weimar mußte die Königin fliehen und kam allein nach Berlin zurück. Unter den von uns eroberten Fahnen sind auch die von der Hand dieser Fürstin gestickten, deren Schönheit ihrem Volke so verhängnisvoll war, als die Helenas den alten Trojanern."

Diese boshaften und ungerechten Angriffe vermochten die Herzen des preußischen Volkes nicht von der „Landesmutter", welche es so wohl kannte und liebte, abzuwenden; im Gegenteil steigerten der Unwille und das Mitgefühl, das sie hervorriefen, die Volkstümlichkeit der Königin, und nichts trug mehr dazu bei, die tiefe, in den späteren Jahren des Kriegs alle Klassen durchdringende Erbitterung gegen Frankreich zu erzeugen, als die Rohheit und Ungerechtigkeit, mit welcher Napoleon, dem ritterliche Gefühle unbekannt waren, diese hochgesinnte Fürstin in ihren Unglückstagen behandelte.

Siebzehntes Kapitel.

Dem Marsche seiner siegreichen Heere folgend zog Napoleon über Weimar, Naumburg, Wittenberg und Potsdam gen Berlin. Der Marsch führte ihn auch über die Gefilde von Roßbach, die sein reges Interesse in Anspruch nahmen; durch seine Sappeure ließ er die zu Ehren des berühmten preußischen Sieges errichtete Säule, welche seine Soldaten umgestürzt hatten, wegräumen, gab dann aber Befehle zum Schutze des Siegesdenkmals vor fernerer Verunglimpfung. In Potsdam angelangt, war es sein Erstes, sich nach Sanssouci zu begeben. In den Gemächern des erlauchten Friedrich war alles in dem Zustande verblieben, in dem es bei seinem Hinscheiden sich befand: das Buch, das er kurz vor seinem Tode las, lag auf dem Tische, auch die Möbel standen noch so da, wie er sie hinterließ. Die kleine, altertümliche Uhr soll im Augenblicke, da der große König im alten Armstuhle verschied, von selbst stehen geblieben sein. Durch ein sehr merkwürdiges Zusammentreffen besuchte Napoleon das Grabmal in der Garnisonkirche gerade an dem Tage, an welchem im Vorjahre Alexander und Friedrich Wilhelm am Sarge des ruhmreichen Königs gestanden hatten.

So groß war die Verwirrung der Preußen gewesen, so hastig ihre Flucht von Potsdam, daß sie viele kostbare Andenken an Friedrich den Großen zurückgelassen hatten. Napoleon nahm den Degen, Hut und die Schärpe, die der Czar Peter III. Friedrich verehrt, auch den Degen, den er im siebenjährigen Kriege getragen hatte, sowie die Fahnen seiner Garde eigenhändig weg. Nichts konnte Napoleons Herz gewaltiger ergreifen, als ein Schwert, das über des Helden engem stillem Grabe rostete, nachdem es unsterblichen Ruhm errungen hatte. Eine edle Regung bewegte plötzlich seine Brust. „Meine Herren",

sagte er zu den ihn begleitenden Offizieren, „das war einer der größten Heerführer, welche die Geschichte kennt.“ Auf dem Grabmale hatte sich Staub angesammelt, auf den Napoleon ein großes N zeichnete, wobei er die Worte sprach: „Wäre er jetzt am Leben, so würde ich nicht hier stehen.“

Aber sogar in diesem feierlichen Augenblicke gewannen unwürdige Gefühle die Oberhand; er nahm Besitz von den ehrwürdigen Andenken und schickte sie hinweg nach Paris, in der Absicht, sie dem Invalidenhause zu schenken. Als im Jahre 1814 die Verbündeten in Paris einzogen, verlangten sie Degen, Hut und Schärpe, die Friedrich dem Großen gehört hatten, zurück; aber dieselben waren tags zuvor auf Befehl des Gouverneurs der Invaliden vernichtet worden. Der Eroberer bezeugte seine Achtung vor dem unsterblichen Ruhme von Preußens Heldenkönige durch Erlaß einer Verordnung, daß zu Ehren des Gedächtnisses Friedrichs II. Potsdam verschont bleiben und keiner Kriegsauflage unterworfen sein sollte. Dies erscheint wirklich großmütig; aber den Ruhm von allem, was Napoleon in Potsdam that, befleckte der schändliche, seinen Besuch in der Stadt schildernde Tagesbericht im „Telegraph“: schändlich nicht für diejenigen, welche die vergifteten Pfeile des verleumderischen und boshaften Spottes verwunden sollten, sondern für den, welcher sie abgeschossen hatte.

Napoleons kurzer Aufenthalt in Potsdam unterbrach auch nicht einen Augenblick die unmittelbar um die Person des Kaisers vor sich gehenden Bewegungen der Heeresteile. An demselben Tage zog Marschall Davoust an der Spitze des glänzenden Vortrabs mit allem kriegerischen Pomp in Berlin ein. Jeder Beschreibung spotten die Gefühle der Wut, des Erstaunens und der Verzweiflung, welche die Einwohner bei diesem Schauspiele ergriffen, das in weniger als 14 Tagen seit Eröffnung der Feindseligkeiten sich ereignete. Mit sprachlosem Schmerze blickten sie auf das stolze durch ihre Thore hereinziehende feindliche Heer. Am selben Tage ergab sich die Festung Spandau, ohne einen Schuß abzugeben, und nachdem er diese Veste in Augenschein genommen, hielt Napoleon am folgenden Tage seinen Triumpheinzug in die Hauptstadt. Er war voller Begierde, die Preußen in ihren innersten Gefühlen zu verletzen, sie für zehnjährige Unterwürfigkeit unter seinen Willen und für zehntägige Bekämpfung zu züchtigen. Gegen die Österreicher war er zur Vergeltung für die hartnäckige Feindschaft von vier Feldzügen bei weitem weniger streng aufgetreten. Von aller Pracht und Herrlichkeit des Kaiserreichs

umgeben, inmitten eines glänzenden Stabes und gefolgt von seiner Dragonergarde, zog er unter dem zu Ehren Friedrichs des Großen errichteten Bogen im Triumphe ein und stieg an den Thoren des alten Schlosses vom Pferde.

Da der König keinen Bevollmächtigten in Berlin zurückgelassen hatte, ersuchten die Bürger den Fürsten Hatzfeld, für den Augenblick die Leitung der Geschäfte zu übernehmen und die Bürgergarde zu befehligen. Der Fürst nahm das zeitweilige Amt an und erließ einen Aufruf, der in dem Satze gipfelte: „Es bleibt uns nichts mehr übrig, als eine friedliche Haltung anzunehmen; über das, was innerhalb unserer Mauern liegt, dürfen unsere Sorgen nicht hinausgehen: dies ist unser einziges Ziel, und es ist von der höchsten Wichtigkeit, daß wir dem unsere ausschließliche Aufmerksamkeit zuwenden.“ Fürst Hatzfeld entging nur mit knapper Not der Todesgefahr; Napoleon entdeckte, daß er in geheimem Verkehre mit dem Fürsten von Hohenlohe gestanden habe und befahl, ihn zu verhaften und zu erschießen. Unterstützt von dem französischen General Berthier, der die Vollstreckung verschob, warf sich die Gemahlin des verurteilten Edelmanns Napoleon zu Füßen und ihre Bitten um Gnade hatten Erfolg; Hatzfeld wurde wieder in Freiheit gesetzt. —

Damals befand sich auch der Freiherr vom Stein in Berlin, da er seit sechs oder sieben Jahren das Amt eines Präsidenten des Handelskollegiums bekleidete. Er hatte sich nicht des vollen Sonnenscheins königlicher Gunst zu erfreuen gehabt, weil er, ohne Rücksicht auf das eigene Interesse, vielleicht zu ungestüm den König gedrängt hatte, die unfähigen und sogar verworfenen Männer zu entfernen, welche sich zwischen ihn und seine Minister gedrängt und einer festen und einheitlichen Politik im Wege gestanden hatten. Nun bewährte sich seine Treue in den Bemühungen, die von Napoleon geforderten, ungeheuren Summen zusammenzubringen, und seinen Anstrengungen gelang es, dem Volke den mutigen Geist einzuflößen, der es eines Tages befähigen sollte, Frankreichs Joch abzuschütteln.

Nachdem er den Staatsschatz in Sicherheit gebracht, folgte Stein bald dem Könige nach Königsberg. Von der dringenden Notwendigkeit einer Verwaltungsreform selbst völlig überzeugt, suchte er auch den König dazu zu überreden; aber Friedrich Wilhelm liebte es, nach eigenem Ermessen zu urteilen und zu entscheiden. Stein hatte aufrichtiges Verlangen, ihm zu dienen; aber die Thatkraft des einen war unvereinbar mit der übermäßigen Behutsamkeit des andern;

langsame Entschlüsse konnten keine raschen Maßregeln erzeugen. Ein Wesen stand gleichsam zwischen dem Könige und dem Freiherrn, ein Wesen, dem das Verständnis für die beiden so verschiedenen und doch gleich trefflichen Charaktere nicht fehlte, welches erkannte, daß der schnelle Blick des das Ganze überschauenden Genies des Freiherrn, und der geduldige, nachdenkliche und vergleichende Geist Friedrich Wilhelms zum Guten zusammenwirken konnten: Königin Luise. Sie zeigte sich sehr dankbar, als der Freiherr nach seiner Ankunft freiwillig seine Dienste anbot; sie pflegte zu sagen, daß, wenn er die Oberleitung in Händen habe, sie stets emporschauen und irgendwo einen Lichtstrahl entdecken könne. Tag und Nacht dachte sie nur an das Vaterland und strengte alle ihre Kräfte an, es aus den Händen des Feindes zu befreien.

Geist und Handlungsweise Steins standen unter der Herrschaft jenes starken Pflichtgefühls, das den Menschen trotz mißgünstiger Auslegung und Undankes fest und standhaft seinen Weg verfolgen läßt. Ohne Zweifel ermutigten ihn die Hochachtung, die er für die Königin hegte, in seinem mannhaften Kampfe gegen die Willkür eines fremden Gewaltherrschers und diejenigen seiner Landsleute, zu denen er kein Vertrauen hatte. Der Königin Luise entging es nicht, welch' harte Prüfungen er zu bestehen hatte; eines Tages sagte sie, auf die Bedeutung seines Namens „Stein" anspielend, zu Frau von Berg: „Ich wundre mich nicht, daß Stein versteinert und daß hart mit ihm umzugehen ist." Obgleich selbst hochgeboren richtete Stein den Blick auf die unteren Volksklassen, im Glauben, daß diese gehoben und gesetzmäßige Rechte ihnen bewilligt werden müßten, um bei ihnen wirkliches Interesse für die Wohlfahrt der Nation zu erregen und ihnen den Geist der Vaterlandsliebe einzuflößen.

Auf Stein hatte Napoleon seinen ganzen Haß geworfen; er wußte, daß es keinen andern Mann in Preußen gab, der alle seine ehrgeizigen Pläne so scharf durchschaute, nicht einen, der so entschlossen war, sie zu nichte zu machen und so fähig, dies auszuführen. Sowohl Napoleon als Stein waren hochstrebende Geister, aber ihre Gefühle und Anschauungen waren wesentlich verschiedener Natur. Denn in einer wichtigen Hinsicht war der hochsinnige preußische Edelmann dem französischen Kaiser überlegen: Stein konnte keine gemeinen Werkzeuge und unedlen Mittel zur Verfolgung der selbstlosen und uneigennützigen Zwecke, die ihm am Herzen lagen, gebrauchen. Napoleon dagegen konnte, wie wir sahen, vollkommen unverantwortliche

Mittel in Anwendung bringen, wenn er einen Menschen verhaften und erschießen lassen wollte, und konnte sich zur Benutzung der amtlichen Tagesberichte und des lügenhaften „Telegraphen" herablassen, wenn er es nicht auf das Leben, sondern auf den Ruf eines Opfers abgesehen hatte. Das grausame Bülletin gegen den Herzog von Braunschweig erscheint durchaus unentschuldbar, wenn man die Umstände, unter welchen es veröffentlicht wurde, bedenkt: das Alter und den Rang des Herzogs, die ehrenvollen auf dem Schlachtfelde empfangenen Wunden, von welchen er, wie wohl bekannt war, sich nicht erholen konnte, und sein edles Schreiben, in welchem er die bedrängten Bewohner seines verwirkten Gebiets Napoleons Rücksicht anempfahl.

„Wenn der Herzog von Braunschweig," sagt der Tagesbericht, „die Rüge des französischen Volks in reichlichem Maße verdient hat, so hat er auch den Tadel des preußischen Heeres und Volkes auf sich gezogen; des letzteren, das ihm vorwirft, einer der Urheber des Krieges gewesen zu sein, des ersteren, das sich über seine Kriegführung und sein militärisches Verhalten beklagt. Die falschen Berechnungen junger Leute sind verzeihlich, aber die Handlungsweise dieses alten 72jährigen Fürsten ist ein Übermaß von Tollheit und seine Katastrophe kann kein Bedauern erregen. Was kann an grauen Haaren Achtungswertes sein, wenn es mit den Fehlern des Alters die Unbesonnenheit und Thorheit der Jugend verbindet? Für diese Ausschreitungen hat er sich gerechter Weise die Verwirkung seines ganzen Landbesitzes zugezogen."

Der Herzog war schwer verwundet vom Schlachtfelde hinweggetragen worden. Nicht eine Klage, nicht ein Wort, unwürdig eines tapferen Mannes, war seinen Lippen entflohen. Zu dem seine Wunde verbindenden Arzte sagte er: „Ich werde immer blind sein; nun, das ist in meinem Alter nicht so schlimm." Er wurde nach seinem Schlosse zu Braunschweig gebracht, aber kaum war er angelangt, als man ihm riet, zu fliehen, da die Franzosen rasch vorrückten. Der edelmütige Greis konnte die Gefahr, in der er schwebte, nicht begreifen, und sagte: „Ich kenne die Franzosen schon lange, sie werden einen alten, auf dem Schlachtfelde verwundeten General achten; ich bin sicher, es ist ein vom Kaiser abgesandter Eilbote unterwegs, der fragen soll, wie es mir geht." Als sein Minister ihm erklärte, seine Anwesenheit in Braunschweig würde die Greuel der Besetzung nur verschlimmern, gab er nach und willigte in seine Abreise ein. Zu schwach, um die Reise zu ertragen, verschied der Herzog am zweiten Tage nach seiner

Ankunft in Altona. Sein Sohn errichtete ein stattliches Korps von 2000 Mann Husaren, die wegen ihrer Uniform Schwarze Braunschweiger Husaren genannt wurden. Mit einem Totenkopfe als Helmschmuck und der Rache als anerkannter Losung rückten sie aus in der stolzen Hoffnung, zu siegen und das eingezogene Gebiet zurückzuerobern; da der Versuch aber mißglückte, zogen sie an die Mündung der Weser und schifften sich nach England ein. Am 17. und 18. Juni 1815 hatten die Schwarzen Braunschweiger reichliche Gelegenheit, für die Unbilden, die sie erlitten, Rache zu nehmen, verloren aber wiederum das Haupt des Hauses; ein anderer Herzog von Braunschweig fiel bei Quatre-Bras.

Alle die anstoßerregenden Tagesberichte lieferten übereinstimmend den Beweis, daß es des Kaisers Bestreben war, die Befehlshaber Preußens in den Augen des Volkes herabzuwürdigen. Sie stehen mit den Worten Napoleons vollständig im Einklange: „Ich will diesen Adel so arm machen, daß er um sein Brot zu betteln genötigt sein wird.“ Der Despot bemühte sich, die Gefühle der Treue und Anhänglichkeit, die das Unglück nicht vermindert hatte, zu ersticken. Aber gerade damals bewährte sich die Treue Preußens, weil der König und die Königin in der öffentlichen Achtung und Zuneigung festen Fuß gefaßt hatten.

In der äußersten Not und Enttäuschung erkannte man doch allgemein an, daß die Haltung der Königin während der prüfungsvollen, den Schlachten bei Auerstädt und Jena vorausgehenden Zeit bewundernswert gewesen sei. Man sagte: „Vor dem Schlachttage zeigte sie den Mut einer Heldin und darnach die Ergebung einer Christin.“ Luisens warme Vaterlandsliebe hatte ihr fast abgöttische Verehrung erworben, und ein stolzes Volk kann denen, welche es wagen, sein königliches Haus in Schimpf und Schande zu bringen, nie verzeihen.

Napoleon berief die preußischen Staatsmänner und andere hohe Standespersonen in Berlin zusammen und sprach bei dieser Gelegenheit vor der Versammlung über die Königin, von welcher er behauptete, sie habe zum Kriege gedrängt. Wohl waren die Anwesenden von dieser anmaßenden Äußerung überrascht und verletzt, doch wagten sie aus Furcht keine augenblickliche Erwiderung; nur ein wackerer alter Geistlicher von angesehener Stellung, Namens Erman, der zur französischen Kolonie gehörte, getraute sich, mit klarer, fester Stimme zu sagen: „Majestät, das ist nicht wahr.“ Er gestand nachher, daß er nach diesen Worten seine Seele Gott befahl, denn er erwartete,

verhaftet zu werden, und dachte an den Herzog von Enghien. Aber Napoleon ließ die kühne Antwort ohne Ahndung vorübergehen, vielleicht bewunderte er den heroischen Mut des Seelenhirten.[91])

Der Kaiser von Frankreich hatte die Königin von Preußen noch nie gesehen; er hatte hauptsächlich durch seine Kundschafter, gemeine und meist von unedlen Grundsätzen und Beweggründen geleitete Menschen, von ihr gehört. Napoleon hatte sich selbst völlig überredet, daß Königin Luisens Charakter so sei, wie er ihn sich vorstellte; die Anlage und Neigung seines Geistes machten ihn unfähig, sich von weiblicher Vortrefflichkeit reine und hohe Begriffe zu bilden. Für ihn war die Ehe kein heiliges Band, er konnte daher die Gefühle einer ihrem Manne und all' dem Seinigen treuergebenen Frau nicht begreifen. Der Kaiser hatte vor weiblichen Politikern einen wahren Abscheu; so haßte er auch Frau von Staël, und die Härte, mit welcher er sie aus der Nähe von Paris vertrieb, wirft ein Licht auf die Anschauung, die er von Frauen hatte, welche nach Einfluß auf nationale Angelegenheiten zu streben wagten. Königin Luise war ihm ganz falsch dargestellt worden; die Feinde Preußens hatten ihm hinterbracht, die Königin habe überall in ihrem Auftreten die Heldin gespielt, und aus derselben Quelle wurden ihm von den Gunstbezeugungen und Ermutigungen, welche sie auf des Königs Wunsch den Truppen habe zu teil werden lassen, boshaft übertriebene Schilderungen gemacht. Der Kaiser hatte mit gläubigem Ohr darauf gehört, und die Abneigung, welche er gegen die Königin von Preußen infolge dieser falschen Berichte empfand, war unverhohlen.

Napoleon soll, als er im Potsdamer Schlosse zum ersten Male ein schönes Bildnis von Königin Luise sah, sehr betroffen davon gewesen sein, seine Überraschung darüber, daß er das Gesicht und den Ausdruck seiner Erwartung gar nicht entsprechend gefunden, eingestanden und mehrere sie betreffende Fragen gestellt haben. In den Gemächern der Königin zu Potsdam und Charlottenburg fand sich auch ihr dreijähriger Briefwechsel mit dem Könige, ferner Gedenkblätter, Notizen und allerlei Papiere, die alle dem Feinde in die Hände fielen. Die Flucht ihrer Majestät war zu eilig gewesen, als daß sie Zeit dazu gefunden hätte, wichtige Papiere in Sicherheit zu bringen und die übrigen zu vernichten.

Der neunzehnte Tagesbericht schildert die Art und Weise, in welcher die Paläste des Königs von Preußen behandelt wurden. Es ist einer derjenigen, welcher so recht das erstaunliche Gemisch von

Wahrheit und Falschheit der französischen amtlichen Berichte über diesen Feldzug bezeichnet. Beachtenswert erscheint auch seine Bemerkung über das Davoust, dem wirklichen Helden von Auerstädt, zugefügte Unrecht, denn Davousts Leistungen an jenem Tage waren bei weitem wunderbarer, als die Napoleons. Graf Philipp von Ségur, der mit dem Kaiser die preußischen Schlösser besuchte, erzählte nachmals, daß Napoleon in Charlottenburg der Königin Schlafgemach betrat, ihren Geheimschrank durchsuchte und Privatbriefe darin fand, die ihm die Abneigung, welche die Königin gegen ihn hegte, klar zum Bewußtsein brachten. Die Entdeckung reizte ihn, obgleich, wie man sich denken mochte, er doch kaum hätte erwarten können, Angenehmes über sich selbst darin zu lesen. Das war die wahre Ursache seines Grolls auf Königin Luise, der Grund für die niederträchtigen, in den Tagesberichten der Großen Armee veröffentlichten Anspielungen und abscheulichen, im „Telegraphen" erscheinenden Beschimpfungen.

Bald nach seiner Ankunft in Berlin stattete der Kaiser dem betagten Prinzen Ferdinand, der den Verlust seines tapferen Sohnes, Ludwig Ferdinand, betrauerte, einen Beileidsbesuch ab. Auch der Witwe des Prinzen Heinrich und der Kurfürstin von Hessen-Kassel erwies Napoleon die höflichsten Aufmerksamkeiten, obgleich er den Kurfürsten seines Landes beraubt hatte. Dies war eine harte Strafe, da der regierende Fürst von Hessen-Kassel nicht bei Jena mitgekämpft, sondern nur den Preußen den Durchmarsch durch sein Gebiet gestattet hatte. Außerdem hatte Napoleon selbst wiederholte Beispiele der Verletzung neutralen Bodens gegeben. Glücklicherweise hatte der Kurfürst außer seinem Lande über bedeutenden Besitz zu verfügen, den er insgeheim ganz in die Hände des Mayer Anselm Rothschild legte. Der Jude erwies sich als ein sehr schlauer, aber ehrlicher Mann, denn seine Rechtschaffenheit wurde auf die Probe gestellt. Er lebte unter seinem Volke in der engen, schmutzigen Judengasse zu Frankfurt und bis jetzt war sein Name wenig über die Stadt hinaus bekannt. Es hat etwas Anziehendes, ein vom Glücke begünstigtes und mächtiges Geschlecht bis auf einen höchst ehrenvollen Ursprung zurückzuverfolgen und zu sehen, daß der Grundstein des Hauses in der Wahrheit und Billigkeit gelegt wurde.

Indessen waren Unterhandlungen für einen Sonderfrieden zwischen Preußen und Frankreich eröffnet worden. Des Königs Mißgeschick ließ die Erlangung einer Frist um jeden Preis als unumgänglich notwendig erscheinen. Zuerst schien das Zustandekommen einer

Verständigung, da sich Friedrich Wilhelm sehr nachgiebig zeigte, wahrscheinlich. Aber der König geriet immer tiefer ins Unglück, und in dem Maße, wie er seine Städte und Vesten einbüßte, stiegen Napoleons Forderungen und zuletzt schlossen dieselben, vom ursprünglichen Zwecke gänzlich abschweifend, das Ansinnen in sich, Preußen solle zu Maßregeln, welche England und Rußland geschädigt haben würden, seine Zustimmung geben. Seines Königreichs und seines Heeres beraubt, bewahrte der König immer noch seine Ehre und blieb standhaft bei seinem Entschlusse, mit dem Kaiser von Rußland zu stehen oder zu fallen. Napoleon hatte diese Ablehnung der gestellten Bedingungen geahnt. Die Nachricht erreichte ihn in Posen, bis wohin er schon auf seinem Vormarsche an die Weichsel gelangt war, und es blieb ihm nun nichts weiter übrig, als mit aller Kraft den Krieg in Polen aufzunehmen.

Napoleon hatte es sich angelegen sein lassen, die Vaterlandsliebe der Polen für seine Sache auszubeuten, und hatte deshalb die von den preußischen Polen an ihn nach Berlin gesandten Abgeordneten gnädig empfangen. Auf deren Ansprache hatte er erwidert: „Wenn ich dreißig- oder vierzigtausend Polen unter den Waffen sehe, so will ich in Warschau Ihre Unabhängigkeit ausrufen lassen, und wenn dieselbe von mir kommt, so wird sie unerschütterlich sein.“ Er zog nun aus allen Teilen des Kaiserreichs die in der französischen Armee dienenden polnischen Offiziere zusammen (Dombrowsky ließ er aus Italien herbeiholen) und beauftragte sie mit der Aushebung und Bildung eines vaterländischen Heeres. Polens Schicksal hatte in Frankreich reges Interesse hervorgerufen, da seit einiger Zeit eine große Anzahl Polen in der französischen Armee dienten und die polnischen Scharen ihr Blut auf manchem ruhmvollen Schlachtfelde mit dem der Franzosen zugleich vergossen; diese Waffenbrüderschaft hatte zwischen beiden Völkern ein gegenseitiges Mitgefühl erzeugt. Als daher Napoleon wie ein mächtiger Eroberer auf polnischem Boden erschien, zogen ihm die Einwohner in heller Begeisterung entgegen.

Daß die Wiederherstellung dieses Königreiches nur eine gerechte Sache, eine dem europäischen Gleichgewichte notwendigerweise zu leistende Genugthuung wäre, darüber herrschte zur Zeit nur eine Ansicht; es war dies eine Wahrheit, welche zu beweisen die Geschichte auf sich genommen und die sie klar an den Tag gelegt hatte. In seinen politischen Manifesten hatte Napoleon nicht verfehlt, diesen Beweisgrund aufzuführen: So oft er seine eigenen Angriffe und Ver-

gewaltigungen zu rechtfertigen hatte, stellte er dieselben unwandelbar als rechtmäßige Wiedervergeltung für die Teilung Polens hin.

Im „Moniteur" erschien damals ein Artikel, der den Raub Polens für die niederträchtigste Ungerechtigkeit erklärt, welche die Geschichte kennt. Bald darauf wurde in demselben Blatte ein mit Koszinskos Namen unterzeichneter Aufruf veröffentlicht, der in begeisterten Worten die Polen anfeuerte, sich unter dem Banner des unbesiegbaren Kaisers der Franzosen zusammenzuscharen. Koszinsko verleugnete sofort jede Beteiligung bei diesem Aufrufe. Ein solches Widerstreben gegen seinen Willen verwunderte Napoleon höchlich. Er selbst brach ja sein eigenes Wort mit solcher Leichtigkeit, daß er des polnischen Helden ehrenvollen Entschluß, seinem Versprechen treu zu bleiben, nicht begreifen konnte.

Das Jahr, welches so großes Unglück über Preußen gebracht, neigte sich dem Ende zu. Als seine letzten Tage verflossen, war das gesamte Norddeutschland von französischen Truppen besetzt, während zum Kampfe mit den gewaltigen Legionen Rußlands und den Trümmern des preußischen Heeres im Herzen Polens sich 100 000 Mann zusammenzogen. Friedrich Wilhelm musterte alle Truppen, über die er noch verfügte und ließ sie zu Alexander abgehen.

Während ihres Aufenthaltes in Königsberg erhielten der König und die Königin die Nachricht von der am 26. Dezember geschlagenen Schlacht bei Pultusk. Diese galt als russischer Sieg, obwohl die Franzosen die Ehre des Tages so weit retteten, daß sie denselben auch für sich beanspruchen konnten. In Königsberg sah man darin lieber einen russischen Erfolg, der demgemäß auf herkömmliche Weise von Postillonen im Lande verkündet wurde. Alsdann stürzte die ganze Stadt heraus, dem Eilboten entgegen, der mit Jubelgeschrei begrüßt wurde. Eine ungeheuere Menschenmenge begleitete ihn und zog mit ihm zum Palaste der Fürstin von Solms, wo die Majestäten residierten. Die ganze königliche Familie trat ans Fenster; selbst die Königin erschien mit ihren Kindern, obwohl sie sehr unwohl aussah, da sie, am Nervenfieber erkrankt, vierzehn Tage lang das Bett hatte hüten müssen. Solche Freude erweckte der erste Glücksstrahl.

Am Neujahrstage 1807 weilte der König mit den Seinigen noch in Königsberg, wiewohl das Vorrücken der Franzosen die Fortsetzung der Flucht nach Osten hatte notwendig erscheinen lassen. Am Neujahrsmorgen, als die Kinder zur Darbringung ihrer Glückwünsche um die Eltern versammelt waren, sprach der König mit dem ihn auszeichnenden,

freundlichen Ernste zu seinem zweiten Sohne: „Wilhelm, ich habe Dich zum Offizier im Heere ernannt; Du gehst nach Memel, und vielleicht wäre es mir nicht möglich, die Ernennung an Deinem Geburtstage zu vollziehen, ich ernenne Dich deshalb jetzt schon zum Offizier." Der kleine, noch nicht ganz zehnjährige Prinz, freute sich herzlich über die ihm nun angelegte Garde-Dienstuniform: blauer Waffenrock mit rotem Kragen, wie sie jetzt die königlichen Kammerherren tragen, enge dunkle Hosen und hohe, bis ans Knie reichende Stiefel; ein Spazierstock vervollständigte die Ausrüstung. Es war gut, daß so der zehnte Geburtstag vorweggefeiert wurde, denn als er kam, war neues Unglück hereingebrochen. An diesem Tage wurde Prinz Wilhelm von demselben Fieber befallen, von dem seine Mutter und sein Bruder Karl kurz vorher heimgesucht worden waren.

Prinz Wilhelm stand den Franzosen im Felde zuerst in einem Gefechte bei Mannheim gegenüber, noch ehe er sein siebzehntes Lebensjahr vollendet hatte. So begann der spätere Kaiser von Deutschland das Kriegsleben schon in jungen Jahren und in sehr trüben Tagen. Doch war in Bezug auf seine Berufsverhältnisse der Zeitpunkt glücklich gewählt, denn während die Prinzen sich ausbildeten und im Felddienste sich die ersten Erfahrungen sammelten, wurden viele wichtige Verbesserungen durchgeführt, ja es vollzog sich allmählich ein vollständiger Umschwung in der Kriegskunst. Der jüngere Bruder war von Natur mit den Talenten, die sich durch militärische Erziehung entwickeln, besonders begabt.

In späterer Zeit sagte Kaiser Wilhelm im Gespräche mit mehreren seiner Generale zu diesen, er habe in jüngeren Jahren nie den Thron zu besteigen erwartet, da es unwahrscheinlich gewesen, daß er seinen Bruder überleben und ihm auf dem Throne folgen würde. Er sei deshalb mit dem Bewußtsein aufgewachsen, daß sein Leben dem militärischen Berufe gewidmet sein müsse und habe geglaubt, seine Pflichten gegen den König und das Vaterland am besten erfüllen zu können, wenn er diese Laufbahn beharrlich verfolgte.

Im Jahre 1806—7 war das alte Schloß zu Königsberg von höheren Beamten bewohnt, unter anderen auch von dem Landhofmeister von Auerswald. Dieser hatte drei Söhne, welche die Kameraden und Freunde der jungen Prinzen wurden. Prinz Wilhelm schloß besondere Freundschaft mit Rudolf von Auerswald, der in späteren Jahren dem König und dem Vaterlande ein treuer und nützlicher Diener wurde.

Die Fürstin Friederike von Solms-Braunfels, welche in Königsberg einen Palast besaß, nahm ihre Majestäten und deren Kinder mit Freuden auf, und diese wohnten einige Monate bei ihr; die Gesellschaft ihrer Schwester war der Königin, auf welcher Kummer und Not schwer lasteten, ein hoher Trost. Ihr dritter Sohn, Prinz Friedrich Karl, fünf bis sechs Jahre alt, wurde vom Typhus befallen, weshalb Hufeland, der sich zufällig in Danzig aufhielt, sofort nach Königsberg berufen wurde; das Kind erholte sich, aber seine Mutter wurde von dem Fieber ergriffen und lag schwer darnieder. Hufeland, der Leibarzt der Königin, schildert in seinem Tagebuche diese trübselige Zeit mit folgenden Worten:

„Nie werde ich die Nacht des 22. Dezembers 1806 vergessen, wo sie in Todesgefahr lag, ich bei ihr wachte und zugleich ein so fürchterlicher Sturm wüthete, daß er einen Giebel des alten Schlosses, in dem sie lag, herabriß, während das Schiff, welches den ganzen, noch übrigen Schatz und alle Kostbarkeiten enthielt, auf der See war. Indeß auch hier ließ Gottes Segen die Kur gelingen, sie fing an, sich zu bessern. Aber plötzlich kam die Nachricht, daß die Franzosen heranrückten. Sie erklärte bestimmt: ‚Ich will lieber in die Hände Gottes als dieser Menschen fallen!‘“

„Und so wurde sie den 5. Januar 1807 bei der heftigsten Kälte, bei dem fürchterlichsten Sturm und Schneegestöber, in den Wagen getragen und 20 Meilen weit über die Kurische Nehrung nach Memel transportirt. Wir brachten drei Tage und drei Nächte, die Tage theils in den Sturmwellen des Meeres, theils im Eise fahrend, die Nächte in den elendesten Nachtquartieren zu. Die erste Nacht lag die Königin in einer Stube, wo die Fenster zerbrochen waren und der Schnee auf ihr Bett geweht wurde, ohne erquickende Nahrung. So hat noch keine Königin die Not empfunden!“

„Ich dabei in der beständigen, ängstlichen Besorgniß, daß sie ein Schlagfluß treffen möchte. Und dennoch erhielt sie ihren Muth, ihr himmlisches Vertrauen auf Gott, aufrecht, und er belebte uns Alle. Selbst die freie Luft wirkte wohlthätig: statt sich zu verschlimmern, besserte sie sich auf der bösen Reise. Wir erblickten endlich Memel am jenseitigen Ufer; zum ersten Mal brach die Sonne durch und beleuchtete mild und schön die Stadt, die unser Ruhe- und Wendepunkt werden sollte. Wir nahmen es als ein gutes Omen an.“

Nicht minder groß als die Leiden der königlichen Flüchtlinge waren die Strapazen der tapferen Soldaten, welche die Gefahren

eines der schrecklichsten Feldzüge zu bestehen hatten. Eine preußische Truppenmacht unter General Lestocq und Scharnhorst war den Russen zu Hilfe geschickt worden, und kam gerade noch zur rechten Zeit, um in der blutigen Schlacht bei Preußisch-Eylau (am 7. und 8. Februar 1807) die Ehre des Tages zu retten. Nie verlebten zwei Heere eine Nacht unter schrecklicheren Eindrücken als die beiden einander gegenüberstehenden Armeen, welche ohne Zelt oder Schutz auf den schneebedeckten Gefilden von Eylau lagerten. Die unmittelbare Nähe der beiden Heere, die gewaltige, auf so beschränktem Raume angesammelte und auf gegenseitige Vernichtung ausgehende Menschenmasse; die winterliche Öde des Kriegsschauplatzes; die vor Kälte schauernden Gruppen, welche beiderseits um die den festgefrorenen Schnee nicht schmelzenden, flackernden Wachtfeuer herumlagen; die ernste Entschlossenheit der Krieger in der einen Schlachtlinie und der begeisterte Eifer der anderen; der Ruhm Rußlands und Frankreichs, welcher von dem Kampfe der mächtigsten, jemals von beiden ausgesandten Streitmacht abhing — alles trug dazu bei, eine Stimmung von tiefer, lautloser Feierlichkeit hervorzurufen, die auch den leichtfertigsten Sinn nicht unbewegt ließ und manches ermattete Auge trotz der außerordentlichen Strapazen des vorhergehenden Tages wach erhielt. Eine starke Abteilung Russen hielt die Kirche und den über dem Städtchen gelegenen Friedhof, dessen Namen in den vaterländischen Annalen aufbewahrt werden sollte, besetzt. Als die Schlacht vorüber war, schliefen Tausende den Schlaf des Todes und Ströme purpurroten Blutes befleckten den reinen, weißen Schnee.

Napoleon konnte nicht so früh, als er erwartet hatte, in Königsberg einziehen, denn es traf ihn ein Schlag, den er nicht geahnt hatte. Er wurde bei Eylau zwar nicht eigentlich geschlagen, aber er trug auch keinen Sieg davon, wiewohl nach heißem Streite die Franzosen ihre Stellungen behaupteten und den Sieg beanspruchten. Auch die Russen erhielten die Ordnung aufrecht und flohen nicht vor dem Feinde. So empfindlich war jedoch der vom französischen Heere in dem blutigen Ringen erlittene Verlust, daß der Kaiser den Vormarsch auf Königsberg nicht wagte, obwohl die Türme der Stadt auf den von seinen Truppen besetzten Höhen sichtbar waren. Neun Tage lang blieben die Franzosen noch auf jenen Höhen stehen; Napoleon schien vom Feinde Friedensanerbietungen zu erwarten. Als aber die Russen noch immer nicht den Vorschlag zu einem Waffenstillstande machten, entschloß er sich selbst hierzu. Er übersandte sowohl dem Kaiser von

Rußland als dem Könige von Preußen Friedensvorschläge und folgendes Begleitschreiben: „Mein Herr Bruder! Ich sende an Eure Majestät den General Bertrand, meinen Adjutanten, der mein ganzes Vertrauen besitzt. Er wird Ihnen Mittheilungen machen, welche Ihnen, hoffe ich, angenehm sind. Mögen Eure Majestät glauben, daß dieser Augenblick der schönste meines Lebens ist. Ich schmeichle mir, daß er die Epoche einer dauerhaften Freundschaft zwischen uns einleiten wird. Womit ich Gott bitte u. s. w. Napoleon." Bennigsen, der russische Oberbefehlshaber, schickte den französischen Abgesandten mit einem Schreiben an den König nach Memel weiter, in dem er ihm vom Unterhandeln entschieden abriet und vorstellte, daß gerade die Thatsache, daß Napoleon nach einer so zweifelhaften Schlacht eine Waffenruhe vorschlage, der beste Beweis dafür sei, daß eine Bewilligung derselben nicht im Interesse der Verbündeten liege.

Die von Napoleon gestellten Bedingungen waren von den nach der Schlacht bei Jena gemachten Vorschlägen sehr verschieden, aber Friedrich Wilhelm ließ sich durch einen verführerischen Antrag nicht vom Wege der Ehre abbringen, und ungeachtet der beinahe verzweifelten Lage und der Besetzung von neun Zehnteln der preußischen Monarchie durch Feindesmacht, lehnte es die Regierung ab, sich auf gesonderte Unterhandlungen einzulassen. Damals erbot sich Napoleon, dem Könige von Preußen sein ganzes Gebiet, nach dem Besitzstande vor dem Kriege, zurückzuerstatten, ohne ihn in betreff etwa zu schließender Bündnisse irgendwie einzuschränken, wofern weder von Rußland, noch von England im Vertrage die Rede wäre.

Der zur Unterhandlung über diesen Friedensvorschlag von Napoleon nach Memel gesandte General Bertrand war auch Träger einer Botschaft des Kaisers der Franzosen an die Königin von Preußen. Der General erklärte, Kaiser Napoleon sei in Bezug auf ihre Majestät aufs Vollständigste getäuscht worden, niemand sei jetzt mehr dazu bereit als er, ihren vielen Tugenden Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und nichts wäre ihm eine so große Genugthuung, als ihr in Berlin persönlich seine Aufwartung machen und sie seiner freundschaftlichen Gesinnungen versichern zu können. Königin Luise ließ sich indessen durch diese schmeichlerischen Reden keineswegs täuschen.

Nachdem seine Bemühungen, Preußen zu einem Sondervergleiche zu verlocken, fehlgeschlagen waren, sah sich Napoleon vor die Notwendigkeit eines Rückzugs gestellt. Eylau wurde geräumt und 600 Verwundete der Gnade des Feindes preisgegeben. Bennigsen

beeilte sich das vom Feinde verlassene Land zu besetzen und als er über die blutigen, noch mit unbeerdigten Toten und andern Überresten eines verzweifelten Kampfes bedeckten Gefilde dahinzog, fühlte er es, daß er und seine tapferen Russen nicht geschlagen worden waren, und erließ eine Bekanntmachung, in der er offen den Sieg beanspruchte. Napoleon redete seine Soldaten mit der gewohnten großsprecherischen Zuversicht an; aber es war unmöglich, es vor ihnen oder vor Europa zu verheimlichen, daß die Große Armee nun zum ersten Male sich zurückgezogen hatte. Die ganze Welt sah eine tief traurige Thatsache darin, daß 50 000 Menschen umgekommen waren, ohne daß daraus einer der Parteien ein entscheidender Vorteil erwuchs. Das Land, das von den beiden Heeren besetzt gewesen, war erschöpft und wurde der Schauplatz furchtbaren Elends. Haufenweise auf den Feldern umherliegende Verwundete blieben dort Wochen lang ohne Behandlung und ohne andere Lebensmittel, als das, was die Mildthätigkeit der Landleute ihnen spenden konnte.

Etwa einen Monat nach der Schlacht bei Eylau trat ein Ereignis ein, das zwar unter den Menschen und Völkern weniger allgemeine Teilnahme erregte, das aber sehr wichtige Folgen nach sich gezogen hat. Frankreichs Einkünfte lieferten nicht mehr als die Hälfte der für Napoleons riesenhafte, kriegerische Zurüstungen und Feldzüge erforderlichen Gesamtsumme. Er hatte die Mittel und Wege, wodurch dieser Mangel gedeckt werden könnte, erwogen und seine Gedanken waren auf die Juden gelenkt worden.

Am 9. März 1807 trat nun auf des Kaisers Befehl in Paris eine großartige Judenversammlung zusammen. Sie veröffentlichte das Resultat ihrer Beratungen, die darauf berechnet waren, die Israeliten eines Teils des Hasses, unter welchem sie bei allen Völkern der Christenheit so lange gelitten, zu entlasten. Napoleon nahm sie unter seinen Schutz und machte sie unter gewissen Abweichungen der Vorrechte seines Reiches teilhaftig. Dieser erste Anlauf zu einer Vereinigung und festen Niederlassung der Juden, der unter allen anderen Verhältnissen, als der Herrschaft eines so großen Eroberers, wie Napoleon, unmöglich ist, erscheint sehr denkwürdig. Die unmittelbare Ursache davon war zweifelsohne das Bestreben des Kaisers, sich die Unterstützung einer so zahlreichen und begüterten Volksklasse, wie die Juden von Altpreußen, Polen und den südrussischen Provinzen waren, zu sichern, was bei dem Kampfe, in den er verwickelt war, von hoher Bedeutung zu sein schien.

Der König von Preußen weilte mit den Seinigen in stiller Ruhe zu Memel, wo die Königin nach Überstehung der heftigen Typhuskrankheit ihre Kräfte allmählich wieder erlangte. Memel zählte damals etwa 6000 Einwohner; es war ein sauberes Städtchen und bot dem Hofe angemessenere Unterkunft, als das alte Königsberg. In Memel fiel dem jungen George Jackson das, gewissermaßen nach englischer Art, mehr Heimische, das die Dinge zeigten, auf. Sein tägliches Leben und das seiner Gefährten war heiterer, als es in letzter Zeit gewesen; denn obwohl ihrer Majestät Befinden noch keine Empfänge gestattete, so war doch ihr kleiner Hof nicht aller geselligen Belustigungen bar. Selbst Frau von Voß zeigte sich überaus entgegenkommend und ermutigte die jungen Herren, ihre jetzt von aller Förmlichkeit freien Besuche bei ihr häufig zu wiederholen. „Nie ließ ich es mir einfallen," sagt Sir George Jackson, „als ich in Berlin meinen ersten förmlichen Besuch machte, daß ich jemals bei der Morgentoilette empfangen würde und drollig genug ist es, sie unter den Händen ihres Haarkräuslers zu sehen, während sie lustig lacht und kokettiert." Die lebhafte, alte Dame versicherte gern ihre Vorliebe für alles Englische und nahm kleine von ihren englischen Freunden dargereichte Geschenke an Wein, Thee und anderen Sachen bereitwillig an.

Trotz Kummer und Sorge bot das gänzlich neue Leben, das die königliche Familie zu Memel führte, doch auch mannigfache Reize, welche die Königin und Prinzessin Wilhelm zu genießen vermochten, und welche ihre Herzen in dieser Unglückszeit erfrischten und aufheiterten. Die Einwohner von Memel zeigten sich als treue Unterthanen, wie man denn in dieser ganzen Gegend Ostpreußens besonders anhänglich an die Monarchie und an die Hohenzollern war. Viele Bewohner waren Nachkommen jener von Friedrich Wilhelm I. dort angesiedelten Salzburger Ausgewanderten. Die mit dem Auszuge zusammenhängenden Überlieferungen waren noch nicht vergessen, und die alten Familienerzählungen hatten das ihrige dazu beigetragen, die Treue gegen Gott und den König bei ihnen zu erhalten.

Die lebenskräftigsten Bewohner Preußens hatten in jener östlichen Ecke Zuflucht gesucht, um von dort aus die übrigen zu unterstützen, durch Sammlung der sittlichen Kräfte den Verlust an Gebiet zu ersetzen und das, was ihnen abgerungen worden war, wiederzugewinnen. Die zur Züchtigung Preußens ausgestreckte Hand Gottes segnete es zugleich durch Vereinigung der besten Männer aller

Klassen. So wurde in dem um die königliche Familie versammelten, befreundeten Kreise ein geistanregender, geselliger Verkehr gepflegt. Alle lebten auf möglichst einfache Weise und brachten freudigen Mutes Opfer, um den an das Vaterland gestellten schweren Anforderungen zu genügen. Die Prinzessin Wilhelm und die Königin waren beständig beisammen und führten ein schlichtes, thätiges und nützliches Leben. Man erfährt, daß sie zum Lesen von Geschichtswerken Muße fanden; die umfassenden Anschauungen, welche die Geschichte von den Geschicken der Völker verleiht, müssen bei ihren Verhältnissen ermutigend gewirkt haben.

Über diesen Aufenthalt in Memel berichtet ein Augenzeuge: „Sie führte das eingezogenste Privatleben, Wohlthun und Menschenliebe füllten ihre Tage. Sie suchte, soviel sie es vermochte, soweit es die zarte Weiblichkeit erlaubte, das Elend zu lindern, das der Krieg in seinem Gefolge mit sich führt. Sie sorgte mit unabläßlichen Bemühungen, mit ansehnlichen Unterstützungen für die Verwundeten, spendete den Notleidenden. Sie besuchte kein Schauspiel, bei ihr wurden keine Concerte und Bälle gegeben; aber jeder, dem das Glück ward, sich ihr zu nahen, muß es bekennen, daß sie oder noch nie ein Weib auf Erden dem hohen Ideale der schönsten Weiblichkeit nahe kam. Ans Herz dringend war die Ruhe, die Ergebung, mit der sie ihr Unglück trug. Groß ist die Macht des Unglücks, größer, wenn es einen der Herrschenden trifft, am größten, wenn dieser verdient, Herrscher zu sein, und wahrlich, das ist der Fall mit Luise. Auch in einer Hütte geboren, wäre sie Königin; auch ohne Königin zu sein, huldigte ihr jedes fühlende Herz."

Dreimal wöchentlich hielt die Königin einen Empfang ab; bei diesen Gelegenheiten beschäftigte sich ihre Majestät nebst ihren Damen und denjenigen, welche die Ehre hatten geladen zu sein, gewöhnlich mit Leinwandzupfen für die Verwundeten. Einige der Herren vom diplomatischen Korps waren in dieser Art Arbeit nicht sehr geschickt, aber ihre Majestät war gütig genug, ihre Versuche, bei dem wohlthätigen Werke mitzuhelfen, mit freundlichem Lächeln zu ermutigen.

Der Hof siedelte, nachdem die Franzosen sich aus der Umgegend von Königsberg zurückgezogen hatten, nach dieser Stadt über. Gerade vor dem Residenzwechsel traf der Kaiser von Rußland in Memel ein. Seine Majestät und der König begaben sich nach Bartenstein, da sie einige Tage ungestört zusammen zu verleben wünschten. Dieser Besuch gab den Ausschlag zu Gunsten Hardenbergs, der wieder an

Macht gewann; der Minister befürwortete immer noch eine antifranzösische Politik. Während der König zu Bartenstein weilte, kehrte seine Gemahlin, von der Fürstin von Solms begleitet, nach Königsberg zurück, wo die Majestäten wieder zusammentrafen. Dort sah die Königin auch Frau von Krüdener wieder, die Gemahlin des russischen Gesandten, mit welcher sie oft die Spitäler besuchte und die Verwundeten pflegte. Die so inmitten der Not geschlossene Freundschaft erwies sich als fest und dauernd; bisweilen führten sie auch Gespräche über religiöse Gegenstände, welche die Königin in lebhafter Erinnerung behielt.

Die beiden so schönen und begabten Frauen hatten sich zuerst in jenem lebenslustigen Kreise in Berlin getroffen, in dem sie beide als unübertrefflich glänzende Sterne geleuchtet hatten. Der Schauplatz hatte gewechselt — es war eine andere Art Herrlichkeit, welche jetzt die dunklen Stunden der Nacht erhellte. Auch war es keine düstere Nacht, sondern eine, die leuchtenden Morgen versprach. Während beide Frauen sich mit ausdauerndem Eifer der Mildthätigkeit widmeten, vertiefte und entfaltete sich ihr Glaube und hob sie über ihre irdischen Leiden empor.

Barbara Julie von Krüdener hatte in ihrer Jugendzeit nicht den Segen religiöser Erziehung genossen. Unempfänglich für Dinge von ewiger Wichtigkeit, eng verknüpft mit der Welt, welche ihrer Eitelkeit schmeichelte, war sie herangewachsen. Ihre religiösen Begriffe waren nur wie die zusammenhanglosen Träume der Schlafenden; aber plötzlich war sie durch die Erschütterung, die sie als Augenzeugin des Todes einer vom Schlagflusse getroffenen Freundin empfand, erwacht. Die Todesfurcht ließ sie auf die Kniee sinken und gab ihr den ersten stammelnden Versuch zu ernstem Gebete in den Sinn.

Während der Eindruck ihr noch frisch in der Seele haftete, meldete sich, erhaltenem Befehle gemäß, ihr Schuhmacher bei ihr. Der Mann war in der Nachbarschaft als frommer mährischer Bruder bekannt. Frau von Krüdener sprach mit ihm von dem erschütternden Todesfalle, der sie ganz außer Fassung gebracht hatte. Einige von dem Manne darauf gemachte Bemerkungen setzten sie in Erstaunen und bewogen sie zum Nachdenken. Sie beobachtete ihn auch ferner mit großem Interesse und fühlte sich von seiner unerschütterlichen Freudigkeit ergriffen; sie sprach weiter mit ihm und fand, daß er, obgleich von der Eitelkeit und Nichtigkeit aller irdischen Dinge völlig überzeugt, doch sich glücklich fühlte, und in gottergebenem Sinne das Hinwelken

und Untergehen irdischer Schönheit beobachtete. Der Tod selbst konnte ihn nicht unglücklich machen, denn ihm war er nur eine Bürgschaft der Auferstehung — das dunkle auf Versprechungen, die nicht gebrochen werden können, gesetzte Siegel.

Die hochgestellte Dame lernte viel von dem schlichten Handwerker und von den Lehren seiner Sekte, welche ihr die religiösen Wahrheiten in ungekünstelter, einfacher Sprache vorbrachten. Und nun gab sie, was sie von ihnen empfangen, zurück, indem sie leidenden und sterbenden Soldaten dieselben Trostesworte spendete. Die Königin, Prinzessin Wilhelm, Frau von Krüdener und andere Damen fühlten sich durch gemeinsamen Anteil an den Pflichten, die sie übernommen, verbunden und halfen einander durch gegenseitigen Gedankenaustausch. Nachmals, als sie wieder getrennt von einander lebten, schrieb die Königin folgendes an Frau von Krüdener:

„Ich bin Ihnen ein Geständnis schuldig, liebe Freundin, das Sie, ich weiß es, mit Freudenthränen aufnehmen werden. Sie haben mich besser gemacht, als ich vorher war. Ihre wahrhaften Worte, unsere Gespräche über das Christentum, haben einen starken Eindruck bei mir hinterlassen. Ich habe mit tieferem Ernste über diese Dinge nachgedacht, deren Dasein und Wert ich freilich schon vorher gefühlt hatte; aber ich hatte nur leichten Sinnes daran gedacht und sie eher erraten als mich ihrer versichert gefühlt. Diese Betrachtungen brachten mich Gott näher, mein Glaube wurde stärker, so daß ich mitten im Unglück nie trostlos, nie ganz unglücklich gewesen bin. Sie werden begreifen, daß ich nie völlig elend sein kann, so lange diese Quelle reinster Freude mir offen steht. Ich hoffe, ich werde im stande sein, alle Schickungen Gottes und die Leiden, die mir zu meiner Läuterung gesandt sind, mit der Ruhe und Demut einer Christin zu ertragen. Denn in diesem Lichte betrachte ich alle schweren Prüfungen, die uns niederbeugen. Nun, da ich wieder im Getümmel der Welt bin, versprechen Sie mir, daß Sie mir stets die Wahrheit sagen werden.“ [92])

Obwohl Napoleon immer noch unbesiegbar schien, so begannen doch Staatsmänner wie Stein, Feldherren wie Gneisenau, Boyen und Grolmann, Dichter wie Schenkendorf und Redner wie Süvern zu erklären, der Tyrann werde eines Tages überwunden werden und der Geist der Deutschen sei, wenn einmal bis auf den tiefsten Grund aufgerüttelt, unüberwindlich.

Auch Blüchers Worte sind sehr bemerkenswert. Er richtete dieselben an Bourienne, den er in Hamburg traf, wohin er sich von

Lübeck aus begeben hatte. „Ich rechne sehr," sagte er, „auf den öffentlichen Geist in Deutschland, auf die an unseren Universitäten herrschende Begeisterung. Der Erfolg im Kriege ist nur von kurzer Dauer, denn die Niederlagen selbst thun das Ihre, in einem Volke die Grundsätze der Ehre und leidenschaftliches Verlangen nach Nationalruhm zu nähren. Seien Sie versichert, daß, wenn ein ganzes Volk entschlossen ist, sich von der Fremdherrschaft zu befreien, der Erfolg ihm nie fehlen wird. Ich sehe voraus, daß das Glück Ihrem Kaiser nicht immer hold sein wird. Die Zeit kann kommen, da Europa, durch seine Erpressungen erniedrigt, durch seine Plünderungen erschöpft, wie ein Mann sich in Waffen gegen ihn erheben wird."

Blücher hatte sich dann längere Zeit in Königsberg aufgehalten, um eine Heeresabteilung auszurüsten, mit der er in Verbindung mit dem Könige von Schweden den Krieg in Pommern fortsetzen sollte. Als er am 15. Mai 1807 Königsberg verließ, gab ihm Luise für ihren Vater folgenden Brief mit, der ihre Stimmung zu dieser Zeit widerspiegelt:

„Geliebter Vater!

Die Abreise des Generals Blücher giebt mir Gottlob einmal eine sichere Gelegenheit, offenherzig und ohne Rücksicht mit Ihnen zu reden. Gott, wie lange entbehrte ich dieses Glück und wie oft habe ich an Sie gedacht, wie Vieles Ihnen zu sagen! Bis zur dritten Woche meines Krankenlagers war jeder Tag durch neues Unglück bezeichnet. Die Sendung des vortrefflichen Blücher nach Pommern, der Patriotismus, der jetzt in jeder Brust sich regt, und von welchem die Reservebataillons, die erst seit Monaten organisirt sind und theils schon vorgehen, theils schon gut gefochten haben, ein neuer Beweis sind — alles dies belebt mit neuen Hoffnungen. Ja, bester Vater, ich bin es überzeugt, es wird noch ein Mal (wann? wissen wir freilich nicht) Alles gut gehen, und wir werden uns glücklich wiedersehen."

„Die Belagerung von Danzig geht gut; die Einwohner benehmen sich außerordentlich; sie erleichtern den Soldaten die großen Beschwerden, indem sie ihnen Fleisch und Wein im Ueberfluß reichen; sie wollen von keiner Uebergabe sprechen hören; sie wollen lieber unter Schutt und Trümmern begraben werden, als untreu an dem Könige handeln; eben so halten sich Kolberg und Graudenz. Wäre es mit allen Festungen so gewesen! — Doch genug von den vergangenen Uebeln; wenden wir unsere Blicke zu Gott, zu ihm, der unsere Schick-

sale lenkt, der uns nie verläßt, wenn wir ihn nicht verlassen und mit unserm Herzen nicht von ihm weichen. — Der König ist mit dem Kaiser Alexander bei der Armee. Er bleibt bei derselben, so lange der Kaiser bleibt. Diese herrliche Einigkeit, durch unerschütterliche Standhaftigkeit im Unglück begründet, giebt die schönste Hoffnung zur Ausdauer; nur durch Beharrlichkeit wird man siegen, früh oder spät, davon bin ich überzeugt. In dieser Ueberzeugung blicke ich zu Gott getrost in eine bessere Zukunft und bin und bleibe, bester Vater, Ihre dankbare und gehorsame Tochter Luise."

Danzig fiel trotz seines tapferen Widerstandes. Der preußische Hof mußte sich abermals schleunigst nach Memel zurückziehen, denn die verhängnisvolle, obwohl hart bestrittene Schlacht bei Friedland gab Königsberg dem Feinde preis. Napoleon errang den wichtigen Sieg bei Friedland am 14. Juni, dem Jahrestage von Marengo, und am Abende des 15. zog Marschall Soult in Königsberg ein. Sobald Kaiser Alexander von diesem Mißgeschicke Meldung erhielt, begab er sich nach Sczawl, dem Landgute des Fürsten Zouboff und lud den König, Hardenberg und die ausländischen Gesandten zu einer Zusammenkunft dorthin ein, um über die bei der obwaltenden Lage angezeigten Schritte zu beraten. Man beschloß, einen Waffenstillstand vorzuschlagen und Bennigsen wurde mit einem dahingehenden Auftrage an Napoleon abgesandt, der sofort darauf einging. Es kam ein Waffenstillstand auf unbestimmte Dauer zu stande, der aber nicht ohne monatliche Kündigung gebrochen werden sollte.

Napoleon war davon wohl befriedigt, denn seine Politik war darauf gerichtet, dem Feinde noch bei der ersten Verwirrung und Bestürzung der Niederlage Frieden anzubieten; die entgegenkommenden Schritte von feindlicher Seite waren ihm somit willkommen. Er wußte, daß eine fernere Fortsetzung des Kampfes für Frankreich nicht frei von ernstlicher Gefahr sein dürfte, da England mit Preußen ein enges Bündnis abgeschlossen hatte und, wenn der Frieden nicht unverzüglich geschlossen wurde, rasch im Felde erscheinen konnte: mächtige Zufuhren an Waffen und Munition waren bereits unterwegs und zur Aufhissung der britischen Flagge an den Ufern der Elbe wurden schon Anstalten getroffen. Nichtsdestoweniger trieb diese für Napoleon so gefahrvolle Verbindung mit England ihn an, Preußen und seinen jetzt so unglücklichen König mit all' seiner Macht und Grausamkeit zu zermalmen.

Bei der nunmehrigen Lage der Dinge hatte Alexander keine andere Wahl mehr, als mit Frankreich einen bestimmten Vertrag zu schließen; von einem Ende zum anderen, durch sein ganzes, weites Reich erscholl ein stürmischer Ruf nach Frieden; Berichte aus dem Innern schilderten das dort herrschende Elend und die Not als über alle Begriffe groß, die Hilfsquellen des Landes waren völlig erschöpft. Das russische Volk, welches so unter den Folgen des Kriegs bitter litt, bekümmerte sich um die Preußen nicht und setzte in die preußischen Minister und die schwache, dem Könige Friedrich Wilhelm jetzt noch übrigbleibende Macht keinerlei Vertrauen. Das ganze Land schaute besorgt nach seinen polnischen Provinzen hin, die sich in höchst gefahrdrohendem Zustande befanden, da Napoleon die ruhelosen Polen unablässig zur Empörung gegen die russische Herrschaft aufreizte. Überdies wußten die Russen wohl, daß sie keinen tüchtigeren Heerführer als Bennigsen besaßen, welcher übrigens in letzter Zeit das Vertrauen des Heeres verloren hatte.

In dieser Bedrängnis sah sich Alexander in seinem freien Handeln erheblich beschränkt. Der von ihm geäußerte Wunsch, im Kampfe auszuharren, rief einen solchen Sturm gegen ihn hervor, daß er nicht widerstehen konnte: eine Empörung, wie man sie sich schwerlich in irgend einem andern Lande, als Rußland oder der Türkei, möglich denken könnte. Der Großfürst Konstantin, mutmaßlicher Thronfolger, stand an der Spitze derselben; er erinnerte seinen Bruder an ihres Vaters Schicksal und wies ihn darauf hin, daß sein Leben und seine Regierung ein ähnliches Ende nehmen könnten, wenn er sich dem Willen der ganzen Nation entgegensetzen sollte. Um seines Verbündeten willen suchte Alexander mit Frankreich einen allgemeinen Vertrag zu schließen, aber Napoleon wollte vorerst von nichts als einem Sonderfrieden mit Rußland hören.

Der Vertrag zwischen Frankreich und Rußland kam leicht und rasch zu stande. Alexander hatte die kriegerische Kraft seines Reichs gegen den Helden des Zeitalters, dessen Waffenthaten stets seine begeisterte Bewunderung erregt hatten, auf die Probe gestellt. Die mächtigen, von ihm ins Feld gestellten Legionen hatten Rußland keine Schande gemacht; — aber der Czar war geschlagen, und mit ritterlichem Edelmute bewunderte er die Tapferkeit, die ihn zu Boden streckte. Alexander war damals in keiner Weise England verpflichtet, dessen Regierung ihn enttäuscht hatte; zu einer Verständigung mit Napoleon konnte er deshalb ohne große Schwierigkeit gelangen.

Frankreich hatte von Rußland nichts zu fordern, als daß es gegen England seine Häfen schließen, seine Heere aus Polen zurückziehen und den französischen Kaiser seine langgehegten Eroberungspläne in der Türkei verfolgen lassen sollte. Die Karte Europas lag vor ihnen, aus welcher diese beiden mächtigen Potentaten nach Belieben reichliche Entschädigungen für sich selbst oder Erwerbungen für ihre Verbündeten ausschneiden konnten. Napoleons außerordentliches, mathematisches Genie war stets bereit, im Dienste seiner grenzenlosen Selbstsucht Berechnungen anzustellen. Für ihn waren Menschen Ziffern oder Einheiten, Nationen nur Vervielfältigungen derselben und Ländergrenzen Linien, die er nach seinem Willen ziehen konnte, um die Aufgaben, die ihm sein selbstsüchtiger Geist eingab, auszuarbeiten.

Der Kaiser von Rußland hatte in Tauroggen ein Haus bezogen und der König ließ sich einige Tage später in Piktuppönen nieder; beide Orte sind in nächster Nähe von Tilsit gelegen; dort trafen seine Brüder und andere Glieder der Familie beim Könige ein. Die Königin verweilte während dieser ganzen Zeit zu Memel. Welche Gefühle damals unsere Luise bewegt haben mögen, geht am deutlichsten aus folgenden Briefen hervor, die sie zur Zeit des Tilsiter Friedensschlusses an ihren Vater schrieb:

„Memel, den 17. Juni 1807.

Mit der innigsten Rührung und unter Thränen der dankbarsten Zärtlichkeit habe ich Ihren letzten Brief vom Monat April gelesen. Wie soll ich Ihnen würdig danken, bester, zärtlichster Vater, für die vielen Beweise Ihrer Liebe, Ihrer Huld, Ihrer unbeschreiblichen Vatergüte! Welcher Trost ist dieß für mich in meinen Leiden und welche Stärkung! Wenn man so geliebt wird, kann man nicht ganz unglücklich sein. Es ist wieder aufs Neue ein ungeheueres Ungemach über uns gekommen und wir stehen auf dem Punkte, das Königreich zu verlassen. Bedenken Sie, wie mir dabei ist; doch bei Gott bitte und beschwöre ich Sie, verkennen Sie Ihre Tochter nicht! Glauben Sie ja nicht, daß Zweifel und Kleinmuth mein Haupt beugen."

„Zwei Hauptgründe habe ich, die mich über Alles erheben; der erste ist der Gedanke: wir sind kein Spiel des blinden Zufalls, sondern wir stehen in Gottes Hand und die Vorsehung leitet uns, wenngleich durch Finsterniß, doch am Ende zum Licht, denn sein ganzes Wesen ist Licht; der zweite: wir gehen mit Ehren unter. Der König hat bewiesen, der Welt hat er es bewiesen, daß Er nicht Schande will, sondern Ehre, und Er ist besser als sein Schicksal. Preußen will

nicht freiwillig Sclavenketten tragen. Auch nicht einen Schritt hat der König anders handeln können, als Er gehandelt hat. Er, der die Wahrheit und Treue selbst ist, konnte seinem Charakter nicht ungetreu und an seinem Volke nicht zum Verräther werden. Wie dieses mitten im Unglück stärkt und hebt, kann nur der fühlen, den wahres Ehrgefühl durchdringt. Doch zur Sache!"

„Durch die unglückliche Schlacht bei Friedland kam Königsberg in Französische Hände. Wir sind vom Feinde gedrängt, und wenn die Gefahr nur etwas näher rückt, so bin ich in die Notwendigkeit versetzt, mit meinen Kindern Memel zu verlassen. Der König wird sich wieder mit dem Kaiser vereinigen. Ich gehe, sobald dringende Gefahr eintritt, nach Riga; Gott wird mir helfen, den Augenblick zu bestehen, wo ich über die Grenze des Reiches muß. Da wird es Kraft erfordern; aber ich richte meinen Blick gen Himmel, von wo alles Gute und alles Böse kommt, und mein fester Glaube ist, Gott schickt nicht mehr, und legt nicht mehr auf, als wir tragen können. Noch einmal, bester Vater, wir gehen unter mit Ehren, geachtet von Nationen, und werden ewig Freunde haben, weil wir sie verdienen."

„Wie beruhigend dieser Gedanke ist, läßt sich nicht sagen. Ich ertrage Alles mit einer solchen Ruhe und Gelassenheit, die nur der innere Frieden des Gewissens und reine Zuversicht geben kann. Deßwegen seien Sie überzeugt, bester Vater, daß wir nie ganz unglücklich sein können, und daß Mancher, mit einer glänzenden Krone geschmückt und vom Glück umgeben, nicht so froh ist, als wir, mein Mann, unsere gesunden Kinder und ich es sind. Gott schenke allen guten Menschen den Frieden in ihrer Brust, und noch immer wird auch der Unglücklichste Ursachen und verborgene stille Quellen der Freude haben. Noch Eins zu Ihrem Troste, daß nie etwas von unserer Seite geschehen wird, das nicht mit der strengsten Ehre verträglich ist, und was nicht mit dem Ganzen gehet. Denken Sie nicht an einzelne Erbärmlichkeiten. Der König steht mitten im Unglück ehrwürdig und charaktergroß da. Das wird auch Sie trösten, das weiß ich, so wie Alle, die mir angehören. Ich bin auf ewig Ihre treue, gehorsame, Sie innig liebende Tochter und, Gottlob, daß ich es sagen kann, da Ihre Gnade mich dazu berechtigt, Ihre Freundin

Luise."

„Den 24. Juni 1807.

Noch immer sind meine Briefe hier, weil nicht nur Wind, sondern Stürme alles Auslaufen der Schiffe unmöglich machten. Nun

schicke ich Ihnen einen sichern Menschen und fahre deßhalb fort, Ihnen Nachrichten von hier mitzutheilen. Die Armee ist genöthigt gewesen, sich immer mehr und mehr zurückzuziehen, und es ist von Russischer Seite ein Waffenstillstand auf vier Wochen abgeschlossen worden. Oftmals klärt sich der Himmel auf, wenn man trübes Wetter vermuthet; es kann auch hier sein. Niemand wünscht es so wie ich; doch Wünsche sind nur Wünsche und noch keine festen Basen. Also Alles von Dir dort oben, du nie wankende Güte! — Mein Glaube soll nicht aufhören; aber hoffen kann ich nicht mehr. Ich berufe mich demnach auf meinen Brief, er ist mir aus der Seele geschrieben; Sie kennen mich ganz, wenn Sie ihn gelesen haben, bester Vater! Auf dem Wege des Rechts leben, sterben, und wenn es sein muß, Brod und Salz essen, das ist unser fester Vorsatz."

„Nie werde ich ganz unglücklich sein; nur hoffen kann ich nicht mehr. Wer so von seinem Himmel heruntergestürzt ist, der kann nicht mehr hoffen. Kommt das Gute — o! kein Mensch kann es dankbarer empfinden, als ich es empfinden werde — aber erwarten thue ich nichts mehr. Kommt noch größeres Unglück, so wird es mich auf Augenblicke in Verwunderung setzen, aber beugen kann es mich nie, sobald es nicht verdient ist. Nur Unrecht unserer Seits würde mich zu Grabe bringen; doch dahin kommen wir nicht, denn ich fühle es mit edlem Bewußtsein, wir stehen bei Gott hoch. Sehen Sie, bester Vater, so kann der Feind der Menschen nichts über mich vermögen. Der König ist seit dem 19. mit dem Kaiser vereint; seit gestern sind sie in Tauroggen, nur einige Meilen von Tilsit, wo der Französische Kaiser ist. Ich bin zu Ihren Füßen ganz die Ihrige

Luise."

Achtzehntes Kapitel.

Eine große Menschenmenge drängte sich am 25. Juni 1807 um Mittag an den Ufern des Niemen zusammen. Es waren die fleißigen, anspruchslosen Einwohner der kleinen Stadt Tilsit und die Landleute aus der Umgegend — Leute aller Stände, welche ein gemeinsames Gefühl freudiger Erregung und unbeschränkter Neugierde zusammenführte. Einige bedeutungsvolle Worte waren von Mund zu Mund gegangen: „Der Krieg ist vorbei.“ Wie dankbar wurden sie aufgefangen und von denen weiter getragen, welche während des grausamen Kampfes gelitten hatten! Und wer in jener Menge betrauerte nicht den Verlust von Verwandten, Freunden, oder Hab und Gut? Der langersehnte Frieden war so plötzlich über das Volk gekommen, daß er geradezu Staunen hervorrief; und es versammelte sich, um Augenzeuge der ersten Begegnung der kaiserlichen Nebenbuhler zu sein, welche nun gegenseitig bereit waren, dem blutigen Streite ein Ziel zu setzen.

Die Zusammenkunft war erst tags zuvor von Napoleon festgesetzt worden, der damit das öffentliche Schauspiel einer Begegnung der beiden mächtigsten Monarchen der Zeit zu geben wünschte. In Ansehung der Stimmung Alexanders sowohl als des Publikums lag dem Kaiser des Westens, wie seine Offiziere nun seine kaiserliche Majestät von Frankreich betitelten, viel an möglichst wirkungsvoller Gestaltung dieses Schauspieles. Daß edle Gegner, welche vor kurzem in tödlichem Kampfe die Degen so mannhaft kreuzten, ihre Streitigkeiten auf friedlichem Wege und so edelmütig schlichten sollten, daß keine bittere Erinnerung zurückbliebe, stand mit Alexanders Geistesrichtung ganz im Einklange. Napoleon hatte zu diesem Zwecke mitten im Flusse ein Floß befestigen lassen, während die Zuschauer das Schaugepränge

vom Ufer aus mit ansehen sollten. Auf diesem Floße hatte man rasch ein Prachtzelt errichtet, das mit allem bunten Schmuck und Zierrat, der in Tilsit aufzutreiben war, behangen wurde.

Um ein Uhr bestieg Napoleon das prächtig geschmückte Boot, das ihn nach dem Floße fahren sollte. Überaus kräftige Gesundheit hatte der Gestalt des Kaisers eine gewisse Schwerfälligkeit verliehen, welche die Ähnlichkeit mit den Bildnissen Cäsars, wie sie alte Denkmünzen zeigten, verwischt hatte. Er lebte buchstäblich von dem, was andere Menschen tötete, es dürstete ihn nach der Kriegsaufregung, bis sie seiner leiblichen Gesundheit ein Bedürfnis und jener ungestümen Thätigkeit, die sein vorherrschendes Charaktermerkmal bildete, eine Art unumgänglich notwendige Nahrung geworden war. Krieg gab Napoleon Schlaf und Appetit; der Feldzug in Polen, in dem er 50000 Mann verlor, war für ihn nur eine heilsame Leibesübung.

Unter den Strapazen der letzten Zeit hatte sich sein eiserner Körperbau gestählt und gekräftigt und eine gewisse Beleibtheit erlangt, wenn er auch die Schnelligkeit seiner feurigen Korsennatur und das neugierige, durchdringende Auge behielt. Es waren Augen so voll eigentümlichen Ausdrucks, daß sie keinem gewöhnlichen Manne angehören konnten, und der feste, strenge Mund deutete harten, unbeugsamen Willen an. Seine Züge waren wohl gebildet, sein Gesicht zeigte schönes Ebenmaß, sein Haar war sehr dunkel und immer kurz geschnitten. Obwohl bisweilen auf seiner matten Gesichtsfarbe eine kalte, bleifarbige, als todähnlich geschilderte Schattierung lag und sein Wuchs niedrig war, so spiegelte sich doch stets in seinem Angesichte ein mächtiger Geist, in seiner Haltung der geborene Herrscher wider.

Der französische Kaiser schiffte sich, vom Großherzoge von Berg, dem Fürsten von Neufchatel, den Marschällen Bessières und Dura und dem Oberststallmeister Caulaincourt begleitet, auf dem Niemen ein. Im selben Augenblicke fuhr der Kaiser von Rußland vom gegenüberliegenden Ufer ab.

Alexander bot, was persönliche Erscheinung anbetraf, einen auffallenden Gegensatz zu Napoleon dar. Seine Gestalt war hoch und majestätisch und sein ganzes Auftreten würdevoll und anmutig. In seiner Begleitung erschienen sein Bruder, der Großfürst Konstantin, die Generale Bennigsen und Suworoff, Fürst Labanoff und Graf Lieven. Das glänzende Gefolge jedes der beiden Monarchen folgte in anderen Booten. Napoleon langte zuerst auf dem Floße an und öffnete zum Empfange des Czaren selbst den Eingang des Prachtzeltes, während

das Jubelgeschrei der Soldaten und der Menge den Kanonendonner übertönte. Alexander stieg aus und die Kaiser umarmten sich sogleich mit der auffallendsten Herzlichkeit.

Diese Kundgebung einer vollständigen Aussöhnung, welche die Zuschauer am Ufer des Niemen mit ansahen, rief lauten Beifall hervor. Die beiden Heere waren längs der beiden Ufer des breiten Flusses aufgestellt und eine Menge roher, unwissender Bauern drängte sich hart an die Soldaten heran. Die Augenzeugen dieses außerordentlichen Schauspieles, in die Politik gar wenig eingeweiht, meinten, als sie die mächtigen Herrscher sich liebevoll umarmen sahen, der Friede sei schon geschlossen und dem Blutvergießen ein Ende gemacht. Nach dieser Zurschaustellung rasch gereifter Freundschaft zogen sich die beiden Monarchen in das zu ihrer Aufnahme aufgeschlagene Zelt zurück und traten sofort in Verhandlung über die sehr einfache, aber hochwichtige Frage: „Warum sollten wir Krieg miteinander führen?“[93])

Diese Hauptfrage führte bald die Kaiser darauf, ihre gegenseitige Meinung über Großbritannien auszutauschen. Napoleon hatte großes Verlangen, die Tiefen von Alexanders Geist über diesen Gegenstand zu ergründen und zu erfahren, was seine wahren Gefühle gegenüber dieser Macht wären, die trotz des großen Bonaparte noch ihren stolzen, unabhängigen Ton bewahrte. England hatte sich vor Rußland nicht gebeugt und dieses war entschlossen, sich auch nicht vor England zu beugen. Alexander hatte schwere Enttäuschungen erlebt: sein sanguinisches, heißes Temperament war durch die Vereitelung der Hoffnungen, welche er auf sein Bündnis mit England gebaut hatte, auf eine harte Probe gestellt worden. Er erwiderte daher auf Napoleons kurze, aber deutliche Anfrage: „Ich habe dieselbe Abneigung gegen die Engländer wie Sie und bin bereit, Sie in allen Ihren Unternehmungen gegen dieselben zu unterstützen“. „In diesem Falle“, entgegnete Napoleon, „wird sich alles leicht ausgleichen lassen und der Frieden ist schon geschlossen.“

Die Unterredung dauerte über eine Stunde und berührte alle Fragen, ohne jedoch auf dieselben tiefer einzugehen. Alexander wurde erregt, als ihm Napoleon neue Aussichten eröffnete und auf in weiter Ferne liegende Ziele hindeutete. Ein thätiger Geist findet daran, namentlich wenn er mit der obwaltenden Lage der Dinge unzufrieden ist, stets großen Gefallen. Napoleon gab seinen Gedanken klaren und wirkungsvollen Ausdruck und vor allem zeigte er dabei die Überredungskunst eines anscheinend großmütigen Eroberers. Der Sieger

trat dem Besiegten, die Hände voll Gaben, den Mund voll bestrickender Worte entgegen. Alexander war bezaubert, Napoleon bemerkte es und versprach sich, die Verführung bald vollständig zu machen. Zuerst schmeichelte er dem Monarchen und dann dem Menschen. „Sie und ich werden uns besser verstehen", sagte er, „wenn wir direkt, ohne Vermittlung unserer Minister unterhandeln, die uns oft täuschen und uns mißverstehen können; wir werden in einer Stunde mehr zu stande bringen als unsere Unterhändler in mehreren Tagen. Sie und ich verstehen einander und niemand sollte sich zwischen uns ins Mittel legen."

Alexander befand sich in einer Stimmung, welche seinen hochfliegenden Geist gerade den Einwirkungen, welche Napoleon auf ihn auszuüben bestrebt war, zugänglich machte. Der Kaiser von Rußland war von Widerwillen gegen das undankbare Amt eines europäischen Vermittlers, auf das er sich sehr viel zu gute gethan und das er auch gewissenhaft geführt hatte, erfüllt. Er war es müde geworden, mit sehr wenig Erfolg zum Besten anderer sich zu bemühen und keine Belohnung für sich, nicht einmal Dankbarkeit und Anerkennung zu erlangen. Vor allem war er mit seinen alten Verbündeten unzufrieden; Preußen hatte sich äußerst schwach, eher als eine Last denn als eine Stütze für ihn erwiesen; England hatte nichts von dem, was er von ihm erwartet hatte, geleistet und seine wachsende Seemacht war naturgemäß dazu angethan, die Eifersucht anderer Völker zu erwecken. Großbritannien war jedoch im jetzigen Augenblicke eher schwach als stark; es hatte Nelson, Pitt und Fox verloren, welche kurz nach einander gestorben waren, und solche Männer lassen sich nicht augenblicklich ersetzen.

Alexander war der aufrichtigen Meinung, alles was er gethan, habe zum allgemeinen Besten Europas gedient; dieses erhabene Ziel hatte er stets im Auge behalten, und wenn jugendliche Täuschungen, jugendliche Eigenliebe das Ihre gethan hatten, ihn auf seiner Bahn zu leiten, so hatte doch bisher auch keine gemeine Selbstsucht seine Beweggründe befleckt. Man begreift recht wohl, daß der Czar mit Befriedigung auf seine bisherige Haltung zurückschaute, daß er aber auch den Augenblick endlich für gekommen erachtete, wo er die Interessen seiner Krone, die Wohlfahrt und Sicherheit seiner Unterthanen berücksichtigen und menschenfreundlichen Träumen, die ihn nur irre geführt und enttäuscht hatten, entsagen müsse. Seine eigenen Entwürfe für Europa waren gänzlich zu nichte gemacht, Preußen war

besiegt, England beschwichtigt worden; er selbst war geschlagen, wenn auch nicht völlig unterjocht; seine Armee war zwar nicht vernichtet, aber durch ungeheure Verluste geschwächt worden. War das alles nicht ein Anzeichen, daß die von Napoleon errungene, unerhörte Macht zur Herrschaft berufen war? Und war es nicht besser, sich mit einem Anteil an der Gewalt zu begnügen als in eitlen Versuchen, ihr zu trotzen, alles zu verlieren?

Das ist es, was nach dem Zeugnisse der Geschichtschreiber und zeitgenössischen Schriftsteller zwischen Napoleon und Alexander in jener bedeutungsvollen Stunde vor sich ging, in der sie, den neugierigen Blicken der Menge entzogen, unter dem Zeltdache auf dem Floße sich unterredeten. Für die Zuschauer schien es eine recht lange Stunde; schwere Regenschauer fielen nieder und die ganze Zeit hindurch warteten der Großfürst Konstantin und die Generale Bennigsen und Kalckreuth in offenen Booten auf dem Flusse. Endlich wurden sie zur Teilnahme an den Verhandlungen, welche noch zwei Stunden fortdauerten, hereingerufen. Der König von Preußen wohnte denselben nicht bei, auch sah er Bonaparte nur vom Ufer aus, wo er trotz des strömenden Regens während der drei Stunden, welche die Begegnung dauerte, auf und abritt.

Da das Floß nur spärliche Unterkunft bot, so schlug Napoleon vor, daß beide Herrscher mit ihrem Gefolge sich in Tilsit niederlassen sollten, um in der Lage zu sein, wiederholte Zusammenkünfte veranstalten zu können. Fürst Labanoff wurde beauftragt, zweckmäßige Häuser auszusuchen und die nötigen Anstalten zu treffen. Vor dem Abschiede sprachen die Kaiser vom Könige von Preußen, und es wurde beschlossen, daß am folgenden Tage eine Unterredung zwischen den drei Herrschern stattfinden sollte. Ehe Alexander von einem politischen Systeme zum andern überging, erforderte es seine Ehre, daß er für die Krone seines Verbündeten etwas rettete. Napoleon sah ein, daß er mit Rücksicht darauf Alexander einige Einräumungen machen müsse, und demgemäß gab er seine Einwilligung zu der von dem Czaren vorgeschlagenen Zusammenkunft, welche den 26. Juni stattfand.

Derselbe Aufwand an Pracht und Förmlichkeiten, wie bei der vorhergehenden Unterredung, fand statt, die Zurufe des Volks bezeugten, wie willkommen der Friede ihm war, und gaben seiner treuen Gesinnung Ausdruck; aber im Herzen des Königs fand Freude keinen Raum. Die Begegnung war von sehr kurzer Dauer, muß alle Par-

teien in Verlegenheit gesetzt haben und für Friedrich Wilhelm höchst peinlich gewesen sein. Dieser Monarch war traurig, aber nicht gedemütigt und zeigte bei kalter Höflichkeit ein gelassenes, würdevolles Auftreten. Die wenigen Worte, die er sprach, sollten seine Haltung Napoleon gegenüber rechtfertigen und zeigen, daß er keine Schuld auf sich nehme und auch nicht vorgebe, es zu thun; in der That war seine Haltung dem Kaiser gegenüber tadellos gewesen. Vielleicht hatte er in der entgegengesetzten Auffassung geirrt, indem er zu nachgiebig, vertrauensvoll und zu bereit, sich von ihm leiten zu lassen, gewesen war; zu spät war er aus seinem friedfertigen Traume erwacht. Doch muß der Erfolg des Krieges ihm die Genugthuung gewährt haben, daß er nicht völlig unrecht gehabt hatte, ihn so sorgfältig zu vermeiden, bis die ganze Nation — Regierung, Heer und Volk — ihn verlangten.

Napoleon erwiderte, daß er seinerseits sich nichts vorzuwerfen habe, daß das Berliner Kabinett, nachdem es wiederholt gewarnt worden war, sich durch Englands List- und Truggewebe nicht täuschen zu lassen, den Fehler begangen habe, seinen freundlichen Ratschlägen kein Gehör zu schenken und dieser Ursache das ganze Mißgeschick Preußens zugeschrieben werden könne. Er gab gnädig zu verstehen, das siegreiche Frankreich könnte sich dazu herablassen, Großmut zu üben und drückte die Hoffnung aus, daß man im Laufe einiger Tage über die Bedingungen eines ehrenvollen und dauerhaften Friedens zu einer Verständigung gelangen möchte. Die drei Herrscher trennten sich nach einer kaum halbstündigen Unterredung. Man kam überein, daß der König sich ebenfalls in Tilsit niederlassen sollte. Inzwischen bewirtete Napoleon Alexander mit der äußersten Pracht und Herzlichkeit, und nachdem das große Bankett stattgefunden hatte, wurde beschlossen, daß die Kaiser die Hauptmahlzeit immer zusammen einnehmen und den Abend gemeinsam zubringen sollten. So gewann man zu vertraulichem Gespräche und vertrautem Verkehre reichlich Zeit; auch zeigten sie sich dem Volke täglich durch gemeinsamen Ausritt. Die Kaiser besichtigten die französische Garde, wobei Alexander den Truppen schmeichelhafte Lobsprüche spendete, welche dieselben mit dem begeisterten Rufe: „Es lebe Alexander! es lebe Napoleon!“ erwiderten.

Napoleon hatte den Gipfel seiner Macht erreicht; seine außerordentliche Stellung brachte die Größe seines Genies zur glänzenden Entfaltung, deckte aber zugleich auch die schwachen Punkte seiner

Politik auf — einer Politik, die so übertrieben und wandelbar war, wie die Leidenschaften, welche sie eingaben.

„Ehrgeiz“, sagt Schiller, ist ein Wort von umfassender Bedeutung, in dem eine Menge Gefühle und Gedanken begraben werden können.“ Auch Alexander muß diesen Spruch befolgt und Napoleon in vielen Beziehungen nachgegeben haben, obwohl er für Friedrich Wilhelm noch unverminderte Freundschaft an den Tag legte. Dieser bezog in Tilsit am festgesetzten Tage ein Haus; Napoleon erwies ihm förmliche Aufmerksamkeiten, ließ aber wohl merken, daß er vertrauten Umgang mit ihm nicht wünschte. Die drei Herrscher speisten immer zusammen, aber nur der Begünstigte wurde auch für die Abende zum Verbleiben eingeladen. Die beiden Kaiser schlossen sich zur Fortsetzung ihrer Privatverhandlungen völlig ab; Alexander versicherte Friedrich Wilhelm, daß er dieses ausschließliche Vorrecht besonders deswegen schätze, weil es ihm Gelegenheit biete, die Interessen Preußens zu wahren. Als aber die Friedensbedingungen, auf welchen Napoleon bestand, im Einzelnen verkündigt wurden, schien das Königreich sehr wenig berücksichtigt worden zu sein. Das kummervolle Antlitz des unglücklichen Königs muß Alexander an Versprechungen, die sehr schwer zu halten waren, erinnert und bei Napoleon das Bewußtsein der Ungerechtigkeit, die er beging, erweckt haben.

Was in den langen Besprechungen zwischen Napoleon und Alexander verhandelt wurde, ist kaum mit Sicherheit festzustellen. Eine Menge sich widersprechender Erzählungen wurden in ganz Europa in Umlauf gesetzt; man verfaßte nicht nur Zwiegespräche, sondern veröffentlichte auch Verträge unter dem Titel: „Die geheimen Tilsiter Artikel“, welche Thiers in seinem Werke für durchaus falsch erklärt. Jedenfalls ist es augenscheinlich, daß kein einzelner Satz, oder auch nur ein flüchtiges Wort, das in diesen streng geheimgehaltenen Unterredungen geäußert wurde, bekannt geworden ist, außer etwa in der Form, in welcher es der eine oder der andere der dabei so tief interessierten Männer — der Kaiser von Frankreich und Rußland — selbst wiederholte.

Bei ihren gemeinschaftlichen Ausritten hatten die Kaiser häufig Gelegenheit, die einzelnen Abteilungen ihrer Heere zu beobachten. Napoleon gestand ein, daß er nie vorher etwas gesehen habe, das so sehr seinen Beifall gefunden hätte, wie das Aussehen eines der russischen Garderegimenter. Wenn er auch die straffen Formen russischer Taktik im allgemeinen nicht bewunderte, so setzten ihn doch die voll=

kommene Mannszucht, der Gehorsam, mit welchem Befehle befolgt wurden, in Erstaunen. „Meine Soldaten", sagte er, „sind so tapfer, als es nur möglich ist, aber sie sind zu sehr zum Vernünfteln über ihre Lage geneigt. Hätten sie die Festigkeit und den Gehorsam der Russen, so wäre die Welt für ihre Kriegsthaten zu klein."

Die Russen betrachteten sich in Tilsit nicht als besiegt; im Gegenteil empfanden sie nach all' ihrem Unglücke viel von der frohlockenden Freude des Sieges. Stolz darauf, die Fortschritte des Welteroberers so lange aufgehalten zu haben, sogar mit der Größe ihrer Verluste und den Lücken in ihren Reihen prahlend, bewahrten sie sich ein von der Demütigung der Niederlage gänzlich unberührtes Selbstgefühl. Bald flüsterte man davon, der Friede werde unter für das russische Reich ganz vorteilhaften Bedingungen zu stande kommen; es herrschte daher zwischen Offizieren und Mannschaften der beiden Heere die äußerste Herzlichkeit, so daß sie sich zu allerlei Lustbarkeiten vereinigten und einander beglückwünschten. Bei einer dieser Gelegenheiten erreichte die gegenseitige Schätzung und Hochachtung einen solchen Grad, daß die Offiziere der beiden Garden in der Begeisterung des Augenblicks thatsächlich die Uniformen austauschten; französische Herzen schlugen unter den auf den Schneefeldern von Eylau erworbenen Ehrenzeichen und die russische Heldenbrust erfreute sich an den auf den Gefilden von Austerlitz verliehenen Orden.

Im Gefühle seiner Niederlage war der König von Preußen nicht von dem kriegerischen Geiste der beiden Kaiser beseelt. Die Schüchternheit seines Knabenalters, welche des Vaters verkehrte Behandlung in ihm erzeugt hatte, scheint in dieser Zeit der Not bei ihm wieder zum Durchbruche gekommen zu sein; vielleicht empfand er auch Widerwillen gegen die Rolle, die ihm bei einem mit seinen Gefühlen nicht übereinstimmenden Schauspiele von anderen zugewiesen war. Jedenfalls behauptete er nicht die Stellung, zu der er berechtigt war; oft fühlte er sich überflüssig und blieb absichtlich beim Ausritte hinter den andern Majestäten zurück. Das wurde bemerkt, und es kränkte die Preußen und reizte sie gegen die Kaiser auf, auch war Napoleon dessen Abwesenheit angenehmer, der darüber folgendes bemerkte: „Alexander war bisweilen seines Gefährten müde, dessen Ärger so augenscheinlich war, daß er unsere frohe Stimmung störte. Demgemäß brachen wir oft unsere Mahlzeiten zu früher Stunde ab, aber Alexander und ich blieben noch zum gemeinsamen Thee beisammen und setzten die Unterhaltung gewöhnlich bis nach Mitternacht fort."

Napoleon war am Anfange seiner Laufbahn ernst, zurückhaltend und zu bündiger Kürze in seiner Ausdrucksweise geneigt gewesen, und auf Grund dieser Eigenschaften hatte sich sein Benehmen herausgebildet; aber seit er sich zu einer beherrschenden Stellung emporgeschwungen, ließ er seinem heftigen Temperamente die Zügel schießen und oft äußerte er schneidend scharfe und willkürliche Ansichten mit Rücksichtslosigkeit. Er hatte sich eine phantasievolle und feurige, aber auch ungleichmäßige und zusammenhanglose Beredsamkeit angeeignet. In seiner Unterhaltung kam das Kurzangebundene, Schroffe in seinem Wesen beständig zum Vorschein, es verriet sich jeden Augenblick durch übertriebenes Geberdenspiel und die ihm entschlüpfenden voreiligen Äußerungen, welche so unüberlegt erschienen, als sie unerwartet waren. Was ihm fehlte, war jene gelassene Würde, Ruhe und Selbstbeherrschung, welche sich frei und geradeheraus äußert und vor allem weiß, was anderen gebührt. Dennoch verstand es niemand besser, als er, bald von gewinnender Freundlichkeit und einschmeichelndem Wesen, bald gebieterisch in seinem Tone zu sein. Er war zuweilen von maßlosem Hochmut und Stolz erfüllt; wollte er aber gutgelaunt, sanft und liebenswürdig erscheinen, so verbargen sich unter der gleißnerischen Anmut seines Benehmens die Hinterlist und der Argwohn des Korsen.

Alexanders Höflichkeit und Anmut waren dagegen wirkliche Charaktereigenschaften. Er war ehrgeizig, nicht probefest gegen Schmeichelei, haßte aber jede Heuchelei. Seine Freundschaft für Friedrich Wilhelm war aufrichtig, und als er fand, daß es so wenig in seiner Macht lag, Napoleon zu überreden, gegen den König von Preußen minder hart zu verfahren, fühlte er sich sehr enttäuscht. Trotzdem war Alexander unablässig für seinen Freund bemüht; er kam auf den Gedanken, die Gegenwart der Königin könnte ihrem Gemahle Trost und Hülfe gewähren, ihre Geistesgewandtheit und ihr Taktgefühl sich nützlich erweisen, ja es könnte durch sie mit Erfolg an Napoleons edelste Gefühle appelliert werden. Daß in Alexanders schwärmerischem Geiste ein solcher Gedanke aufstieg, ist nicht zu verwundern, — vielmehr setzt es in Erstaunen, daß Friedrich Wilhelm auf den Vorschlag rasch einging und demgemäß handelte.

Es war allerdings auch keine Zeit zu verlieren; es war zu einem solchen Unternehmen schon spät, denn Napoleons Pläne waren bereits entworfen. Freilich war es höchst unwahrscheinlich, ob er sich unter dem Einflusse einer Frau, so anziehend sie auch sein mochte, bewegen ließe, seine Pläne teilweise aufzugeben.

Napoleon hatte die Absicht, fast alle festen Städte Preußens im Besitz zu behalten. Dieser Entschluß bereitete dem Könige vielen Kummer und versetzte ihn in eine höchst aufgeregte Gemütsstimmung. Er war sehr entschieden dagegen aufgetreten, hatte mit großem Widerwillen einen Platz nach dem andern aufgegeben und jetzt hielt er mit zähem Mute an der verlorenen Hoffnung, Magdeburg zu retten, fest. Seine Grenze sollte bis zur Elbe zurückgeschoben werden; Magdeburg ist ein ebenso wichtiger Schlüssel für die Elbe, wie Straßburg und Mainz für den Rhein. Die Stadt dehnte sich längs beider Ufer des Stromes aus und ihre Festungswerke waren sehr stark. Friedrich Wilhelm hatte die dringende Bitte vorgebracht, es möge ihm diese Stadt an dem Strome, der fortan die Westgrenze seines Landes bilden sollte, erhalten bleiben. Alexander hatte sich mit allem Eifer dafür verwendet, aber der Kaiser zeigte sich unbeugsam. Da regte schließlich Alexander den Gedanken an, die Königin herbeizurufen, damit sie Napoleons eisernen Willen zu erweichen und beugen versuche. Königin Luise war oft in Magdeburg gewesen und war dort wohlbekannt und sehr beliebt. Die Einwohner hingen mit treuer Ergebenheit an dem preußischen Herrscherhause, denn die meisten gehörten sehr alten Familien an.

Als Königin Luise das Schreiben ihres Gemahls erhielt, in dem er sie bat, zu ihm nach Tilsit zu kommen und die Hoffnung aussprach, ihre Fürbitte bei Napoleon möchte von Nutzen sein, brach sie in leidenschaftliche Klagen aus und in dieser Aufregung schrieb sie in ihr Tagebuch: „Welche Ueberwindung es mich kostet, das weiß mein Gott: Denn wenn ich gleich den Mann nicht hasse, so sehe ich ihn doch als den an, der den König und sein Land unglücklich gemacht. Seine Talente bewundere ich, aber seinen Charakter, der offenbar hinterlistig und falsch ist, kann ich nicht lieben. Höflich und artig gegen ihn zu sein, wird mir schwer werden. Doch das Schwere wird einmal von mir gefordert, Opfer zu bringen bin ich gewohnt.“ — Hufeland, der Königin Leibarzt, schildert den Auftritt folgendermaßen: „Nie werde ich den Moment vergessen, wo die edle Königin den Befehl vom Könige erhielt, auch nach Tilsit zu kommen, um wo möglich vortheilhaftere Friedensbedingungen von Napoleon zu erhalten. Dies hatte sie nicht erwartet. Sie war außer sich. Unter tausend Thränen sagte sie: „Das ist das schmerzhafteste Opfer, das ich meinem Volke bringe, und nur die Hoffnung, diesem dadurch nützlich zu sein, kann mich dazu bringen!“

General Kalckreuth, der von Tilsit abgesandt war, ermutigte die Königin in diesem Gedanken, und seine Vorstellungen, sowie eine von ihm überbrachte Botschaft Kaiser Alexanders bestärkten sie in ihrem Entschlusse. Die Mutter, welche ihre Söhne angefeuert hatte, auch zum Tode für Preußen bereit zu sein, war zu jeder Selbstaufopferung entschlossen und empfand auch in diesem Augenblicke nicht den Verlust jenes aufrechterhaltenden, zuversichtlichen Mutes, der ein Teil ihres Selbst geworden war. Sie war sich bewußt, daß sie ihr Äußerstes thun müsse; sie sammelte ihre Gedanken, und hörte aufmerksam den ihr von Kalckreuth und Hardenberg darüber gegebenen Anweisungen zu, was sie zu retten sich bemühen sollte, — Magdeburg, Schlesien, Westfalen, besonders aber Magdeburg, das für die Sicherheit des Königreiches von der wesentlichsten Bedeutung sei.[94])

In Tilsit hatte man ebenfalls an die Möglichkeit gedacht, daß die Königin herbeikommen könne. Talleyrand, der ihre Macht fürchtete, hatte alle möglichen Mittel aufgewendet, Napoleon gegen ihr Kommen zu stimmen. Der Kaiser war jedoch auf eine Zusammenkunft mit der Königin gespannt; seine politischen Entwürfe hatte er bereits im Geiste vollendet und vertraute auf seine Festigkeit, auch dem beredtesten Fürsprecher, der ihn zur Abänderung derselben zu vermögen suchen sollte, zu widerstehen. Auf die Meldung hin, daß die Ankunft der Königin beim König in Piktupönen erwartet werde, beschloß daher Napoleon, derselben jede ihrem Range gebührende, förmliche Aufmerksamkeit zu erweisen. Kaum war sie eingetroffen, als er zwei seiner Generale absandte, um Ihrer Majestät seine Aufwartung machen und sein Bedauern aussprechen zu lassen, daß er sie in Piktupönen nicht besuchen könne, da der Ort nicht auf neutralem Gebiete liege; zugleich ließ er sie bitten, nach Tilsit zu kommen. Die Königin lehnte nicht ab und der Kaiser stellte ihr seinen eigenen achtspännigen Staatswagen zur Verfügung, sowie ein glänzendes Ehrengefolge von französischen Dragonern. Am Morgen des sechsten Juli begab sich die Königin in Begleitung der Gräfinnen von Voß und von Tauentzien nach Tilsit. Eine Stunde nach ihrer Ankunft stattete ihr Napoleon in den Gemächern des Königs einen Besuch ab, nachdem er sich vorher durch einen Abgesandten hatte anmelden lassen.

Der König ging dem Kaiser, ehe er das Haus betrat, entgegen und begrüßte ihn in gebührender Weise; seine Majestät verblieb dann unten, um die Marschälle und das Gefolge zu empfangen. Der Kaiser, von Talleyrand begleitet, ging sofort in der Königin Gemach

hinauf, da sein Besuch ihr galt. Sie begegneten einander oben an der Treppe, gemäß der beim Empfange einer Person höheren Ranges bestehenden Hofsitte. Die Königin scheint etwas verlegen gewesen zu sein, denn ihre ersten Worte bestanden lediglich in einer Bemerkung über die Treppe; sie bedauerte, daß seine Majestät eine so unbequeme Treppe habe heraufsteigen müssen. Napoleon erwiderte galant: „Man darf sich nicht vor Schwierigkeiten fürchten, wenn man einen solchen Zweck im Auge hat und während man die Belohnung am Ziele zu erreichen strebt."

Napoleon besaß Scharfblick genug, um sofort zu erkennen, daß die ihm von seinen Agenten und ihren Feinden gemachten Schilderungen von Königin Luise unwahr und absichtlich entstellt waren. „Ich wußte," sagte er zu Talleyrand, „daß ich eine schöne Königin sehen würde, und ich habe die schönste Königin und zugleich die interessanteste Frau gefunden." Ihre Majestät trug ein weißes, reich mit Silber gesticktes Kreppkleid, das Napoleon sofort ins Auge fiel. „Ist es Krepp oder italienische Gaze," sagte er, indem er den schönen Stoff sanft berührte. „Sollen wir in einem so wichtigen Augenblicke von so unbedeutenden Dingen reden?" fragte Luise. Er gab keine Antwort und die Königin, welche in einem so bedeutsamen Gespräche nicht das erste Wort sprechen wollte, unterbrach das Stillschweigen mit einer einfachen Bemerkung über das Klima Norddeutschlands und hoffte, es sei der Gesundheit seiner Majestät zuträglich gewesen. „Der französische Soldat ist so abgehärtet, daß er jedes Klima ertragen kann," sagte Napoleon und fügte in seiner bezeichnenden Kürze hinzu: „Wie konnten Sie es überhaupt wagen, mit mir, der ich schon mächtigere Nationen besiegt, Krieg anzufangen?" Die Königin aber erhob gelassen ihre blauen Augen, um Napoleons forschendem Blicke zu begegnen, und antwortete gewandt und würdevoll: „Sire, il était permis à la gloire de Frédéric le Grand, de nous tromper sur nos moyens, si toutefois nous nous sommes trompés" („Majestät, dem Ruhme Friedrichs des Großen war es wohl erlaubt, über unsere Kräfte uns zu täuschen, wenn wir uns überhaupt getäuscht haben"). Diese Antwort wurde nachher von Talleyrand vielen Personen erzählt und ging so, zur Ehre der Königin, von Mund zu Mund.[95])

Selbst Napoleon bewunderte diese Worte; er fühlte deren Wahrheit und ließ den Gegenstand fallen. Er wollte eben zu einem alltäglichen Gespräche übergehen, aber die Königin, der übernommenen Aufgabe eingedenk, glaubte, sie könne dadurch die einzige Gelegenheit

zum Sprechen vorübergehen lassen und erwähnte deshalb den Zweck ihrer Reise nach Tilsit. Offenherzig erklärte sie dem Kaiser, sie hoffe ihn zu bewegen, bei einem Friedensvertrage mit Preußen mäßige Bedingungen zu bewilligen. So in die Enge getrieben, gab Napoleon ausweichende Antworten. Sie sprach von seiner Großmut, in der Hoffnung, diese zu wecken, er antwortete auf ihre Beweisführungen mit leeren Artigkeiten, welche auf einen Augenblick die schwache Hoffnung in ihr erweckten, daß sie einen Eindruck auf ihn gemacht habe. Dadurch wurde sie nur veranlaßt, ihre Sache mit noch wärmerem Eifer zu verfechten. Napoleon bewunderte ihre ernste Hingebung für ihren Herzenswunsch und ihre gänzliche Selbstlosigkeit. Die Charakterfestigkeit und der scharfsinnige Verstand der Königin machten sich in dieser Unterredung bald in solchem Grade geltend, daß Napoleon in Verlegenheit geriet; aber er war auf seiner Hut, und wiewohl einige Äußerungen der Güte und Hochachtung über seine Lippen gingen, ließ er dennoch kein einziges ihn irgendwie bindendes Wort fallen.

Luise sprach darauf von dem Edelmute der Mäßigung; sie drang in ihn, um der Menschheit willen gerecht und barmherzig zu sein und machte ihn auf die ewigen Gesetze, nach welchen Gott die Welt regiert, aufmerksam. Als sie vom preußischen Volke und ihrem Gemahle sprach, konnte sie die Thränen nicht zurückhalten, zuletzt bat sie, daß wenigstens Magdeburg ihnen erhalten bleiben möchte. Talleyrand glaubte zu bemerken, daß Napoleon schwankte. In diesem Augenblicke trat der König ein und das Gespräch wurde unterbrochen. Nachdem er noch eine Weile über Allgemeines gesprochen, lud Napoleon den König und die Königin ein, bei ihm zu speisen und verabschiedete sich dann, von Talleyrand gefolgt. Ängstlich bemüht, jeden Eindruck, den Königin Luisens Bitten auf Napoleons Gemüt gemacht haben mochten, zu verwischen, soll der Minister gesagt haben: „Sire! Soll die Nachwelt sagen, daß Sie einer schönen Frau wegen Ihre größte Eroberung nicht gehörig ausgebeutet haben?“ „Nein, nein,“ sagte Napoleon scherzend, „Magdeburg ist hundert Königinnen wert.“ Er hat über seine Begegnung mit der Königin von Preußen selbst berichtet und schildert den Schluß derselben folgendermaßen: „Glücklicherweise kam der Gemahl herein, der Gesichtsausdruck der Königin bekundete ihren Ärger über den widrigen Zufall und wirklich verdarb der König, indem er ein Wort in das Gespräch einzulegen versuchte, alles, und ich war befreit.“

Die Unterredung, von der so viel abzuhängen schien, hatte nur

eine Viertelstunde gedauert. Als Luise sich alles, was vorgefallen, ins Gedächtnis zurückrief, erwachte die Hoffnung wieder in ihr, und sie verweilte bei jedem Worte, das ihr irgend Mut einflößen konnte. Der Kaiser hatte gesagt: „Sie verlangen viel, aber ich will es mir überlegen.“ Sie wiederholte diese Worte mit freudiger Genugthuung, sie konnten große Bedeutung haben — überdies sollte sie ihn ja an der Tafel wiedersehen und vielleicht konnte sie auch hier etwas erreichen. Mit Liebe und Sorgfalt kleideten an diesem Tage ihre Damen die Königin an, denn sie wünschten, daß alle Welt sie so kennen sollte, wie sie sie kannten. Seit vielen Monaten war Luise nicht mehr im vollen Glanze königlichen Staates erschienen. Als die Toilette vollendet war und die Königin ihr Abbild im Spiegel erblickte, beschwor ihre lebhafte Phantasie die alten Deutschen heidnischer Zeit herauf, welche ihre Schlachtopfer putzten und schmückten, ehe sie dieselben den Flammen überlieferten, um den Zorn der Götter zu besänftigen. Mit traurigem Lächeln teilte sie diese Vorstellung Frau von Berg mit und fügte hinzu: „Wird denn wirklich auch der zornige Gott, den jetzt die Welt anbetet, durch mich sich besänftigen und aussöhnen lassen?“

Der Kaiser empfing die Königin mit der äußersten Höflichkeit; er trat hinaus und öffnete ihr selbst den Wagenschlag, führte ihre Majestät an die Tafel und ließ sie zu seiner Rechten Platz nehmen; der König saß zu seiner Linken, denn sie waren an diesem Tage seine Gäste. Der Kaiser sprach an der Tafel frei und ungezwungen; seine lebhafte, gesprächige Art stand zur ernsten Unterhaltung des Königs in auffallendem Gegensatze. Napoleon war gewohnt, die deutschen Fürsten in ihrem Verhalten ihm gegenüber sehr unterthänig zu finden; aber Friedrich Wilhelm behauptete seine Würde, so daß selbst Napoleon sagte: „Sire! Ich bewundere die Größe und Stärke Ihrer Seele bei so vielem und großem Unglück.“ Und der König antwortete ruhig und fest: „Die Stärke und Ruhe der Seele giebt nur die Kraft eines guten Gewissens.“ Die Königin war erregt, verlor aber nie die Geistesgegenwart; sie hatte nur ein Ziel im Auge, die Hoffnung, der Friedensvertrag möchte nicht ganz und gar nachteilig für Preußen ausfallen.

Der Kaiser ließ sich in gnädiger Laune dazu herab, selbst über ernste Dinge zu scherzen. Er fragte die Königin, wie sie so unvorsichtig habe sein können, auf dem Kriegsschauplatze zu verweilen, und ob sie denn auch wisse, daß sie nur mit knapper Not der Gefangennahme durch seine Husaren entgangen sei? Luise erwiderte: „Das

kann ich kaum glauben, Majestät, denn ich sah nie einen Franzosen auf jener Reise." „Aber warum setzten Sie sich solcher Gefahr aus? warum warteten Sie nicht auf meine Ankunft in Weimar?" „Ich hatte wirklich keine Lust dazu, Majestät," war die Antwort. Die Königin trug einen schönen, weißen Turban aus leichtem Stoffe. „Wie," sagte der Kaiser, „die Königin von Preußen trägt einen Turban, das ist kein Kompliment für den Kaiser von Rußland, der mit den Türken im Kriege steht." „Ich glaube, es ist eher ein Kompliment für Rustan," erwiderte die Königin. Rustan war ein Türke, einer der Lieblingsdiener Napoleons, der gewöhnlich seiner Majestät aufwartete.

In ernsterem Tone redete der Kaiser von der Provinz Schlesien und sagte der Königin, er sei willens, dieselbe Preußen bei dem bevorstehenden, neuen Übereinkommen auszuliefern. Auch über die alten an Frankreich abzutretenden Provinzen wurde gesprochen. Friedrich Wilhelm wollte sich auch nicht für einen Augenblick zufriedengeben mit einer Beraubung, deren Ungerechtigkeit er fühlte. Er gab dem hochfahrenden Sieger mit Ruhe zu verstehen, Napoleon könne sich darüber hinwegsetzen, und fügte hinzu: „Ew. Majestät wissen nicht, wie schmerzlich es ist, Gebiete zu verlieren, welche sich eine lange Reihe von Jahren hindurch vererbt haben und in der That die Wiege des Geschlechts sind." Napoleon lachte und schien von dem Gleichnis höchlichst ergötzt: „Was Wiege," sagte er, „wenn der Junge erwachsen ist, vergißt er die Wiege, und diese wird bei Seite geschafft." „Ja," antwortete der König, „aber die Ab- und Anstammung kann man nicht vergessen, und der gute Mensch siehet mit Nachdenken, Gefühl und Dank die Wiege an, worin er als Kind gelegen."

Ob diese Äußerung anzüglich gemeint war, oder ob sie dem Könige zufällig entschlüpfte, läßt sich nicht entscheiden; gewiß ist, daß sie nicht dazu angethan war, einen Herrscher zu versöhnen, der sein Geschlecht geadelt hatte, statt sich von ihm durch die Ehre langer Zeitdauer adeln zu lassen. „Das Mutterherz ist die dauerhafteste Wiege," bemerkte deshalb die Königin Luise. Die der Unterhaltung so in zarter Weise gegebene Wendung mochte nicht unwillkommen sein, denn des Kaisers Achtung für seine Mutter wurde allgemein bewundert. Ehrerbietige Erkundigungen nach Madame Bonaparte und der Kaiserin Josephine wurden nun eingezogen und alles nahm seinen ruhigen Fortgang.

Der Kaiser war bei heiterer, redseliger Laune und so oft dies der Fall war, führte er gern das Wort allein. Er war es gewohnt,

in Gesellschaft eine Rolle zu spielen; er beherrschte einen Schatz von Worten, welche seine Sprache zwar treffend und bedeutungsvoll machten, die aber gewissermaßen geharnischt waren, so daß sie den Zwischenredner herausforderten und bewältigten, ohne ihn zu überzeugen. Die Folge davon war, daß ein Gespräch mit Napoleon oft nur einem langen Monologe glich. Widerspruch konnte er nicht ertragen und war deshalb außer stande, über irgend ein Thema eine Erörterung zu führen; folglich errang er auch selten einen wirklichen Sieg in der Unterhaltung; er konnte nur diejenigen, welche es wagten, mit ihm zu streiten, in Erstaunen setzen und zum Schweigen bringen.

Aber die Königin von Preußen ließ sich nicht einschüchtern. Napoleon gestand zu, daß sie trotz seiner Kunst und äußersten Anstrengung „beständig die Unterhaltung leitete, nach Belieben zu ihrem Gegenstande zurückkehrte und ihn lenkte, wie es ihr gefiel; aber doch mit so viel Takt und Zartgefühl, daß man unmöglich sich beleidigt fühlen konnte". „Und wahrhaftig," sagte er, „man muß eingestehen, daß die auf dem Spiele stehenden Dinge von unendlicher Wichtigkeit und die Zeit kurz und kostbar war. Dennoch war Napoleon von vornherein entschlossen, ihr nicht das Geringste zu gewähren, wie aus folgendem Briefe an seine Gemahlin Josephine hervorgeht: „Meine Theure, die Königin von Preußen hat gestern bei mir gespeist. Ich mußte mich vorsehen, denn sie wollte mich dazu bewegen, ihrem Manne noch größere Concessionen zu machen. Doch war ich artig und hielt dabei an meiner Politik fest. Die Königin von Preußen ist in der That höchst anmuthig, von bezaubernder Freundlichkeit gegen mich. Doch — ich bin ein Wachstuch, über welches dies Alles nur weggleitet."

Die Beweggründe der Königin bei ihrem Benehmen gegen Napoleon sind unverkennbar. Ihr Verlangen, die Lasten des Volkes zu erleichtern, erforderten den größten Takt, und die Ursache ihres Besuches schützt sie vor der Beschuldigung, mit ihm zu kokettieren. Der Anflug von Röte, den die Erregung auf Luisens Angesicht erzeugte, ließ es vergessen, daß sie die frische Blüte des Lebensfrühlings schon hinter sich hatte; zugleich ließen ihre Lebhaftigkeit und ihr Verstand erkennen, daß äußere Schönheit ihr geringster Reiz war. Erinnerte sich Napoleon in diesem Augenblicke einiger Stellen in jenen Privatbriefen, die er sich in Charlottenburg zu lesen die Freiheit genommen hatte? Nun, da er mit der Königin persönlich bekannt geworden und nicht umhin konnte, sie zu bewundern, mag der Sieger, der Widerstand

aller Art zu überwältigen gewohnt war, es versucht haben, auch ihre Abneigung gegen ihn zu besiegen. Es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß nichts, was Königin Luisens Hand geschrieben, unsanft oder in hohem Grade bitter geäußert war; es konnte daher verziehen werden, und Napoleon hatte in ihr ein Weib und eine Königin gefunden, die seinen früheren Vorstellungen von ihr ganz und gar nicht entsprach.

Von dem Wunsche geleitet, seinem schönen Gaste durch jede, selbst alltägliche Aufmerksamkeit, zu gefallen, bot der Kaiser der Königin eine Rose an. Luise zögerte einen Augenblick; dann, ihrem Ziele treu, lächelte sie und sagte sanft, aber bestimmt: „Wenigstens mit Magdeburg.“ „Ich muß Ew. Majestät darauf hinweisen,“ entgegnete Napoleon, „daß es an mir ist, zu bitten und an Ihnen, anzunehmen oder abzulehnen.“ „Es ist keine Rose ohne Dornen, aber diese Dornen sind zu scharf für mich,“ sagte die Königin, als sie die Blume ablehnte. Diese Scene begeisterte später Friedrich Rückert zu folgendem Gedichte, das zugleich die damals herrschende Volksstimmung widerspiegelt:

O Magdeburg, Du starke,
Des Reiches fester Halt,
Ein Riegel vor der Marke
Der preußischen Gewalt;
Du Hort, uns einst genommen
Durch unseren Verrat,
Und nun zurückgekommen
Durch Gott und unsre That!

Daß man Dich recht bezeichne
Als unsern Edelstein,
Soll man Dir eine eigne
Schutzheilige verleihn.
Die Königin Luise,
Die reine Himmelsmagd,
O Magdeburg, sei diese,
Warum? sei hier gesagt.

Als mit uns Friede machend,
Von unserm Gut ein Stück
Der Sieger gab verlachend,
Dich gab er nicht zurück;
Damals nach der Befehdung,
In siegestrunk'nem Sinn
Begehrt er Unterredung
Mit unsrer Königin.

So sollst Du Reine, Treue,
Vor dem nun stehen itzt,
Der kaum noch ohne Scheue
Auf Dich auch Gift gespritzt?
Sie wollte dies auch dulden,
Die viel geduldet schon,
Und trat in ihren Hulden
Hin vor Napoleon.

Da ward der starre Kaiser,
Getroffen von dem Strahl
Der Anmut, zum Lobpreiser
Der Schönheit auch einmal:
„Ich hoffte eine schöne
Königin hier zu schaun,
Und finde, die ich kröne
Als schönste aller Fraun."

Er pflückte eine Rose
Vom nahen Stocke dort,
Sie Dir, o Makellose,
Darreichend mit dem Wort:
„So zum verdienten Ruhme,
Zum Zeichen ihres Rechts,
Reich' ich die schönste Blume
Der Schönsten des Geschlechts."

Hinnahm, ihr Herz bezähmend,
Die Königin das Pfand:
Wohl stach, die Rose nehmend,
Ein Dorn sie durch die Hand;
Daß er sie ehrend kränke,
Begehrt er hochmutsvoll,
Daß sie noch ein Geschenke
Von ihm erbitten soll.

Sie sprach in hohen Sitten
Mit königlichem Sinn:
„Ich habe nichts zu bitten
Als Preußens Königin;
Als Mutter meiner Söhne
Thu' ich die Bitt' allhie;
Zu geben mir die schöne
Stadt Magdeburg für sie."

Da stand der Mann von Eisen,
Des Scheins der Anmut bar:
„Ihr seid, sprach er, zu preisen
Als schöne Kön'gin zwar;

Doch schöner Königinnen
Einhundert sind zu leicht,
Wenn man sie mit den Zinnen
Von Magdeburg vergleicht.“

O Schönste von den Schönen,
Der Reinen Reinste Du,
So hörtest Du das Höhnen
Und schwiegest still dazu;
Du hobest in die Lüfte
Den nassen Blick hinauf
Und wandelst über Grüfte
Bald selbst dorthin den Lauf.

Dort fandest Du gelinder
Für Deine Bitt' ein Ohr,
Um die Burg Deiner Kinder,
Die unsre Schuld verlor.
Dort hast Du sie erbeten
Für uns von Gott zurück
Und freust Dich, zu vertreten
Im Himmel Preußens Glück.

Als das reiche Gastmahl vorüber war, zu dem auch andere hohe Persönlichkeiten hinzugezogen waren, ergötzte sich der eine Teil der Geladenen an der Musik, der andere gab sich den Freuden des Tanzes oder sonstigen Zerstreuungen hin. Jedes Auge suchte die Königin; viele schauten sie mit Neid über ihre hohe Stellung und augenscheinlichen Vorzüge an. Aber niemand ahnte, wie ihr das Herz unter der Last der Enttäuschung immer schwerer wurde, je rascher die heiteren Stunden vergingen, jede Hoffnung, ihren Zweck zu erreichen, ihr entschwand, und sie sah, daß ihr wohl keine fernere Gelegenheit, für Preußens Sache einzutreten, gewährt werden würde.

Der König und die Königin kehrten nach Piktuppönen zurück, und am folgenden Morgen hatte ersterer eine lange Unterredung mit Napoleon. Was deren Hauptgegenstand war, ist nicht bekannt geworden, doch wurde eine erregte Sprache geführt; zuweilen waren ihre Stimmen laut und heftig, und dann herrschte wieder die größte Stille. Wenn diese Behauptung richtig ist, so kann sie sich nur auf den Punkt der Unterredung beziehen, bei welchem Friedrich Wilhelm zum letzten Male die Notwendigkeit auseinandersetzte, daß er die Altmark und Magdeburg als Schlüssel zu der sein Land fortan abgrenzenden Elbe behalten müsse. Napoleon soll ihm erwidert haben: „Sie vergessen, daß Sie nicht in der Lage sind, zu unterhandeln. Wissen Sie nun, daß ich Preußen

demütigen und Magdeburg behalten will, damit ich, wenn immer es mir gefällt, in Berlin einziehen kann. Ich glaube an die Beständigkeit nur zweier Gefühle — der Rache und des Hasses. In Zukunft müssen die Preußen die Franzosen hassen, aber ich will ihnen die Macht entziehen, denselben zu schaden.“ Wenn das wirklich Napoleons Worte waren, so müssen sie ihm in einem Sturme der Leidenschaft über die Lippen geflossen sein, wie er ihn der Überlieferung nach an jedem gelegentlich ausließ, der es wagte, seinem Willen sich zu widersetzen oder sein Recht der Herrschaft in Zweifel zu ziehen.

Der Kaiser besuchte die Königin an jenem Tage nicht wieder, aber einer erhaltenen Einladung folgend, begab sich das königliche Paar noch einmal in die Stadt, um mit seiner kaiserlichen Majestät zu speisen. Die Königin, niedergeschlagen und ermüdet, wünschte für ihr Nichterscheinen entschuldigt zu werden, gab dann aber den Wünschen anderer nach. Kaiser Alexander riet ihr aufs dringendste, Napoleons Einladung zu dieser mehr privaten und gewählten Gesellschaft nicht abzulehnen. Die Friedensbedingungen waren nunmehr endgiltig festgesetzt, der König und die Königin kannten ihr Schicksal und das ihres Landes, jede weitere Erörterung schien daher unnütz. Napoleon, welcher fühlte, daß er sich nicht mehr abwehrend zu verhalten brauchte, und bereit war, sich weiteren, an ihn gestellten Ansuchen zu widersetzen, zeigte bei dieser Abschiedsvereinigung eine weniger willkürliche Haltung als gewohnheitsgemäß. Thiers ist der Ansicht, daß er, durch den Kampf mit der Königin von Preußen in die Enge getrieben, und um ihrem Drängen zu entgehen, einige unbedeutende Einräumungen machte und dann den Abschluß des Vertrags, sowie seine Vorbereitungen zur Rückkehr nach Frankreich beschleunigte. In seiner rasch entschlossenen Weise hatte er verfügt, daß innerhalb 24 Stunden alles abgeschlossen und zu seiner Abreise bereit sein solle.[97])

Als der Kaiser die Königin an seinen auf sie wartenden Wagen begleitete, gab er, der damaligen französischen Sitte gemäß, seiner unwandelbaren Bewunderung galanten Ausdruck und fügte hinzu, er bedauere ungemein, ihren Wünschen nicht genügen zu können. Seine Taktik befolgend, beklagte es die Königin, daß, nachdem sie die Ehre gehabt, den Helden der Jetztzeit, den sie nie vergessen werde, kennen zu lernen, der ihr zurückbleibende Eindruck immer ein schmerzlicher sein müsse, während sie, wenn die Bewunderung seiner Großmut zu ihren übrigen Erinnerungen hinzugekommen wäre, ihm durch das dauernde Band der Dankbarkeit verbunden geblieben sein würde. „In

der That, Majestät“, entgegnete der Kaiser, „ich beklage, daß es so sein muß; es ist mein böses Geschick“; und sie schieden von einander, um sich nie wieder in dieser Welt zu begegnen. „Sire, vous m'avez cruellement trompée“ (Majestät, Sie haben mich grausam getäuscht), waren Luisens letzte, an Napoleon gerichtete Worte.

Über alle diese Vorgänge und die Beweggründe zu der grausamen Handlungsweise Napoleons berichtet der Kammerherr von Schladen in seinem gleichzeitigen Tagebuche: „Den 7. Juli 1807. Heute kehrte die Königin, mit den süßesten Hoffnungen erfüllt, von Tilsit zurück. Nach der Tafel ward bald jene Hoffnung von Vielen getheilt, daß, durch die schreckliche Demüthigung der unglücklichen Monarchin gerührt, dieser stolze Eroberer seine Forderungen mäßigen werde. Schon träumten Knobelsdorff, Kalckreuth und ihr Anhang von den Erfolgen und verkündeten, wie wichtig es sei, jetzt ja nichts durch Mißtrauen und feindselige Abneigung zu verderben. Da erschien Graf Golz, um dem Könige von einer Audienz Bericht zu erstatten, die er beim Kaiser Napoleon hatte, und wo derselbe ihm mit dürren Worten erklärte: Alles, was er der Königin gesagt, wären nur höfliche Phrasen gewesen, die ihn zu nichts verpflichteten; denn er sei entschlossen, dem Könige die Elbe als Grenze zu geben; es sei nicht die Rede davon, noch zu unterhandeln, indem er bereits Alles mit dem Kaiser verabredet habe, auf dessen Freundschaft er Werth lege: der König danke seine Stellung nur der ritterlichen Anhänglichkeit dieses Monarchen, da ohne diesen sein (Napoleons) Bruder Hieronymus König von Preußen geworden und die jetzige Dynastie verjagt worden wäre!“

„Unter solchen Umständen wäre es eine bloße Gefälligkeit, dem Könige irgend etwas zu lassen, und nach einer lang dauernden, von Schmähungen und Beleidigungen wimmelnden Deklamation sandte Napoleon den Grafen Golz zum Herrn von Talleyrand, der aus einer Brieftasche mehrere Stückchen Papier zog, welche bereits alle Artikel des Traktats einzeln enthielten, dieselben den Bevollmächtigten vorlas, denen er kaum erlaubte, sie näher zu besichtigen, und ihnen darauf erklärte, es sei dabei kein Nachlaß zu erwarten, denn dies wäre Napoleons Wille, und zuletzt nach vielem Hin- und Herreden sagte er: Der Kaiser der Franzosen wünsche so schnell als möglich nach Paris zurückzukehren, daher das Werk des Friedens bis übermorgen vollendet sein müsse. — Gegen Abend ist hier der französische Kriegsminister erschienen, um Ihre Majestät die Königin zur Abendtafel

bei Napoleon einzuladen, wohin sich die unglückliche Monarchin mit dem höchsten Widerwillen begeben hat. Wenige Augenblicke vorher erhielten Ihre Majestät einen Besuch des Großherzogs von Berg (Murat). — Den 8. Juli 1807. Es ist beschlossen worden, die Königin solle Napoleon nicht mehr sehen. Sie nahm bereits gestern Abschied von demselben und soll bei dieser Veranlassung lebhafte Erklärungen mit ihm gehabt haben. Auch der König scheint seine Gefühle gegen Napoleon ausgesprochen zu haben. — Heute erschien hier Duroc, um Ihrer Majestät eine glückliche Reise zu wünschen. Auch zu ihm äußerte sie sich: sie habe es nicht für möglich gehalten, so getäuscht zu werden."

Thiers bedauert, daß Napoleon so unklug war, undankbare Königreiche zu vergrößern und solche von kurzer Dauer zu schaffen, während er die Wichtigkeit einer gründlichen Versöhnung Preußens übersah. „Vielleicht", sagt er, „wenn Napoleon bei dieser Gelegenheit nachgegeben, wenn er nicht nur das Erbetene, sondern alles, was er, ohne Schaden für seine übrigen Entwürfe, hätte zugestehen können, bewilligt haben würde — vielleicht hätte er sich dann das warme Herz dieser Fürstin und den biederen Charakter ihres ehrenwerten Gemahls verpflichtet." Wären die Interessen Preußens und Frankreichs durch ein festes und dauerndes Bündnis verknüpft worden, so wäre wohl der Schicksalsstern Napoleons nicht so bald untergegangen.

Durch den Frieden von Tilsit war der König zur Aufgabe der Hälfte seines Landes, zur Herabsetzung seiner Heeresmacht auf 42 000 Mann und zur Zahlung einer Kriegsentschädigung von 150 Millionen Thalern genötigt. Er willigte auch in die Anerkennung des „Rheinbundes" und aller neuen, von Napoleon errichteten Königreiche ein. Aus den Erwerbungen zwischen dem Rhein und der Elbe bildete der Kaiser für seinen Bruder Jerome das Königreich Westfalen; bereits hatte er die Kronen von Neapel und Holland seinen Brüdern Joseph und Ludwig übertragen. So unterwarf sich Europa der Napoleonischen Gewaltherrschaft; so erhob ein außerordentlicher Mann sich selbst und seine Angehörigen, indem er ganze Völker und alte Herrschergeschlechter unterdrückte.

Ehrsucht und Selbstverherrlichung waren nicht lediglich die stärksten Charakterzüge des großen Napoleon, bei ihm konnten sie unersättliche Leidenschaften genannt werden. Die Leidenschaft verblendet stets ihre Diener, deshalb konnte er es nicht bemerken und argwöhnte auch nicht, daß diese Lage der Dinge keine dauernde sein

könnte. Alle anderen, ihm an geistigen Fähigkeiten irgendwie ebenbürtigen Männer sahen es voraus; und tiefdenkende Frauen fühlten es so klar und deutlich als die scharfsinnigsten Männer. Die Briefe Frau von Staëls und auch der Königin Luise, aus welchen wir unten einige Auszüge geben wollen, lassen dies deutlich erkennen. Auch Laetitia Bonaparte sah es voraus — eine Frau, die von künftigen Geschlechtern hoch geehrt werden sollte, da sie lauteren Herzens und von Gott auserwählt war, die Mutter einer der herrschenden Familien der Erde zu werden. Madame Bonaparte oder Madame Mère, wie man sie nannte, war bei denen, die sie näher kannten, beliebt und allgemein geachtet. Nur hielt man sie für sparsamer, als mit ihrer erhabenen Stellung vereinbar war. Aber die bescheidene Frau pflegte sich mit den Worten zu entschuldigen: „Wer weiß, ob nicht der Tag kommen mag, an dem ich für alle diese Könige werde Brot suchen müssen?“

Napoleon stand jetzt auf dem Gipfel seines Ruhmes. Am 24. Juli zog er im Triumph in Frankfurt ein und am Morgen des 27. war er schon in St. Cloud; aber auch hier gab er sich keiner Ruhe hin; bald war er in neue Kämpfe verwickelt, und ließ seine Heere in Italien, Spanien, Portugal und Österreich einmarschieren.

Der Kaiser der Franzosen entwarf von den Vorgängen in Tilsit seine eigenen Schilderungen. Diejenigen seiner Darstellungen, welche erhalten sind, werden durch jene bemerkenswerte Mischung von Wahrheit und Falschheit charakterisiert, welche schon in seinen amtlichen Tagesberichten in so auffallender Weise hervorgetreten waren. Wer nur immer Königin Luisens Charakter studiert hat, muß fühlen, daß in Napoleons Bericht über seine Begegnung mit der Königin die Lüge über die Wahrheit die Oberhand hat. Und doch hat Napoleon von der hohen Gesinnung, den reinen Absichten und den vielen ausgezeichneten Eigenschaften, die er an dieser „bewundernswerten Königin“ entdeckte, beredtes und umfassendes Zeugnis gegeben. Er konnte der Versuchung nicht widerstehen, sich seine Berichte nutzbar zu machen, sie zu einer Art Gerüst dienen zu lassen, mittelst dessen er die vorher entworfenen politischen Gebäude aufrichtete. Napoleon wußte wohl, daß diese unsere Welt eine gar trügerische ist; er dachte daher: „Warum soll es eine Sünde sein, die Welt zu betrügen, wenn es unsere Zwecke fördert, dies zu thun?“

Dieser für ihn zu starken Versuchung sollte er entzogen und durch die Wogen des gewaltigen atlantischen Meeres von der Welt geschieden

werden. Als ihm dann ein ruhiges Leben aufgezwungen war, und ihm Zeit genug zur Verfügung stand, sein eigenes Leben sich ins Gedächtnis zu rufen, zeichnete er seine Erinnerungen in wahrhafterem Geiste auf. Wenn er alsdann in seinem kleinen Arbeitszimmer zu St. Helena saß, von wo aus er wenig mehr als den regelmäßigen Rasenplatz und die zehn jungen Lebensbäume sah, schweiften seine Gedanken oft in die Ferne, und sein geistiges Auge ruhte auf anderen Schauplätzen. In diesen Tagen sprach Napoleon oft mit Emanuel Las Casas, seinem Geheimschreiber und mit anderen, die ihn auf seinen täglichen Spazierritten bergauf und -ab auf jener Insel begleiteten, von der Vergangenheit. Das Eiland scheint durch eine furchtbare Erschütterung der Natur, durch vulkanische Hebungen entstanden zu sein, welche steile Anhöhen, schroffe Abhänge und kaum einen Fleck ebenen Bodens vom Gipfel seiner höchsten Spitze bis zum Ufer, an dem die gewaltigen Wasser sich brechen, hervorgebracht haben.

Napoleons Geheimschreiber, Las Casas, verfaßte eine Denkschrift über St. Helena. Aus diesem Musterwerke wurde oben Napoleons Beschreibung der Königin von Preußen, wie er sie in Tilsit sah, angeführt. Dieselbe ist mit solcher Vollständigkeit und Sorgfalt behandelt, daß es diejenige Ansicht von ihr zu sein scheint, welche Napoleon der Nachwelt überliefern wollte. Vielleicht regte sich bei ihm das Gewissen, daß er früher ihren Charakter fälschlich dargestellt, sie geschmäht und durch grausame Anspielungen verleumdet hatte; er selbst muß gewünscht haben, die erzeugten falschen Eindrücke zu verwischen. Aber ein paar einst an Talleyrand gerichtete Worte gereichen Königin Luise mehr zur Ehre, als irgend etwas je von ihm über sie Geäußertes, obgleich Napoleon damit keinen Lobspruch beabsichtigte. Er bemerkte seinem Minister gegenüber, die Königin messe der Würde ihres Geschlechts und dem Werte der öffentlichen Meinung zu viel Bedeutung bei.

Bald nach dem Tilsiter Friedensschlusse schrieb Königin Luise an ihre damals im Bade Teplitz weilende Schwester Friederike folgenden Brief: „Was für Schritte ich gethan habe, um Preußens Schicksal zu mildern, und wie wenig sie mir gelungen sind, das weiß die Welt; aber ich war sie als liebende Gattin dem König, als zärtliche Mutter meinen Kindern, als Königin meinem Volke schuldig. Das Gefühl, meine Pflicht erfüllt zu haben, ist mein einziger Lohn." Diese tröstliche Erwägung verhinderte es nicht, daß die Königin sich infolge des Fehlschlagens ihrer Bemühungen sehr niedergeschlagen fühlte; aber

Enttäuschungen vermochten in ihr keinen Groll zu erwecken. Als eine ihrer Hofdamen in schmähender Weise von Napoleon sprach, wurde sie von der Königin mit den Worten zurechtgewiesen: „Nicht doch, Liebe! so werden wir nicht fertig mit unserm Schmerz; Heftigkeit drückt seinen Stachel tiefer, nur Ergebung kann ihn mildern. Wir wollen auf den Heiligen hinblicken, der für seine Peiniger gebetet hat.“

In der Königin Charakter lag es nicht, die Zeit mit trübsinnigen Betrachtungen hinzubringen. Gleich bei ihrer Rückkehr von Tilsit befaßte sie sich mit Bereitung eines einfachen Abschiedsmahls, eines kalten Gabelfrühstücks, für die russischen Soldaten. Zwei stattliche Infanterieregimenter mit einer Abteilung Kosacken, die seit einiger Zeit in Memel gestanden hatten, rückten aus, um nach ihrer etwa vier Meilen entfernten Grenze zurückzumarschieren. Halbwegs an der Straße stand ein sehr hübsches Landhaus mit, im englischen Stile gehaltenen, Anlagen. In demselben wurden lange Tische aufgestellt und mit Erfrischungen, teils für die Offiziere, teils für die Mannschaften bedeckt. Zu dieser Bewirtung waren auch einige andere Gäste geladen, darunter George Jackson, der von der possierlichen Art und Weise, in welcher die Leute gleichsam im Sturmangriffe und in Masse sich auf die lockenden Speisen stürzten eine ergötzliche Beschreibung giebt:

„Im Nu wurden das kalte Fleisch, eingemachte Obst, Sahne und Kuchen verzehrt. Die Offiziere traten dann vor, jeder den Weinhumpen in der Hand und tranken auf das Wohl ihrer königlichen Wirte. Die Mannschaften, denen auch reichlicher Trunk verabreicht wurde, fielen augenblicklich in ihrer vollklingenden Sprache und anscheinend mit einer einzigen, mächtigen und tieftönenden Stimme ein. Die Königin freute sich über das Fest, bei dem auch das Wetter schön war, eine Ausnahme von der allgemeinen Regel, denn in Memel ist das Klima über alle Begriffe rauh und kalt. Bis vor wenigen Tagen konnten wir das Heizen nicht entbehren und die heftigen Stürme an dieser ausgesetzten Küste erschüttern die Häuser beständig bis auf den Grund. Jetzt gerade führen wir ein ziemlich einförmiges, aber zugleich bang besorgtes Leben. Es ist unmöglich, nicht tiefe Teilnahme für den König zu fühlen, und nur gerecht, von der Würde seiner Haltung bei den letzten traurigen Ereignissen zu sprechen, die ihn seines halben Königreiches beraubten, während der Rest entvölkert und bis aufs Blut ausgesaugt ist. Wir sehen ihre Majestäten fortwährend; die Königin ist so liebenswürdig und schön als je und fast jeden Abend

haben wir die Ehre, mit ihr spazieren zu gehen oder zu reiten oder Thee mit ihr zu trinken."

Dies wurde am 21. Juli, am Tage nach dem russischen Soldatenfeste und 14 Tage nach der Rückkehr der Königin von Tilsit geschrieben. Am 6. August schreibt er: „Bei den Morgengesellschaften der Gräfin von Voß treffen wir ihre Majestäten, die, wenn man vergangene und gegenwärtige Ereignisse in Anschlag bringt, bei besserem Mute, leutseliger, heiterer und angenehmer sind, als bei so schwerem Mißgeschicke zu erwarten war. Der Königin Gesundheitszustand ist weniger leidend, als man von dem ungünstigen Klima befürchtete. Seit wenigen Tagen ist in der Witterung ein plötzlicher und äußerst schroffer Wechsel eingetreten, der hinreicht, jede Konstitution auf eine harte Probe zu stellen. Die sonst frostigen und steifen Seewinde Memels sind in heiße Windstöße umgeschlagen, die in ihren Wirkungen so überwältigend sind, daß ich selbst kaum im stande gewesen bin, sie zu ertragen und nur mit der größten Schwierigkeit habe lang genug aushalten können, um meine Gedanken über die Tagesereignisse zu Papier zu bringen."

Zeigen diese Auszüge aus zeitgenössischen Aufzeichnungen nicht auch ihrerseits, daß die Körperkraft der Königin harten Prüfungen unterworfen war, welchen dieselbe leider nicht mit solcher Festigkeit widerstand, wie es den Anschein hatte, weil ihr Geist stärker war als ihre leibliche Natur? Zeigen sie nicht auch, daß sie sich trüber Gemütsstimmung nicht überließ und nicht hinwelkte und an dem Leiden starb, das man empfindsamer Weise „gebrochenes Herz" nennt? Und doch gab es zweifelsohne in jenen sorgenschweren Zeiten wirklich gebrochene Herzen, weil viele Frauen derer beraubt wurden, welche sie liebten, und an denen ihr eigenes Dasein hing.

Neunzehntes Kapitel.

In jenen hoffnungsvollen Tagen, als die Flaggen über dem Zelte auf dem Flosse zu Tilsit flatterten, gab sich das Volk gerechter Freude über den versprochenen Frieden hin. Zwar wußte es noch nicht einmal, unter welchen Bedingungen derselbe geschlossen werden würde, aber dennoch schien er von längerer Dauer zu sein. Selbst die Umgebung Napoleons war dieser Meinung, wie ein Brief beweist, den Talleyrand damals an Savary, den französischen Statthalter von Königsberg, schrieb: „Beeilen Sie sich nicht allzusehr mit den Schiffsbrücken, mit deren Fertigstellung Sie beauftragt sind; was würden wir jetzt durch eine Ueberschreitung des Niemen gewinnen? Was können wir uns jenseits dieses Flusses erwerben? Der Kaiser wird seine Absichten betreffs Polens aufgeben. Dieses Volk ist zu nichts tauglich; Unordnung ist das Grundprinzip seiner Bewohner. Unser harren jetzt viel wichtigere Aufgaben; jetzt haben wir eine günstige Gelegenheit, dem gegenwärtigen Streite auf lange Zeit ein Ende zu machen; wir dürfen uns dieselbe nicht entschlüpfen lassen."

In der That war die an Polen verübte Unbill für Napoleon nur ein erwünschter Vorwand gewesen, denn jetzt, wo er denselben vollkommen ausgenützt hatte, bekümmerte er sich ebenso wenig um die Rechte dieser Nation, wie dies andere Herrscher vor ihm gethan hatten. Es paßte ihm gerade, ein Bündnis mit Rußland abzuschließen und dies konnte er eben nicht thun, ohne Polens Sache aufzugeben. Sein angeblich so starkes Gerechtigkeitsgefühl war jetzt vollständig verschwunden, und er wollte mit Preußen genau so verfahren, wie man es vorher mit Polen gethan hatte. Er würde ohne Zaudern das Königreich vernichtet und von der Karte Europas gestrichen haben, wenn nicht Alexander seine Zustimmung zu diesem Schritte beharrlich

verweigert hätte. Napoleon hatte den Vorschlag gemacht, daß in Zukunft Friedrich Wilhelm einfach der Marquis von Brandenburg sein solle; Alexander jedoch weigerte sich entschieden, darauf einzugehen, und der Kaiser der Franzosen sah nun ein, daß der Czar diese Angelegenheit als Ehrensache betrachte, in welcher man ihm nachgeben müsse.

Der König von Preußen und sein Volk begannen, so schnell als möglich die harten Bedingungen zu erfüllen, welche ihnen der Friede von Tilsit auferlegte. Nichtsdestoweniger wurde die Räumung des Landes bis zur Weichsel, welche eine der ersten Bedingungen des Vertrages war, bis auf weiteres verschoben. In dieser unglücklichen Zeit, als die eine Hälfte des Königreichs verloren war, die andere sich in den Händen des Feindes befand, schrieb die Königin an ihren Vater folgendes: „Der Friede ist geschlossen, aber um einen schmerzhaften Preis; unsere Grenzen werden künftig nur bis zur Elbe gehen. Dennoch ist der König größer als sein Widersacher. Nach Eylau hätte Er einen vortheilhaften Frieden machen können; aber da hätte Er freiwillig mit dem bösen Prinzip unterhandeln und sich mit ihm verbinden müssen. Jetzt hat Er unterhandelt, gezwungen durch die Noth, und wird sich nicht mit ihm verbinden. Wir sind moralisch frei geblieben, das wird zur politischen Freiheit führen. Ich bin gewiß, lieber Vater! Preußen wird dieser schmähliche Friede und die Art und Weise, wie er geschlossen, einst, wenn ich es auch nicht erlebe, über kurz oder lang, Segen bringen. Auch hätte der König nach Eylau einen treuen Alliirten verlassen müssen; das wollte, das konnte Er nicht, der die Treue und Wahrheit selbst ist. Noch einmal, diese Handlungsweise des Königs wird Preußen einst Glück bringen, das ist mein fester Glaube."

Seit Eröffnung der Feindseligkeiten mit Frankreich hatte Hardenberg an der Spitze des Ministeriums gestanden; er besaß das Vertrauen seines Landesherrn und wurde vom ganzen Volke hoch geehrt. Jetzt verlangte Napoleon seine Entlassung und Hardenberg sah sich genötigt, in entscheidender Zeit, in der man seine wertvollen Dienste besonders nötig hatte, sich nicht nur aus dem Staatsdienste zurückzuziehen, sondern auch das Land zu verlassen; erst nach dem Abzuge der französischen Heere wurde ihm die Erlaubnis zu teil, Preußen wieder zu betreten und nach Tempelberg, seiner eigenen Besitzung, zurückzukehren.

An dem Tage, an welchem der Friede von Tilsit unterzeichnet wurde, berief der König den Freiherrn vom Stein zurück, welcher einige

Monate vorher infolge von Differenzen mit dem Geheimrat Beyme sein Amt niedergelegt hatte. Die Veranlassung zu der Zurückberufung Steins ging jedenfalls von der Königin aus, die um diese Zeit an Frau von Berg geschrieben hatte: „Wo bleibt denn Stein? Dies ist noch mein letzter Trost! Großen Herzens, umfassenden Geistes, weiß er vielleicht Auswege, die uns noch verborgen liegen!“ Ebenso schrieb sie nach seiner Ankunft an Stein selbst: „Ich beschwöre Sie, haben Sie nur Geduld mit den ersten Monaten; der König hält gewiß sein Wort, Beyme kommt weg, aber erst in Berlin. So lange geben Sie noch nach. Daß um Gotteswillen das Gute nicht um drei Monate Geduld und Zeit über den Haufen falle. Ich beschwöre Sie um König, Vaterland, meiner Kinder, meiner selbst willen darum. Geduld! Luise.“

Der Freiherr befand sich auf seinem Familiensitz in Nassau, um seinen persönlichen Angelegenheiten obzuliegen und seine durch Gicht zerrüttete Gesundheit zu pflegen. An ein und demselben Tage, an dem Königin Luise an ihn schrieb, richteten auch Blücher und Hardenberg im Namen des Königs schriftlich die Bitte an ihn, zurückzukehren. Stein war zu leidend, um seinem Monarchen eigenhändig schreiben zu können und sah sich daher genötigt, seiner Gattin folgende Antwort zu diktieren: „Ich gehorche rückhaltlos den Befehlen Eurer Majestät, und stelle die Entscheidung Eurer Majestät vollkommen anheim, welches Amt ich übernehmen soll. In diesem Augenblicke vaterländischer Trübsal würde es höchst charakterlos sein, irgend ein Gewicht auf persönliche Bedenken zu legen, und um so mehr, als unser Herrscher selbst uns ein so erhabenes Beispiel von Standhaftigkeit giebt.“

Dies ist ein wahrhaft edler Brief. Er zeigt uns, daß Steins Vaterlandsliebe doch über seine Hartnäckigkeit erhaben war; stets beseelten ihn die besten Absichten, verbunden mit Hochherzigkeit, jedoch war sein Naturell selbst mehr zum Herrschen geneigt, als sich dem Könige zu unterwerfen, und oft hatte er sich von ungestümer Heftigkeit hinreißen lassen. Sobald es seine Gesundheit erlaubte, trat er in den Staatsdienst wieder ein. Unmittelbar nach seiner Ernennung zum Minister des Innern erschien ein königlicher Erlaß, welcher eine heilsame Neuerung in die Verfassung einführte. Durch diese Verordnung erhielten die Landleute und Bürger das Recht, Grundeigentum erwerben und besitzen zu dürfen, welches Recht bisher nur der Adel besessen hatte, während es dem letzteren ebenfalls gestattet wurde, sich an gewerblichen und kaufmännischen Unternehmungen zu beteiligen, ohne

hierdurch seinem Range etwas zu vergeben. Jede Art von Sklaverei und jedes Überbleibsel lehnsrechtlicher Dienstbarkeit wurde aufgehoben. Durch eine zweite Verordnung, welche das wichtigste Staatsgrundgesetz, gewissermaßen die Magna Charta der preußischen Bürger geworden ist, wurden den Gemeinden wichtige Freiheiten gewährt.

So kam es, daß in derselben Zeit, wo Frankreich, von Siegen berauscht, die letzten Reste einer freien Verfassung verlor, welche im Eifer der Revolution und durch die Verbrechen derselben ins Leben gerufen worden war, Preußen inmitten der Erniedrigung durch beispiellose Unglücksschläge und durch die Last fremder Ketten bedrückt, im stillen die Fesseln lehnsrechtlicher Einrichtungen abstreifte und die Grundlage zu freien, staatlichen Einrichtungen legte — wodurch eine vorsichtige und von Verbrechen freie Umgestaltung durchgeführt wurde. So bewahrte sich Preußen bis zu einem erstaunlichen Grade den Geist der Vaterlandsliebe und die Standhaftigkeit im Unglücke. Widerwärtigkeiten sind der wahre Prüfstein sowohl politischer als persönlicher Tüchtigkeit, und Unglücksschläge, welche den Schwachen und Entarteten niederschmettern, dienen nur dazu, die Thatkraft der Tüchtigen und Unverdorbenen zu stärken. Anstatt sich dumpfbrütender Verzweiflung hinzugeben, wurden der König und seine Minister nur zu neuen Anstrengungen angespornt.

Während der zehn Friedensjahre, welche Preußen vor dem Kriege genossen, hatte sich Friedrich Wilhelm seiner natürlichen Vorliebe für die Künste hingegeben. Er hatte in Berlin eine Gemäldegallerie gegründet, welche bald mit den weitberühmten Sammlungen in Paris, Dresden und München wetteifern konnte. Alle diese Kunstschätze waren von dem unbarmherzigen Eroberer fortgeschleppt worden und zierten entweder den Louvre oder schmückten den Palast des französischen Kaisers.

Zu jener Zeit jedoch waren der König und die Königin von weit wichtigeren Dingen in Anspruch genommen, als daß sie sich tiefer Betrübnis über den Verlust dieser Schätze hätten hingeben können. Der Staat war dem Bankerotte nahe und man riet dem Könige, denselben bekannt zu geben, worauf er jedoch entrüstet antwortete: „Ich mag immer unglücklich sein, aber Gott möge mich davor bewahren, eine niedrige Handlung zu begehen.“ Die Hälfte der Kriegssteuer lastete auf seinen Besitzungen, wodurch er so vollständig verarmte, daß er sich genötigt sah, Geldanleihen zu machen, obgleich er und die ganze königliche Familie so einfach als möglich lebten. Das

goldene Tischgerät Friedrichs des Großen wanderte in die Münze und die Königin gab freudig einige ihrer kostbarsten Geschmeide hin.

Die preußische Armee war fast ganz vernichtet worden, und es war offenbar, daß sie nach neuen Grundsätzen und verbesserten Plänen wieder hergestellt werden mußte. In diesem entscheidenden Augenblicke ernannte der König Scharnhorst zum Generalmajor und zum Vorstand einer Kommission, welche mit der Neugestaltung der Armee betraut war. Seine außergewöhnliche Geisteskraft, gepaart mit Vorsicht und Besonnenheit, war der schwierigen Aufgabe gewachsen. Zu jener Zeit hatte er das System des verkürzten Militärdienstes ersonnen und in der Not des Augenblicks im stehenden Heere eingeführt. Dieses System bestand in einer fortwährenden Einziehung von Rekruten und Entlassung der ausgebildeten Mannschaften. Dasselbe entsprach seinem Zwecke in so wunderbarer Weise, daß die Armee, welche gänzlich vernichtet zu sein schien, urplötzlich wieder erstand, und zwar zahlreicher und stattlicher, als sie jemals gewesen. Dazu beseelte ein glühender, patriotischer Eifer diese neuen Truppen. Scharnhorst war in der That der Kriegsminister, und seiner Klugheit und Thatkraft, seinem tapferen Ringen, um die Schwierigkeiten dieser unheilvollen Zeit zu überwinden, verdankt Preußen die Grundlage seiner heutigen militärischen Einrichtungen.

Der König und die Königin begriffen wohl, daß Verbesserungen im Systeme der nationalen Erziehung vorgenommen werden mußten und daß es sehr wesentlich wäre, ein wohlunterrichtetes und sittlich geläutertes Volk heranzubilden. Königin Luise verwandte viel Zeit und Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand. Sie las Krummachers Kinderwelt, studierte sorgfältig die vier Bände von Lienhard und Gertrud und andere Bücher, welche von Pestalozzi empfohlen wurden, und machte davon in ihrem Lehrplane Gebrauch. Mit jener kindlichen Erregbarkeit, welche sie niemals verließ, blickte die Königin eines Tages von ihrem Buche auf und rief begeistert aus: „Oh, wie gerne möchte ich einen Wagen besteigen, um nach der Schweiz zu reisen und Pestalozzi aufzusuchen, damit ich ihm die Hand schütteln und ihm sagen könnte, welche Dankbarkeit ich für ihn empfinde, da er so vieles Gute in der Welt gestiftet hat."

Der König und die Königin gaben in der That ihren Unterthanen ein Beispiel von Standhaftigkeit im Unglücke. Hin und her getrieben durch den Wechsel drangvoller Zeiten lebten sie bald in Königsberg, bald in Memel. Noch glücklich in ihrer gegenseitigen

starken Liebe, dachten sie mehr an die Entbehrungen und Lasten ihres Volkes als an das, was sie selbst zu ertragen und zu leiden hatten. Das Volk sah und fühlte dies; seine Treue und Ergebenheit wurde daher nur noch tiefer und inniger. Im vollsten und edelsten Sinne des Wortes waren Friedrich Wilhelm und Luise der Vater und die Mutter des Landes. Die Einwohner von Königsberg betrachteten sie mit einer Art liebevoller Ehrfurcht, wenn sie dieselben mit ihren Kindern durch die Straßen der Stadt wandeln sahen. Dabei beantworteten die Majestäten die ehrfurchtsvollen Grüße ihrer Unterthanen mit einer Freundlichkeit, welche viel dazu beitrug, den Mut des Volkes aufrecht zu erhalten. Dennoch muß es in dieser Zeit unvorhergesehener Trübsal dunkle Stunden genug gegeben haben, in welchen selbst ein glaubensvolles Gemüt vergebens nach einem Schimmer der Hoffnung zu ringen schien. Einige jener Personen, welche sich beständig in der Begleitung der Königin befanden, berichten uns von schlaflosen Nächten und von gelegentlichen Anwandlungen von Verzagtheit, denen nur Thränen und Gebete Linderung verschaffen konnten.

Friedrich Wilhelms Abschied von seinen Unterthanen in den abgetretenen Provinzen war ein ergreifender. Er erklärte, daß er der grausamen Notwendigkeit gehorche und sie von ihrer Unterthanenpflicht gegen sich und sein Haus entbinde, und daß er sich von ihnen trenne, wie sich ein Vater von seinen Kindern trennt; sie würden ihm stets teuer sein und selbst unter einem anderen Herrscher würden seine Segenswünsche für ihr Wohlergehen sie begleiten. Von allen Seiten erhielt er liebevolle Antworten; die aufrichtigste war die der nördlichen Westfalen:

„Als wir Dein Lebewohl lasen," schrieben sie, „brach uns das Herz; wir konnten es nicht glauben, daß wir aufhören sollten, Deine treuen Unterthanen zu sein, wir, die wir Dich stets so geliebt haben. So wahr, als wir leben, es ist nicht Deine Schuld, daß nach der Schlacht von Jena Deine zerstreuten Heere nicht nach unserem Lande geführt wurden, um sich mit unserer Landwehr zu neuem Kampfe zu vereinigen. Wir würden unser Leben aufs Spiel gesetzt und das Land gerettet haben, denn noch wohnt markige Kraft in den Gliedern unserer Krieger; unsere Frauen und Töchter sind keine Modepuppen, und wir suchen uns frei von dem tötenden Pesthauche der Zeit zu erhalten. Doch können wir die Beschlüsse der Vorsehung nicht ändern. So lebe denn wohl, Du guter, geliebter König! Gott gebe es, daß der Rest Deines Landes Dir weisere Minister und treuere Feldherren ver-

schaffen möge, als jene, welche Trübsal über Dich gebracht haben. Wir dürfen mit unserm Schicksale nicht hadern, sondern wir müssen uns mit mannhafter Stärke in das Unvermeidliche fügen. Möge Gott mit uns sein und uns einen neuen Herrscher geben, welcher gleichfalls ein Vater des Landes sein und unsere Sprache, Sitten und Religion in Ehren halten möge, wie Du es gethan hast, unser teurer, guter König. Gott gewähre Dir Frieden, Gesundheit und Glück."

Selbst in dieser Zeit des tiefsten Elends blieben die Rufe der Nächstenliebe nicht unbeachtet. Im Winter des Jahres 1806, inmitten der Kriegsdrangsal, welche auf die unselige Schlacht von Jena folgte, war eine Waisenanstalt eingerichtet worden. Sehr häufig wurden zu dieser Zeit Kinder auf Brücken oder an den Ecken der Straßen gefunden, welche von ihren Müttern verlassen worden waren, da sie dieselben nicht ernähren konnten; die meisten von ihnen waren Kinder von Soldaten. Menschenfreunde vereinigten sich und überlegten, wie diese Findlinge erzogen werden könnten. Am Geburtstage der Königin, im Jahre 1807, wurde eine Geldsammlung eröffnet und die vorgeschlagene Stiftung erhielt den Namen „Luisenstift" oder Luisenverein. Die Königin nahm das lebhafteste Interesse sowohl an dem Zustandekommen als später an dem Wirken dieser Stiftung. Ihr Brief an den Propst Hanstein in Berlin zeigt, welche tiefe Teilnahme sie für alles, was dieses segensreiche Unternehmen betraf, an den Tag legte:

„Neigung zum Wohlthun war von jeher ein hervorstechender Zug in dem Charakter der Berliner; nie hat sich derselbe schöner entwickelt, als in dem eben beendigten, unglücklichen Kriege, und durch die von Ihnen, würdiger Herr Probst, angezeigte Stiftung zum Unterhalte, Erziehung und Unterricht unberathener Knaben von armen, noch lebenden Eltern. Für Waisen fehlt es nicht an Stiftungen mancherlei Art; aber an Hülfsbedürftige aus der genannten Klasse war bisher noch nicht gedacht. Diese Anstalt verdient daher allgemeinen Dank und lebhafte Theilnahme."

„Ich aber bin sehr gerührt durch den zarten Beweis von Achtung, Vertrauen und Liebe, den die Stifter nach ihrem Schreiben vom 12. dieses Monats mir dadurch gegeben, daß sie die Stiftung nach meinem Namen nennen und unter meinen Schutz stellen wollen. Mit Freuden nehme ich nicht nur Beides an, sondern übernehme auch die nach dem Etat ausgemittelten Unterhaltungskosten für vier Zöglinge, indem ich Sie, Herr Probst, ersuche, solche auszuwählen, und nach

Inhalt des Reglements ihnen einen Vormund zu setzen. Beikommende 100 Stück Friedrichsd'or bitte ich zur ersten Einrichtung der Anstalt zu verwenden."

„Der Krieg, der soviel unvermeidliches Uebel über die Nation brachte, deren Landesmutter zu sein mein Stolz ist, hat auch manche schöne Frucht zur Reife gebracht und für so vieles Gute den Samen ausgestreut. Vereinigen wir uns, ihn mit Sorgfalt zu pflegen, so dürfen wir hoffen, den Verlust an Macht durch Gewinn an Tugend reichlich zu ersetzen. Sie, Herr Probst, haben redlich das Ihrige gethan, nach diesem Ziele hinzuwirken. Mehrere Ihrer würdigen Amtsbrüder haben mit Ihnen gewetteifert. Sie haben dadurch in den Berlinern den Geist erweckt und erhalten, in welchem allein man sich im Unglück mit Würde betragen kann. Dadurch ist das Band der Liebe, welches die Nation mit ihrem Herrscher verbindet, nur um so fester geknüpft worden, sowie die Freude des Wiedersehens, wonach die Sehnsucht wechselseitig gleich groß ist, desto reiner sein wird.

Ihre wohlaffectionirte

Memel, den 31. August 1807.

Luise."

Die Königin erteilte ihren Kindern täglich selbst Unterricht. Natürlich war derselbe durch die Zeitverhältnisse unterbrochen worden, obwohl sie ein junger Mann der französischen Kolonie, Namens Chambeau, auf der Flucht begleitet und ihnen nach besten Kräften einigen Unterricht erteilt hatte. Die Königin übernahm besonders die religiöse Erziehung, und ihre älteste Tochter sagte oft in ihrem späteren Leben, daß der biblische Unterricht und die Lehren, welche sie von ihrer Mutter empfangen, mehr wert waren, als irgend etwas anderes, was sie geerbt habe. Aus dieser Zeit der Trübsal ist ein Brief vom Erzbischof Borowsky, dem Beichtvater der Königin, erhalten, in dem er sie und ihr Leben in Königsberg folgendermaßen schildert:

„Fröhlich ist freilich unsere theure Königin in dieser Passionszeit nicht; aber Ihr Ernst hat eine stille Heiterkeit, und die Klarheit und Ruhe, welche Ihr Gott schenkt, verbreitet über Ihre ganze Persönlichkeit eine Anmuth, die man eine würdevolle nennen kann. Ihre Augen haben allerdings den früheren Lebensglanz verloren, und man sieht es ihnen an, daß sie viel geweint haben und noch weinen. Die Blüthen auf Ihrem Angesicht sind wohl verblüht, und eine sanfte Blässe umgiebt es, doch ist es noch schön, und auf Ihren Wangen wollen mir fast noch mehr, als früher die rothen, jetzt die weißen

Rosen gefallen. Um Ihren Mund, den sonst ein süßes, glückliches Lächeln umschwebte, sieht man jetzt von Zeit zu Zeit ein leises Beben der Lippen; es liegt darin wohl Kummer, aber kein bitterer Schmerz. Ihr Anzug ist stets höchst einfach, und die Wahl der Farben bezeichnet Ihre Stimmung. Sie erinnert an die stets neu und wahr bleibende, schöne Schilderung, welche der Apostel Petrus von frommen, würdigen Frauen entwirft: ‚Welcher Schmuck soll nicht auswendig sein, mit Haarflechten oder Goldumhängen oder Kleider-Anlegen; sondern der verborgene Mensch des Herzens unverrückt, mit sanftem und stillem Geist, das ist köstlich vor Gott. Denn also haben sich auch vor Zeiten die heiligen Weiber geschmückt, die ihre Hoffnung auf Gott setzten und ihren Männern unterthan waren.‘“

„Die Frömmigkeit unserer verehrten Königin ist eine christliche, d. h. eine gesunde, einfache, naturgemäße, fern von allem Gezwungenen, Erkünstelten und Sentimentalen. Mit dem Gefühl und Ausdruck der Schüchternheit naht Sie sich den heiligen Wahrheiten der Religion; aber auch mit dem Ausdruck der Sehnsucht und des Durstes, und nimmt eben darum Ihre Erquickungen in sich um so reiner auf. Was mich am Meisten erfreut, weil es für Sie das Beste ist und wirkt, Sie giebt allen Ihren religiösen Ansichten und Gefühlen die feste Grundlage des göttlichen, geoffenbarten Bibelwortes; bringt damit Festigkeit, Gewißheit, Zusammenhang und Zuversicht in Ihr Gemüth, und bei dem huldvollen Vertrauen, dessen Sie mich würdiget, suche ich Sie vorzüglich darin zu bestärken. In Ihrer vorherrschenden Stimmung sympathisirt Sie jetzt ganz besonders mit den Psalmen. Die heilige Begeisterung, die in denselben waltet, sagt Ihrer schönen, poetischen Natur harmonisch zu und giebt Ihrem frommen Gemüth Schwingen. Selbstgemachte, ernste Lebenserfahrungen schließen ihr das Heiligthum der Schrift auf und führen Sie in den tiefen, reichen Sinn derselben. Der alte, wahre Spruch: ‚Trübsal lehrt auf's Wort merken und es verstehen‘ bestätigt sich auch an Ihr auf's Herrlichste, und Ihre geist- und gemüthvollen Bemerkungen, Fragen und Antworten, überraschen mich oft auf das Angenehmste.“

„Als ich am letztvergangenen Sonntage die Ehre hatte, meine Aufwartung zu machen, fand ich Sie allein in Ihrem Wohnzimmer, lesend in der heiligen Schrift. Schnell aufstehend und mir freundlich entgegenkommend, begann Sie sogleich: „Nun habe ich mich hineingedacht und hineingefühlt in den köstlichen 126. Psalm, über den wir letzthin miteinander sprachen. Je mehr ich nachdenke und zu fassen

suche, desto mehr zieht er in seiner Erhabenheit und Lieblichkeit mich an, und ich weiß nichts, was meiner Stimmung sich so ernst und milde, erhebend und tröstend anschließt, als dieß liebe, theure Wort. Der Seelenschmerz, der sich darin einfach ausspricht, ist tief und doch gelassen, ruhig und sanft. Was er wirken und welche Früchte er bringen soll, ist in dem lieblichen Bilde der Saat und Ernte treffend bezeichnet. Die alles Herzeleid tragende und überwindende Hoffnung geht darin auf wie Morgenröthe, und von ferne her hört man schon durch die Unglücksstürme die Psalmen der Ueberwinder. Es weht ein Geist der Wehmuth, und doch auch des Sieges, der Ergebung und der frohesten Zuversicht, darin; eine Elegie und doch auch ein Hymnus, ein Hallelujah mit Thränen. Ich schaue diesen Psalm an, wie man anschaut eine schöne Blume, auf der ein klarer Thautropfen im Morgenlichte glänzt; gelesen und wieder gelesen hat er auch meinem Gedächtnisse sich eingeprägt."

„Und nun sagte die Königin im Ausdruck frommer Ehrfurcht, mit leiser, aber fester Stimme, in der warmen Betonung reiner Andacht, den in Ihr Gemüth aufgenommenen Psalm, hie und da ein wenig anders und auf Ihren Zustand angewandt, also her: „Wenn der Herr die Gefangenen und schwer Belasteten erlösen wird, so wird uns sein wie Träumenden. Dann wird unser Mund voll Lobes und unsere Zunge voll Rühmens sein. Dann wird die Welt sagen: Der Herr hat Großes an ihnen gethan. Ja, Großes hat der Herr an uns gethan, deß sind wir fröhlich. Herr, wende unsern Jammer und mach' ein Ende unserer Noth, Du, der dem tobenden Weltmeere Ufer setzt und Grenzen giebt. Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten. Sie gehen hin und weinen, und tragen edlen Samen; sie kommen mit Freuden und bringen ihre Garben."

„Wie ein schönes Lied", schließt Borowsky seinen Brief, „angenehm gesungen, mehr noch als gelesen, einen tiefen, belebenden Eindruck macht, so erwachten, indem ich der Königin zuhörte, in mir beim alten Worte neue Gefühle. Denn Ihre melodische Sprache war wie ein entzückender Gesang, der aus Ihrem reich besaiteten Herzen floß. Wie ich horchte und die hohe Frau, das Wort des ewigen Lebens auf Ihren beredten Lippen, ansah, fiel mir der Spruch ein: „In Deinem Lichte sehen wir das Licht", und „Selig sind, die da Leid tragen; sie sollen getröstet werden." Denn Alles wurde mir heller, wie zuvor, und Sie selbst erschien mir in einer lichtvollen Klarheit, schöner, wie ich sie jemals gesehen."

Auf den Rat des Bischofs lasen der König und die Königin je einen besonderen Teil der heiligen Schrift: die Königin wählte die Psalmen, der König das Buch Daniel. Das letztere heiligt die ganze Geschichte dadurch, daß es die Grundwahrheit feststellt, daß Königreiche nicht entstehen und stürzen durch das Werk eines blinden Zufalls, sowie dadurch, daß es uns die äußerste Schwäche eines jeden weltlichen Fürsten zeigt, welcher aus eigener Macht sein großes Babylon für sich selbst baut, und das uns prophetische Bilder der Zukunft vorführt, welche sich unaufhörlich in der Geschichte verwirklichen.

„Borowsky", sagte der König, „beweist mir durch die Schrift und auch durch die Weltgeschichte, daß Gottes Wege uns oft dunkel und geheimnisvoll erscheinen; doch können wir versichert sein, daß dieselben stets weise und heilsam sind, und daß seine Weisheit und Güte die Welt so regiert, daß das Böse seine eigene Vernichtung selbst bewirkt, während das Gute endlich den Sieg davontragen muß. Staaten und Herrscher bedürfen öfters einer Läuterung, auf daß die Schlacke, welche sich in der Zeit des Glückes angesammelt hat, zerstört werde. Derjenige, welcher sich im Unglücke nicht gebessert, ist der Vervollkommnung unfähig und unwürdig. Wir müssen im Glauben geduldig und in Ergebung ausharren, Gott keine Vorschriften machen und uns vertrauensvoll seinem Willen fügen. Er wird uns auf die beste Art helfen und zur rechten Zeit, wenn wir der Hülfe würdig sind. Denn Gott giebt einem jeden Lande seine Zeit zu wachsen und zu steigen, daß es an Reichthum, Macht, Ehre und Gewalt zunimmt und erweitert wird, grünen, in Ehren und Würden schweben möge. Aber wenn es auch wiederum unserm Herrn Gott Zeit dünkt, daß solches Land wieder fallen und zu Boden gehen solle, so fällt es auch wieder plötzlich dahin, daß es Niemand aufhalten kann! So das römische, jüdische, babylonische Reich. Also handelt unser Herr Gott; er kann aus Nichts Alles machen; ein kleines Reich kann er wohl weiter und größer machen, und wiederum ein großes Kaiserthum leichthin stürzen, daß alle Welt genug daran zu fühlen hat. Und wenn es dann im Wechsel oder im Wenden ist, so hilft da kein Wehren und Aufhalten; ja wenn es an eisernen Ketten hinge oder auf eisernen Pfählen stände, so müßte es doch zu Trümmern und zu Boden gehen."

Während des Jahres 1807 lebten, wie wir gesehen haben, die Majestäten teils in Königsberg, teils in Memel. In Memel war kein einziges passendes Haus für sie vorhanden, und das, welches sie

bewohnten, war so klein, daß der Kronprinz und Prinz Wilhelm mit ihrem Erzieher in dem Hause eines reichen Kaufmanns, Namens Argelander, untergebracht werden mußten. Zufällig hatte der Kronprinz den Geburtstag seiner Hauswirtin, einer gebildeten, wohlwollenden Frau, erfahren und gehört, wie sie denselben mit ihrer Familie bei einer Verwandten in der Stille feiern wolle, um alles unruhige Aufsehen im eigenen Hause zu vermeiden. Die Königin hatte dies vom Prinzen vernommen und kam zu ihm, als Frau Argelander bereits bei ihrer Freundin war. Gegen Abend erschien ein Diener des Kronprinzen, der Frau Argelander ersuchte, schnell nach Hause zu kommen. Von Verwandten und Freundinnen aber gebeten und festgehalten, entschuldigte sie sich, so gut sie konnte, und blieb. Bald darauf fuhr jedoch der Wagen des Kronprinzen vor; der Prinz stieg aus, trat ins Zimmer und wiederholte die Bitte, mit ihm nach Hause zu kommen, weil seine Mutter dringend wünsche, sie zu sehen und zu sprechen; dann geleitete er sie zum Wagen und eilte seiner Wohnung zu.

Aber wie erstaunte die Frau, als sie an allen Fenstern ihres Hauses Lichter erblickte und, sobald sie in die festlich geschmückten Zimmer des Kronprinzen eintrat, die Königin ihr entgegenkam mit den freundlichen Worten: „Ich habe mir die Freude nicht versagen können, Ihnen, meine liebe Madame Argelander, meine Glückwünsche zu Ihrem heutigen Geburtstage selbst zu bringen. Auch Dankbarkeit führt mich zu Ihnen, da die Prinzen eine so freundliche, gute Aufnahme in Ihrem Hause gefunden haben. Gern möchte ich nun mit meinen Kindern Ihr Geburtsfest feiern. Die Freude Ihrer Gegenwart werden Sie uns nicht versagen. Ihre ebenfalls eingeladenen Freundinnen werden sogleich hier sein und wenn aufrichtige Theilnahme zur Freude stimmt, so wird es uns daran nicht fehlen.“ Sämtliche Gäste erschienen und alle, entzückt von der Herzlichkeit und angenehmen Unterhaltung der huldvollen Königin, feierten und genossen in der heitersten Stimmung einen schönen Abend, der ihnen unvergeßlich blieb.

Die königlichen Kinder fühlten sich in diesen bescheidenen Verhältnissen ebenso glücklich wie sonst, und Königin Luise hatte an einem Kranze aus Kornblumen, den einer ihrer kleinen Söhne gewunden hatte, ebensoviel Freude, als wie an einer Schnur von Edelsteinen. Die blaue Kornblume war ihre Lieblingsblume, und selbst in den Tagen des schwersten Unglücks freute sie sich noch darüber. Das

beweist jener rührende Vorgang, der sich auf ihrer zweiten Flucht von Königsberg nach Memel ereignete. Bei der schnellen Fahrt und den rauhen Wegen war plötzlich ein Rad des Wagens gebrochen, und die hohen Reisenden sahen sich gezwungen, denselben zu verlassen. Der Schaden wurde, so gut es eben ging, ausgebessert. Während dessen ruhte die königliche Familie am Rande eines Kornfeldes aus. Hoch oben in den Lüften trillerte die Lerche ihr Morgenlied, die Strahlen der aufgehenden Sonne leuchteten so freudig in den jungen Tag hinein, die Gräser und Blumen, an denen noch glitzernde Thautropfen hingen, hauchten erquickenden Duft aus und die Luft war so klar, so frisch, so rein, daß die Freude wieder in aller Herzen einzog.

Die Königskinder jauchzten und jubelten und gaben sich ganz der Fröhlichkeit und Freude hin wie in den glücklichen Tagen auf der Pfaueninsel. Auch Königin Luise empfand jene Lust und freute sich am Erwachen der Natur und an dem Jubel der Kinder, den sie so lange hatte entbehren müssen. Da eilte auch schon einer ihrer Söhne, Prinz Wilhelm, auf sie zu und brachte ihr Kornblumen, die blauen Kornblumen, die sie so liebte; dann umschlang er sie jauchzend, drückte sein blondgelocktes Haupt an der Mutter Wange und küßte sie. Die andern Kinder holten ebenfalls Kornblumen herbei und Königin Luise wand ihnen allen Kränze, sodaß sie blumengeschmückt in Memel einzogen, trotzdem sie sich auf der Flucht befanden. Der einfache Vorgang aber sollte bedeutungsvoll für unsern Kaiser Wilhelm werden; denn seitdem ist die bescheidene Feldblume auch die Lieblingsblume unsers Heldenkaisers geworden und zugleich ein Symbol seines pietätvollen Sinnes und seiner schlichten Einfachheit. Kaiserin Augusta, welche mit der Nadel sehr geschickt ist, hat aus diesem Grunde eine Anzahl prachtvoller Sitzkissen für Seine Majestät gearbeitet, welche alle die beliebten blauen Kornblumen zur Schau tragen.

Der König und seine Gemahlin fanden während dieser Unglückszeit viel Trost in ihrem häuslichen Leben. Dies beweist folgender Brief der Königin, den sie aus Memel an ihren Vater schrieb: „Ich lese viel und denke viel, und, wenngleich von Leiden und Leidenden umringt, giebt es Tage, mit denen ich zufrieden bin, besonders dann, wenn ich aus den Begebenheiten der Vergangenheit, selbst den unglücklichsten und verhängnißvollsten, lerne, wie gerade sie das Mittel und der Weg zu Größerem, zur in der Hitze gereiften Tugend, geworden sind. Es ist wahr, daß die Menschen und die Gegenwart

keinen Antheil daran haben, in meinem Innern bereitet sich Alles. Das Bedürfniß, in Idealen zu leben, war mir von jeher eigen und gehört zu meiner Natur. Vor allen Dingen ist es die Freundschaft des Königs, Sein Zutrauen und Seine liebevolle, zarte Begegnung, welche mein Glück ausmachen. Der König ist herzlicher und besser, als je, für mich. Großes Glück und große Beruhigung für mich nach 14jähriger Ehe; wir sind uns neu geblieben und unentbehrlich geworden."

Gleich glücklich in ihrem Eheleben waren der Prinz und die Prinzessin Wilhelm, und ihre Ergebenheit für Preußen trug viel dazu bei, die Vaterlandsliebe zu erwecken und in die rechte Bahn zu lenken, sowie auch die Flammen zu entzünden und anzufachen, welche schließlich Napoleons Macht vernichteten. Dies zeigte sich am deutlichsten bei den neuen, ungeheuren Forderungen Napoleons, welche Königin Luise in folgendem Briefe an Frau von Berg in so ergreifender Weise schildert:

„Memel, 10. Oktober 1807.

Die letzten Anträge oder vielmehr Gesetze, die uns in einer förmlichen Convention zugekommen, waren von der Art, daß Stein zum ersten Male wie zu Stein wurde. Die Contribution beträgt an 154 Millionen, davon soll ein Drittheil sogleich baar bezahlt werden, die Hälfte der übrigen 100, also 50 Millionen in Promessen, die andere Hälfte durch Domainen-Verkauf. Um gewiß zu sein, daß die Zahlungs-Termine eingehalten werden, verlangen die Franzosen als Unterpfand fünf Festungen: Graudenz, Colberg (die beide so tapfer gegen den Feind vertheidigt und behauptet worden), Stettin, Küstrin und Glogau. Diese sollen mit 40 000 Mann französischer Truppen besetzt werden, worunter 10 000 Mann Kavallerie, die der König einkleiden, bewaffnen und ernähren soll, und dazu die Summe von 12 Millionen Thalern anweisen. Die Domainen des Königs im Magdeburgischen und Märkischen zwischen der Elbe und der Oder und in Pommern sollen an Napoleon überlassen werden, die er verwaltet und auch verschenkt, wenn er will, um die übrigen 50 Millionen herauszubringen. Begreiflich ist, daß 40 000 Mann nicht Platz in den Festungen haben; es werden ihnen also Landesgebiete angewiesen werden müssen, oder vielmehr sie nehmen sie sich — was bleibt dem König übrig? Und was bleibt er mitten in seinen Staaten? Dies, da es doch nicht annehmbar ist, zu verhindern, wird versucht durch die Sendung des Prinzen Wilhelm nach Paris. Er hat Aufträge, die von Stein

redigirt sind. Gottlob, daß Stein hier ist! Das ist ein Beweis, daß Gott uns noch nicht ganz verlassen hat."

„So ist unsere fürchterliche Lage, an welcher alles hier darniederliegt. Auch mich verläßt nun bald alle Kraft. Es ist furchtbar, entsetzlich hart, besonders da es unverdient ist! Meine Zukunft ist die allertrübste! Wenn wir nur Berlin behalten; aber manchmal preßt mein ahnungsvolles Herz der Gedanke, daß er es uns auch noch entreißt und zu der Hauptstadt eines andern Königreichs macht. Dann habe ich nur einen Wunsch — auszuwandern, weit weg, als Privat-Leute zu leben und zu vergessen — womöglich! Ach Gott, wohin ist es mit Preußen gekommen! Verlassen aus Schwachheit, verfolgt aus Uebermuth, geschwächt durch Unglück — so müssen wir untergehen! Savary hat versichert, daß Rußlands Verwendung auch nichts helfen würde, hat uns aber den guten Rath geben lassen, unsere Juwelen und Kostbarkeiten zu veräußern. Uns dies sagen zu dürfen!" —

Außer dem oben erwähnten Plane, von welchem sich die Regierung großen Erfolg versprach, hatten der Prinz Wilhelm und seine Gemahlin einen anderen erdacht: Er wollte sich Napoleon selbst als Geisel anbieten, um die Last, welche man seinem Vaterlande auferlegt hatte, zu erleichtern und die Prinzessin war sofort bereit, ihm in die Gefangenschaft zu folgen. Sie drückt ihre Bereitwilligkeit, dieses Opfer zu bringen, in dem folgenden, ergreifenden Briefe an ihren Gemahl aus:

„Daß ich dieses ohne Zittern und ohne zu erliegen schreiben kann, dazu verleiht mir allein meine Liebe zu Ihnen die Kraft. Wenn ich bei Ihnen sein kann, sei es im Kerker oder im Palaste, sobald es nur mit Ehren geschehen kann, so werde ich eilen, Ihnen zu folgen. Wenn dies überstanden ist, werden wir mit Freuden in unser Vaterland zurückkehren. Gewiß, wie herzlos auch immer jener Mensch sein mag, er wird mir gestatten, Ihr Schicksal zu theilen! Wir sind allein, — wir können es thun. Amelia ist todt. Später werden wir glücklich für immer sein."

Als dieser Brief den Prinzen in Paris erreichte, war die Sendung bereits mißlungen. Um sein Vaterland sobald als möglich zu befreien, hatte er sich selbst als Geisel dargeboten, bis die ganze Zahlung geleistet sein würde. Als er dem Kaiser seine Bitte ernst und eindringlich vorgetragen hatte, schien Napoleon mit Bewunderung auf ihn zu blicken, und sagte: „Das ist sehr edel, aber nicht annehm-

bar." Prinz Wilhelm wurde mit Auszeichnung behandelt, obgleich er sein Ziel nicht erreicht hatte. Aber ganz resultatlos war sein kühner Versuch nicht geblieben; die sittliche Wirkung dieses Beispiels edler Vaterlandsliebe war groß und es trug viel dazu bei, das preußische Volk noch fester mit der königlichen Familie zu verbinden.

Die Königin äußerte wiederholt den Wunsch, womöglich den Winter in Königsberg zubringen zu können, da ihrem angegriffenen Gesundheitszustande die kalte Seeluft von Memel nicht zuträglich war. Endlich wurde nach vielen ärgerlichen Verzögerungen das Land von den Franzosen bis zur Weichsel geräumt, sodaß der preußische Hof am 15. Januar 1808 nach Königsberg übersiedeln konnte.

Als die königliche Familie Memel verließ, veröffentlichte Friedrich Wilhelm folgendes Dankschreiben an die Einwohner der Stadt: „Ich danke der braven und guten Bürgerschaft von Memel für die während Meiner Anwesenheit so vielfach und herzlich geäußerten Beweise der Treue, Liebe und Aufrichtigkeit an Meine Person, Meine Gemahlin und Mein ganzes Haus. So wie es unvergeßlich sein wird, daß Memel allein von allen Städten meines Reichs von den Krieges-Drangsalen unmittelbar verschont geblieben, so werde auch Ich Mich stets dankbar erinnern, daß die göttliche Vorsehung Meine Familie hier eine Freistätte finden ließ. Die vielen und rührenden Beweise der Liebe und unerschütterlichen Treue, welche die sämmtlichen Einwohner dieser Stadt und Gegend Mir, selbst bei Annäherung der größten Kriegesgefahr, gegeben, erhöhen den Werth dieser Erinnerung und sichern der Stadt mein immerwährendes Wohlwollen. Mit Freuden werde Ich jede Gelegenheit ergreifen, ihr solches thätig zu bezeigen als ihr gnädiger König

Memel, den 14. Januar 1808. Friedrich Wilhelm."

Der König und seine Familie wurden in Königsberg mit lauten und sprechenden Beweisen herzlicher Freude und Ergebenheit bewillkommnet. Unter anderm erwählte der akademische Senat den Kronprinzen zum Rector magnificentissimus der Universität. Schon früher war einigen königlichen Erben diese hohe Ehre zu Teil geworden. So waren der Erbprinz Albrecht Friedrich, der Sohn des Stifters der Universität, im Jahre 1567, ferner Herzog Christian von Braunschweig-Lüneburg, und endlich König Friedrich Wilhelm I. 1701 bis 1713 Rektoren der Universität zu Königsberg gewesen. Der Sohn Friedrich Wilhelms war fast noch zu jung, um dieses Ehrenamt zu

bekleiden; trotzdem genehmigte der König den Antrag in huldvollen Worten und auch der Kronprinz nahm ihn gern und dankbar an. Der Prinz war am 18. Januar 1808, dem Jahrestage des preußischen Krönungsfestes, erwählt worden; am sechsten März wurden ihm in dem großen akademischen Hörsaale die Amtsabzeichen mit den herkömmlichen Feierlichkeiten überreicht. Eine Schar froher Studenten brachte ihrem jugendlichen Gönner und Beschützer einen großartigen Fackelzug und in dem eben noch vom Kriege umstürmten Königsberg ertönte ein lebensfrohes Gaudeamus igitur durch die Straßen. Auf den Fackelzug folgte ein glänzender Ball, dem auch die Majestäten und der Kronprinz beiwohnten.

Der König wie die Königin erkannten, daß die Erziehung ihrer Söhne ein Gegenstand der größten Wichtigkeit sowohl für das Land als auch für sie selbst war. Delbrück, welcher bis dahin die Ausbildung des Kronprinzen geleitet, hatte seine Pflichten in befriedigender Weise erfüllt; jedoch erforderte die Erziehung des begabten Jünglings jetzt einen mehr allgemein gebildeten Mann, welcher im stande war, die natürlichen Anlagen des Prinzen zu voller Entfaltung zu bringen und diejenigen Eigenschaften des Herzens und Charakters zu bilden, welche man von dem verlangt, welcher dereinst berufen ist, über seine Mitmenschen zu herrschen.

Einen solchen Mann glaubten die Majestäten in General York zu finden. Man wird sich erinnern, daß in früherer Zeit — in den Tagen des glänzendsten Glückes — General York nicht die allgemeine Bewunderung teilte, welche man vor der liebenswürdigen und einnehmenden, jungen Königin empfand. Der strenge Offizier, ein Charakter mehr soldatischer als höflicher Natur, war früher geneigt, streng zu tadeln und ein schroffes Urteil zu fällen. Doch als er bemerkte, wie dieselbe Königin die Prüfungen des Unglücks standhaft ertrug, zollte er ihr willig und gern seine höchste Achtung und Billigung. Das Bewußtsein, daß er früher falschen Vorstellungen von ihr Raum gegeben, ließ ihn nun mit desto größerer Gerechtigkeit ihren voll entwickelten Charakter hochschätzen. Königin Luise andererseits hatte eine sehr hohe Meinung von General York, denn niemals war er ihr mit schmeichelhaften Worten entgegengetreten, weshalb sie nun auch ihr ganzes Vertrauen auf ihn übertrug. Ihre Majestät versuchte ihn zu überreden, die Erziehung ihres ältesten Sohnes zu übernehmen; York jedoch lehnte aus gewissenhaften Beweggründen ab: Er fühle sich hoch geehrt durch diesen deutlichsten Beweis von Vertrauen

und Achtung, welchen ihm der König und die Königin gegeben hätten, doch glaube er, daß er nicht in jeder Hinsicht all' der verschiedenartigen Obliegenheiten, welche dieses Amt erfordere, gewachsen wäre. Auf den Rat des Freiherrn von Stein wurde der Prediger Ancillon damit betraut, welcher in jeder Hinsicht der ihm erwiesenen Auszeichnung würdig war.

Am ersten Februar wurde die jüngste königliche Prinzessin geboren. Ihr Vater beschloß, daß die östlichen Staaten Preußens die Paten des Kindes sein sollten. Infolgedessen sandte die Geistlichkeit, der Adel, die Bürger, kurz alle Klassen des Volkes, Gesandtschaften ab, welche bei der Tauffeierlichkeit erschienen, um dieser Prinzessin den Namen zu geben, welcher ihnen allen durch die Wohlthaten und die Tugenden ihrer Mutter teuer geworden war. Sie wurden ihrer Majestät und anderen Gliedern der königlichen Familie vorgestellt und der König veranstaltete ein großes Fest, für welches er in einer freigebigen, jedoch nicht prahlerischen Weise Vorkehrungen getroffen hatte.

Vor Aufhebung der Tafel hielt einer der Paten, der Wortführer der Stände, eine poetische Ansprache an das Kindlein, ungefähr folgenden Inhalts: „Luise Wilhelmine! Du bist die Geweihte des Volks, die Vermittlerin zwischen dem König und uns, das Unterpfand gegenseitiger Treue. In Dir lächele uns die Zukunft, rufe uns auf zu Kraft und That, und aus diesen hellen Augen spreche das Volk tröstend zum Könige: ‚Wir sind Dein, Herr, sei stark, und bleibe Dir getreu! Vertraue vorzüglich Dir selbst, Deiner Weisheit, Deiner Einsicht, Deinem Herzen, auf daß nicht zwieträchtige, rath- und muthlose Diener Dich und uns verderben. Prüfe, Herr, was Du gewollt, und was sie gethan. Die Befolgung Deiner Pläne hätte uns gerettet, aber ihr Thun und Unterlassen führte uns dem Untergange nahe.'"

Der Frühling war dieses Jahr von ungewöhnlicher Milde und die Gesundheit der Königin kräftigte sich dadurch so sehr, daß sie im stande war, die schöne Umgebung von Königsberg zu genießen. Die hartbedrängte Lage des Vaterlandes schien sich gleichfalls zu bessern und neue Hoffnungen, welche eine glücklichere Zeit versprachen, belebten das Volk, obgleich sie nur zu oft durch französische Willkür wieder zerstört wurden. Der Abzug der Franzosen verschaffte große Erleichterung, obwohl derselbe sehr langsam von statten ging. Der Prinz und die Prinzessin Wilhelm, sowie die Prinzessin Luise von Radziwill und andere Glieder der königlichen Familie,

waren mit dem Hofe nach Königsberg übergesiedelt; während der Fürst von Hohenzollern, der Abt von Oliva und der Bischof von Ermeland dort öfters ihren Besuch abstatteten. Der letztere war ein ebenso wahrhaft religiöser, wie in jeder Beziehung geistreicher Mann und ein Kunstliebhaber von feinem Geschmack, weshalb er viel zur Verschönerung der Hoffestlichkeiten beitrug. Ebenso waren die Ärzte der Königin, Heim und Hufeland, häufig Gäste des Hofes; besonders der letztere wurde oft zur Tafel geladen und brachte manchmal den Abend daselbst zu; seine Denkwürdigkeiten haben der Nachwelt manches Interessante aus dem häuslichen Leben der Königin überliefert. Er berichtet auch, daß die Geschichtschreiber Johannes von Müller und Süvern zu jener Zeit viel mit dem Könige und seiner Gemahlin verkehrten.

Auch der Kriegsrat Scheffner war ein großer Liebling der königlichen Familie. Der alte Mann, der schon Friedrich dem Großen wesentliche Dienste geleistet hatte, war dem Kronprinzen sehr zugethan und nahm an den Fortschritten seiner Erziehung lebhaften Anteil. Ermunternd wirkte er auf den jungen Prinzen ein und mancher Aufsatz verdankt sein Entstehen der Anregung Scheffners. Einer derselben, eine geschichtliche Skizze von Varus und Hermann, welcher besonders geschickt ausgearbeitet war, machte dem alten Kriegsrat viele Freude. In früherer Zeit hatte Scheffner, ebenso wie Blücher, das Mißfallen Friedrichs des Großen durch seine allzugroße Unabhängigkeitsliebe und Aufrichtigkeit erregt. Daher ließ ihn die Erinnerung an die Vergangenheit die reinere Atmosphäre und die freie erfrischende Luft der Wahrhaftigkeit, welche jetzt den Thron umwehte, um so höher schätzen.

Zu derselben Zeit kam Friedrich Schleiermacher nach Königsberg, um als der Bevollmächtigte einiger der eifrigsten Patrioten Berlins einen politischen Auftrag an den Hof und die Regierung zu überbringen. Schleiermacher war Professor der Theologie an der Universität Halle gewesen und hatte die Schrecknisse der Belagerung mit durchlebt. Er hatte den Kampf aus dem Garten seines Freundes Heinrich Steffens beobachtet, welcher sich in einer der Vorstädte befand. Durch das Vertrauen auf die preußische Armee geblendet und durch falsche Berichte getäuscht, glaubte man allgemein, daß die Preußen den Sieg errungen hätten. Nicht früher entdeckten die Freunde ihren Irrtum, bis zerstreute Flüchtlinge, welche der Feind verfolgte, in die Stadt stürzten. Nun flohen sie eiligst zurück nach Schleiermachers Haus. Ungeachtet der grausamen Plünderung, die

nun folgte, setzte derselbe seine Erläuterungen zu St. Pauli erstem Briefe an Timotheus fort. Standhaftigkeit im Vorsatze und eine Beharrlichkeit, welche sich nicht von dem gesteckten Ziele ablenken läßt, waren Schleiermachers hervortretende Charakterzüge. Nach der Belagerung befanden sich er und Steffens in sehr dürftigen Verhältnissen; sie fühlten sich jedoch nicht niedergeschlagen und sahen ein, daß das Schicksal ihres Vaterlandes von dem Mute seiner Söhne abhinge.

Napoleon hielt sich drei Tage in Halle auf. Er war erstaunt, die Studenten in ihren Vorlesungen nicht unter Aufsicht zu finden; ebenso hatte er erwartet, sie während der Collegien sämtlich eingeschlossen zu finden. Der freie Geist der Professoren erregte vollends seinen heftigen Zorn: „Männer der Wissenschaft," sagte er, „sollten nichts mit der Politik zu thun haben, ihre einzige Pflicht sei, die Wissenschaft zu pflegen und zu verbreiten." Er befahl, daß alle Studenten die Stadt sofort zu verlassen und in ihre Heimat zu ihren Eltern oder Vormündern zurückzukehren hätten, und erklärte, daß er die Universität schließen lasse, weil die Professoren ihren Beruf verkannt hätten. Zwei Jahre nach ihrer Unterdrückung wurde die Universität wieder eröffnet, was größtenteils der Vermittelung des Barons von Rumohr zu verdanken war.

Schleiermacher kehrte hierauf nach Halle zurück, woselbst er seine Vorlesungen wieder aufnahm. Seine Theologie war nichts weniger als erschöpfend; „Der Wert seines Einflusses jedoch," sagt Wilhelm Baur, „bestand in der Lauterkeit seiner Gesinnung und dem Eifer, mit welchem er darauf hin arbeitete, die Achtung vor der Religion wieder herzustellen. Man darf ihn nicht nach der Anzahl seiner rechtgläubigen Anschauungen beurteilen, sondern nach der mächtigen Ueberzeugung, mit welcher er dieselben aufrecht erhielt." Als Halle und ganz Westfalen Preußen entrissen wurde, verließ Schleiermacher das Land; er wollte nicht länger in dieser Stadt verweilen, nachdem Gebete für den König Jerome angeordnet worden waren. Er begab sich unverzüglich nach Berlin, wo er bald als ein rühriger, politischer Prediger bekannt wurde.

Schleiermacher fand, daß der König, die Königin und alle dem Hofe Nahestehenden seine Ansicht über die Zukunft Deutschlands teilten, nämlich, daß das ganze Land sich bei hoffnungsvolleren Aussichten wieder zum Kampfe erheben würde. Die einflußreichsten Männer sahen bereits einen Krieg voraus und begannen Vorbereitungen für denselben zu treffen. Man hoffte, daß Österreich

und die norddeutschen Provinzen sich Preußen anschließen, daß auch England seine Hülfe zusagen würde, während der Krieg in Spanien Napoleons Vorrücken in Deutschland verhindern könnte. Da vorläufig keine offenen Vorbereitungen getroffen werden konnten, bildeten alle diejenigen, welche ihrem Vaterlande treu ergeben waren, eine weit verzweigte, jedoch geheime Verbindung, welche sich über ganz Norddeutschland erstreckte. Ihr Zweck war es, genaue Kenntnis sowohl der eigenen Stärke als auch jener des Feindes zu erlangen und weiter zu verbreiten, sowie die Deutschen zu einem allgemeinen, patriotischen Widerstande gegen die Franzosen aufzureizen.

Allgemein dachte man, daß sich Freiherr vom Stein den Zorn Napoleons durch die Gründung dieser geheimen Gesellschaft, genannt der „Tugendbund", zugezogen habe. Diese Darstellung ist seitdem völlig widerlegt worden. Vehse sagt: „Stein stellte sich nicht, wie man lange geglaubt hat, an die Spitze des sogenannten Tugendbundes, welcher, im Sommer des Jahres 1808 in Königsberg gegründet, sich bald über die ganze Monarchie ausdehnte. Dieser Bund, dessen geheimes Ziel die Abschüttelung des fremden Joches war, erschien ihm nicht zeitgemäß, und das wenige, was darin ausführbar war, schien in Mittelmäßigkeit auszuarten. Seine hauptsächlichsten Glieder bildeten die zahlreichen, stellenlosen Beamten; der Staat war mit einer Menge von bürgerlichen Staatsdienern überhäuft, deren Anzahl 7000 erreichte, welche in den abgetretenen Provinzen ihrer Stellungen beraubt worden waren. Viele Offiziere auf Halbsold schlossen sich dem Tugendbunde an, und diejenigen unter ihnen, welche auf dem Lande lebten, veranstalteten Jagden und andere Vergnügungen, welche zum Vorwande dienten, eine große Anzahl Leute zu versammeln. Jedoch das wahre Ziel dieses Geheimbundes, die Abschüttelung des fremden Joches, war auch jenes der Politik Steins. Er hielt es für richtig, ein Gefühl der Unabhängigkeit unter dem Volke aufrecht und seinen Zorn wach zu erhalten, damit derselbe nicht allmählich einer sorglosen Unterwerfung unter die Bedrücker weichen könne."

Als der Vorstand des Vereins dem Könige die Statuten einreichte, fügte er ein Begleitschreiben hinzu, dessen Schluß lautete: „Sind auch die Kräfte von Ew. Königl. Majestät Volk erschöpft, ist sein alter Ruhm verdunkelt, sind auch unsere Hülfsquellen versiegt und abgeleitet, uns bleibt die Tugend und der Muth als der unversiegbare Born von Macht, Ruhm und Glanz und von Wort und That, welche selbst dieser Zeit widerstehen und auf die Nachwelt kommen werden.

Allergnädigster König und Herr! Wir haben die allgemeine Huldigung des Volkes, wie sie in vielen tausend beklemmten Herzen schlägt, laut ausgesprochen; wir wollen sie wahr machen durch die lebendige That."

Darauf erhielt der Vorstand den nachfolgenden Kabinettsbescheid: „Die Belebung von Sittlichkeit, Religiosität, ernstem Geschmack und Gemeingeist ist allerdings sehr löblich; und insofern die unter dem Namen eines Tugend-Vereins entstehende Gesellschaft sich hiermit ganz in den Grenzen der Landes-Gesetze und ohne alle Einmischung in Politik und Staats-Verwaltung beschäftige, billigen Seine Königliche Majestät von Preußen den Zweck und die Verfassung der Gesellschaft. Dies eröffnen Allerhöchstdieselben den Vorstehern des Vereins, Lehmann, von Both, Velhagen, Chiffland und Bardelegen auf ihre Eingabe vom 18. d. M., in der Erwartung, daß sie jede Ausartung der Gesellschaft, welche sogleich ihre Auflösung herbeiführen würde, vermeiden werden, und haben sie ein Verzeichniß ihrer Mitglieder nicht allein jetzt, sondern auch vierteljährlich einzureichen.

Königsberg, den 30. Juni 1808.

Friedrich Wilhelm."

Es war kaum möglich, daß eine Verbindung, welche Staatsmänner, Offiziere, Dichter, Studenten, kurz alle Klassen des Staates umfaßte, lange der Wachsamkeit Napoleons entgehen konnte, dessen Spionier-system musterhaft geordnet war. Er entdeckte die Thatsache, daß eine geheime Verbindung bestehe, und hatte Stein als den Urheber in Verdacht. Das unerschrockene Auftreten dieses Ministers, sein ganzes Regierungssystem hatte bereits bei den französischen Behörden ein Gefühl der Gefahr wachgerufen. Da Napoleon auf Steins Abschiede unbedingt bestand, sah sich der König von Preußen gezwungen, seinem Drängen nachzugeben, und diesen treuen Diener zu entlassen; diesmal jedoch that er es in einer sowohl für den Herrscher als auch für den Minister ehrenvollen Weise. Friedrich Wilhelm schrieb ihm einen huldvollen Brief, in welchem er Steins geleistete Dienste anerkannte und seine hohe Achtung vor ihm ausdrückte; das Schreiben war sehr verschieden von seinem ärgerlichen Briefe im Jahre 1806. Auf Stein folgte Altenstein, dessen Ministerium jedoch blos achtzehn Monate dauerte. Hierauf wurde Hardenberg zurückberufen, der im ganzen dem Regierungssysteme Steins treu blieb. Der ehemalige Minister hatte sich kaum nach einer fünfzehnmonatlichen Trennung mit seiner Familie wieder vereint, als der französische Gesandte mit einer kaiserlichen Botschaft (von Madrid datiert) erschien, welche Heinrich

Karl Friedrich vom Stein für einen Feind Frankreichs und des Rheinbundes erklärte; seine Güter seien einzuziehen und er solle gefangen genommen werden, wo nur immer er gefunden würde. Diese Verordnung wurde in allen Teilen Deutschlands veröffentlicht und Preußen mit Krieg bedroht, falls Stein im Amte oder nur im Lande verbliebe. Stein sah sich daher genötigt, zu fliehen; der Bann jedoch verlieh ihm den Heiligenschein eines Märtyrers. Als ein leuchtendes Beispiel der Vaterlandsliebe und geleitet von vielen Gebeten und Segenswünschen, verließ er sein angestammtes Heim. Er ging zuerst nach Prag und hierauf nach Brünn, woselbst er einige Jahre in Frieden lebte und sich der sorgfältigen Erziehung seiner Töchter widmete, welche er selbst in der Geschichte unterrichtete.

Der Kaiser von Frankreich gewann nichts durch diese willkürliche Handlung. Stein war bei den gebildeten Klassen zu bekannt, als daß man ihn hätte vergessen können; von seinem Zufluchtsorte aus leitete er thatsächlich die Entschlüsse der preußischen Minister und des Königs. So wurde hauptsächlich auf sein Betreiben Scharnhorst zum Kriegsminister ernannt, der sofort den Weg zu verschiedenen, wichtigen Änderungen eröffnete. Der erdachte Plan einer Reorganisation des Heeres war, wie oben erwähnt, ebenso einfach wie erfolgreich. Durch eine Bedingung des Tilsiter Friedens war die Stärke der preußischen Armee auf 42 000 Mann vermindert worden. Um diese bedeutende Einschränkung geschickt zu umgehen, und zu gleicher Zeit jede direkte oder augenscheinliche Verletzung des Vertrages zu vermeiden, trug Scharnhorst Sorge, niemals mehr als die bestimmte Anzahl Soldaten auf einmal unter den Waffen zu haben. Doch kaum waren dieselben in genügender Weise einexerziert, so wurden sie in ihre Heimat zurückgesandt, während die neueintretenden Soldaten unter die nationalen Fahnen gerufen und in gleicher Weise nach einer kurzen Dienstzeit durch andere ersetzt wurden.

Durch dieses einfache, jedoch bewunderungswürdige System, welches das wahre Geheimnis der staatlichen Macht und des militärischen Ruhmes Preußens ist, wurde ein soldatischer Geist in der ganzen Bevölkerung verbreitet. Die Liebe zu den Waffen wurde allgemein, und während nur 42 000 Mann das stehende Heer bildeten, waren 200 000 Mann vorher schon in den Waffen geübt worden und bereit, sich im gegebenen Augenblicke unter den Fahnen ihres Vaterlandes zu vereinigen. So geschah es, daß Napoleons willkürliche Beschlüsse die Zahl seiner Feinde nur vermehrten und ihnen neue Stärke verliehen.

Zu den bedeutendsten seiner Gegner gehörte Ernst Moritz Arndt; doch hatte dieser nach der Niederlage von Jena vorgezogen, Deutschland zu verlassen, da er durch seine Schriften den Zorn Napoleons auf sich gezogen hatte. In seinem Werke „Germania und Europa“ hatte er seine Ansicht über die sogenannte Aufklärung sehr offen ausgedrückt, mit welcher viele am Schlusse des vorigen und im Beginne des jetzigen Jahrhunderts zu prahlen pflegten. Er hatte die beständigen Irrtümer in der Leitung der Jugenderziehung beklagt, welchem Umstande er auch den Mangel jeglichen Edelsinns in dem heranwachsenden Geschlechte und die Blindheit für religiöse Wahrheiten zuschrieb. In seinem „Geist der Zeit“ hatte er ein strenges, jedoch nicht unwahres Bild der Entsittlichung aller Klassen entworfen und gezeigt, daß selbst die höher Gestellten keine Ausnahme machten, wobei er wütende Ausfälle gegen den französischen Kaiser und seine Verbündeten machte. Als er von der Katastrophe von Jena gehört, sah Arndt sofort ein, daß er Greifswald verlassen müsse, welcher Universität er zehn Jahre hindurch angehört hatte, und woselbst er sich den Grad eines Magisters und Doktors der Philosophie erworben hatte. Ganz kürzlich hatte er historische Vorlesungen über die Revolutionen Europas gehalten. Mit Begeisterung redete er der Freiheit das Wort; seine politischen Anschauungen waren damals ganz verschieden von denen, welche er in seinen Jugendtagen warm verteidigt hatte, als er in Friedrich dem Großen seinen Lieblingshelden und das Muster eines Herrschers erblickte.

Durch die Ereignisse der Zeit genötigt, seine akademische Laufbahn aufzugeben, begab sich Arndt nach Stockholm; daselbst glückte es ihm bald, eine staatliche Anstellung in dem damals noch zu Schweden gehörigen Stralsund zu erhalten. Hier blieb er zwei Jahre, worauf er nach Deutschland unter einem fremden Namen zurückkehrte, obwohl er nicht gesonnen war, sich einem ruhigen Lebenswandel hinzugeben. Sein aufrichtiges Mitgefühl, sowohl mit den an der Donau und in den Bergen von Tyrol kämpfenden Patrioten, als auch mit dem unglückseligen Unternehmen des tapfern Schill ließen ihn nicht ruhen; er konnte kein unthätiger Zuschauer des Kampfes sein. Auch war sein Werk für Deutschland noch nicht vollendet. Er gelangte, wie von der Vorsehung beschützt, unter zahllosen Gefahren zu seinem Bruder in Trantow in Schweden, woselbst er verkleidet ankam und herzlich bewillkommnet wurde. Da ihre Eltern gestorben, hielt sich Arndt bei seinem Bruder auf, bessere Zeiten erwartend und immer

noch voll von Hoffnung, denn er schrieb: „Derjenige ist ein schlechter Mann, welcher alle Hoffnung verliert; ein alter Dichter hat gesagt: „Die Hoffnung ist für die Lebenden.“ Ich sage, sie ist auch für die Toten. Das Alte muß vergehen, um dem Neuen Platz zu machen, ebenso, wie wir aus dem Grabe zu einem herrlicheren Leben erwachen werden.“

Den Sommer des Jahres 1808 verbrachte der König mit seiner Familie auf einem kleinen Landsitze, Namens Huben, in einem lieblichen Thale nicht weit von Königsberg gelegen. Ihre Majestäten lehnten es dankbar ab, das Haus eines reichen Kaufmannes zu bewohnen, welches man zu ihrer Verfügung gestellt hatte, da sie es vorzogen, ihr eigenes, wenn auch kleineres Heim zu beziehen.

In dem ländlichen Heim fühlten sie sich so glücklich, wie früher in Paretz, und die Königin begegnete allen Bedenklichkeiten und Zweifeln mit den unvergeßlich schönen Worten: „Um glücklich und zufrieden zu sein in seinem Innern, bedarf man nicht viel des Äußern; gesunde Luft, Stille, Aussichten ins Freie, einige schattengebende Bäume, ein paar Blumenbeete, eine Laube reichen hin. Mein Mann und ich, wir sind uns mit den Kindern selbst genug; und dann habe ich gute Bücher, ein gutes Gewissen, ein gutes Pianoforte, und so kann man unter den Stürmen der Welt ruhiger leben, als diejenigen, welche die Stürme erregen.“

Am meisten Genuß und Belehrung gewährte der Königin in dieser Zeit das Studium der Geschichte, denn sie lernte daraus bald, daß in der Kenntnis der Vergangenheit der beste, Aufschluß gebende Trost für eine trübe Gegenwart liegt. Ihr klares Auge erfaßte die Gegenwart erst recht in dem reinen Spiegel historischer Thatsachen; durch die Bilder großer Männer, welche an ihren sinnenden Blicken vorüberzogen, schärfte und berichtigte sie ihr Urteil, und so gewannen alle Ereignisse einen Zusammenhang, der sie in dem, was jetzt auf Erden geschah, die Keime und Anfänge einer bessern Zukunft ahnen ließ. Am meisten erregten ihr Interesse die Vorlesungen des Professor Süvern in Königsberg über alte und neue Geschichte, von denen sie sich durch den alten Kriegsrat Scheffner Abschriften verschaffte. Wie eifrig sie dieselben nicht nur las, sondern sogar durchstudierte, geht am besten aus folgenden Briefen an Scheffner hervor:

„20. Juni 1808.

Guten Morgen, Herr Scheffner! Ich wünsche, daß Sie sich besser befänden, als ich. Heute schicke ich Ihnen die 4. und 5. Vorlesung

zurück, die mir unaussprechlichen Genuß verschaffen. Könnt' ich nur einmal selber Professor Süvern dafür danken; allein ich schäme mich, gerade zu Ihnen herausgesagt, meiner Unwissenheit. Ich empfinde recht tief die schönen Wahrheiten, auf denen sein ganzes Prinzip ruht; und doppelt fühl' ich mich hingerissen, die Aufgabe meines Lebens: mich mit klarem Bewußtsein zur innern Harmonie zu bilden, nicht zu verfehlen, sondern ihr zu genügen. — Recht schade ist, daß die schöne Griechen-Welt voll Unschuld und die kräftige Römer-Welt nicht hat dauern können; die Zeit des Abfalls und ihre Niedrigkeit hat mich wahrlich ergriffen, weil leider die jetzige ihr sehr gleicht. Wollten nur die Menschen die Augen nach Innen wenden, vielleicht fänden sie noch Kraft, das Sklavenjoch abzuschütteln; aber sie thun es nicht, so stehen keine alten Ritter auf, für das Recht, den Glauben und die Liebe zu kämpfen. Mit wahrer Andacht kniete ich in Gedanken an dem Altar der Burg-Kapelle und betete für bessere Zeiten zu dem Allmächtigen. Erlebe ich sie auch nicht mehr, geht es nur meinen Kindern und durch sie meinem Volk einmal wohl! Ich weiß, die Zeiten machen sich nicht selbst, sondern die Menschen machen die Zeit; deswegen sollen meine Kinder gute Menschen werden, um wohlthätig auf ihr Zeitalter zu wirken."

„Wenn ich so die Hefte ansehe, wie sie mit Bleistift besudelt sind, so schäme ich mich schon wieder, weil Stein sie so lesen wird. Er kennt mich noch weniger, als Sie, was wird er denken? Die Hieroglyphen meines Herzens kann der nur rathen, der mich genau kennt. Vergangenheit, eigene Erfahrungen und Schicksale, Gegenwart, Zukunft, Hoffnung, alles hab' ich darin angedeutet und hätt' es noch viel mehr gethan, wüßt' ich nicht, daß außer Ihnen noch jemand sie sehe. Doch einige Fragen. Welche Kriege nennt man die punischen Kriege? Gingen diese alle gegen Charthago? Die Gracchischen Unruhen, welche sind die? Verzeihen Sie, Sie haben es mir aber erlaubt. Dann bitte ich Sie, die vierte Vorlesung aufzuschlagen und die Linien, wo die Kreuzchen sich befinden, zu überlesen. Die Zeit, wovon er da spricht, ist sie nicht die, welche Süvern das Zeitalter der Germanen nennt? und wo die schöne, edle Ritterzeit zu ihrer schönsten Blüte gediehen war? Wenn der Minister Stein die Hefte gelesen hat, so bitt' ich Sie, schicken Sie sie mir wieder. Ich blättere dann hin und wieder, zerstreue mich so herrlich von der drückenden Gegenwart hinweg, mache mir die angestrichenen Stellen immer mehr zu eigen und vergesse es nicht mehr, hoffe ich. Ich habe noch eine

ganze Seite zu lesen, dann mache ich das Packet zu. Adieu bis dahin."

„Habe ich recht verstanden, so löste sich das Zeitalter der Germanen auf, weil sie mehr ihren Gefühlen und ihrer Phantasie folgten als dem Verstande, der (wie man sagt) richtiger wägt, Gehör gaben. Haben Sie die Güte und sagen mir, was Hierarchie eigentlich ist, ich habe keinen deutlichen Begriff davon. — Nun ist es wahrlich genug, und ich habe Sie schön mit Fragen belästigt. Fragt man aber nicht und schämt sich seiner Einfalt gegen jeden, so bleibt man immer dumm. Und ich hasse entsetzlich die Dummheit. Ihre Nachsicht macht Alles wieder gut und heilet die Wunden, die ich heute der Eitelkeit schlug, die ich gerne dem Besseren opfere. Sie wollten mir nun nicht das 6. Heft schicken, sondern die Schluß-Reden. Warum? Ich bin mit Freundschaft und Hochachtung

Den 20. Juni 1808, Ihre affektionirte
Hippels Garten. Luise."

Scheffners Antwort auf diesen die Geistesbildung der Königin so recht charakterisierenden Brief lautete: „Wie wenig Recht haben E. K. M. doch darüber zu klagen, daß Sie nicht immer Alles verständen. In den Kunstwörtern und Namen steckt ja wahrlich nicht die hohe, nützliche Weisheit der Geschichte, aber wohl in der Erkenntnis des Geistes der Personen und Handlungen, die Einfluß auf die Schicksale des Menschengeschlechts gehabt haben, und die Ew. Majestät Sinn und Gefühl so sicher eigen ist, daß Sie vermittelst derselben Ihren herrlichen Hang zur innern Harmonie mit möglichstem Bewußtsein ausbilden würden, wenn Sie es nur anhaltend wollten und fest darauf beständen, daß Alles, was Sie umgiebt, durchaus die Augen nach innen wenden müßte, bei Strafe, Ihr unaussprechlich leicht die Herzen gewinnendes Angesicht nicht mehr schauen zu dürfen. Bei vielen, selbst wichtigen Entbehrungen ist es leicht möglicher, recht glücklich zu werden, als beim reichsten Zuströmen aller Genüsse, wenn der Geist entfremdet ist von der seligen Kindschaft des Gemüthes, die Ew. Majestät besitzen. Die Achtsamkeit, mit der Ew. Majestät die Hefte lesen, wird dem Professor Süvern sehr schmeicheln, da er von Natur ein Mann ist, dem die Gelehrsamkeit keinen Dämpfer auf den Menschenverstand setzen konnte, und dem daher die Bekanntmachung von Ew. Majestät Äußerung über ihn eine lebhafte Freude bereiten wird." —

„Die angekreuzte Stelle möchte wohl nicht das Zeitalter der Ritterzeit-Blüthe betreffen, sondern eine Zeit, die nur existiren kann und wird unter einer Königin wie Ew. Majestät, die durch Einsicht, Muth und Beispiel alles Ihr ähnlich, edel und gemüthlich zu machen geboren ist. Schade ist es freilich um die Griechen- und Römerwelt; da Ew. Majestät aber so gut geurtheilt haben, daß durch zu fein gewordene Gefühle und ungeregelte Phantasie-Forderungen das glücklichste Zeitalter der Germanen aufgelöst sei, so dürfte die jetzige Zeit es nur darauf anlegen, nicht also zu thun, um sich zur Einfachheit der Griechen und zur Stärke der Römer wieder zu erheben. O, allergnädigste Königin, wie ungerecht ist Ihr Mißtrauen zu Ihrem Geiste!“

Bald darauf erhielt die Königin die sechste Vorlesung Süverns, über welche sie folgendes an Scheffner schrieb: „Schon wieder einen Brief mit lauter Bitten, von denen Sie mir aber die erste absolut nicht abschlagen dürfen. Wenn Sie zu mir kommen, so kommen Sie in Stiefeln heraus und nicht in zarten Strümpfen; ich bitte — Sie verleugnen das Alter; ich aber liebe es, deshalb will ich zu Ihrer Erhaltung beitragen, so viel ich kann. Nun kommt das andere Gequäle! Haben Sie doch die Güte und schlagen Sie mir zur Liebe nochmals die Hefte von Süvern auf und setzen Sie die Jahreszahlen beim Anfang jedes Zeitalters daneben. Das Zeitalter der Griechen, seine Dauer, wo der Verfall anfängt und Alles aufhört. So auch der Römer und des vielgeliebten Germaniens! Unbeschreiblich gütig wären Sie, wenn Sie noch die Namen hinzusetzen wollten, unter denen jedes blühte und welkte. — Ich schicke Ihnen zugleich die sechste Vorlesung. Lieber wäre es mir, wenn Süvern sie eigens dem Minister Stein zuschickte; denn diese ist mit Strichen und Anmerkungen, als wenn ein Schulknabe seinem Lehrer antwortet. Alles, was ich daraus geschlossen, was ich gedacht habe, lege ich bei. Können Sie sich daraus zurecht finden und es anordnen, so ist es mir lieb — und noch lieber, wenn Sie als gütiger Lehrer den Schulknaben mal wieder berichtigen wollten und mir aus Güte sagen, wo ich ganz fehlte, wo ich Recht hatte. Dazu gehört aber, daß Sie das Heft wieder mitbringen.“

Über Süvern selbst schrieb damals die Königin an ihre Schwester Friederike: „Ich habe die Bekanntschaft des Professors Süvern gemacht. Das hat mich in Verlegenheit gesetzt; denn Süvern sagte mir ein Lob, von dem ich fühle, wie wenig verdient es ist — sagte mir: mein Urtheil über seine Geschichte sei so treffend als schmeichelhaft für ihn. Doch — unwissend, wie ich bin, kann nur die Maje-

stät, die mich umgiebt, ihn über mein Urtheil geblendet haben, und tief durchdrungen von dieser Ueberzeugung, habe ich von seinem Geist an sein Gemüth appellirt — denn Gemüth hat er — und ich habe ihm darauf geantwortet, daß mein Beifall unmöglich Werth für ihn, den Kenner haben könne. Dagegen möge der Gedanke ihm einen kleinen Ersatz gewähren, daß er in dieser schrecklichen Zeit des Unglücks und der Thränen meinem müden Geiste aus dem Quell der Wissenschaft ein Labsal verschafft habe, wofür ich ihm stets Dank wissen werde. Er hat hoffentlich verstanden, was ich damit sagen wollte — wo nicht, so wird er wohl von Scheffner hören, daß Wahrheit mir über Alles geht, und daß ich diese als die Seele eines Geschichtsgelehrten ansehe." In einem andern Briefe schrieb sie: „Ich lese fleißig die Geschichte, und lebe in der Vergangenheit, weil die Zukunft nicht mehr für mich ist."

Am längsten verweilte die Königin bei zwei gewaltigen Herrschergestalten aus der deutschen Vorzeit, Theodorich und Karl dem Großen. Über diese schrieb sie damals an ihre Schwester Friederike: „Ich lese fleißig die Süvernschen Hefte und bin jetzt bei Karl dem Großen, der doch eigentlich der Stifter des germanischen Zeitalters war; er steht lebhaft vor mir in aller seiner glänzenden Größe und Tapferkeit; er zieht mich lebhaft an, aber minder als Theodorich. Dieser war ein ächter Deutscher, und seine Gerechtigkeitsliebe, die Geradheit seines Charakters, die Tiefe seines Gemüths und die Großmuth seines Herzens ziehen mich innig an; Du weißt, warum zunächst. Der Charakter Karls des Großen trägt schon das Gepräge des Frankenthums, und ich gestehe, dieß schreckt mich etwas ab."

Auch an kurzen, geistreichen Kernsprüchen, namentlich solchen, die zugleich sittlichen Wert in sich trugen, hatte die Königin vorzüglich Freude und führte sie gern als Lebenstexte an. Besonders fand sie sich angezogen von dem Wahlspruche aus frommer Ritterzeit: „Recht und Glaube, Liebe und Treue", weshalb sie ihn in einen Siegelring, den sie beständig trug, einschneiden ließ. Doch vertauschte sie denselben später gegen einen andern Wahlspruch, der kürzer, aber doch gehaltreicher ist: „Gott ist meine Zuversicht." Schwer, wie bei wenigen, war ihr Glaube geprüft; aber in der Prüfung geläutert, war er tief in ihrem Innern gewurzelt und trug nun die Krone einer ruhigen, festen Zuversicht.

Auch die Worte Luthers: „Wie der Herr es gewollt, also ist es geschehn" machte sie zu ihrem eigenen Wahlspruche. Den letzteren

verdanken wir einem ihrer Enkel, unserm jetzigen Kronprinzen Friedrich Wilhelm, welcher diesen Denkspruch seiner Großmutter, von ihrer eigenen Hand geschrieben, beim Durchblättern alter Schriften aufgefunden hat. Ebenso hatte der König aus dieser unglücklichen Zeit einen Wahlspruch im Gedächtnis behalten, den er einst im Königsberger Dome auf dem Grabmale der Markgräfin Elisabeth gelesen hatte; er lautete: „Meine Zeit mit Unruhe, meine Hoffnung in Gott.“

Während die preußische Königsfamilie auf diese Art in der Verbannung lebte und nicht im stande war, nach der Hauptstadt des Reiches zurückzukehren, hatte Berlin infolge der Kriegsdrangsale furchtbar zu leiden. Die Bürger der unglücklichen Stadt waren gänzlich verarmt, und die gesellschaftlichen Verhältnisse unterlagen einem völligen Umschwunge. Leute, die früher in Palästen gewohnt hatten, mußten mit elenden Dachstuben vorlieb nehmen; Juden und Kaufleute bildeten den Kern der feinen Gesellschaften in Hatzfelds Hause. Graf Hatzfeld war damals die einflußreichste Persönlichkeit in Berlin; er hatte, soweit es die Umstände erlaubten, die Amtsgeschäfte eines Statthalters übernommen.

Das Bündnis zwischen den Kaisern von Rußland und Frankreich hatte sich bisher ungestört erhalten; deshalb beschlossen sie, noch einmal zusammenzutreffen, um abermals über ihre Riesenpläne zu beraten. Erfurt wurde als Ort dieser neuen Unterredung gewählt, welche jener von Tilsit an Interesse und Wichtigkeit beinahe gleichkam. Napoleon umgab sich mit mehr als königlichem Pomp, und der russische Herrscher erwartete ehrerbietig seine Ankunft in dieser Stadt, obwohl dieselbe mehr als 100 Meilen von dem nächsten Orte seines eigenen Reiches entfernt war. Als Napoleon und sein glänzendes Gefolge ankam, war seine kaiserliche Majestät sofort der Gegenstand der gehorsamsten Aufmerksamkeit einer Schar von Fürsten, deren staatliche Existenz von seinem Wohlwollen abhing. Der Adel, die Würdenträger und alle hervorragenden Persönlichkeiten Deutschlands waren versammelt; 70 Fürsten oder unabhängige Herrscher befanden sich in dem Gefolge, und buchstäblich konnte man sagen, daß die Monarchen Europas auf einen Wink des mächtigen Eroberers warteten.

Ein treffliches Pariser Musikkorps sorgte für Unterhaltung während der Zusammenkunft, und vierzehn Tage hindurch wurden im Theater zu Erfurt, welches in einem Kranze berühmter Männer und herrlicher Frauen erglänzte, die Meisterwerke von Racine und Corneille zur Aufführung gebracht. Am sechsten Oktober begab sich der gesamte

Hof nach Weimar, wo der Großherzog für glänzende Unterhaltung sorgte und Napoleon die Gelegenheit wahrnahm, mit Goethe, Wieland und anderen Männern von Geist zu verkehren. Am siebenten Oktober besuchte Napoleon mit seinen Gästen das Schlachtfeld von Jena und am 14., dem zweiten Jahrestage dieser großen Schlacht, trennten sich Napoleon und Alexander, um sich niemals im Leben wieder zu begegnen.

Sie hatten die politischen Angelegenheiten der Welt zu ihrer gegenseitigen Zufriedenheit geordnet. Alexander hatte sowohl den Einfall Napoleons in Spanien und Portugal gutgeheißen, als auch die Besitznahme der Throne dieser Halbinsel durch Prinzen der Napoleonischen Dynastie. Ebenso hatte er sich mit der Einsetzung Murats in das Königreich Neapel und der Einverleibung von Toskana in das französische Reich einverstanden erklärt. Auf der andern Seite hatte Napoleon der Vereinigung von Finnland, Mähren und der Wallachei mit dem bereits ausgedehnten Reiche des Czaren beigestimmt; auch hatte er dessen Verwandten und künftigen Schwager, den Großherzog von Oldenburg, in den Rheinbund aufgenommen; ebenso hatte Napoleon eine befriedigende Verständigung betreffs des Großherzogtums Warschau herbeigeführt und dem Kaiser des Ostens die Hülfe Frankreichs bei dem Versuche zugesichert, sein gewaltiges Reich über den asiatischen Kontinent auszudehnen und der Macht Englands auf den Ebenen von Hindostan eine tödliche Wunde beizubringen.

Kaiser Alexander hielt sich sowohl auf der Hinreise als auch auf der Rückreise von Erfurt einige Tage in Königsberg auf und lud die Majestäten ein, ihm vor ihrer Rückkehr nach Berlin, einen Besuch in seiner eigenen Hauptstadt abzustatten. Die Einladung wurde angenommen, nicht des eigenen Vergnügens halber, sondern weil der König in Petersburg Gelegenheit zu haben hoffte, deutsche Patrioten anzutreffen, welche in Rußland Zuflucht gesucht hatten. Die Abreise Ihrer Majestäten mit Gefolge fand am 27. Oktober statt, und zwar wurden zu der Fahrt leichte, auf Schlitten gestellte Wagen benutzt, welche die Reisenden in einer Tagereise nach Memel brachten. In Polangen, an der russischen Grenze, kam ihnen Graf Lieven entgegen, welcher von dem Kaiser abgesandt war, um den königlichen Reisenden und ihrem Gefolge Mäntel, aus dem feinsten Pelz gefertigt, zu überreichen und sie nach St. Petersburg zu begleiten. In jeder Stadt, durch welche sie reisten, wurden die Majestäten mit königlichen Ehren empfangen.

Der Kaiser begrüßte sie in Strena, dem Sommeraufenthalte seines Bruders, des Großfürsten Konstantin und am nächsten Tage erfolgte ihr feierlicher Einzug in St. Petersburg. Der Kaiser trug den preußischen Orden des schwarzen Adlers, der König von Preußen den St. Andreas Orden, während die Königin in einem weißen Seiden-Mantel, mit prächtigem Zobelpelze besetzt, erschien. Am Eingange des Winterpalastes wurde das königliche Paar von der gesamten kaiserlichen Familie empfangen. Die beiden Kaiserinnen, die Gemahlin und die Mutter Alexanders, kamen ihnen an der Thür des ersten Vorsaales entgegen. Alexander war seit beinahe sieben Jahren mit einer Prinzessin von Baden vermählt. Die für den königlichen Besuch in der Eremitage eigens bestimmten Gemächer waren mit der größten Pracht ausgestattet und mit den geschmackvollsten Kunstgegenständen verziert. Zwölf Zimmer waren für den persönlichen Gebrauch der Königin hergerichtet worden, sämtlich in der ausgesuchtesten Weise möbliert; in ihrem Ankleidezimmer fand die Königin einen Korb mit reichen, türkischen Shawls, welche für sie zum Geschenk ausgewählt worden waren.

Unser zwölfter Januar ist nach dem russischen Kalender der Weihnachtsabend. An diesem Feste werden stets Gaben ausgetauscht und der König und die Königin erhielten einige sehr wertvolle Geschenke. Am folgenden Morgen, dem russischen Neujahrstage, wurde eine königliche Hochzeit gefeiert. Alexanders Schwester, die Großfürstin Katharina, wurde mit einem Prinzen aus dem Hause Oldenburg vermählt und das glückliche Ereignis durch eine Reihe von Festen gefeiert. Napoleon hatte diese Prinzessin mit dem Anerbieten seiner Hand beehrt, da er bereits die Scheidung von seiner ersten Gemahlin Josephine beschlossen hatte. Dieses Anerbieten war dem Czaren zu Erfurt gemacht worden. Er überließ die Entscheidung seiner Mutter, der Kaiserin Witwe, welche indessen die Unterhandlungen darüber schnell beendigte, indem sie religiöse Bedenken vorschützte; kurze Zeit darauf wurde die Prinzessin mit dem Prinzen von Oldenburg verlobt. In die Zeit der Anwesenheit der königlichen Majestäten fiel auch der Geburtstag der Kaiserin Elisabeth, bei welcher Gelegenheit eine großartige Festlichkeit stattfand. Luise erzeigte bei dieser Gelegenheit ihrer liebenswürdigen Wirtin die Aufmerksamkeit, in russischer Nationaltracht zu erscheinen, welche sie sehr gut kleidete. Wie wenig indessen all' diese frohen Feste mit der damaligen Gemütsstimmung der Königin harmonierten, das beweisen folgende Worte, die sie nach ihrer Rückkehr an Frau von Berg schrieb: „Ich bin gekommen, wie ich gegangen.

Nichts blendet mich mehr, und ich sage Ihnen noch einmal: mein Reich ist nicht von dieser Welt!"

Die Königin verwendete regelmäßig einen Teil des Tages darauf, die Sehenswürdigkeiten von Petersburg in Augenschein zu nehmen, denn sie interessierte sich ungemein für diese herrliche Stadt, insbesondere für deren mildthätige Stiftungen. Die Kaiserin Mutter hatte kürzlich eine solche für junge Frauen gegründet, welche, obwohl von hoher Geburt, infolge unverschuldeten Unglücks gezwungen waren, sich ihren Lebensunterhalt selbst zu verdienen. Königin Luise nahm warmen Anteil an den Einrichtungen dieser Erziehungs-Anstalt und sie wünschte sehnlichst, eine ähnliche in Berlin zu gründen. Nach ihrer Rückkehr nach Preußen beschrieb sie dieselbe ausführlich und sprach viel darüber mit Erzbischof Borowsky, Scheffner und anderen, welche an guten Werken Freude hatten. Auch diesmal war ihr lebhafter Geist thätig und sie entwarf mancherlei Pläne, obwohl wegen Mangel an Geldmitteln kein bestimmter Anfang gemacht werden konnte.

Der König und die Königin verließen St. Petersburg Ende Januar und erreichten Königsberg am 10. Februar, wobei sie sich auf ihrer Heimreise in Mitau aufgehalten hatten. Daselbst hatte der versammelte Adel von Kurland, dessen Mitglieder früher als Offiziere in preußischen Diensten gestanden, Ihren Majestäten einen festlichen Empfang bereitet, welcher besondere Beachtung verdient, da derselbe ein offener Beweis der Anhänglichkeit an das königliche Haus von Preußen war. Während der kurzen Abwesenheit des Königs aus seinem Reiche, waren die Staaten, welche noch das Königreich Preußen bildeten, von den Franzosen infolge eines endgültigen, zu Erfurt getroffenen Übereinkommens geräumt worden. Napoleons Truppen verließen Berlin am 30. Dezember. Davoust lieferte die Schlüssel dem Prinzen Ferdinand aus. Noch an demselben Tage zogen die Brandenburger Husaren und ein Regiment Reiterei unter der Anführung des Major Schill wieder in die Stadt ein. Die Rückkehr des Hofes, so wünschenswert sie auch sein mochte, konnte indessen erst später stattfinden, denn die Klugheit gebot, den Ausgang des Krieges zwischen Frankreich und Österreich, welcher von neuem begonnen, abzuwarten.

Die Königin nahm das lebhafteste Interesse an dem Fortschritte der Feindseligkeiten und sie beobachtete die Ereignisse mit banger Hoffnung und Furcht. Dieses bezeugt der schwermütige Ton ihrer Antwort auf die Geburtstagsglückwünsche der Frau von Berg:

März 1809.

„Ich habe heute wieder einen Tag erlebt, einen Tag, wo die Welt mit allen ihren Sünden auf mir liegt. Ich bin krank, und ich glaube, so lange die Sachen so gehen, werde ich auch nicht wieder genesen! Der Krieg mit Oestreich wird losbrechen, das weiß alle Welt, aber was Sie nicht wissen und was mich bis in den Tod betrübt, das ist, daß Rußland durch seine neue Verbindung mit Napoleon am Ende gar genöthigt wird, gemeinsam mit Frankreich gegen Oestreich loszuschlagen. Ermessen Sie die Folgen, die das für uns haben kann, daß wir, wenn es wirklich so weit kommt, mit zu dieser Partei übergehen müssen. Preußen gegen Oestreich! Was soll aus Deutschland werden? Nein, ich kann es nicht aussprechen, was ich fühle, die Brust möchte es mir zersprengen! Und wir hier in dieser Verbannung, in diesem Klima, wo alle Stürme wüthen, entfernt von allem Heimischen: O Gott, ist es der Prüfungen noch nicht genug? — Mein Geburtstag war ein Schreckenstag für mich! Abends ein großes, glanzvolles Fest, das die Stadt mir zu Ehren gab, vorher ein reiches, frohes Mahl im Schlosse —, nein, wie mich das traurig gemacht hat! Das Herz war mir zerfleischt. Ich habe getanzt! Ich habe gelächelt! Ich habe den Festgebern Angenehmes gesagt, ich bin freundlich gewesen gegen alle Welt, — und ich wußte vor Unglück nicht wohin?! Wem wird Preußen übers Jahr gehören, wohin werden wir Alle zerstreut sein! Gott, allmächtiger Vater, erbarme Dich!" — —

Der Krieg wurde durch die Schlacht von Wagram schnell zum Abschlusse gebracht. Die Österreicher, obwohl nicht geschlagen, mußten sich von dem wohl verteidigten Schlachtfelde zurückziehen. Tiefer Schmerz ergriff die Königin, da sie auf die kriegerischen Fähigkeiten und die Macht Österreichs großes Vertrauen gesetzt hatte.

Zum deutlichsten und seelenvollsten Ausdrucke gelangen die Gefühle und Betrachtungen der Königin über diese unglücksschwere Zeit in folgendem Briefe an ihren Vater:

„Bester Vater!

Mit uns ist es aus, wenn auch nicht für immer, doch für jetzt. Für mein Leben hoffe ich nichts mehr. Ich habe mich ergeben, und in dieser Ergebung, in dieser Fügung des Himmels bin ich jetzt ruhig, und in solcher Ruhe, wenn auch nicht irdisch glücklich, doch, was mehr sagen will, geistig glückselig. Es wird mir immer klarer, daß Alles so kommen mußte, wie es gekommen ist. Die göttliche Vorsehung

leitet unverkennbar neue Weltzustände ein, und es soll eine andere Ordnung der Dinge werden, da die alte sich überlebt hat, und in sich selbst als abgestorben zusammen stürzt. Wir sind eingeschlafen auf den Lorbeern Friedrichs des Großen, der, der Herr seines Jahrhunderts, eine neue Zeit schuf. Wir sind mit derselben nicht fortgeschritten, deßhalb überflügelt sie uns. Das siehet Niemand klarer ein, als der König. Noch eben hatte ich mit Ihm darüber eine lange Unterredung, und Er sagte in sich gekehrt wiederholentlich: das muß auch bei uns anders werden. Auch das Beste und Ueberlegteste mißlingt und der Französische Kaiser ist wenigstens schlauer und listiger. Wenn die Russen und die Preußen tapfer wie die Löwen gefochten haben, müssen wir, wenn auch nicht besiegt, doch das Feld räumen, und der Feind bleibt im Vortheil. Von ihm können wir Vieles lernen, und es wird nicht verloren sein, was er gethan und ausgerichtet hat. Es wäre Lästerung zu sagen, Gott sei mit ihm; aber offenbar ist er ein Werkzeug in des Allmächtigen Hand, um das Alte, welches kein Leben mehr hat, das aber mit den Außendingen fest verwachsen ist, zu begraben."

„Gewiß wird es besser werden, das verbürgt der Glaube an das vollkommenste Wesen. Aber es kann nur gut werden in der Welt durch die Guten. Deßhalb glaube ich auch nicht, daß der Kaiser Napoleon Bonaparte fest und sicher auf seinem, jetzt freilich glänzenden Thron ist. Fest und ruhig ist nur allein Wahrheit und Gerechtigkeit, und er ist politisch, das heißt klug, und er richtet sich nicht nach ewigen Gesetzen, sondern nach Umständen, wie sie nun eben sind. Dabei befleckt er seine Regierung mit vielen Ungerechtigkeiten. Er meint es nicht redlich mit der guten Sache und mit den Menschen. Er und sein ungemessener Ehrgeiz meint nur sich selbst und sein persönliches Interesse. Man muß ihn mehr bewundern, als man ihn lieben kann. Er ist von seinem Glück geblendet und er meint, Alles zu vermögen. Dabei ist er ohne alle Mäßigung, und wer nicht Maß halten kann, verliert das Gleichgewicht und fällt."

„Ich glaube fest an Gott, also auch an eine sittliche Weltordnung. Diese sehe ich in der Herrschaft der Gewalt nicht; deßhalb bin ich der Hoffnung, daß auf die jetzige, böse Zeit eine bessere folgen wird. Diese hoffen, wünschen und erwarten alle besseren Menschen, und durch die Lobredner der jetzigen und ihres großen Helden darf man sich nicht irre machen lassen. Ganz unverkennbar ist Alles, was geschehen ist und was geschieht, nicht das Letzte und Gute, wie es

werden und bleiben soll, sondern nur die Bahnung des Weges zu einem besseren Ziele hin. Dieses Ziel scheint aber in weiter Entfernung zu liegen, wir werden es wahrscheinlich nicht erreicht sehen und darüber hinsterben. Wie Gott will; Alles, wie Er will. Aber ich finde Trost, Kraft und Muth und Heiterkeit in dieser Hoffnung, die tief in meiner Seele liegt. Ist doch Alles in der Welt nur Uebergang! Wir müssen durch. Sorgen wir nur dafür, daß wir mit jedem Tage reifer und besser werden."

„Hier, lieber Vater! haben Sie mein politisches Glaubensbekenntniß, so gut ich, als eine Frau, es formen und zusammensetzen kann. Mag es seine Lücken haben, ich befinde mich wohl dabei; entschuldigen Sie aber, daß ich Sie damit behellige. Sie sehen wenigstens daraus, daß Sie auch im Unglück eine fromme, ergebene Tochter haben, und daß die Grundsätze christlicher Gottesfurcht, die ich Ihren Belehrungen und Ihrem frommen Beispiele verdanke, ihre Früchte getragen haben, und tragen werden, so lange Odem in mir ist."

„Gern werden Sie, lieber Vater, hören, daß das Unglück, welches uns getroffen, in unser eheliches und häusliches Leben nicht eingedrungen ist, vielmehr dasselbe befestigt und uns noch werther gemacht hat. Der König, der beste Mensch, ist gütiger und liebevoller, wie je. Oft glaube ich in Ihm den Liebhaber, den Bräutigam, zu sehen. Mehr in Handlungen, wie Er ist, als in Worten, ersehe ich die Aufmerksamkeit, die Er in allen Stücken für mich hat, und noch gestern sagte Er schlicht und einfach, mit seinen treuen Augen mich ansehend, zu mir: „Du, liebe Luise! bist mir im Unglück noch werther und lieber geworden. Nun weiß ich aus Erfahrung, was ich an Dir habe. Mag es draußen stürmen, — wenn es in unserer Ehe nur gut Wetter ist und bleibt. Weil ich Dich so lieb habe, habe ich unser jüngst geborenes Töchterchen Luise genannt. Möge es eine Luise werden." —

„Bis zu Thränen rührte mich diese Güte. Es ist mein Stolz, meine Freude und mein Glück, die Liebe und Zufriedenheit des besten Mannes zu besitzen, und weil ich Ihn von Herzen wieder liebe und wir so mit einander Eins sind, daß der Wille des Einen auch der Wille des Andern ist, wird es mir leicht, dieß glückliche Einverständniß, welches mit den Jahren inniger geworden ist, zu erhalten. Mit einem Worte, Er gefällt mir in allen Stücken, und ich gefalle Ihm, und uns ist am wohlsten, wenn wir zusammen sind. Verzeihen Sie, lieber Vater, daß ich dieß mit einer gewissen Ruhmredigkeit sage; es liegt darin der kunstlose Ausdruck meines Glückes, welches

Keinem auf der Welt wärmer am Herzen liegt, als Ihnen, bester, zärtlicher Vater! Gegen andere Menschen, auch das habe ich von dem Könige gelernt, mag ich davon nicht sprechen; es ist genug, daß wir es wissen."

„Unsere Kinder sind unsere Schätze, und unsere Augen ruhen voll Zufriedenheit und Hoffnung auf ihnen. Der Kronprinz ist voller Leben und Geist. Er hat vorzügliche Talente, die glücklich entwickelt und gebildet werden. Er ist wahr in allen seinen Empfindungen und Worten, und seine Lebhaftigkeit macht Verstellung unmöglich. Er lernt mit vorzüglichem Erfolge Geschichte, und das Große und Gute zieht seinen idealischen Sinn an sich. Für das Witzige hat er viel Empfänglichkeit, und seine komischen, überraschenden Einfälle unterhalten uns sehr angenehm. Er hängt vorzüglich an der Mutter und er kann nicht reiner sein, als er ist. Ich habe ihn sehr lieb und spreche oft mit ihm davon, wie es sein wird, wenn er einmal König ist."

„Unser Sohn Wilhelm (erlauben Sie, ehrwürdiger Großvater, daß ich Ihre Enkel nach der Reihe Ihnen vorstelle) wird, wenn mich nicht Alles trügt, wie sein Vater, einfach, bieder und verständig. Auch in seinem Äußeren hat er die meiste Aehnlichkeit mit Ihm; nur wird er, glaube ich, nicht so schön. Sie sehen, lieber Vater, ich bin noch in meinen Mann verliebt. — Unsere Tochter Charlotte macht mir immer mehr Freude; sie ist zwar verschlossen und in sich gekehrt, verbirgt aber, wie Ihr Vater, hinter einer scheinbar kalten Hülle ein warmes, theilnehmendes Herz. Scheinbar gleichgültig geht sie einher, hat aber viel Liebe und Theilnahme. Daher kommt es, daß sie etwas Vornehmes in ihrem Wesen hat. Erhält sie Gott am Leben, so ahne ich für sie eine glänzende Zukunft."

„Carl ist gutmüthig, fröhlich, bieder und talentvoll; körperlich entwickelt er sich ebenso gut, als geistig. Er hat oft naive Einfälle, die uns zum Lachen reizen. Er ist heiter und witzig. Sein unaufhörliches Fragen setzt mich oft in Verlegenheit, weil ich es nicht beantworten kann und darf; doch zeigt es von Wißbegierde, zuweilen, wenn er schlau lächelt, auch von Neugierde. Er wird, ohne die Theilnahme an dem Wohl und Wehe Anderer zu verlieren, leicht und fröhlich durch's Leben gehen. — Unsere Tochter Alexandrine ist, wie Mädchen ihres Alters und Naturells sind, anschmiegend und kindlich. Sie zeigt eine richtige Auffassungsgabe, viel Verstand, eine lebhafte Einbildungskraft, und kann oft herzlich lachen. Für das Komische hat

sie viel Sinn und Empfänglichkeit. Sie hat Anlage zum Satyrischen und siehet dabei ernsthaft aus, doch schadet das ihrer Gemüthlichkeit nicht. — Von der kleinen Luise läßt sich noch nichts sagen. Sie hat das Profil ihres redlichen Vaters und die Augen des Königs, nur etwas heller. Sie heißt Luise; möge sie ihrer Ahnfrau, der liebenswürdigen und frommen Luise von Oranien, der würdigen Gemahlin des großen Churfürsten, ähnlich werden."

„Da habe ich Ihnen, geliebter Vater, meine ganze Gallerie vorgeführt. Sie werden sagen: das ist mal eine in ihre Kinder verliebte Mutter, die an ihnen nur Gutes siehet und für ihre Mängel und Fehler keine Augen hat. Und in Wahrheit, böse Anlagen, die für die Zukunft besorgt machen, finde ich an allen nicht. Sie haben, wie andere Menschenkinder, auch ihre Unarten; aber diese verlieren sich mit der Zeit, so wie sie verständiger werden. Umstände und Verhältnisse erziehen den Menschen, und für unsere Kinder mag es gut sein, daß sie die ernste Seite des Lebens schon in ihrer Jugend kennen lernen. Wären sie im Schooße des Ueberflusses und der Bequemlichkeit groß geworden, so würden sie meinen, das müsse so sein. Daß es aber anders kommen kann, sehen sie an dem ernsten Angesicht ihres Vaters, und an der Wehmuth und an den öftern Thränen der Mutter. Besonders wohlthätig ist es dem Kronprinzen, daß er das Unglück schon als Jüngling kennen lernt; er wird das Glück, wenn, wie ich hoffe, künftig für ihn eine bessere Zeit kommen wird, um so höher schätzen und um so sorgfältiger bewahren."

„Meine Sorgfalt ist meinen Kindern gewidmet für und für, und ich bitte Gott täglich in meinem sie einschließenden Gebete, daß er sie segne und seinen guten Geist nicht von ihnen nehmen möge. Mit dem trefflichen Hufeland sympathisire ich auch in diesen Stücken. Er sorgt nicht bloß für das physische Wohl meiner Kinder, auch für das geistige derselben ist er bedacht; und der biedere, freimüthige Borowsky, den der König gern sieht und lieb hat, stärkt darin. Erhält Gott sie uns, so erhält er meine besten Schätze, die Niemand mir entreißen kann. Es mag kommen, was da will, mit und in der Vereinigung mit unsern Kindern werden wir glückselig sein. Ich schreibe Ihnen dieß, geliebter Vater, damit Sie mit Beruhigung an uns denken. Ihrem freundlichen Andenken empfehle ich meinen Mann, auch unsere Kinder alle, die dem ehrwürdigen Großvater die Hände küssen; und ich bin und bleibe, bester Vater, Ihre dankbare Tochter

Luise."

Die Zeit hat es bewiesen, wie richtig die königliche Mutter die sich entfaltenden Anlagen ihrer Kinder beurteilte. Berlin selbst, seine Schloßkirche, das neue Museum mit seinen Kunstgalerien und Wandgemälden legen von Friedrich Wilhelms IV. ungemein lebhafter Auffassung des Großartigen und Schönen Zeugnis ab. Alles was er geplant hat, ist, selbst bis in die kleinsten Einzelheiten, vollkommen. Auch die von Königin Luise gebrauchten drei Worte: „Einfach, bieder und verständig", durch die sie ihren zweiten, damals elfährigen Sohn Wilhelm seinem Großvater zu kennzeichnen suchte, waren wohlgewählt; die genannten Eigenschaften bilden noch jetzt die Grundlage seines Charakters.

Luisens jüngster Sohn, Namens Albrecht, war damals, als die Königin den obigen Brief an ihren Vater schrieb, noch nicht geboren, da er erst am vierten Oktober 1809 zur Welt kam. Zur Zeit seiner Geburt war sie ernstlich krank, versäumte aber trotzdem keine ihrer Pflichten, denn sowohl der König als die Königin waren von dem Gefühle elterlicher Verantwortlichkeit tief durchdrungen. Dafür sind folgende Worte der Königin charakteristisch: „Die Nachwelt wird mich nicht unter die berühmten Frauen zählen, aber sie wird sagen, daß ich viel Schweres mit Geduld ertragen habe. Ach, wenn sie doch hinzufügen könnte, daß ich Prinzen das Leben gegeben habe, welche im stande waren, das Land wieder aufzurichten!"

Zwanzigstes Kapitel.

Der Feldzug gegen Österreich dauerte den ganzen Frühling und Sommer des Jahres 1809 hindurch. Im April schlugen die Franzosen die Österreicher fünfmal, marschierten bis nach Wien und nahmen die Vorstädte fast ohne Widerstand in Besitz. Zum zweiten Male beschoß Napoleon die Stadt; die französischen Batterien standen schon dem Palaste gegenüber, als Napoleon benachrichtigt wurde, Erzherzogin Marie Luise liege gefährlich krank darnieder und könne nicht entfernt werden. Demgemäß befahl er, die Richtung der Geschütze zu ändern; es war dies das erste Zeichen von Aufmerksamkeit gegen seine künftige Gemahlin. Wien kapitulierte am 13. Mai. Der Besitz der Stadt war für Napoleon sehr wichtig, da er hierdurch eine befestigte und mit Kriegsvorräten aller Art reichlich versehene Stellung an der Donau gewann.

Einer der vielen, die während der Belagerung litten, war Haydn, der berühmte Musiker. Am Morgen des 16. Mai, als man dem betagten Tonkünstler beim Aufstehen Hilfe leistete, fielen zum großen Schrecken seiner Dienerschaft einige Kanonenkugeln nahe bei dem Hause nieder. Haydn blieb völlig ruhig und schien sich dessen sicher zu fühlen, daß er geborgen sei und keines gewaltsamen Todes sterben würde; er plauderte in heiterer Laune, um die Befürchtungen seiner Umgebung zu zerstreuen, und spielte und sang sein Kaiserlied, gerade wie sonst jeden Morgen. Dennoch erschütterten die aufregunsvollen Ereignisse seine Kraft; zwei Tage darauf wurde er von einer plötzlichen Krankheit befallen und am letzten Mai schloß er die Augen zum ewigen Schlafe.

Napoleon schien der Verwirklichung seines Traumes von der Weltherrschaft mit raschen Schritten entgegenzugehen. Er hatte Italien

unterjocht, den Papst gedemütigt und die Streitigkeiten zwischen Karl IV. von Spanien und seinem Sohne Ferdinand sich zu Nutzen gemacht, um beide abzusetzen und seinen Bruder Joseph auf den Thron dieses Königreichs zu bringen.

Napoleon selbst legte indessen nachmals das Bekenntnis ab: „Dieser unglückselige Krieg in Spanien war es, der mich zu Grunde richtete. Der Erfolg bewies, daß ich Unrecht hatte und daß mein Plan mit ernstlichen Fehlern behaftet war. Einer der größten war der, der Entthronung der Bourbonen so viel Bedeutung beigelegt zu haben. Karl IV. war abgelebt; ich hätte der spanischen Nation eine freisinnige Verfassung geben und Ferdinand mit deren Ausführung betrauen können. Hätte ich voraussehen können, daß die Sache so viel Verdruß nach sich ziehe, so würde ich mich nie darauf eingelassen haben. Aber nachdem ich die ersten Schritte gethan, war es mir unmöglich, zurückzuweichen. Als ich diese Dummköpfe in Zank und Streit und bei Versuchen sah, einander zu entthronen, dachte ich, ich könnte eine feindselige Familie ebensowohl entsetzen, aber ich war nicht der Urheber ihrer Händel.“ Alison sieht diese Behauptung als wohlbegründet an. „Es ist augenscheinlich,“ sagt er, „daß die königliche Familie von Spanien, von Napoleons Macht und Talenten bezaubert, sich ihm in die Arme warf: Es war ein Wettrennen zwischen dem Vater und dem Sohne, wer zuerst sein Hauptquartier erreichen würde, um dem höchsten Schiedsrichter über ihr Schicksal seinen Fall günstig darzustellen. Napoleon bot die Krone Spaniens seinem Bruder Ludwig an. Dieser Prinz hatte Klugheit genug, die verführerische Gabe abzulehnen, die dann Joseph Bonaparte verliehen wurde.“

Welche Entrüstung das Vorgehen Napoleons gegen Spanien in Deutschland hervorrief, beweist folgender Brief Luisens an Frau von Berg: „Was sagen Sie zu den Nachrichten aus Spanien? Sind sie nicht ein neuer Fingerzeig der eisernen Hand, die schwer auf der gebeugten Stirn Europas ruht? Ein warnender Fingerzeig nicht auch für uns? — Mitten im Frieden seinen ersten Bundesgenossen zu entthronen! Die Saat der Zwietracht zu säen zwischen Vater und Sohn! Den Infanten vom Vaterherzen zu reißen, ihn aus dem Vaterhause, aus dem Vaterlande zu verjagen! Was haben wir, wir in unserer Lage, zu erwarten? — Der unglückliche Karl hat nur geschrieben, was der Unerbittliche ihm in die Feder gesagt, hat geschrieben, daß Ferdinands Schuld eine moralische Scheidewand aufgerichtet habe zwischen Vater und Sohn. Aber wessen Hand es eigentlich war, die diese Wand

baute — können Sie darüber in Zweifel sein? Ich frage Sie! Ach, mein Gott, wann kommt die Zeit, wo die Hand des Verhängnisses endlich das Mene, Mene, Tekel an diese Mauer schreibt! — Ich beklage mich dennoch nicht, daß meine Lebenstage in diese Unglücks-Epoche fielen. Vielleicht gab mein Dasein Kindern das Leben, die einst zum Wohl der Menschheit beitragen werden.“

Der Kaiser von Frankreich war nun in der That der souveräne Herrscher von Europa, und Frankreich wurde von jetzt an nur als einfache Provinz eines großen Reiches regiert. Weit und breit gab der Löwe zu verstehen, daß er nicht schlafe, indem er Maßregeln ergriff, die darauf berechnet waren, entweder seine Feinde erzittern, oder seine Unterthanen auf der rechten Bahn fortschreiten zu lassen. Von Zeit zu Zeit sandte er seinen verschiedenen Agenten Anweisungen, aber der einzige Briefwechsel, den er regelmäßig und lebhaft unterhielt, selbst während seiner Abwesenheit vom Sitze der Regierung, war derjenige mit Fouché. Er bildete sich ein, er habe durch diesen ihm als Werkzeug dienenden Minister den „öffentliche Meinung“ genannten, herausfordernden Widersacher, der über die Streiche, die er empfängt, mit schamloser Frechheit lacht, zur Unterwerfung gebracht.

Durch den Widerstand, dem er bei Verfolgung dieses Zweckes begegnete, gereizt, führte Napoleon Streiche nach rechts und links und griff abwechselnd die Rednerbühne, die Presse, die Zeitungen, die Salons an; aber trotz aller Anstrengungen vermochte er der öffentlichen Meinung nicht beizukommen. Der spöttelnde Proteus war immer zur Stelle, stets bereit, das Haupt zu erheben und des Kaisers Maßnahmen mit ungläubigem Lächeln zu empfangen. Nach Pultusk und Eylau täuschten seine falschen Tagesberichte niemand in Frankreich, sogar die Briefe von der Armee haben diese Thatsache festgestellt, und fast allgemein war man sich darüber klar, daß er Berichte willkürlich anfertigte und dann sie zu verbreiten befahl. So wies er Fouché an: „Lassen Sie folgende Nachricht in Umlauf setzen; verbreiten Sie sie zuerst in den Salons und lassen Sie sie nachher in die Tagesblätter setzen.“ In einem Schreiben an Crelet befahl er ihm, auf die Wiederanfachung der Begeisterung berechnete Lieder dichten zu lassen, damit die Soldaten nicht immer dieselben zu hören bekämen.

Napoleon verlangte von der ganzen französischen Nation nachdrückliche Kundgebungen ihrer Dankbarkeit gegen die große Armee, was er dem Minister des Innern ausdrücklich bedeutete: „Ansprachen, Gedichte, unentgeltliche, festliche Bewirtungen und Vergnügungen, das

ist es, was ich von den Bürgern für die heimkehrenden siegreichen Soldaten erwarte." Alles dies bezeugt, daß es für Napoleon kein Leichtes war, die Welt nach seinem Willen umzuformen, und daß er selbst während der Zeit, wo er auf dem Gipfel des Glückes stand, den Ärger der Enttäuschung oft empfunden hat. Ja, er muß sogar bitterere Kränkungen als die, welche er anderen zufügte, erfahren haben; indessen verheimlichte er sie nach demselben falschen Grundsatze, der ihn auch zur Übertreibung seiner Erfolge, so groß sie auch wirklich waren, und zur Verbergung seiner Mißerfolge verleitete.

Auf St. Helena schilderte Napoleon seine Schicksal folgendermaßen: „Meine ganze Regierung hindurch war ich der Schlußstein eines gänzlich neuen und auf den schwächsten Fundamenten ruhenden Gebäudes, dessen Dauer vom Ausgange jeder meiner Schlachten abhing. Wäre ich bei Marengo besiegt worden, so würde die unheilvolle Zeit von 1814 und 15 sogleich hereingebrochen sein; dasselbe war es bei Austerlitz, Jena und auf andern Gefilden. Das gemeine Volk klagt meinen Ehrgeiz in diesen Kriegen an, welche aber in Wahrheit aus der Natur jener Dinge und dem beständigen Kampfe zwischen Gegenwart und Vergangenheit hervorgingen, der mir keine andere Wahl ließ, als zu siegen oder niedergeworfen zu werden. In Wirklichkeit war ich nie Meister meiner Bewegungen. Mein Ehrgeiz, das gebe ich zu, war groß, aber er war kaltblütig und durch die Meinungen der Massen verursacht."

Des Kaisers Brüder waren nicht so unterwürfig, wie sie nach seiner Meinung zum Danke für die ihnen verliehenen Würden sein sollten. Ludwig Bonaparte verschloß sich der Einsicht, daß er vor allem zur Unterstützung Napoleons in seinem Kriege mit England nach Holland geschickt worden war. Als König von Holland nahm er die Verteidigung dieses Landes gegen die Eingriffe und Forderungen des französischen Kaisers gewissenhaft auf sich. Obwohl kein Mann von außergewöhnlichem Geiste besaß Ludwig Talente, die zu hervorragender Geltung gekommen wären, wenn er nicht zeitlebens von dem Eigenwillen und Hochmute seines Bruders niedergedrückt worden wäre. Er besaß Eigenschaften, die ihn der Unabhängigkeit würdig machten, folglich konnte er die unablässig steigende Last von Napoleons Gewaltherrschaft nicht ertragen. Übrigens hatte er die Früchte selbstsüchtigen Ehrgeizes beständig vor Augen, beobachtete deren Unvollkommenheiten und fühlte, daß sie großer Opfer nicht wert seien. Auch Lucien Bonaparte fand die brüderliche Knechtschaft unerträglich und suchte

zuletzt in England jene Freiheit, für deren Verlust die ganze Größe und Macht des Bruders, den seine Geistesgegenwart auf den Konsulsthron gebracht hatte, keinen Ersatz bieten konnte.

Bei all' ihrem Unglück und Leiden gab es in diesem Augenblicke kaum eine glücklichere, königliche Familie, als die von Preußen: Ein König und eine Königin, die glücklich in sich, in ihren Kindern und im Besitze des Vertrauens und der Zuneigung ihres Volkes waren.

Schon lange hatten sich die Bürger von Berlin darnach gesehnt die eiserne Hand des Eroberers, welche sie bis nach der Erfurter Konvention so beharrlich niedergehalten hatte, abzuschütteln. Als 1807 der Geburtstag der Königin nahte, hatte Napoleon Befehle erteilt, daß der Tag durch keine Art öffentlicher Kundgebung gefeiert werden dürfe, und die französischen Behörden hatten ihre Absicht, diese Weisungen streng durchzuführen, erklärt. Die traurige Stille dieses Tages verlieh den Erinnerungen an die Vergangenheit lebhafte Färbung und lebendige Kraft. Die bewundernswerten und liebenswürdigen Eigenschaften der Königin, die abscheulichen Verunglimpfungen, denen sie zum Opfer gefallen war, riefen nur eine um so größere Teilnahme für sie hervor, je weniger das Volk seiner treuen Gesinnung in seiner Weise Ausdruck geben durfte. Am Abende, als Iffland, der berühmte Schauspieler und Dramatiker, auf der Bühne des Haupttheaters erschien, trat er vor und zog aus dem Busen einen Blumenstrauß hervor, den er der Zuhörerschaft mit höchst bedeutsamer Geberde zeigte, dann ans Herz drückte und den Blicken wieder entzog. Das Volk verstand Ifflands sprachloses Spiel und spendete lauten Beifall, bis die Stimmung stürmisch erregt wurde. Iffland wurde verhaftet, eingekerkert und selbst mit dem Tode bedroht, war aber stolz auf die Verfolgung und erklärte, er schätze sich glücklich, die Ehre zu haben, für Königin Luisens Sache zu leiden.

Endlich zogen die französischen Truppen für immer aus Berlin ab; die Bürger fühlten sich nun frei und hofften, der König werde bald in seine Hauptstadt zurückkehren. Der in Österreich wütende Krieg verursachte zwar noch einen Verzug, aber schließlich wurde die Rückkehr des Hofes auf den 23. Dezember 1809 festgesetzt. Die Berliner Bürger gaben ihre Freude durch eine ihrer Majestät gesandte, höchst sinnreiche und zugleich nützliche Gabe kund: einen schönen, mit Lilasamt und Silberstickerei geschmackvoll ausgeschlagenen Wagen. In ihrem Dankschreiben für das so angemessene Geschenk sagt die Königin:

„Königsberg, den ersten Dezember.

Sie, meine Herren, sind überzeugt, daß Sehnsucht und Freude mich nach Berlin begleiten. Die schönste Entschädigung für die lange, schmerzliche Trennung ist die Anhänglichkeit und Liebe, wovon ich einen neuen, rührenden Beweis durch Ihre schriftliche Versicherung von den guten, treuen Bürgern Berlins erhalten. Mit Vergnügen und herzlicher Dankbarkeit nehme ich das mir angekündigte Geschenk an, das als Beweis erprobter Liebe meinem Herzen stets theuer und durch den ersten Gebrauch, welchen ich davon machen werde, von unvergeßlichem Werthe sein wird. Empfangen Sie als würdige Repräsentanten einer so achtungswerthen Bürgerschaft meinen lebhaftesten Dank und bezeigen Sie diesen solchen mit der Versicherung, daß ich den Tag mit Ungeduld erwarte und unter die feierlichsten meines Lebens zählen werde, der mich in die Mitte meiner guten Berliner zurückführt, und an welchem ich Ihnen, meine Herren, mündlich die Achtung und das wohlwollende Vertrauen bestätigen kann, womit ich bin

Ihre wohlaffectionirte

Luise."

Mit dem Gefühle gemischter Fröhlichkeit und Traurigkeit schickte sich die Königin an, Königsberg zu verlassen. In ihren jungen Tagen hatte einst Luise auf eine Ansprache erwidert: „Des Volkes Liebe ist das beste Ruhekissen des Herrschers" und als sie der Ruhe bedurfte, hatte sie selbst diese Worte bestätigt gefunden. Sie konnte von den treuen Einwohnern der alten Stadt nicht ohne schmerzliches Bedauern scheiden, und als sie die Wandlungen, die sie in Berlin sehen würde, sich vergegenwärtigte, so brach sie schon bei dem Gedanken daran in Thränen aus. In dieser Aufregung schrieb sie damals folgende Worte in ihr Tagebuch: „So werde ich denn bald wieder in Berlin zurück sein und wiedergegeben so vielen treuen Herzen, die mich lieben und achten. Mir wird es bei dem Gedanken ganz beklommen vor Freude, und ich vergieße viele Thränen, wenn ich daran denke, daß ich Alles auf dem nämlichen Platze finde, und doch Alles so ganz anders ist, daß ich nicht begreife, wie es dort werden wird. Schwarze Ahnungen ängstigen mich; immer möchte ich allein hinter meinem Schirmleuchter sitzen, mich meinen Gedanken überlassen. Ich hoffe, es wird anders werden."

Da sich die Königin nicht in kräftigem Zustande befand, so sollte die Reise in bequemer Weise erfolgen; sie wurde am 15. Dezember angetreten, da man mehrere Tage zu Freienwalde, wo der

König Abordnungen empfangen wollte, zu verweilen beabsichtigte. Bei der Ankunft der Majestäten in diesem Orte sangen die Bergleute unter dem Zuströmen des Volkes mit frischer Lebenslust:

„Glück auf! Verfahren ist die Schicht,
Und bei des Christtags holdem Licht
Seh'n wir den König wieder;
Wie immer kommt Er uns von Gott
Uns glänzt ein schönes Morgenroth,
Ihm jauchzen uns're Lieder."

„Dort sangen Hirten in der Nacht,
Hier singen Bergleut' ohne Pracht
Und kunstlos ihre Lieder.
Gelobt sei Gott! Das Lied ist wahr,
Wie dort das Lied der Engelschaar,
Wir seh'n den König wieder."

Der Einzug in Berlin fand am 23. Dezember, an dem Jahrestage und zur selben Stunde, zu welcher Luise sechzehn Jahre vorher als Braut eingezogen war, statt. Anstatt einer Schwester hatte sie zwei Töchter bei sich im Wagen, sowie ihren dritten Sohn Prinz Karl; der König zog mit den Generalen zu Pferde ein. Der Willkommen bei dieser Heimkehr war unbeschreiblich, weil alles äußere Gepräge, das ganze Programm der Feierlichkeiten, so gut es auch angeordnet war, im Vergleiche mit den tiefen Empfindungen des Augenblicks beinahe verschwand. Nur die Kinder wunderten sich, als sie Thränen auf dem Angesicht ihrer Mutter sahen; und diese flossen reichlicher, als sie ihren Vater am Eingange des Schlosses erblickte. Der Herzog von Mecklenburg half der geliebten Tochter aus dem Wagen, schloß sie in die Arme und führte sie in den Palast, dessen Thore sich dann schlossen. Aber das Volk wußte, daß die vielen Glieder der königlichen Familie, welche das Mißgeschick zerstreut hatte, nun wieder vereinigt waren und es that ihm wohl, dies zu wissen.

Ein stolzes Volk hält seine Herrscherfamilie hoch, und wenn diese der Erhebung würdig ist, so fühlt sich die Nation innerlich gestärkt und geehrt: Preußen fand an jenem Weihnachtsabende seine innere Befriedigung und hatte wirklichen Grund zur Dankbarkeit und Hoffnung, wenn auch die Siegesgöttin nicht mehr über dem Brandenburger Thore die Zügel hielt, und ihre Schwingen ausbreitete. Preußen kämpfte selbst damals einen schwereren Kampf, und errang einen größeren Sieg als der, den es bei Roßbach erfochten hatte. Einer

seiner tapferen Söhne, Heinrich Steffens, hatte schon erklärt, die Schlacht bei Jena sei der erste über Napoleon gewonnene Sieg, denn sie vernichtete die Schwäche, welche sich mit ihm verbündet hatte, und erweckte jenes einmütige, patriotische Gefühl in den Herzen aller, das sich sicherlich am Ende erheben und siegen werde.

Zufällig kam auch Ernst Moritz Arndt am Einzugstage des Königs und der Königin nach Berlin. Er hatte großenteils zu Fuß, in der bitteren Stimmung eines von seinen Feinden Verfolgten, eine lange und beschwerliche Reise zurückgelegt. Napoleons Agenten hatten ihn, da sie argwöhnten, er gehöre zu dem geheimen Patriotenvereine, bewacht, und schon war der Befehl zu seiner Verhaftung gegeben worden. Einer von Arndts Freunden, der die Gefahr, in welcher er schwebte, erkannt hatte, warnte ihn und eilends nahm er Abschied von dem Bruder, der Schwester und seinem Sohne, der beim Gedanken der Trennung mit kindlichem Schmerze an ihm hing. „Als ich das Kind von mir stieß", sagte Arndt, „hätte ich die Franzosen und den Korsen, der sie beherrschte, fast verfluchen können." Mit Hilfe seines Bruders hatte er seine Abreise von Trantow in Sicherheit bewerkstelligt und war, nachdem er einigemal nur mit knapper Not entkommen, gerade zur rechten Zeit in der preußischen Hauptstadt angelangt, um den königlichen Aufzug zu sehen.

Es war dies kein Anblick, der ihm große Befriedigung gewähren konnte, aber die von allen Volksklassen an den Tag gelegte Einmütigkeit gefiel ihm. „Dieses Mißgeschick", sagte er, „hat die gute Wirkung gehabt, alle Herzen in einem gemeinsamen deutschen Geiste zu vereinigen." Später am Tage mischte er sich in die Menge, welche den breiten Spazierweg unter den Linden und den freien Platz vor dem Schlosse erfüllte. Arndt schaute besonders nach Scharnhorst aus und sah ihn langsam mit den andern Generalen vorbeireiten; derselbe sah blaß und angegriffen aus und saß traurig, vorwärts gebeugt im Sattel. Der König und die Königin wurden mit großem Jubel, mit lauten und anhaltenden Zurufen begrüßt, aber man sah mehr vor Kummer feuchte, als vor Freude glänzende Augen. Als die Königin sich auf dem Balkone des Schlosses dem Volke zeigte, bemerkte Arndt Spuren tiefer Bekümmernis auf dem lieblichen Gesichte, obwohl die Freude des Willkommens es hin und wieder mit plötzlichem Lächeln erhellte. An diesem Abende wurde die Stadt beleuchtet, und das Volk bezeugte seine treue Gesinnung durch jedes ihm zu Gebote stehende Mittel. Der Magistrat bat den König, im Nationaltheater zu erscheinen. „Ja",

erwiderte seine Majestät, „wir wollen hinkommen, aber zuerst müssen wir in die Kirche gehen;“ er ordnete einen nationalen Dankgottesdienst an, der demgemäß im Dome gefeiert wurde. Nachher besuchten der König und die Königin sowohl das Opernhaus als das Theater. Ifflands wackeres Verhalten war nicht vergessen und jedermann war hocherfreut, daß der volkstümliche Schauspieler dadurch mit Zeichen königlicher Gunst geehrt wurde, daß er in die königliche Loge befohlen ward, damit die Königin ihm persönlich dankte.

Auch der Dichter Fouqué, ein Nachkomme französischer Geflüchteter, befand sich bei dieser Gelegenheit im Theater. Er schrieb damals: „Nachdem wir nun endlich die verehrte königliche Familie wiederum in unserer Mitte sahen, ward es auch mir zu Theil, noch einmal des Anblicks unserer engelschönen Königin gewürdigt zu werden. Es war in Berlin, wo sie im Theater erschien, an der Seite ihres erhabenen Gemahls, auf den sie mehrmals im Gespräch die himmelblauen Augen mit unaussprechlich rührendem Ausdruck richtete. Ob vielleicht in ihrer holden Seele die Ahnung webte: sie werde nicht lange mehr des schwer geprüften Helden tröstende Geleiterin sein? Eins weiß ich. Als sie, nach zu jener Zeit üblicher Sitte, beim Fortgehen die Versammlung mit gnädiger Neigung begrüßte, empfand ich tief und sprach es auch auf dem Heimwege durch die dunklen Straßen zu meinem Freunde aus: „Wohl hab' ich mitunter gemeint, wir Preußen könnten ruhig unser Kriegsunglück ertragen, uns nun in Frieden wenden auf Kunst und Wissenschaft, etwa wie es der große Friedrich sich vorgenommen haben soll, wenn die Schlacht bei Mollwitz verloren gegangen wäre für ihn. Aber jetzt nicht also! Jene engelklaren Augen wurden mit Thränen getrübt durch Bonaparte. Geweint haben sie um unsern Dank. Wir müssen kämpfen und sie freudig leuchten sehen um unsere Siege! Ach, so gut sollte es uns nicht werden! Noch eh' uns die Tage des Errettungs-Krieges aufgingen, ward die Königin Luise abgerufen aus dieser leidenvollen Welt in die ewige Herrlichkeit.“

Indessen dachten die Bürger Berlins sogleich an das allerbeste Mittel, ihrem Könige und der Königin eine Freude zu bereiten. Ungeachtet der erlittenen Verluste wurden große Geldsummen gesammelt, damit auch die ärmsten Unterthanen mit den übrigen sich der Rückkehr ihres Herrschers in seine Hauptstadt freuen könnten. Der König seinerseits machte von seiner allerhöchsten königlichen Befugnis der Begnadigung umfassenden Gebrauch. Er erließ alle Strafen für leichte

Vergehen und setzte alle zu weniger als einjähriger Haft Verurteilten in Freiheit. Den Armen spendete seine Majestät fünftausend Thaler.

Zum Andenken an die Rückkehr der Königin nach Berlin errichteten die Bewohner des Tiergartens auf einer kleinen Insel im Zierteiche dieses Parks das einfache von Schadow entworfene Denkmal — eine Vase auf einem Fußgestell mit kurzer Inschrift. Die königliche Familie bezeugt jetzt noch durch Schmückung desselben mit Blumen am zehnten März, wie sehr sie dieses der Königin Luise vom Volke dargebrachte Zeichen von Zuneigung zu schätzen weiß. Ein besonderes Gewächshaus ist dazu bestimmt, an diesem Jahrestage dem Bedürfnis nach Blumen zu genügen. Die Vase wird mit ausgesuchten exotischen Pflanzen angefüllt, und das Inselchen in ein wahres Blumenbeet verwandelt. Ebenso erblicken die Beschauer der „Luiseninsel“ im jenseitigen Haine das schöne, weiße Marmorstandbild Friedrich Wilhelms III., das im Jahre 1849 die „dankbaren Einwohner Berlins“ errichteten. Auch dieses umgiebt ein Garten, der im Frühling im bunten Schmucke duftender Blumen steht und daher zu dieser Jahreszeit gern als Spaziergang gewählt wird. Aber kehren wir zum Jahre 1810 zurück.

Der Gründungstag des Königreichs Preußen konnte in diesem Jahre am 18. Januar wieder gefeiert werden. Der König erweiterte bei dieser Gelegenheit die Satzungen des Verdienstordens dahin, daß er jede Klasse seiner Unterthanen umfassen konnte; das Ordensfest gestaltete sich deshalb zu einem nie dagewesenen, nationalen Freudentage. Erman, der ehrwürdige Geistliche, der die Königin kühn gegen Napoleons ungerechte Anklage verteidigt hatte, und Iffland, der Schauspieler, befanden sich unter denen, welche Ordensauszeichnungen erhielten.

Mitten in der Festlichkeit erinnerte sich der König der immer noch bestehenden Notwendigkeit der Sparsamkeit. Nach Bestreitung der Staatsausgaben hatte er für seinen Haushalt nur 24000 Thaler jährlich verausgabt. Unter diesen Umständen kann es nicht auffallen, daß bei der königlichen Tafel gewöhnlich nur vier, und abends nur zwei Gerichte aufgetragen wurden. Das ganze Land war verarmt; bares Geld gab es gar nicht. Selbst bei den besseren Volksklassen bildeten Eichenrinde, Rüben und Bohnen, alles zusammen gebrannt, das gewöhnliche Ersatzmittel für Kaffee, und Zucker war nur zu hohen Preisen zu haben. Als ein Bedienter den König fragte, ob für Seiner Majestät Tafel ein gewisses Quantum Champagner bestellt werden solle, erwiderte er: „Noch nicht. Ich möchte lieber warten, bis alle meine Unterthanen wieder Bier trinken können.“

Vielleicht hätte sich der Königin Gemüt, dem es ja an natürlicher Schwungkraft nicht fehlte, wieder vollständiger erholen können, wäre sie damals nicht von tiefer Teilnahme für die Helden von Tirol erfüllt gewesen. Dies beweist folgender Brief Luisens vom September 1809: „Haben Sie schon gehört, der König hat befohlen, daß in den Kirchen Gedächtnißtafeln der um das Vaterland verdienten Krieger aufgestellt werden, zur Ehre der Todten, zur Auszeichnung der Ueberlebenden und zur Nacheiferung der Andern. Das ist ein Funken mehr, aus dem vielleicht doch noch die Flamme Gottes schlagen kann, welche die Geißel der Völker verzehrt. Hat es denn nicht, wie in Spanien, auch in Tyrol schon gezündet? „Auf den Bergen ist die Freiheit!" Klingt diese Stelle, die ich jetzt erst verstehe, nicht wie eine Prophezeihung, wenn Sie auf das Hochgebirge blicken, das sich auf den Ruf seines Hofer erhoben hat? Welch' ein Mann, dieser Andreas Hofer! Ein Bauer wird ein Feldherr und was für einer! Seine Waffe — Gebet; sein Bundesgenosse — Gott! Er kämpft mit gefalteten Händen, kämpft mit gebeugten Knieen und schlägt wie mit dem Flammenschwerte des Cherubs!"

„Und dieses treue Schweizer-Volk, das meine Seele schon aus Pestalozzi angeheimelt hat. Ein Kind an Gemüth, kämpft es wie die Titanen mit Felsstücken, die es von seinen Bergen niederrollt. Ganz wie in Spanien! Gott, wenn die Zeit der Jungfrau wiederkäme, und wenn der Feind, der böse Feind doch endlich überwunden würde, überwunden durch die nämliche Gewalt, durch die einst die Franken, das Mädchen von Orleans an der Spitze, ihren Erbfeind aus dem Lande schlugen! — Ach, auch in meinem Schiller hab' ich wieder und wieder gelesen! Warum ließ er sich nicht nach Berlin bewegen? Warum mußte er sterben? Ob der Dichter des Tell auch verblendet worden, wie der Geschichtschreiber der Eidgenossen? Nein! Nein! Lesen Sie nur die Stelle: „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles setzt an ihre Ehre!" Kann diese Stelle trügen? Und ich kann noch fragen, warum er sterben mußte? Wen Gott lieb hat in dieser Zeit, den nimmt er zu sich!"

Königin Luisens Hoffnungen für die Tiroler wurden enttäuscht. Nach der Schlacht bei Wagram, als Frankreich und Österreich Frieden geschlossen, hatten die Tiroler auf die dringenden Bitten des Erzherzogs Johann eingewilligt, die Waffen niederzulegen. Bald darauf erhob Hofer, über die Stärke der unter seinen Befehlen stehenden Schar getäuscht, abermals sein Banner; indessen war der Mut seiner Landsleute

gebrochen, die Mannschaft wurde zerstreut, und er vermochte sie nicht wieder zu sammeln. Das Wagnis in der Verzweiflung aufgebend, verbarg er sich im Gebirge. Nur seine Frau und einige vertraute Freunde wußten um seinen Schlupfwinkel, und er wäre geborgen gewesen, geschützt von Felsen und Schnee, wäre er nicht der Verräterei eines Landsmannes, auf den er vertraut hatte, zum Opfer gefallen. Dieser Elende verriet Hofer; letzterer wurde am 30. Januar gefangen genommen, in Ketten nach Bozen und von dort nach Mantua abgeführt, wo er am Morgen des 20. Februar erschossen ward. Die Unthat war nur die Vollstreckung eines willkürlichen Befehls, nicht eine Handlung gesetzmäßiger Gerechtigkeit, denn das zum Verhöre Hofers versammelte, militärische Gericht hatte ihn nicht zum Tode verurteilt.

Bald nach des Königs Rückkehr nach Berlin wurde Hardenberg zurückberufen. Er eröffnete seine Amtsthätigkeit im Februar 1810, und bald darauf sah sich durch seine einschneidenden Maßregeln sowohl der Adel als der Bürgerstand genötigt, gewisse bis dahin genossene und mit ausschließlicher Zähigkeit von ihnen festgehaltene Vorrechte aufzugeben. Die Steuerfreiheit der Adligen, ein Überbleibsel mittelalterlichen Brauches, wurde vollständig abgeschafft; auch das alte Innungs- und Gildenwesen wurde hinweggeräumt und jedem volle Gewerbefreiheit gewährt. Infolge dieser Neuerung genossen die Juden bedeutenden Vorteil, welche viele Gewerbszweige gänzlich an sich zogen, sodaß die Bürger noch mehr Ursache zur Klage hatten, als die Adeligen. Es wurde auch eine Menge Kirchengut zur Tilgung der Staatsschuld eingezogen. Diese großen und schnellen Veränderungen riefen ziemliche Unzufriedenheit hervor, thaten aber der treugesinnten Stimmung im Volke keinen Eintrag.

Bischof Eylert empfand bei der Bewillkommnung der heimgekehrten königlichen Familie besondere Freude, und auch der König und die Königin freuten sich nicht weniger, ihn zu sehen. Der Frühling war mild und daher der Gesundheit ihrer Majestät günstig; auch schienen die durch übermäßige Spannung geschwächten Saiten ihres Gemüts wieder neue Kraft und neuen Ton zu gewinnen; sie schien wieder frisch und jung zu werden, als sie mit ihren Kindern Sanssouci, die Pfaueninsel und Paretz von neuem besuchte. Bei dieser Gelegenheit begrüßte sie die stillen Schauplätze ihres ersten, ehelichen Glückes mit freudigen Erinnerungen.

Der letzte Besuch der Königin in Paretz fand am 20. Mai

1810 statt. Die Wiesen waren wieder grün, die Bäume blüheten, die Schwalben durchschwirrten die Luft, die Nachtigallen schlugen, die Störche spazierten gravitätisch auf und nieder, ein warmer erquickender Hauch wehte sanft durch neubelebte Felder, Fluren und Gärten. Die Königin begrüßte wieder an der Seite ihres geliebten Gemahls alle die trauten Stätten, wo sie so oft glücklich gewesen war, und vergaß das Unglück, daß sie inzwischen betroffen. Der einsame, angenehme Ort war derselbe geblieben. Beide gingen Arm in Arm auf und ab und genossen die Freude, welche dem reinen Herzen nicht genommen werden kann. Am längsten ruheten und verweilten sie an dem Orte, den die Königin besonders liebte, da, wo man im Parke eine offene, freie Aussicht auf die im malerischen Farbenspiel daliegenden üppigen Wiesen und die fernen Kirchdörfer hat, deren Glockentöne feierlich herüber schallen. Hie und da sieht man im hellen Lichte den Havelstrom durchschimmern; auf demselben schwimmen still und ruhig Schiffe mit vollen Segeln und hohen Masten.

In der umschatteten, helldunkeln, an dieser Stelle gelegenen Grotte hatte die Königin oft und gern geweilt; hier hatte sie oft gesessen und an den frohen Spielen ihrer Kinder Freude gehabt. In stiller, froher Einsamkeit hatte sie hier manches unterhaltende Buch gelesen; hier war sie in seliger Lust mit dem Könige auf- und abgegangen. Hier war es auch, wo sie zum letztenmal in der sanften Stimmung der Wehmut einen schönen Frühlingsabend genoß. Sie konnte sich nicht von diesem lieben Orte trennen, und als beim Untergange der Sonne der König daran erinnerte, daß es Zeit zum Aufbruche sei, bat sie, um den Aufenthalt zu verlängern, daß sie nicht erst zu dem entfernt liegenden Schlosse zurückgehen, sondern die Wagen auf der nahen Landstraße heranfahren lassen möchten. Ehe dies bestellt und geschehen, verging noch einige Zeit, in der die Königin an dem prächtigen Schauspiele der untergehenden Sonne ihre stille Erbauung hatte. Sie stand auf und ging am Arme des Königs langsam und sinnend den Steig zum Fahrwege hinab durch die Pforte zu dem vorgefahrenen Wagen. Es war das letzte Mal, daß sie in dem ihr so liebgewordenen Paretz verweilte.

Der König hatte für Dinge dieser Art ein die feinsten und leisesten Schattierungen treu bewahrendes Gedächtnis, besonders da, wo es seinen Sitz im Herzen hat. So blieb auch dieser letzte Besuch an dem ihm und der Vollendeten so werten Orte seinem Herzen tief eingegraben. Den Weg, den sie mit ihm zum letzten Male gegangen,

ließ er mit Rasen und Blumen einfassen; ebenso die Pforte, durch welche sie gegangen; sie hat sich niemandem wieder geöffnet. Ein L befindet sich in ihrer Wölbung, und unter derselben steht der Tag ihres letzten Abschieds geschrieben. An der Grotte, zu der sie sich so oft hingezogen fühlte, ließ er in einer eisernen Tafel mit goldenen Buchstaben die Worte anbringen: „Gedenke der Abgeschiedenen". Er liebte Paretz nun noch mehr und war öfter da, und so oft er sich hier aufhielt, ging er einsam diesen Weg; dann setzte er sich nieder, da, wo sie gesessen, und sah still vor sich hin. Er sprach nicht gern über die heilige Stätte, und war und blieb mehr noch wie sonst in sich gekehrt und verschlossen. Was er aber gedacht und gefühlt, das spiegelte sich gemütvoll ab in seinen Handlungen.

Nach dem Tode seiner Gemahlin begleiteten den König nur noch seine Kinder nach Paretz. Die auf einem Hügel gelegene Dorfkirche war ihm lieb; den Altar derselben ließ er mit einem kostbaren, hellblauen Tuche bekleiden, das der Verewigten gehört hatte. Da, wo er mit seinen Kindern und dem kleinen Gefolge während des Gottesdienstes andächtig und in sich gekehrt saß, ließ er ein großes Reliefbild aus Thon aufstellen, das „die Verklärung der hochseligen Königin" vorstellte und von Schadow verfertigt war; daneben hängt ein Immortellenkranz mit dem Namen Luise. Absichtlich umgab er sich da, wo er solche Betrachtungen pflegen konnte, mit Gegenständen, die jene immer wieder auffrischten und belebten und diese Erinnerungen waren so rein geistig und religiös, daß sie alles Irdischherbe verloren.

Als der Bischof Eylert die Königin das erste Mal nach der Trennung wiedersah, versicherte sie ihm, daß sie seine letzten Predigten mit Erbauung gelesen habe; vorzüglich habe ihr die Predigt: „Warum weinte Jesus über Jerusalem? Haben wir Ursache über unsere Stadt zu weinen?" wohlgefallen. Diese, wie mehrere andere Reden, habe sie mit ihren Kindern gelesen, und sie sagte mehrere Stellen aus dem Briefe mit Nachdruck und bedeutungsvoller Betonung her, die sie vorzüglich angesprochen hatten. Über das Unglück der Zeit redete sie wie eine fromme Christin, im Glauben an eine göttliche Weltregierung, die heimsuche, um heimzuführen. Auch über verschuldete und unverschuldete Leiden sprach sie sehr schön, und wie beide, gut benutzt, Heil brächten. Dabei lag ihr alles gezierte Wesen fern; sie sprach nicht nach, was sie von anderen gehört hatte, Selbstgedachtes und Selbstempfundenes floß aus ihrem Innern, und dies gab ihren Worten, Bewegungen und Mienen, den Eindruck der ungekünstelten Wahrheit.

In dieser gedankenreichen und eigentümlichen Weise sprach sie mit dem Bischofe über alle Predigten. Das milde, erquickende Licht der Hoffnung ging wieder in ihr auf und zerstreute die düsteren Wolken der Schwermut. Man sah sie zu dieser Zeit, besonders wenn sie, erquickt von der neu belebten Natur, zum hellen, blauen Himmel aufblickte, zuweilen ungemein fröhlich. Niemand merkte dies früher und lieber, als der auf die Gemütsstimmung seiner Gemahlin stets aufmerksame König. Er scherzte mit ihr, und man konnte nichts Zarteres, Gefälligeres hören, als die Witzworte von beiden. Er war gutmütig, bieder und zuvorkommend; sie liebevoll, heiter, gewandt und anmutig. Bei einer dieser Gelegenheiten bemerkte der König mit hoher Freude: „Heute ist die Königin wieder recht vergnügt gewesen, wie sie sonst war. Werde es dankbar anerkennen, wenn auf ihre Gemütsstimmung, die sich zur Traurigkeit hinneigt, erheiternd gewirkt wird. Es ist nun einmal nicht anders. Es werden wohl wieder bessere Tage kommen.“

Indessen sollte bald eine neue Quelle banger Besorgnis aus der gefährlichen Krankheit der Prinzessin Luise entspringen, und während die Königin die kleine Patientin pflegte, wurde sie selbst von einem Anfalle von Herzkrämpfen heimgesucht. Das qualvolle Leiden hielt nicht lange an, aber, wie es sich herausstellte, war es gleichsam der Anfang vom Ende. Das Kind erholte sich rasch, und der Hof siedelte dann nach Potsdam über. Ehe die Königin Berlin verließ, empfing sie das heilige Abendmahl von ihrem Kaplan, dem Propste Ribbeck, in der Nikolauskirche. Viele Verwandte der Königin und andere, die sie herzlich liebten, erinnerten sich später des Abendmahles jenes Ostertags als eines Abschiedsliebesmahls, denn es war das letzte Mal, daß sie es mit der Königin Luise genossen. Für den Augenblick war in niemandem eine düstere Ahnung erwacht, da die Königin den früheren, gewöhnlichen Gesundheitszustand wieder erlangt hatte. Der Umzug nach Potsdam schien eine sehr wohlthuende Wirkung auszuüben; ihre Majestät kräftigte sich entschieden und das liebliche Gesicht nahm wieder einen heiteren Ausdruck an, der jedermann mit Hoffnung erfüllte.

Während dieses Frühjahrs 1810 lag die Erziehung ihrer Söhne der Königin Luise sehr am Herzen. Sie hegte Vertrauen zu Bischof Eylerts Urteil und war sehr dankbar dafür, den Vorteil täglichen Verkehrs mit dem Geistlichen wieder genießen zu können. Der Bischof selbst erzählt darüber folgendes: „Einst fragte mich die Königin unverhofft in Gegenwart des Grafen von Brühl: ‚Was und wie

denken Sie über die Erziehung des Kronprinzen?' Ich wagte es nicht, diese wichtige Frage so zu beantworten, daß man damit zufrieden sein könnte; ich hatte darüber aber oft bei meinen Gängen im ernsten Sanssouci nachgedacht. Nach erhaltener Erlaubnis fuhr ich fort:

‚Ein Hauptfehler schiene mir darin zu liegen, daß man bei der Erziehung des Kronprinzen mehr den künftigen König im Auge gehabt, als den Menschen. Und doch müsse auf diesen jener begründet werden, wenn etwas Rechtes und Ganzes daraus werden solle. Niemand leugne, daß der König, wie der Erste im ganzen Lande, so auch der Beste sein müsse. Der Beste könne er aber nur dann sein, wenn er zugleich der Edelste und Tugendhafteste sei. König sei er durch seine Geburt; aber gut werde er nur durch Mühe und Kampf. Tugend und Tapferkeit wären gleichbedeutende Begriffe. Zur Selbstbeherrschung, woraus die wahre Herrschaft über Andere hervorgehe, gelange man nur durch Mühe und Achten auf sich selbst. Anlagen, Fähigkeiten und Talente wären ein Geschenk der Natur, die der Mensch, des Königs Sohn nicht anders, als der Niedrigste im Volke, mit auf die Welt bringe; Alles käme darauf an, die angeborenen Anlagen zu entwickeln, und dieß sei das Werk der Erziehung. Selbst die allerbeste könne nicht geben, was die Natur versagt hätte; was da zu wecken wäre, sei ihr Werk und Geschäft.'

‚Der künftige Regent würde aber durch Nichts mehr eingeschläfert, als durch früh beigebrachte Ideen von seiner künftigen Macht, Herrschaft und Herrlichkeit. Die Vorzüge seiner Geburt lerne er früher kennen und üben, als die Pflichten, die er als Mensch zu lernen und zu erfüllen habe. Man isolire den künftigen Regenten, und doch solle er für Alle leben; dieß könne und werde er aber nicht ohne Humanität. Er müsse Mensch sein, um menschlich fühlen zu können. Nichts sei daher verkehrter und der wahren Ausbildung und der künftigen Bestimmung mehr zuwider, als das Verharren und Bleiben in der nächsten, angeborenen Sphäre. Hier sei Alles dienstfertig, unterthänig und bereit, den Willen zu thun; dieser aber müsse gebrochen werden. Niemand könne gut befehlen, der nicht zuvor zu gehorchen gelernt habe. Dieß lerne aber der Kronprinz in seiner nächsten Umgebung nicht, vielmehr sei er überall, auch schon als Kind, der Erste nach dem Könige, hiermit trete Ueberschätzung ein, die bald Hochmuth und Egoismus werde.'

‚Dieß zu verhüten, würde ich vorschlagen, an die Directoren der Gymnasien zu schreiben, um vier der talentvollsten und reichbegabtesten

Knaben, ohne Unterschied der Geburt und des Herkommens, in Vorschlag zu bringen, und diese mit dem Kronprinzen und den übrigen Königlichen Kindern erziehen zu lassen, um früh schon zu lernen und zu begreifen, daß nicht Stand, Rang und Geburt, sondern nur Einsicht und gute Gesinnung dem Menschen den wahren Werth gebe. Diesen, den inneren, wahren, unabhängigen Werth müßte aber der König vor allen Anderen haben.'

„Die Königin lächelte, indem ich dieß sagte; ich kam dadurch aus dem Fluß der Rede, hielt inne und bemerkte: ich habe nach meiner Ueberzeugung gesprochen; wenn dieß ungeschickt und taktwidrig geschehen sei, so möge Sie das entschuldigen. ‚Nein,' antwortete huldvoll die Königin, ‚ganz und gar nicht. Wenngleich, was Sie sagen, von dem Herkommlichen abweicht, so habe ich doch mit Vergnügen zugehört. O! ich bitte Sie, fahren Sie fort.' Ich bin fertig, antwortete ich, und wollte nur noch bemerken, daß das große, stille Neue Palais in Sanssouci vorzüglich dazu geeignet sei, eine solche Königliche Erziehungsanstalt dort anzulegen."

„Nach dieser interessanten Unterredung, die oft durch die geistreichen Bemerkungen der Königin gewürzt und gehoben wurde, erzählte sie, wie der König und sie oft die Königsberger Schule, wo nach der Pestalozzi'schen Methode von Zeller unterrichtet werde, besucht hätten. Sie wäre überzeugt, daß auf diesem Wege ein selbstdenkendes und kräftiges Geschlecht erzogen würde; darum interessire Sie sich sehr für diese wichtige Sache. Sie sehe es gern, wenn diese Lehrart in allen Preußischen Schulen eingeführt würde, weßhalb Sie mich ersuche, nach Königsberg zu reisen; Sie wolle deßhalb mit dem Könige sprechen." Statt meiner schlug ich den würdigen, damals bei der Geistlichen= und Schulabtheilung der Königlichen Regierung zu Potsdam mit Einsicht, Treue und Erfolg thätigen Ober=Consistorialrath Dr. Natorp vor, der mehr Kenntnisse im Pädagogischen und mehr Sinn für diese Angelegenheit besitze."

Denselben Grundsätzen der Erziehung und des Unterrichts, wie seine Gemahlin, huldigte auch der König. Der trefflichste Beweis davon ist die im Jahre 1810 erfolgte Stiftung der Berliner Universität, dieses Mittelpunktes geistiger Thätigkeit, von dem die zur Wiedergeburt führende Lebenskraft ausging. Denn an diesem unter Hardenbergs Ministerium auf freisinnigen Grundsätzen errichteten Sitze der Gelehrsamkeit erhob sich zuerst die Begeisterung für das erneute Deutschland, welche sich mit dem kriegerischen Feuereifer verband,

der bald die Reihen der von Scharnhorst und Gneisenau in bewundernswerter Weise errichteten Freiwilligenkorps erfüllte.

So begann der König das schwere Werk der Reorganisation, obwohl Zeit und Mittel nicht die rechten zu sein schienen. Alles lag in Bruchstücken chaotisch durcheinander, und der übermütige Gegner drückte das Land fortwährend durch unerschwingliche Kontributionen, die er mit unerbittlicher Härte forderte. Die Gründung der Universität fand darum vielen Widerstand, den die Gegner laut aussprachen. Aber der König ließ sich dadurch nicht beirren. Wie er kurz vorher, fest in seinen Grundsätzen, mit Unwillen die vorgeschlagene Erklärung des Staatsbankerotts zurückgewiesen hatte, so blieb er auch, unterstützt von einem guten Gewissen und lebendigen Vertrauen auf Gott, ruhig in seiner Hoffnung auf die Zukunft. Er wußte, daß alles Heil vom Geiste und seiner Bildung ausgehe, und daß die geistige Welt über die körperliche am Ende den Sieg davon tragen würde.

Die königlichen Majestäten interessierten sich auch fernerhin für die nun in der Errichtung begriffene Universität. So stiftete der König einen der schönen am Ende der Linden gelegenen Paläste, in dem früher Prinz Heinrich, Bruder Friedrichs des Großen, gewohnt hatte, für die Zwecke der Hochschule. Derselbe enthält nun Hörsäle und mehrere Sammlungen. Die Hochschule umfaßt vier Abteilungen, die theologische, juristische, medizinische und philosophische. Luise war von den Aufgaben des geistigen Lebens, dessen Mittelpunkt diese Universität werden sollte, ganz erfüllt. Oft sprach sie in hoffnungsvollster Weise von deren Zukunft, aber die feierliche Eröffnung der Anstalt erlebte sie selbst nicht mehr.

Schon seit langer Zeit hatte die Königin den sehnlichen Wunsch gehegt, ihren Vater in seiner Hauptstadt zu besuchen. Im Sommer 1806 hatte sie der Ausbruch des Krieges daran verhindert; nun hegte man die Hoffnung, die Veränderung könnte ihre Gesundheit kräftigen und traf demgemäß die erforderlichen Vorkehrungen. Beim Abschiede von Bischof Eylert sprach sie über die von ihm seit Ostern gehaltenen Predigten, gab dem großen Interesse, mit dem sie dieselben angehört hatte, Ausdruck und fügte hinzu, er werde sie hoffentlich drucken lassen, damit sie dieselben nach ihrer Rückkehr von Strelitz lesen könnte. Am 25. Juni morgens trat ihre Majestät von Charlottenburg aus die Reise an; der König begleitete sie nicht sofort, wollte aber in ein paar Tagen nachfolgen. Wiederum sah Luise das Oranienburger Schloß, welches sie als Geburtstagsgeschenk

vom letzten Könige erhalten hatte, ein Heim, an das sich für sie so manche angenehme Erinnerung knüpfte.

Von dort aus reiste sie nach Fürstenburg, der ersten Stadt auf herzoglich-mecklenburgischem Gebiete, weiter, wo ihr Vater, ihre Schwester Friederike und ihre beiden Brüder, Luisens Ankunft erwarteten. Das Wiedersehen war ein sehr zärtliches und glückliches, dabei aber auch für die Königin bei ihrem schwachen Gesundheitszustande aufregend. Die Königin war von der inneren Erregung ganz überwältigt und nachher hieß es, daß sie ein Vorgefühl nahenden Unheils zu haben schien; wahrscheinlich aber wäre nie jemand auf den Gedanken gekommen, wenn nicht die folgenden Ereignisse ihn hervorgerufen hätten.

Königin Luise wurde von den Unterthanen ihres Vaters, welche ihr in Scharen entgegenzogen, aufs Wärmste begrüßt und mit lauten Zurufen empfangen. Nach zweistündiger Fahrt im offenen Wagen gelangte sie an den Eingang des herzoglichen Palastes, wo ihre betagte Großmutter, die sie seit Jahren nicht mehr gesehen hatte, sie zärtlich umarmte.

Da die Königin ihre Zeit ruhig im Kreise ihrer Familie zubringen wollte, so wurde zu öffentlichem Empfange nur ein Tag festgesetzt. Am 27. fand ein Gesellschaftsabend statt, bei welchem jedermann, der die Ehre hatte, der Königin vorgestellt zu werden, von ihrer einnehmenden Erscheinung und ihrem anmutigen Benehmen entzückt war. An diesem Abende zeigte sie einigen Damen des Königs Miniaturbild und sagte, es sei treffend ähnlich und ihr kostbarster Schatz.

Am folgenden Tage, bei der Ankunft des Königs, war eine Menge Menschen zusammengeströmt, um ihn zu sehen; die Königin bemerkte es und schien Gefallen daran zu finden. Sie machte den König auf die hübsche Umgebung des Schlosses aufmerksam und führte ihn auf den Balkon, damit er die Aussicht auf den Park genieße. Mit dem Ausdrucke strahlender Freude auf dem Angesichte trat ihre Majestät hinaus und schien dem Volke ihren Gemahl als ihre Freude und ihren Stolz zeigen zu wollen. Sie war augenscheinlich hocherfreut darüber, ihn als Gast ihres Vaters zu sehen und sich selbst zum erstenmale mit allen ihren Verwandten in Mecklenburg zusammenzufinden.

Später am Tage saß die Königin allein mit ihrem Bruder Georg in des Herzogs Privatgemache, da die übrige Gesellschaft eben die Schloßkapelle besichtigte. In ihrer Freude über die Ankunft des Gemahls setzte sich Luise an den Schreibtisch ihres Vaters, nahm eine Feder und schrieb die Worte nieder:

„Mon cher Père!

Je suis bien heureuse aujourd'hui, comme votre fille, et comme l'épouse du meilleur des époux!

Neu-Strelitz, ce 28 juin 1810. Louise.“

(Mein lieber Vater! — Ich bin heute überglücklich — als Ihre Tochter und als die Gemahlin des besten der Männer.

Neu-Strelitz, den 28. Juni 1810. Luise.)

Das waren die letzten Worte, die sie schrieb, und das Blatt Papier, das diese Zeilen trägt, wird als kostbares Familienandenken aufbewahrt. Noch an demselben Abende fühlte sich die Königin unwohl, begab sich aber mit der Familie und dem Hofe nach dem Landschlosse Hohenzieritz. Man hatte sich entschlossen, dahin überzusiedeln, da der König das Land vorzog, und der Aufenthalt in zurückgezogener Ruhe auch der Königin zuträglicher erschien. Ihre Majestät schien an fieberhafter Erkältung zu leiden, erholte sich aber hiervon so weit, daß der König, dessen Anwesenheit in Berlin erforderlich war, sie in der Absicht, nach einigen Tagen zurückzukehren, verließ. Der Zustand der Königin besserte sich in solchem Maße, daß die Besorgnisse sich bedeutend verminderten. Als ihre Majestät am Morgen des 16. Juli erwachte, schien sie sich in besserer Stimmung zu befinden, nahm, wie die übrige Welt, lebhaften Anteil am Schicksal Louis Napoleons und bat um eine Zeitung. Während sie einen vollständigen Bericht von der Abdankung des Königs von Holland anhörte, wurde sie von Krämpfen befallen, die sich sehr heftig gestalteten und fünf Stunden dauerten, obwohl jedes mögliche Mittel, um Erleichterung zu schaffen, versucht wurde. Diese ganze Zeit fortwährender Angst und Qual hindurch konnte sie nur in schwachem Tone die Worte hervorbringen: „Luft — Luft!“ Als endlich dieser Anfall überwunden war, befand sie sich im Zustande äußerster Erschöpfung. „Ich glaubte, mein Ende sei nahe“, waren ihre ersten Worte. Diejenigen, denen die Pflege der Königin oblag, fühlten wohl, daß ihr Leben in Gefahr schweben müsse, und die Ärzte entdeckten alsdann das Vorhandensein einer organischen Herzkrankheit. Hiervon wurde der Herzog benachrichtigt und der König sofort herbeigerufen.

Inmitten der qualvollsten Schmerzen verlor die Königin nie die Geduld, und mit kindlicher Frömmigkeit dankte sie Gott für jede zeitweilige Linderung ihres Leidens. In den schmerzfreien Augenblicken war sie höchst ruhig, lag, einem Engel gleich, da und wiederholte für sich einige Worte aus einem einfachen Liede, das sie in ihrer

Kindheit gelernt hatte. Das Einzige, was sie zu beunruhigen schien, war die Befürchtung, ihre Großmutter möchte sich bei ihrer Pflege übermäßig anstrengen. Die durch den Schmerz und die Schwäche verursachte außerordentliche Ermüdung war, wie sie sagte, unbeschreiblich; und einmal, als sie die Stellung, in welcher sie dalag, vergebens zu ändern versuchte, äußerte sie: „Ich bin eine Königin, habe aber nicht die Macht, meine Arme zu bewegen". Sie sehnte sich, den König zu sehen und war glücklich zu hören, daß er früher komme als sie erwartet hatte.

Am frühen Morgen des 19. Juli 1810 wiederholten sich die tödlichen Anfälle, denen sie leider wenige Stunden darauf, um 9 Uhr früh, ihr kostbares Leben zum Opfer bringen mußte. Fieber und Durst quälten sie beständig; ihre Schwester fragte sie, ob sie Schmerzen empfinde. „Ach nein", war die Antwort, „ich bin nur sehr, sehr müde, und wenn die Krämpfe kommen, so ist mir, als sollte ich den Atem ganz verlieren." Gegen zwei Uhr stiegen Todesgedanken in ihr auf. „Ach, was werden mein Gemahl und meine Kinder thun, wenn ich sterben sollte?" rief sie aus. Um drei Uhr wurde der Herzog, ihr Vater, herbeigerufen. Als er vernahm, daß die Königin in unmittelbarer Gefahr schwebte, rief er schmerzlich bewegt aus: „Herr, Deine Wege sind nicht unsere Wege!" Etwa eine Stunde später langte der König mit seinen beiden, ältesten Söhnen an. Unverzüglich nahm er Rücksprache mit den Ärzten, welche ihm leider keine Hoffnung mehr machen konnten. Prinzessin Georg, welche bemerkte, wie furchtbar dieser Schlag ihn erschütterte, tröstete ihn mit den Worten, daß, solange das Leben erhalten bliebe, auch Hoffnung vorhanden sei. „Oh", sagte Friedrich Wilhelm in tieftraurigem Tone: „Wenn sie nicht mein wäre, so könnte sie wohl wieder genesen, aber da sie meine Frau ist, stirbt sie gewiß." Der Arzt kündigte seiner Patientin die Ankunft ihres Gemahls an. Ein Freudenstrahl erleuchtete das sterbende Antlitz, — die letzte Freude, die Luise auf Erden empfand. Der König trat in ihr Gemach, und suchte seine Gefühle zu beherrschen, aber seine Erregung bemerkend sagte die Königin: „Bin ich denn so sehr krank?" Er verließ das Gemach auf einen Augenblick, worauf sie äußerte: „Der König scheint, als wollte er Abschied von mir nehmen; sagen Sie ihm, er solle das nicht thun, ich stürbe ja gleich."

Luise sprach von ihren Kindern und die Prinzen wurden gerufen; der König brachte sie herein. „Mein Fritz, mein Wilhelm," sagte die sterbende Mutter, indem sie mit liebevollen Augen auf sie hinblickte.

Sie versuchte mit ihnen zu sprechen; aber die Anstrengung war zu groß und die Krämpfe kehrten wieder. Die Prinzen wurden hinausgeführt, doch der König verblieb im Gemache. Die Ärzte Heim, Hieronymi und Görke versuchten jedes Heilmittel, aber die Krämpfe nahmen an Heftigkeit zu. Einer der Ärzte riet der Königin, die Arme auszustrecken und höher zu legen. „Ich kann nicht", war die Antwort. Er unterstützte sie im Versuche, sich zu bewegen, aber sie sank wieder nieder mit den Worten: „Nichts als der Tod kann mir helfen."

Der König saß an ihrem Bette; er hatte der Königin rechte Hand erfaßt, ihre Schwester Friederike hielt die linke. Frau von Berg stützte sie und die Ärzte umstanden das Bett. Während sie in atemloser Stille über ihr wachten, legte Luise sanft das Haupt zurück und lehnte es an die Schulter ihrer treuen Dienerin — sie schloß die Augen und sagte deutlich nach einigen Augenblicken: „Herr Jesu, Jesu, mach' es kurz!" Fünf Minuten später, nach einem langen Atemzuge und einem letzten, tiefen Seufzer, war sie von ihren Leiden erlöst — das sterbliche Leben erloschen und der Geist war frei.

Überwältigt vom Schmerze war der König niedergesunken. Er raffte sich auf und drückte seiner Luise die Augen zu, die nun im Tode gebrochen waren; aber alle erinnerten sich, daß der letzte Blick jener sanfte, klare, ihr so besonders eigene Blick gewesen war, der aus dem tiefsten Grunde ihrer Seele zu kommen schien. Der König schaute mit einem Blicke so tiefen Seelenschmerzes auf sie hin, daß er die Herzen aller, welche Zeugen davon waren, erbeben machte; dann verließ er das Gemach, kehrte aber mit seinen Söhnen bald wieder zurück. Das Angesicht der Verstorbenen war im Tode noch schöner, insbesondere die Stirn: und der ruhige Ausdruck um den Mund deutete an, daß jeder Kampf auf immer vorbei war. Etwa eine halbe Stunde nach dem Hinscheiden der Königin langten Prinzessin Charlotte und Prinz Karl an, in der Hoffnung, ihre Mutter noch am Leben zu finden. Im tiefsten Schmerze knieten sie an der Seite der Verschiedenen nieder und suchten Kraft, diesen ihren ersten Kummer zu tragen. Ihre jungen Herzen wandten sich zum Vater hin, sie fühlten, daß sie nur in ihren Bemühungen, ihn zu trösten, selbst auch Trost finden konnten.

Die sanfte Ergebung der Prinzessin Georg war ein Vorbild für alle; sie hatte ihre geliebte Enkelin nicht zu überleben erwartet. Im ersten Stadium ihrer Krankheit hatte die Königin, wenn sie frei von Schmerzen war, sich im Gespräche mit der Großmutter über ihre glückliche Kindheit aufgeheitert, wobei sie sich auch unbedeutender Vorfälle

erinnerte und die Freude, die aus einfachen Vergnügungen entspringt, wieder auffrischte.

Am Nachmittage des folgenden Tages verließ der König mit seinen Kindern Hohenzieritz; die Leiche wurde am 25., gerade einen Monat nach dem Tage, an welchem die Königin zu Strelitz mit Flaggen und Blumen und freudigen Zurufen empfangen worden war, nach Charlottenburg überführt.

Am düsteren Fichtenwalde, an der Mecklenburg-Preußischen Grenze, empfing ein preußisches Ehrengeleite die sterbliche Hülle, welche Prinz Karl Friedrich August von Mecklenburg, der Königin Halbbruder, begleitete. Als der Trauerzug sich durch Berlin bewegte, gab das Volk dem tiefsten Schmerze Ausdruck; der Jammer war unaussprechlich; jeder Familie war es zu Mute, als hätte sie eines der eigenen Glieder verloren. Bis zum 30. lag die Leiche auf dem Paradebette; an diesem Tage fand die Begräbnisfeierlichkeit, der alle Glieder der königlichen Familie beiwohnten, im Dome statt; selbst der kleine Prinz Albrecht wurde auf den Armen der Amme herbeigetragen. Der Sarg wurde in der Sakristei beigesetzt, wo er verblieb, während ein Mausoleum zu seiner Aufnahme errichtet wurde.

In der dichten Pflanzung hinter dem Schlosse zu Charlottenburg hatte ein Tempel gestanden, der im griechischen Stile erbaut war. Die Königin hatte den abgelegenen Ort geliebt und, wenn sie dort residierte, gewohnheitsmäßig besucht, um daselbst mit ihrem Gemahl und den Kindern stille Ruhe und Erholung zu genießen. Dem Könige erschienen nun der Tempel und sein Standort als durch das Andenken der Hingeschiedenen geweiht. Er ließ das kleine Gebäude auf die Pfaueninsel versetzen und auf dem Platze, wo es gestanden, einen dem Stile nach ähnlichen, aber in der Ausführung viel ansehnlicheren Tempel aus seltenem und dauerhaftem Material errichten. Acht Stufen führen durch das eiserne Thor hinauf ins Innere des Mausoleums; das Äußere ist aus rotem Granit, vier feingeschliffene dorische Säulen tragen das Gebälk. Das Alpha und Omega (A Ω) auf der Vorderseite des dreieckigen Giebels erinnern an den, der die Geister der Verschiedenen in sicherer Obhut hält:

„Ich bin der Lebendige und war tot; und siehe, ich bin lebendig von Ewigkeit zu Ewigkeit und habe die Schlüssel der Hölle und des Todes.“ Offenb. Joh. I, 18.

An diesen letzten Ruheort wurden die Überreste Königin Luisens am 23. Dezember übergeführt, gerade ein Jahr seit sie nach dem Miß-

geschicke des Krieges nach Berlin zurückgekehrt und 17 Jahre, seit sie als Braut in die preußische Hauptstadt eingezogen war. Das Grabgebäude bildet den Abschluß eines Weges, auf den Sonnenstrahlen und Schatten in bunter Mischung fallen, denn der dunkle Lärchenhain, der die einschließende Allee bildet, vermag, obgleich dicht angepflanzt, das Licht des Tages oder selbst den Mondschein der Nacht nicht auszuschließen. Das einfach erbaute und so abgeschlossene, kleine Gebäude wird auf allen Seiten von Bäumen, — Fichten und Lärchen, Eiben und Cypressen — geschützt und darunter stehen einige, welche jährlich ihr Laub verändern, um von Hoffnung im Tode, von Freude in der Auferstehung zu erzählen. Königin Luisens Denkmal im Innern des Mausoleums, ein Werk von vorzüglicher Schönheit, ist von Rauchs künstlerischer Hand ausgeführt; ihm war es ein Werk der Liebe; er arbeitete mit einem Herzen voll von Dankbarkeit mehr als zwei Jahre daran, denn er war einer der vielen, die Wohlthaten von der Königin genossen hatten. Ihre königliche Freigebigkeit half ihm sein ungewöhnliches Talent ausbilden. Die ruhende Gestalt drückt in wunderbarer Weise alles aus, was rein und lieblich an der Weiblichkeit, edel an königlicher Würde ist und alles, was ein Menschenherz von der Seligkeit derer, die in Jesu schlafen, fassen kann.

Der König schloß sich eine Zeit lang mit seinen Kindern ein und schien nur an sie zu denken, oder wenigstens ihnen jeden Gedanken, der nicht der Dahingegangenen gehörte, zu widmen. Prinzessin Charlotte war seine beständige Gefährtin, und die so für ihre Erziehung verlorenen Stunden wurden durch das, was sie in diesem liebevollen Umgange mit dem von Gram gebeugten Vater gewann, ihr reichlich vergütet. Aber Friedrich Wilhelm rang als gewissenhafter Mann mit sich selbst, bis er alles, was am Kummer Selbstsüchtiges ist, überwunden hatte. Arndt entwirft eine rührende Schilderung von des Königs eigentümlichem Schmerze, von dem ruhigen, einfachen Blick und Geberdenspiel, die bekundeten, daß er seinen Verlust nie vergaß, daß der Gedanke ihm stets gegenwärtig war, seine Gemahlin, seine geliebte Luise, sei ihm durch die Stürme und das Mißgeschick der Zeit entrissen worden — der Kampf mit Napoleon habe sie getötet. In seinem Gram unterschätzte er ihren das Herz aufrichtenden Glauben, vergaß ihre Seelenstärke, und in dieser Empfindung von Dichtern und Schwärmern bestärkt, kämpfte er in der Folge gegen den Kaiser nicht nur in Gedanken an sein Königreich, sondern auch an Luisens Ehre.

Im Jahre 1813, am Geburtstage der seligen Königin, stiftete

der König den Orden des Eisernen Kreuzes und an seinem eigenen im folgenden Jahre den Luisenorden. Bei der Stiftung des letzteren sprach seine Majestät die Worte: „Als die Männer unserer tapferen Heere für das Vaterland bluteten, fanden sie in der verpflegenden Sorgfalt der Frauen Labsal und Linderung. Glaube und Hoffnung gab den Müttern und Töchtern des Landes die Kraft, die Besorgniß um die Ihrigen, die mit dem Feinde kämpften, und den Schmerz um die Verlorenen durch ausdauernde Thätigkeit für die Sache des Vaterlandes zu stillen, und ihre wesentlichen Hülfsleistungen für den großen Zweck wurden nirgends vermißt. Unmöglich ist es, diese Handlungen des stillen Verdienstes bei Allen öffentlich zu ehren, die ihr Leben damit schmückten; aber wir finden es gerecht, denjenigen unter ihnen eine Auszeichnung zu verleihen, deren Verdienst besonders anerkannt ist. Die Auszeichnung soll in einem Ehrenzeichen bestehen, das den bedeutungsvollen Namen Luisen-Orden führt."

„Die Insignien dieses Ordens bildet ein schwarz emaillirtes, goldenes Kreuz mit einem himmelblauen Mittelschilde, das vorn den Buchstaben L mit einem Sternenkranze und hinten die Zahlen 1813 und 1814 zeigt; es wird an dem weißen Bande des eisernen Kreuzes mit einer Schleife an der linken Brust getragen. Frauen und Mädchen können den Orden erhalten, sofern sie dem Vaterlande durch Geburt oder Verheirathung angehören, oder nationalisirt sind. Die Zahl der Ordensdamen ist auf hundert beschränkt. Zu ihrer Auswahl ist ein Capitel ernannt, in welchem die Prinzessin Wilhelm den Vorsitz führt und zu welchem die Gräfin von Arnim, die Generalin von Bogaslawsky, die Ehefrau des Kaufmanns Welper, und die Wittwe des Bildhauers Eben als Mitglieder gehören. Das Capitel hat die Obliegenheit, aus der gesammten Monarchie möglichst vollständige Nachrichten über die verdienstlichen Handlungen des weiblichen Geschlechts einzuziehen und nach vollständiger Prüfung diejenigen hundert auszuwählen, welche entschieden die Würdigsten sind, und diese dem Könige vorzuschlagen."

Vier Jahre, nachdem Königin Luise zur ewigen Ruhe eingegangen, kehrte Friedrich Wilhelm siegreich von den Gefilden Leipzigs heim. Zuerst eilte er nach Berlin, um mit seinem Volke im Dome zusammenzutreffen, seine Stimme im öffentlichen Dankgottesdienste für den Allmächtigen mit der der Nation zu vereinigen. Dann besuchte er insgeheim und allein das Grabmal zu Charlottenburg, streute Blumen und legte einen Lorbeerkranz auf den kalten Marmor. Die Züge,

denen seiner Luise so wunderbar ähnlich, konnten ihm keine Antwort geben. Aber bei seinem festen Glauben mußte ihm der Sinnspruch Luisens, den er an ihrem Grabmale angebracht, Trost verleihen: Wie der Herr es gewollt, also ist es geschehen."

Königin Luisens Gedächtnis wurde nicht nur in der königlichen Familie, sondern auch von der ganzen Nation hoch geehrt und wert und teuer gehalten. Ihr Name wurde ein Losungswort für den Vaterlandsfreund, weil ihr Tod allgemein den Leiden, welche sie so geduldig ertragen, zugeschrieben wurde und ihre tiefe, begeisterte Liebe zum Vaterlande unvergeßlich war.

„Die Königin", sagt Baur, „blieb nach ihrem Tode die Heldin eines Kampfes, der, weit entfernt, sein Ende erreicht zu haben, nur für den ersten günstigen Augenblick Kräfte sammelte. In ihr sah Deutschland sein bestes Selbst verkörpert: Liebe zu Vaterland und Freiheit, Freude am häuslichen und Familienleben, Sinn für die Poesie und fromme Dankbarkeit für alle Gaben Gottes; und in ihrem Schicksale sah die Nation auch das ihrige." Ihre in dem von ihr zuletzt gebrauchten Schreibtische aufgefundenen, schriftlichen Betrachtungen legen von der Wahrheit dieser Bemerkungen Zeugnis ab.

Luisens vielumfassender Verstand und das ihr in vollem Maße verliehene Vermögen der Mitempfindung, das ein hervorragender Bestandteil ihrer Natur war, hatten sie angeregt, an vielen Gegenständen lebhaften Anteil zu nehmen. Mit Ehrerbietung hatte sie den ernsten Predigten der Bischöfe Sack, Eylert, Borowsky und anderer Geistlichen zugehört, hatte die Gesellschaft begabter Leute genossen, die Poesie geliebt, Künstler und Dichter gefördert. Es ist nicht überraschend, daß, als die Nation ihren Verlust betrauerte, zum Lobe der dahingeschiedenen Königin sich viele Stimmen erhoben und viele Leyern gestimmt wurden. Theodor Körners Tribut an das Andenken der deutschherzigen Königin: „Ein guter Engel für die gute Sache" ist eines der schönsten dieser Gedichte:

„Du schläfst so sanft! Die stillen Züge hauchen
Noch Deines Lebens schöne Träume wieder;
Der Schlummer nur senkt seine Flügel nieder,
Und heil'ger Friede schließt die klaren Augen!

So schlumm're fort, bis Deines Volkes Brüder,
Wenn Flammenzeichen von den Bergen rauchen,
Mit Gott versöhnt die rost'gen Schwerter brauchen,
Das Leben opfernd für die höchsten Güter!

Tief führt der Herr durch Nacht uns und Verderben,
So sollen wir im Kampf uns Heil erwerben,
Daß uns're Enkel freie Männer sterben!

Kommt dann der Tag der Freiheit und der Rache,
Dann ruft Dein Volk, dann, deutsche Frau, erwache,
Ein guter Engel für die gute Sache!"

Ebenso poetisch ist Max von Schenkendorfs Verherrlichung:

„Rose, schöne Königsrose,
Hat auch dich der Sturm getroffen?
Gilt kein Beten mehr, kein Hoffen
Bei dem schreckenvollen Loose?

Sink' in Schlummer, aufgefunden
Ist das Ziel, nach dem du schrittest,
Ist der Kranz, um den du littest,
Ruhe labt am Quell der Wunden.

Auf, Gesang, vom Klagethale
Schweb' empor zu lichten Hallen,
Wo die Sieges-Hymnen schallen,
Singe Tröstung dem Gemahle.

Sink' an deiner Völker Herzen,
Du im tiefsten Leid Verlorner,
Du zum Martyrthum Erkorner,
Auszubluten deine Schmerzen.

Herr und König, schau' nach oben,
Wo sie leuchtet gleich den Sternen,
Wo in Himmels weiten Fernen
Alle Heilige sie loben."

Auch folgendes Gedicht möge hier angeführt werden, da es ein treffliches Zeugnis davon ablegt, wie auch im Auslande das Gedächtnis unserer Luise gefeiert wird. Dasselbe lautet:

„Auf das Grabmal der Königin Luise von Preußen

von

Felicia Hemans.

Aus dem Englischen übertragen von John E. Barker.

Wo stumm der Weide Zweige trauern,
Ein Tempel einsam steht;
Beschattend seine Marmormauern,
Sanft die Cypresse weht.
Rings lagert sich des Schweigens Nacht
Und ernst fühlst du des Todes Macht.

Welch' hohen Schatz hält er umschlossen?
Ein marmorn Frauenbild,
Das friedsam ruhet hingegossen
Voll Liebreiz, sanft und mild.
Nicht Tod — wie traumbefangen spricht
Zu uns das süße Angesicht.

Die Hände zum Gebet erhoben
Ruh'n auf dem falt'gen Kleid;
Anmuth mit Majestät verwoben
Erhabenen Reiz verleiht.
Auf dieses Grab — also geschmückt
Der Wandrer süß erschauernd blickt.

Aus Stein ein Adler sitzt zu Füßen
Der holden Fraungestalt.
Ein Sinnbild ist's — aus dem wir schließen
Auf fürstliche Gewalt.
Ein edles Herz hier Ruhe fand
Im Leid so groß, wie hoch im Stand!

Verblich'ne Kränze d'rüber hangen
Ihr Duften ist vorbei.
O Mutterherz in deinem Bangen,
Wie warst du gut und treu;
Die welke Blüte uns erzählt,
Welch' tiefer Schmerz die Kinder quält.

Den Ruhm der angebor'nen Krone
Sah sie erbleicht; befleckt
Das blanke Schild; ihr Volk im Hohne
Vom Feind dahingestreckt!
Dem Sturme trotzend hielt sie Stand,
Bis sie die letzte Rast hier fand.

Sie schlief — doch für ihr Land gekommen
War der Erlösungstag;
Der Freiheit Freudenfeuer glommen
Hell auf von Hag zu Hag.
Ein mächt'ger Geist flog durch das Reich,
Dem Ihrigen an Hoheit gleich.

Wo nur ihr Name klang, erwachte
Zu tapf'rer That ein Held;
Und siegreich taucht, wo man sein dachte,
Ihr Banner aus dem Belt.
Ihr Schmerz, von Thränen reichgenährt,
Er heiligte der Rache Schwert.

Und kreisend flog zur Sonne wieder
Der Königsadler auf;
Das Volk zerriß der Kette Glieder
Im raschen Siegeslauf.
Doch ach, ein Sieg — so bitter schwer,
Für Sie gab's keine Wiederkehr.

Der König wünschte alle Arten Bildnisse der Königin, Büsten und Porträts von jeder Größe und jedem Stile zu besitzen. Schadows Werke sind besonders hervorragend; aber ein paar Worte, die der Bildhauer zu einer Person sprach, welche der Königin Büste bewunderte, sagen mehr, als der Meißel ausdrücken kann. Er sagte: „Ich kann mich Berlins, ehe Königin Luise kam, wohl erinnern; und wenn ich beim Vergleich der Vergangenheit mit der Gegenwart die glücklichen Wandlungen bedenke, welche wir ihr verdanken, so kann ich kaum glauben, daß ich in derselben Welt lebe.“

Ebenso hegte Friedrich Wilhelm III. den Wunsch, das Gedächtnis seiner dahingeschiedenen Gemahlin mit Werken christlicher Liebe, auf welche ihr Name übertragen werden konnte, zu verknüpfen. Der König beriet darüber mit Bischof Eylert; es wurden verschiedene Pläne in Erwägung gezogen und schließlich zwei Stiftungen beschlossen: das „Luisendenkmal“ und die „Luisenstiftung“. Das „Denkmal“ wurde zum bleibenden Andenken an das eheliche Glück der Majestäten gestiftet; es wurde ein Kapital ausgesetzt, dessen jährlicher Zinsenertrag von 300 Thalern unter drei Brautpaare verteilt wurde. Diese königliche Gabe wurde jedes Jahr am 19. Juli um 9 Uhr Morgens, dem Sterbetage und der Sterbestunde der Königin Luise, verabreicht und auf Auswahl der würdigsten, glücklichen Paare große Sorgfalt verwendet.

Ein Werk von viel weiter greifender Bestimmung war die „Luisenstiftung“. Dieselbe wurde thatsächlich auf Königin Luisens eigenen Wunsch gegründet, den sie, wie oben erwähnt, dem Könige bei ihrer Rückkehr von St. Petersburg vorgelegt hatte. Die „Luisenstiftung“ sollte der Erziehung von Töchtern im Kriege gebliebener Offiziere gewidmet sein, sodaß die in beschränkten Verhältnissen Befindlichen alle Vorteile unentgeltlich empfingen.

Die Stiftung stand unter dem Protektorate der Prinzessin Wilhelm; sie stellte der König auch an die Spitze des von ihm gegründeten Luisenordens. In der Aufnahme der Pflichten, von welchen Königin Luise hinweggerufen worden war, fand sie auch für sich selbst

Trost und Befriedigung.. Der Prinzessin tiefe Liebe zu der Hingeschiedenen findet in folgender Stelle eines ihrer Briefe an den Freiherrn vom Stein bezeichnend einfachen Ausdruck: „In einem Briefe läßt es sich nicht Alles so auseinandersetzen, aber mündlich würde ich es Ihnen so gern sagen, wie alle Annehmlichkeit des Lebens für mich dahin ist mit ihr! Sie war so unaussprechlich gut und schwesterlich mitfühlend gegen mich, sodaß ich jeden Augenblick und bei jedem Ereigniß sie ach! mit ewigem Kummer vermisse. Wie bereue ich jedes Wort, was ich gegen sie kann gesagt haben, seitdem mir klar geworden ist, daß, wenn ich es that, es gewiß nur der Neid war, der aus mir sprach, weil sie so viel besser war als ich! Der König ist in seinem Kummer aller Verehrung würdig, er zeigt so viel christliche Ergebung und Geduld, ist so gütig gegen mich, daß ich ihn kaum ohne Thränen ansehen kann."

König Friedrich Wilhelm starb am 7. Juni 1840 nach 43jähriger Regierung. Eine lange und glorreiche Regierung, wenn auch in dem Zeitraume von Jena bis Waterloo finstere Wetterwolken sie trübten! Es war auch eine ereignisreiche und glückliche Regierung, denn ungeachtet des Mißgeschicks, mit dem er zu kämpfen hatte, war dem Könige die Genugthuung vergönnt, das Land ausgedehnter, mächtiger und reicher, als es je gewesen, zu hinterlassen. Dieser Monarch war nicht nur der König seines Volkes, sondern mehr als irgend ein anderer Herrscher, ein echter deutscher König. Die Berliner hielten mit ihrem Urteile über ihn nicht zurück, weil sie ihn als König sowohl wie als Vater, der für seine Unterthanen wirkliches Mitgefühl zeigte, liebten und achteten.

Durch alle seit seiner Thronbesteigung erlebten Wechselfälle hindurch hatte Friedrich Wilhelm stets den sehnlichen Wunsch gehegt, dem Gedächtnis Friedrichs des Großen ein Denkmal zu errichten. Geldmangel, Krieg und andere Verhältnisse hatten die Erfüllung dieses Wunsches verzögert und so wurde der Grundstein erst dann gelegt, als der König zu schwach war, um der Feier beizuwohnen. Er wurde an ein Seitenfenster seines Palastes (des jetzigen Kronprinzenpalastes) verbracht, das die Aussicht auf die Straße Unter den Linden beherrscht, von wo aus er der feierlichen Handlung etliche Tage, ehe sich sein Auge im Tode schloß, zusah, denn die Grundsteinlegung fand am 1. Juni statt.

An jenem traurigen Pfingstsonntage, an dem der König, von seiner ganzen Familie umgeben, im Sterben lag, drängte sich eine

bang besorgte Menge an den Eingängen des Palastes, um Erkundigung einzuholen. Der betagte Monarch, der sein 70. Lebensjahr erreicht hatte, war mit den Herzen seines Volkes aufs Innigste verknüpft. Das Hinscheiden desselben erschien ihnen geradezu unerträglich. Er schlummerte sanft ein, und seine sterbliche Hülle wurde nach Charlottenburg übergeführt und an Königin Luisens Seite beigesetzt. Das Mausoleum wurde erweitert und ein zweites Grabmal errichtet, auf dem eine andere liegende Gestalt, ebenfalls ein Werk Rauchs, ruht. Durch blaues Glas eingelassenes Oberlicht wirft auf den reinen, weißen Marmor einen milden Schein. Die Ähnlichkeit der Marmorbilder ist treffend, und wunderbar ist der Ausdruck vollkommener Ruhe erreicht, besonders im Angesicht und in der Stellung des Königs. Der Bildhauer arbeitete aus dem Herzen sowohl als mit Hand und Kopf, und diese Ehrengrabmäler sind Friedrich Wilhelms III. und Königin Luisens würdig. Das ganze Mausoleum erscheint in der That als ein Denkmal, das von dem künstlerischen Geiste, reinen Geschmacke und hohen religiösen Gefühle Friedrich Wilhelms IV. Zeugnis ablegt; er veredelte und vervollständigte, was sein Vater begonnen hatte, machte das Denkmal so schön, wie es jetzt ist und weihte es mit manchem Bibelspruche. Nach welcher Seite man sich auch wenden mag, überall ziehen eine herrliche Verheißung oder ein paar ergreifende Worte, welche uns des unauflöslichen Zusammenhangs zwischen diesem vergänglichen Leben und dem ewigen Leben versichern, das Auge an.

Der Name Friedrich Wilhelms IV. erscheint nirgends an diesem dem Andenken seiner Eltern gewidmeten Gebäude. Viele Besucher wandeln deshalb zwischen den Marmorplatten, welche den kleinen, von den Überresten des guten Königs und der guten Königin eingenommenen, Raum bedecken, dahin, ohne zu wissen, daß das Herz ihres ältesten Sohnes unter dem engen Pfade liegt. Es ruht zu den Füßen seiner Eltern, in einer Hülle aus Granit der Mark Brandenburg geborgen, und dort der Verfügung seines letzten Willens gemäß bestattet.

Nichts kann schöner sein als dieses Mausoleum zu Charlottenburg an einem freundlichen Frühlingstage. Königin Luise liebte diese Jahreszeit, weil sie mit ihrer fröhlichen Gemütsanlage übereinstimmte. Sie scheint ihrem Gemahle, ihrem Vaterlande, allen die sie im Leben kannten oder die ihren Lebenslauf durch diese Welt des Leidens verfolgen, geschenkt gewesen zu sein, wie die frischen sich entfaltenden Blätter zur Mischung mit den dunklen Fichtenzweigen gespendet werden. Im Mai, wenn die Roßkastanien zur Blüte aufspringen, wenn die

Nachtigall ihre langgezogenen, hellen Töne erschallen läßt, steht die runde Gartenanlage vor dem Gebäude im schönsten Schmuck und süßen Duft, und der sich darum windende Pfad ist von Vergißmeinnicht, blau wie der Himmel darüber, besäumt. Alles dort atmet Friede und Glück, denn Tod ist Glückseligkeit, Ruhe dem Leibe und dem Geiste, Freiheit und ein Vorgeschmack der ewigen Herrlichkeit.

So sollte weder Luise noch Friedrich Wilhelm Deutschlands Größe und Herrlichkeit erleben. Erst in unseren Tagen war es dem Sohne der großen Königin, dem Heldenkaiser Wilhelm, von der Vorsehung vergönnt, die so lange von ihm und dem deutschen Volke vergebens gehegten Wünsche und Hoffnungen zu erfüllen. Aber die Wurzeln der neuen Zeit, in der so Gewaltiges und Großes geschah, sind sicherlich in der alten aufzusuchen, denn jene Frau, die man in schwerer, drangvoller Zeit den „Genius Preußens" nannte, die seitdem das weibliche Ideal für Deutschland, ja für die ganze Welt und für alle Zeiten geworden ist, — sie hat auch den Glauben an eine große, herrliche Zukunft geweckt, und in ihr, der Mutter und Königin, wurzelt zum guten Teil die Auferstehung des deutschen Kaiserhauses, die Wiedergeburt des Vaterlandes.

Anmerkungen.

1) S. 2: Marie François Arouet Le Jeune war der eigentliche Name Voltaires.

2) S. 4: Voltaire, von David Friedrich Strauß, Leipzig 1870.

3) S. 4: „Kein Mensch seit den Tagen der Apostel hat unabsichtlich soviel für die Begründung und Verbreitung der christlichen Religion gethan, wie Voltaire selbst.“ Vergl. Sir A. Alison.

4) S. 4: Bei Voltaire völlig nachgewiesen von John Morley.

5) S. 5: Nach der Schilderung in Sir Walter Scotts Leben Napoleon Bonapartes, erschienen 1847.

6) S. 10: Der Brief war an ihren Bruder Ferdinand gerichtet.

7) S. 11: Dies erinnert an eine der berühmtesten englischen Erzählungen, welche ein Wandgemälde im Hause der Lords darstellt: „Prinz Heinrich und der Richter Gascoigne.“

8) S. 13: Denkwürdigkeiten des preußischen Hofes, von Dr. Eduard Vehse, S. 276, 77.

9) S. 16: Gneisenaus Vorfahren lebten in der Stadt Ulm; sie waren von hoher Geburt, aber seines Vaters Heirat war der Familie so nachteilig, daß sie fortan mit dem Sohne und den Seinigen völlig brach.

10) S. 16: „Religiöses Leben in Deutschland während der Freiheitskriege“ von Wilhelm Baur; Bd. I, S. 64 u. 65.

11) S. 17: Ernst Moritz Arndt, von Langenberg, Bonn 1869.

12) S. 26: „Die vier George“ — Cornhill Magazine, September 1860.

13) S. 28: Lebensbeschreibungen der Königinnen von England aus dem Hause Hannover, von Dr. Doran. Bentley 1855.

14) S. 29: Vergl. Walpoles Briefe.

15) S. 33: „Schmerzliche, tröstende Erinnerungen an den 19. Juli 1810“ — ein dem Bruder der Königin Luise gewidmetes Gedicht.

16) S. 36: Der Prinz erhielt die Namen Karl Friedrich August. Er trat 1798 ins preußische Heer ein und nahm Teil an der unglücklichen Schlacht bei Auerstädt. In glücklicheren Tagen focht er unter Blücher und zeichnete sich bei Lützen, Bautzen und Leipzig aus.

17) S. 37: Seit Königin Luisens Zeit ist ein neuer Stadtteil im Süden und Westen von Darmstadt entstanden.

18) S. 39: An einem der letzten Sonntage von 1871 war der Glockenturm des Schlosses mit Fahnen und Immergrünkränzen geschmückt; denn an diesem Tage feierte er sein vollendetes zweites Jahrhundert.

19) S. 45: „Religiöses Leben in Deutschland während der Freiheitskriege" von Wilhelm Baur.

20) S. 51: Im übrigen lebten Prinz und Prinzessin Alexander von Turn und Taxis in Regensburg.

21) S. 53: Ausführliches hierüber siehe in der Vorrede zum Leben Napoleon Bonapartes von Sir Walter Scott.

22) S. 57: Vergl. Schriften der Weimarer Goethegesellschaft, Bd. I.

23) S. 58: Vollständiger findet sich dieser Brief in „Briefwechsel von Frau Rath Goethe" von Robert Keil, Leipzig 1871.

24) S. 67: Vergl. Sir Walter Scott a. a. O.

25) S. 72: Vergl. Adami S. 22.

26) S. 73: Vergl. Varnhagen von Ense.

27) S. 75: Vergl. „Die 15 entscheidenden Schlachten der Weltgeschichte", von Creasy, M. A. S. 501.

28) S. 75: Vergl. Sir Walter Scott a. a. O.

29) S. 76: Kellermann, der französische General, würdigte die Bedeutung des von ihm erfochtenen Sieges völlig, denn als 1802 Napoleon ihn zum militärischen Pair erhob, nahm er seinen Titel von diesem Schlachtfelde an und wurde Herzog von Valmy.

30) S. 76: Vergl. „Campagne in Frankreich 1792."

31) S. 78: Vergl. Longfellows Hyperion.

32) S. 79: Vergl. Frau von Berg „Unverwelkliche Herzblätter aus dem Leben der königlichen Dulderin".

33) S. 80: Dieses schöne, vom König von Preußen errichtete Denkmal besteht aus Felsmassen, auf welchen das Granitgrabmal errichtet ist. Dasselbe ist überragt von einem Helm, Schwert und Widderkopf, der den von den tapferen Hessen gemachten ungestümen Angriff versinnbildlicht.

34) S. 83: Die in der ersten Auflage des englischen Werkes erzählte Geschichte vom kleinen Prinzen und dem Balle wurde weggelassen, denn König Friedrich Wilhelm III. versicherte oft, daß dieselbe nicht auf einer Thatsache beruhe; da sie aber lange eine Lieblingsanekdote des Publikums war, so mag man sie hingehen lassen.

35) S. 87: Auf jenem Piedestal befanden sich vier allegorische Figuren, welche die Gerechtigkeit, die Klugheit, den Mut und den Frieden darstellten. Eines Tages erschien nun das folgende Spottgedicht auf dem prächtigen Monumente:

„Grande statue, haut piédestal,
Les vertus sont à pied, le vice est à cheval."
(Große Statue, hohes Fußgestell,
Die Tugenden sind zu Fuß, das Laster ist zu Pferde.)

36) S. 87: Vergl. das jüngst veröffentlichte Werk: „Leben und Abenteuer des Grafen Beugnot, Staatsministers unter Napoleon I."

37) S. 89: Vergl. Longfellows Hyperion.

38) S. 94: Vergl. „Gallerie berühmter und merkwürdiger Frankfurter" von Dr. Eduard Heyden.

39) S. 103: Das Viergespann der Gruppe war im Jahre 1789 in Gyps ausgestellt und die Siegesgöttin auf ihrem Wagen stehend im Jahre 1794 zur Schau gestellt worden.

40) S. 107: Vergl. „Luisens und Friederikens, Kronprinzessin und Gemahlin des Prinzen Ludwig von Preußen Ankunft und Vermählung in Berlin, December 1793.“ Berlin 1794.

41) S. 114: Vergl. Journal des Luxus und der Moden, Januar und Februar 1794, Weimar.

42) S. 114: Vergl. „Luisens und Friederikens, Kronprinzessin und Gemahlin des Prinzen Ludwig von Preußen Ankunft und Vermählung in Berlin, Dez. 1793. Berlin 1794.

43) S. 115: Siehe: „Bertha, unsere erste christliche Königin und ihre Zeit.“ Herausg. von William Tegg, London, Kap. V, S. 144.

44) S. 123: Vergl. „Neunundsechzig Jahre am preußischen Hofe.“ S. 160.

45) S. 125: „Elle versa bien des larmes, mais ce furent celles de son salut. Elle l'a dit, elle l'a répété, mille et mille fois plus tard.“ Wörtlich der Handschrift entnommen.

46) S. 137: Vergl. Adami, Luise, Königin von Preußen. S. 70.

47) S. 142: Vergl. „Charakteristische Züge und häusliches Leben Friedrich Wilhelms III., Königs von Preußen.“

48) S. 147: Dieser Bericht über Heinrich Karl Friedrich vom Stein ist dem Werke „Religiöses Leben in Deutschland während der Freiheitskriege von Wilhelm Baur“ entnommen.

49) S. 150: Aus dem Nachlaß der Frau R. Trench, herausgegeben von ihrem Sohne, dem Dechant von Westminster. London 1862 bei Parker & Sohn.

50) S. 152: Vergl. das Tagebuch des Sir George Jackson, Bd. I, S. 119, bei Bentley, London.

51) S. 153: Königin Luise hat niemals das Sinnbild gesehen, welches sich heute bedeutsam über dem Haupte der Siegesgöttin erhebt.

52) S. 158: Vergl. Adami, Luise, Königin von Preußen, S. 91.

53) S. 167: Vergl. L. v. R., Hardenberg und die Geschichte des preußischen Staates von 1793—1813. Leipzig 1880. Bd. II, S. 18.

54) S. 171: Vergl. Bischof Eylert, Charakter-Züge u. s. w. S. 59—62.

55) S. 179: Vergl. auch Adami, S. 67.

56) S. 186: Vergl. Denkwürdigkeiten des preußischen Hofes von Dr. Eduard Vehse.

57) S. 187: Vergl. Adami, S. 80—82.

58) S. 190: Vergl. „Das Leben des Ober-Präsidenten Freiherrn von Vincke.“ Aus seinen Tagebüchern bearbeitet von E. von Bodelschwingh. Berlin 1853, Bd. I, S. 110.

59) S. 192: Vergl. Briefwechsel von Frau Rat Goethe, von Robert Keil, Leipzig 1871, S. 336—37.

60) S. 192: Vergl. auch Adami, S. 108.

61) S. 196: Vergl. Schorers Familienblatt 1887—88, Heft 1.

62) S. 204: Vergl. Sir Archibald Alisons Geschichte von Europa, 9. Aufl. Bd. IV, S. 217, 218.

63) S. 205: Vergl. Denkwürdigkeiten des preußischen Hofes von Dr. Eduard Vehse.

64) S. 208: In kürzerer Fassung nach Sir A. Alisons Geschichte Europas, 9. Aufl. Bd. IV, S. 312—13.

65) S. 215: Vergl. Eylert, Charakter-Züge u. s. w.

66) S. 218: Vergl. Ein Abenteurerleben, von Oberst Corvin.

67) S. 222: Vergl. Adami, S. 109.

68) S. 229: Vergl. „Denkschrift über Luise, Königin von Preußen," von Mrs. Richardson, S. 90—91, Bentley 1848.

69) S. 230: Vergl. Alisons Geschichte Europas, 9. Aufl. Bd. V, S. 126.

70) S. 245: Vergl. Eylert, Charakterzüge u. s. w.

71) S. 251: Abgekürzt aus Alisons Geschichte Europas, 9. Aufl. Bd. V, S. 189—252.

72) S. 258: Vergl. Denkwürdigkeiten Luisens, Königin von Preußen, von Mrs. Richardson.

73) S. 263: Vergl. Memoires du Prince de Talleyrand. Périgord. Paris 1839.

74) S. 264: Vergl. Luise, eine deutsche Königin, von Ludwig Brunier. Bremen 1871.

75) S. 265: Vergl. Kurfürstinnen und Königinnen auf dem Throne der Hohenzollern, von Ernst Daniel Martin Kirchner.

76) S. 267: Vergl. Alisons Geschichte Europas, 9. Aufl. Bd. V, S. 313, 314 und 339.

77) S. 269: Vergl. Tagebücher und Briefe Sir G. Jacksons, Bentley, London 1872.

78) S. 271: Vergl. Adami, S. 113—115.

79) S. 272: Vergl. Frau Rat, Briefwechsel von K. E. Goethe, S. 358 u. 350. Von Robert Keil 1871.

80) S. 283: Vergl. Tagebücher und Briefe Sir G. Jacksons, Bd. I, S. 379.

81) S. 287: Vergl. Religiöses Leben in Deutschland von W. Baur.

82) S. 290: Die Mitglieder des Rheinbundes waren: Der Kaiser der Franzosen, die Könige von Bayern und Württemberg, der Erzbischof von Regensburg, der Kurfürst von Baden, der Großherzog von Berg, der Landgraf von Hessen-Darmstadt, die Fürsten von Nassau-Weilburg, Nassau-Usingen, Hohenzollern-Hechingen und Sigmaringen, Salm-Salm und Salm-Kerburg, Isenburg, Birchstein, Fürst Lichtenstein-Darnberg und Graf de la Leyen. Der Erzherzog Ferdinand, Großherzog von Würzburg, trat dem Bunde später noch bei.

83) S. 295: Vergl. „Die Königin Luise in Pommern," von Dr. C. Blasendorff. Stettin 1879, S. 36 und auch Adami, S. 143—146.

84) S. 297: In der Capelle zu Charlottenburg ist dem Andenken des Prinzen Ferdinand ein einfaches Denkmal errichtet, welches als das des Bruders des Kaisers Wilhelm bezeichnet ist.

85) S. 300: Aus Hennings Lebensbeschreibung der Königin von Preußen.

86) S. 308: Vergl. Alison, 4. Aufl., Bd. V, S. 782—87.

87) S. 314: Im Jahre 1811 wurden die Überreste des heldenmütigen Prinzen n den Berliner Dom übergeführt.

88) S. 316: Vergl. Briefe der Prinzessin von Oranien und Briefe und Tagebücher Sir G. Jacksons, Bd. II, S. 23 - 26.

89) S. 321: Vergl. Denkwürdigkeiten Luisens, Königin von Preußen, von Mrs. Richardson; Memoiren des Grafen Ségur; Oberst Corvin, Ein Abenteurerleben; La reine Louise de Prusse, par A. Cochin, Revue des deux mondes, Tome 91, 1571.

90) S. 330: Nach einer Überlieferung schrieb Königin Luise diese Zeilen mit einem Diamante auf das Fenster des kleinen Zimmers, das sie bewohnte. Aber

alle ihre Biographen erwähnen, daß sie das Citat in ein Album oder ein Tagebuch eintrug.

91) S. 340: Vergl. Luise, eine deutsche Königin, von Ludwig Brunier, Bremen 1871.

92) S. 352: Der Brief findet sich vollständiger in Baurs „Religiösem Leben Deutschlands".

93) S. 361: Vergl. Histoire du Consulat et de l'Empire par A. Thiers.

94) S. 369: Vergl. Sophie Schwerin. Ein Lebensbild aus ihren eigenen hinterlassenen Papieren, zusammengestellt von ihrer jüngeren Schwester A. v. R. o. O. u. J. 1868.

95) S. 370: Vergl. Denkschrift über Königin Luise, von W. Hennings, Gotha 1826 und Eylert, Charakter-Züge, Bd. II.

96) S. 374: Siehe Lanfreys Geschichte Napoleons, 3. Aufl. Paris 1870.

97) S. 378: Siehe Histoire du Consulat et de l'Empire, Tome VII, p. 530.

Druck von W. Hartmann in Leipzig-Reudnitz.